This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

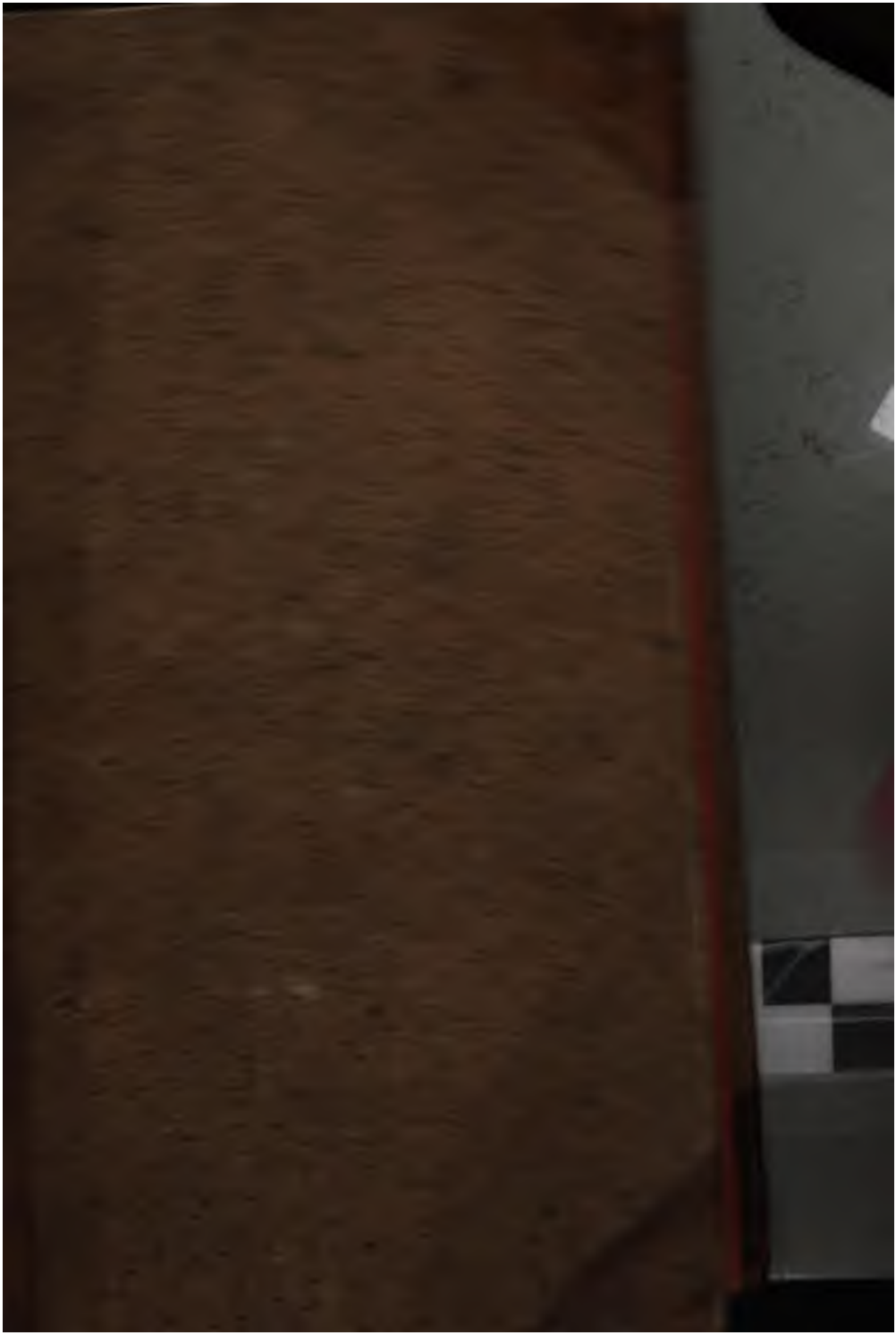
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



IV, 310.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES

AE 27
K8
v.67
~~Locked~~
Stack

der Andere uneingeschränkte Freyheit der Weiden. Dazu kommt, daß durch Vervielfältigung der Heerde, ohne dabey große Hände-Arbeit anzuwenden, der Hirt von dem Schöpfer begünstigter zu seyn scheint, als der Ackermann, dessen mühsame Pflanzungen oft von der Veränderlichkeit der Witterung leiden. Feindschaften sind dann unvermeidlich. Der ältesten Geschichte zu Folge endigte sich die erste mit dem Bruder-Morde Kains, hatte aber die wichtige Folge der weitern Verbreitung der Menschen auf der Erde. Um die Früchte der Baum-Pflanzungen zu genießen, verweilten mehrere Personen an einem Orte, so daß Dörfer und Flecken entstanden. Die Bedürfnisse der Wohnung, Sicherheit, bequemen Unterhaltes, Zeitvertreibes ꝛc. erzeugten bald mehrere Lebens-Arten, so daß die Menschen ihre Arbeiten und Producte gegen einander auszutauschen suchten. Dies legte den Grund zur Errichtung bürgerlicher Verfassungen. Eine nothwendige Folge davon mußte bürgerliche Ungleichheit werden, da der Werth der Producte zur Befriedigung der Bedürfnisse, Bequemlichkeit und des Wohllebens in einem entgegengesetzten Verhältnisse zur Entbehrlichkeit bestimmt wurde.

Von der einfältigen Lebens-Art der Alten. Man lieset in einem der Alten, daß Aeskulap, dieser so berühmte Gott der Arzeney-Wissenschaft, sich einst zu Epidaurus in einen herumziehenden Theater-Arzt verkleidet habe, und zwar aus folgender Ursache. Da er seine Mitbürger, so oft sie krank wurden, durch seine göttliche Kunst gleich wieder heilte, so verließen sich endlich dieselben so sehr auf seine Hülfe, daß sie sehr unmäßig zu werden anfingen, und ihre Gesundheit gar nicht mehr in Acht nahmen. Aeskulap, des Tag und Nacht fortdauernden Ueberlaufes überdrüssig, suchte sich durch eine Erfindung, die sei-

ner würdig war, desselben zu entledigen. Die Götter der alten Fabel haben alle das Recht gehabt, sich in allen nur möglichen Gestalten zu zeigen. Aeskulap that es also auch. Er ward auf ein Mahl unsichtbar, und man glaubte durchgehends, daß er die Unter-Welt ganz verlassen hätte. Aber nach einigen Wochen erschien er als ein alter Mann, mit einem bis auf den Gürtel herab fließenden Barte und einem langen Rocke. Niemand kannte ihn; und ein Jeder glaubte, daß dieser alte Praktikus sich der Abwesenheit des Aeskulap's zu seinem Vortheil bedienen, sich als ein aus der Mode gekommener Arzt mit seinen Curen Geld verdienen, und auf die kurze Reise des Lebens noch einen guten Zehr-Pfennig schaffen wollte. Eine jugendlich frische Röthe glühete auf seinen Wangen, und eine ausserordentliche Munterkeit belebte alle seine Minen, Geberden, Reden und alle Bewegungen seines Körpers. Er ließ einige Wochen vorher seine Ankunft, als eines Greises von 150 Jahren, in der Stadt und umliegenden Gegend bekannt machen; kein Wunder demnach, daß, da er in das Thor kam, jedermann zulief, um diesen Phönix zu sehen. Der verlarvte Aeskulap, welcher sich dieser Neubegierde seiner Landsleute zu ihrem eigenen Besten bedienen wollte, bemühte sich, dieselbe auf eine gute Art zu unterhalten. Er gab dem Geschmacke des Volkes und der Gewohnheit des Marktes in so weit nach, daß er sich entschloß, auf einer Bühne öffentlich auszustehen. Ein Par ehrwürdige Matronen, deren die eine mit einem Maße und einer Wage die Mäßigkeit, und die andere mit ihren unaufhörlich geschäftigen Händen die Arbeitsamkeit vorstellte, standen ihm zur Seite und machten Pakete. Die Verschwendung mußte die Rolle des Pickelhärings auf dem Theater spielen. Fürwahr, eine seltsame Scene! Sie erfüllte den ganzen Markt-

Platz

Platz mit neugierigen Zuschauern; ja, das Volk drängte sich; und izt fieng der steinalte Doctor seine Rede zum Lobe der Gesundheit an. Man hörte ihm einige Augenblicke zu; allein, weil die Gläschen, die er austheilte, nur mit klarem Brunnen-Wasser angefüllt waren, und in dem Zettel, den er dazu gab, nur die Worte standen: Nichts als Brod mit Schweiß vermischt, und ohne Sorgen gegessen! so erhoben einige junge Griechen, die erst kürzlich von der Universität Athen zurück gekommen waren, nicht nur ein recht wildes Gelächter, sondern sie zischten auch den ehrwürdigen Greis öffentlich aus, und nicht ein einziges seiner Pakete war er weiter zu verkaufen im Stande. Noch einige Landleute blieben da, steckten die Köpfe zusammen, und stritten sich, ob nicht der alte Mann kindisch wäre. Dieser schlechte Ausgang der ganzen Komödie bewog den Aeskulap, wieder einzupacken. Doch redete er vorher noch die wenigen Zuhörer an: „Um eure Geduld, meine „Freunde! zu belohnen, will ich euch vor meinem Ab„zuge noch ein großes Geheimniß entdecken: „Es ist „besser, die Gesundheit wohlfeil zu erhalten, da man sie „schon hat, als sie theuer wieder zu kaufen, wenn sie „einmahl verloren ist.“ Die Bauern schüttelten die Köpfe, lachten überlaut, und nahmen diese Regel mit sich aus der Stadt auf das Dorf, und erzählten sie den andern Bauern in der Schenke. Diesen kam sie so vernünftig vor, daß man noch bis auf diese Stunde in den meisten Provinzen auf dem Lande weder Doctores noch Apotheker, wohl aber die Gesundheit häufig sieht.

Da die Gesundheit ein so unentbehrliches und wichtiges Gut ist, welches einen so unbeschreiblich großen Einfluß in unsere wahre Glückseligkeit hat, so sollte sie nach dem Willen des liebreichen Schöpfers auch ein allgemeines Gut, ein Eigenthum aller

Menſchen, ſeyn. Ich halte dieſe Folgerung für ſehr erheblich. Eben deswegen, weil der Reichthum, weil eine hohe Geburt, weil die Schönheit und einige andere Vorzüge von dieſer Art nicht allen nützlich ſind, und auch nicht von allen beſeſſen werden können, eben deswegen, ſage ich, entdeckt uns die Vernunft keine gewiſſe Kunſt, vermittelſt welcher alle und jede Menſchen, dieſe ſo ſehr geſchätzten Güter erlangen könnten. Was aber im Gegentheil die Erhaltung der Geſundheit betrifft, ſo behaupte ich, daß, weil die Vorſehung will, daß alle Menſchen dieſelbe beſitzen ſollen, ſie uns auch dazu ſo leichte und ſo wohlfeile Mittel müſſe angewieſen haben, daß ſich alle dieſes wichtige Kleinod der menſchlichen Glückſeligkeit verſchaffen können; und ich glaube, daß man dieſe Mittel am vernünftigſten aus denjenigen erſten Zeiten der Welt erlernen könne, wo man noch der Natur folgte, und worin man keine andere Arzeney-Wiſſenſchaft und Aerzte hatte, als die Arbeit, die Mäßigkeit, und die bey einer ſimplen und nichts weniger als verzärtelten Lebens-Art, ſo liebenswürdige Zufriedenheit. Ich werde, indem ich dieſe Anmerkung izt weiter ausführen will, meine Leſer bald in die Hütten der Patriarchen, und bald in die Palläſte, (wenn ich dieſe etwas beſſern Häuſer ſo nennen darf,) derjenigen Könige und Feldherren führen, welche uns der älteſte Schriftſteller nach der Bibel, der große Homer, ſo verehrungswürdig abbildet. Dann werden wir, wenn wir dieſe, über unſere verzärtelnde Künſteley ſo weit erhobene Einfalt kennen gelernt haben, einſehen, wie es möglich ſey, daß die Geſundheit in der Kindheit der Welt ein faſt allgemeines Gut bey allem Mangel der Aerzte geweſen ſey.

Es iſt unſtreitig, daß die Weichlichkeit, die Unmäßigkeit und die übrigen Ausſchweifungen der menſchlichen Leidenſchaften, welche unſere, nunmehr epidemiſchen

ischen Krankheiten, zum Unglück des menschlichen Geschlechts, geboren haben, Töchter des Ueberflusses und der weichlichen Faulheit sind; diese aber haben unstreitig keinen geringen, sondern einen sehr hohen Ursprung; sie stammen nicht aus den Hütten der Armen ab, sondern sie sind ganz gewiß in den Höfen und in den Palläſten der Reichen geboren worden. Der Glanz, welcher die Großen umgiebt, breitet sich auch über ihre Laster aus; und nie würde man die Schwelgerey und die verschiedenen Arten der Unmäßigkeit, ich will nicht sagen verführerisch, sondern nur erträglich, gefunden haben, wenn nicht die Niedrigern darin überhaupt etwas vorzügliches und eine gewisse Art der Ehre suchten, worin sie die Großen sich hervorthun sehen. Wenn man deswegen diese Laster, die ihre unselige Herrschaft über das menschliche Geschlecht allein der Nahrung zu zuschreiben haben, wieder um dieselbe bringen und sie verächtlich machen will, so muß man diese Laster nicht an den Niedrigen als schändlich vorstellen, sondern man muß vielmehr zeigen, daß ehemahls die reichsten und größten Männer, die wir noch wegen ihrer großen Tugenden und ruhmwürdigen Thaten bewundern, ihre wahre Ehre und Glückseligkeit in einer reinen Tugend, in einer vollkommen vernünftigen und der schönen Einfalt der Natur gemäßen Lebens-Art gesucht haben, und daß sie also weit über diese Thorheit erhaben gewesen sind, in der Stillung niedriger Lüste und in einer lasterhaften Unmäßigkeit eine Art der Ehre und des Vorzuges zu suchen.

Die Patriarchen, diese uns wegen ihrer reinen Tugend und besondern Vertraulichkeit mit Gott so verehrungswürdige Männer, waren sehr reiche Leute; nur muß man, um sich von ihrem Reichthume einen richtigen Begriff zu machen, bemerken, daß derselbe damahls auch bey Königen mehr in ansehnlichen

Län-

Ländereyen und zahlreichen Heerden von Vieh, als in einer Menge todter Schätze, bestanden habe. Ich werde weiter unten diese Anmerkung wiederhohlen. Wenn man also nach dem Maßstabe der alten Sitten und Gewohnheit die Größe eines Abraham's, eines Isaak's und Jakob's mißt, so kann man sie den Reichsten unter unserm Adel an die Seite stellen. Es ist unnöthig, daß ich die eigentliche Anzahl ihrer Heerden aus den verschiedenen Berechnungen des göttlichen Geschichtschreibers, oder aus der Größe der Ländereyen, die sie besessen haben, genau bestimme. Ein einziger Umstand läßt uns davon sicher genug urtheilen. Als Abraham den Loth aus den Händen der Könige, die ihn gefangen mit sich fortgeführt hatten, wieder erretten wollte, zog er mit 318 Knechten aus, die alle in seinem Hause waren geboren worden. Rechnet man die Weiber und Kinder derselben und die gekauften Sclaven dazu, so kann man die Anzahl der Personen, die er täglich in seiner Familie ernährte, wenigstens auf 800 setzen. Der einzige Erbe dieses großen Reichthumes, welchen in den ältesten Zeiten die Heerden und Sclaven ausmachten, war Isaak; und es ist kein Zweifel, daß dieses ansehnliche Vermögen, bey desselben weisen und ordentlichen Haushaltung, sich nicht noch sehr stark werde vermehrt haben. Doch, es ist nicht nöthig, daß ich diesen Punct noch weiter ausführe, oder daß ich aus den Braut-Geschenken, welche Abraham der Rebecca bey ihrer Verheurathung mit seinem einzigen Sohne gegeben hat, und aus einigen andern Umständen beweise, daß Abraham auch einen ansehnlichen Vorrath an Gold, Silber, und andern Kostbarkeiten, besessen habe. Es ist deutlich genug, daß dieser, wegen seiner Frömmigkeit, und wegen seiner edeln Gesinnung, die er besonders durch sein uneigennütziges Bezeigen gegen den etwas vortheilsüchtigen Loth bewies, so berühmte

Stamm-

Stammvater der Juden nebst seinen Söhnen ausserordentlich begütert, und, welches eine fast unzertrennliche Folge von einem solchen Vermögen ist, auch ein angesehener und vornehmer Mann gewesen seyn müsse. Wir wollen vielmehr izt die Lebens-Art dieser Reichen betrachten. Da ihr größter Reichthum in der Viehzucht bestand, so lebten sie auf dem Lande und in einer weit reinern und freyern Luft, als die wir in den, mit so vielen Ausdunstungen angefüllten Städten in uns ziehen. Die Patriarchen müssen dieses Leben für das gesundeste und unschuldigste gehalten haben, weil sie sich nicht in Städte begeben haben, obgleich dergleichen damahls schon verschiedene vorhanden waren; denn wenigstens hätten sie für ihre eigene Person diesen bequemern und sicherern Aufenthalt erwählen können. Die Umstände der Welt, und besonders in Europa, haben sich geändert, und es geht nicht an, daß izt sehr viele Menschen diese patriarchalische Lebens-Art führen können; unterdessen steht es doch noch den meisten Reichen frey, sich die Gelegenheit zu einem abwechselnden Aufenthalte auf dem Lande zu verschaffen, und ich zweifle nicht, daß die öftere Entfernung von den besetzten Tafeln der Städte, und die reinern und stillern Ergetzlichkeiten des alten patriarchalischen Lebens ihnen bald die Brunnen- und andere beschwerliche Curen eben so entbehrlich machen würden, als es sie es diesen würdigen Mustern, die ich ihnen zur Nachahmung empfehle, waren. Was uns betrifft, die wir keine Land-Güter haben, so können wir wenigstens durch öftere Spaziergänge, am allermeisten aber durch die, auch in den Städten zu beobachtende ländliche und unschuldige Lebens-Art, eine Art des Freybrieses wider die gewöhnlichsten Krankheiten erkaufen; denn wenn wir auch von dem Orte des Aufenthaltes, den jene tugendhafte Männer sich erwählt hatten, abgehen, so können

nen

Menschen, seyn. Ich halte diese Folgerung für sehr erheblich. Eben deswegen, weil der Reichthum, weil eine hohe Geburt, weil die Schönheit und einige andere Vorzüge von dieser Art nicht allen nützlich sind, und auch nicht von allen besessen werden können, eben deswegen, sage ich, entdeckt uns die Vernunft keine gewisse Kunst, vermittelst welcher alle und jede Menschen, diese so sehr geschätzten Güter erlangen könnten. Was aber im Gegentheil die Erhaltung der Gesundheit betrifft, so behaupte ich, daß, weil die Vorsehung will, daß alle Menschen dieselbe besitzen sollen, sie uns auch dazu so leichte und so wohlfeile Mittel müsse angewiesen haben, daß sich alle dieses wichtige Kleinod der menschlichen Glückseligkeit verschaffen können; und ich glaube, daß man diese Mittel am vernünftigsten aus denjenigen ersten Zeiten der Welt erlernen könne, wo man noch der Natur folgte, und worin man keine andere Arzeney-Wissenschaft und Aerzte hatte, als die Arbeit, die Mäßigkeit, und die bey einer simplen und nichts weniger als verzärtelten Lebens-Art, so liebenswürdige Zufriedenheit. Ich werde, indem ich diese Anmerkung izt weiter ausführen will, meine Leser bald in die Hütten der Patriarchen, und bald in die Palläste, (wenn ich diese etwas bessern Häuser so nennen darf,) derjenigen Könige und Feldherren führen, welche uns der älteste Schriftsteller nach der Bibel, der große Homer, so verehrungswürdig abbildet. Dann werden wir, wenn wir diese, über unsere verzärtelnde Künsteley so weit erhobene Einfalt kennen gelernt haben, einsehen, wie es möglich sey, daß die Gesundheit in der Kindheit der Welt ein fast allgemeines Gut bey allem Mangel der Aerzte gewesen sey.

Es ist unstreitig, daß die Weichlichkeit, die Unmäßigkeit und die übrigen Ausschweifungen der menschlichen Leidenschaften, welche unsere, nunmehr epidemischen

empfängt sie daher mit der tiefsten Ehrerbiethung, und von dieser und der lebhaftesten Freude durchdrungen, veranstaltete er ein ausserordentliches Fest; er bereitet, wie der heilige Geschichtschreiber sich ausdrückt, (und zwar vermuthlich, um das Ungewöhnliche einer solchen herrlichen Mahlzeit anzuzeigen,) ein groſses Mahl. Worin bestand aber dieser groſse Aufwand in diesen Zeiten der ländlichen Unschuld und Mäſsigkeit? „Eile," sprach er voller Freude zu seiner lieben Sara: „und menge drey Maſs Semmelmehl, knete und backe „Kuchen." (Also muſste diese reiche Frau sich selbst mit der Zurichtung beschäftigen.) „Er aber," (nicht ein Knecht,) „er selber lief zu den Rindern, und hohlte „ein zart gut Kalb, und gabs dem Knaben, der eilete „und bereitete es zu. Und Abraham trug auf Butter „und Milch, und von dem Kalbe, das er zubereitet hatte, seſste er ihnen vor, trat vor sie unter dem „Baum, und sie aſsen." Und dieses war, ich wiederhohle es noch ein Mahl, ein ausserordentliches Festin. Hier sehen wir auf dem Tische nichts anders, als solche Speisen, welche der Acker und die Heerde gaben, und wir sehen auch von diesen nur wenige Arten. Hier herrscht kein ungesunder und ungereimter Ueberfluſs; die Speisen sind vollkommen wohl ausgesucht, um den Appetit ermüdeter Reisenden zu vergnügen. Das, was unserm verwöhnten Geschmacke nach, bey diesen mäſsigen Mahlzeiten noch fehlte, ersetzen hier die heiligen Unterredungen, und die gänzliche Verbannung des uns eben so beschwerlichen als gewöhnlichen Ceremoniels. Den Mangel des Zuckers und anderer Gewürze, die wir, um unsern Appetit zu reizen, aus den entferntesten Welt-Theilen kommen lassen, ersetzte man in diesen Tägen der Mäſsigkeit durch Honig; und ich darf wohl nicht hier erst erinnern, daſs wir, wenn das Honig über das Meer zu uns gebracht werden müſste, dasselbe wegen seiner nährenden, lösenden

Ländereyen und zahlreichen Heerden von Vieh, als in einer Menge todter Schätze, bestanden habe. Ich werde weiter unten diese Anmerkung wiederhohlen. Wenn man also nach dem Maßstabe der alten Sitten und Gewohnheit die Größe eines Abraham's, eines Isaak's und Jakob's mißt, so kann man sie den Reichsten unter unserm Adel an die Seite stellen. Es ist unnöthig, daß ich die eigentliche Anzahl ihrer Heerden aus den verschiedenen Berechnungen des göttlichen Geschichtschreibers, oder aus der Größe der Ländereyen, die sie besessen haben, genau bestimme. Ein einziger Umstand läßt uns davon sicher genug urtheilen. Als Abraham den Loth aus den Händen der Könige, die ihn gefangen mit sich fortgeführt hatten, wieder erretten wollte, zog er mit 318 Knechten aus, die alle in seinem Hause waren geboren worden. Rechnet man die Weiber und Kinder derselben und die gekauften Sclaven dazu, so kann man die Anzahl der Personen, die er täglich in seiner Familie ernährte, wenigstens auf 800 setzen. Der einzige Erbe dieses großen Reichthumes, welchen in den ältesten Zeiten die Heerden und Sclaven ausmachten, war Isaak; und es ist kein Zweifel, daß dieses ansehnliche Vermögen, bey desselben weisen und ordentlichen Haushaltung, sich nicht noch sehr stark werde vermehrt haben. Doch, es ist nicht nöthig, daß ich diesen Punct noch weiter ausführe, oder daß ich aus den Braut-Geschenken, welche Abraham der Rebecca bey ihrer Verheurathung mit seinem einzigen Sohne gegeben hat, und aus einigen andern Umständen beweise, daß Abraham auch einen ansehnlichen Vorrath an Gold, Silber, und andern Kostbarkeiten, besessen habe. Es ist deutlich genug, daß dieser, wegen seiner Frömmigkeit, und wegen seiner edeln Gesinnung, die er besonders durch sein uneigennütziges Bezeigen gegen den etwas vortheilsüchtigen Loth bewies, so berühmte

Stamm-

hat, eingerichtet ist. Ich kann also zum voraus setzen, daß die heilige Geschichte uns sehr sorgfältig von allen Umständen des Privat-Lebens der Erzväter unterrichte, um uns in diesen liebenswürdigen Gemählden von der unschuldigen Kindheit der Welt das Bild der Einfalt und der weisen Mäßigkeit vor Augen zu stellen. Und kann ich dieses mit Recht zum voraus setzen, so habe ich auch schon halb erwiesen, daß die Patriarchen den Wein entweder ganz und gar nicht, oder doch sehr mäßig, gebraucht haben müssen; wenigstens wird in der Patriarchen-Geschichte nur dieses als etwas Besonderes angemerkt: erstlich: daß Melchisedek dem siegenden Abraham, der mit diesem Priester mitten unter den Heiden nur Einen Gott anbetete, Wein und Brod entgegen getragen; und zweytens, daß Jakob seinem entkräfteten alten Vater etwas Wein zu seinem Wildpret vorgesetzt habe. Sehen wir hier nicht den rechten, und den Absichten der Natur vollkommen gemäßen Gebrauch von dem Safte der Trauben? Er wurde zur Erquickung nach einer großen Erschöpfung der Kräfte und zur Erweckung der Lebens-Geister bey Greisen gebraucht. Wenn im Gegentheil Abraham wirklich Wein in Mamre gehabt hätte, so ist kein Zweifel, daß, da er seine hohen Gäste ausserordentlich bewirthen und ehren wollte, er unter den Speisen, die uns so genau beschrieben werden, Wein aufgetragen hätte. Aber, ich habe noch einen andern Grund. Wenn der Wein in den Hütten der Erzväter gewöhnlicher gewesen wäre, als er es gewiß nicht war, so würden wir vielleicht, wenigstens von Jakob's ungerathenen Söhnen, so was von einer schlimmen Wirkung eines starken Getränkes lesen, wie vom Noah oder Loth. Allein, wir finden nirgends eine Spur von der, heutigen Tages so gewöhnlichen Trunkenheit, ungeachtet die heilige Geschichte, wider die Gewohnheit der weltlichen Geschichtschreiber, die Fehltritte und Sünden, auch selbst der Heiligen, nicht verschweiget, sondern sie zu unserer Warnung aufrichtig anzeigt; abermahl zu einem deutlichen Beweise, daß sie ein von Gott zum Unterricht aller Menschen eingegebenes Buch sey. Ich habe mich aber bey diesem Umstande vom Weintrinken, um deswillen etwas weitläuftiger aufgehalten, weil es unstreitig ist, daß der immer mehr und mehr überhand nehmende Mißbrauch desselben eine Haupt-Ursache von

den vielen, besonders hitzigen Krankheiten sey, die unter uns herrschen, und die nunmehr von den Aeltern natürlicher Weise auf die Kinder fortgeerbet werden, und weil uns auf der andern Seite die Lebens-Art der Patriarchen um so viel mehr in der Haupt-Sache zur Regel dienen kann, da wir wissen, daß sie bey ihrer Diät sehr gesund geblieben sind, und eben deswegen auch ein sehr hohes Alter, wie im LXVI Th., S. 714, fgg. erwähnt worden ist, erreicht haben.

Ich kann aber die hier von dem Schaden des heut zu Tage allzu gewöhnlichen Gebrauches hitziger Getränke gemachte Anmerkung, die einen so offenbaren Einfluß in die Verlängerung unsers Lebens hat, noch mit andern historischen Beweisen darthun, um den Haupt-Satz zu befestigen, welchen ich in dieser ganzen Abhandlung zum Grunde lege, nähmlich: daß, je mehr wir uns der Natur und der alten ungekünstelten Lebens-Art wieder nähern würden, desto besser würden wir auch für die Erhaltung unserer Gesundheit und eines langen Lebens sorgen. Und ich glaube, daß dieses eine der vortheilhaftesten Arten des Gebrauches der alten Schriftsteller mit sey, wenn man solche gemeinnützige Regeln aus denselben herleitet. Es ist nähmlich von denen, welche die Geschicht-Bücher mit einer durch die Liebe gegen das menschliche Geschlecht erweckten Aufmerksamkeit lesen, schon längst die wichtige Anmerkung gemacht worden, daß die Beyspiele von sehr alten Leuten in der Maße unter einem Volke abnehmen, in welcher unter demselben die Handlung, und die Säuglinge derselben, ich meine die schönen Künste, zunehmen. Die Ursache von dieser schlimmen Wirkung ist leichter zu entdecken, als von dem wachsenden Flor eines Landes abzusondern. Die Handlung führt den Begierden und unordentlichen Neigungen des menschlichen Herzens aus den entfernten Welt-Theilen die Nahrung zu, und der Ueberfluß gebiert die Schwelgerey. Unterdessen bleibt die Natur der Einwohner eben dieselbe; sie wird darum nicht stärker, weil sie nun mit gefährlichern Feinden, als in den vorigen mäßigen Zeiten, zu kämpfen hat. Also ist dieser traurige Erfolg unvermeidlich; sie muß zulezt nach so vielen wiederhohlten Bestürmungen unterliegen; und was noch das Schlimmste ist, die Körper der Einwohner werden von Geschlecht zu Geschlecht

immer

deren unschuldvolles Land-Leben ich hier vornehmlich beschreibe, sondern nicht einmahl, wie ich unten zeigen werde, der Wilden in Amerika. Wir halten Lobreden auf diese der Natur so gemäße und der Würde eines vernünftigen Geschöpfes so anständige Lebens-Ordnung; wir hören wenigstens diese moralischen Lobreden mit Beyfall an, aber wir überlassen jenenallein die Ehre, diese große europäische Weisheit auszuüben.

Der Tisch der Patriarchen war ungefähr so, wie Adam's, wie eines Methusalem besetzt. Man beschäftigte sich nicht viel mit der Sorge, den Hunger durch künstliche Zurichtungen zu stillen; man glaubte, daß die Natur bereits dafür gesorget hätte. Man begnügte sich dagegen damit, daß man sich durch die Arbeitsamkeit ihrer mütterlichen Sorgfalt und Freygebigkeit würdig machte. Man glaubte, (und dieses unstreitig durch eine Tradition, die sich noch von der unschuldigen Kindheit der ersten Welt herschrieb), daß man nur äße, um den Hunger zu stillen, und die verlornen Kräfte zur Fortsetzung seiner täglichen Arbeiten wieder zu erlangen. Das Frauenzimmer hatte, da es die Stelle verschiedener Handwerker in den Bedürfnissen des Hauses, und vornehmlich der Kleidung, ersetzen mußte, so viel in diesen weitläuftigen Familien zu thun, daß es keine Zeit übrig behielt, lange in der Küche zu seyn. Nur sehr selten fiel ein solches Fest vor, da man Braten machte, und Kuchen buk. Ein gut ausgebackenes Brod, Milch, Butter, Kohl, Hülsen-Früchte und Obst, das waren alle Gerichte, welche Sara dem reichen Abraham gewöhnlich vorsetzte. Unter denselben stand ein Krug klaren und reinen Wassers, welches sie ohne Zweifel nicht aus der gewöhnlichen Tränke der Heerden, sondern irgendwo aus einer tiefen und frischen Quelle hatten hohlen lassen. Ich darf wohl nicht befürchten, daß

mich

und vortrefflichen Kraft, den Körper gesund zu erhalten, dem Zucker weit vorziehen würden. Allein, es ist längst von den größten Aerzten angemerkt worden, daß die Reichen das Vergnügen, durch natürliche und wohlfeile Mittel sich gesund zu erhalten, den Armen überlassen, und lieber solche Speisen und Getränke theuer bezahlen, die unter einem entfernten und unserer deutschen Constitution gar nicht gemäßen Klima gewachsen sind, um hernach Gelegenheit zu haben, indem sie, um wieder gesund zu werden, ausländische Arzeneyen gebrauchen, ihren Reichthum sehen zu lassen. So weit ist es nähmlich mit unserer Eitelkeit bereits gekommen, daß wir auch sogar bey den Beweisen unsers Nichts eine Art der Ambition mit einzumischen wissen.

Ich kann aber nicht umhin, hier wieder auf das Wassertrinken der Erzväter zu kommen, weil ich darin mit so vielen großen Aerzten ein besonderes Mittel zur Erhaltung einer dauerhaften Gesundheit und eines langen Lebens suche. Ich behaupte nicht, daß Abraham oder Jakob gar keinen Wein getrunken haben; aber ich behaupte doch, daß sie ihn sehr selten und sehr mäßig gebraucht haben müssen. Die heilige Geschichte bemerkt sehr sorgfältig alle Umstände von dem häuslichen und Privat-Leben der Stammväter von dem nachherigen Volke Gottes, und zwar, wie ich glaube, damit sie nicht nur ihren reichen Nachkommen, sondern auch allen nachfolgenden Zeiten, wider das nach und nach überhand nehmende Verderben der Schwelgerey, Muster von der einförmigen und vernünftigen Lebens-Art derjenigen Zeiten geben möge, worin der Geschmack mehr durch die Natur selbst gebildet, als durch die Mode und den, den Lüsten der Reichen unterworfenen Witz umgeschaffen war. Und, welches ich im Vorbeygehen bemerken will, dieses ist mit ein Beweis von dem göttlichen Ursprunge der heil. Schrift, daß sie auf das vollkommenste nach allen Arten der menschlichen Bedürfnisse, und folglich auch sogar zur Verbesserung des häuslichen Lebens, als welches unstreitig einen sehr merklichen Einfluß in unser gesammtes moralisches Verhalten hat,

hat, eingerichtet ist. Ich kann also zum voraus setzen, daß die heilige Geschichte uns sehr sorgfältig von allen Umständen des Privat-Lebens der Erzväter unterrichte, um uns in diesen liebenswürdigen Gemählden von der unschuldigen Kindheit der Welt das Bild der Einfalt und der weisen Mäßigkeit vor Augen zu stellen. Und kann ich dieses mit Recht zum voraus setzen, so habe ich auch schon halb erwiesen, daß die Patriarchen den Wein entweder ganz und gar nicht, oder doch sehr mäßig, gebraucht haben müssen; wenigstens wird in der Patriarchen-Geschichte nur dieses als etwas Besonderes angemerkt: erstlich: daß Melchisedek dem siegenden Abraham, der mit diesem Priester mitten unter den Heiden nur Einen Gott anbetete, Wein und Brod entgegen getragen; und zweytens, daß Jakob seinem entkräfteten alten Vater etwas Wein zu seinem Wildpret vorgesetzt habe. Sehen wir hier nicht den rechten, und den Absichten der Natur vollkommen gemäßen Gebrauch von dem Safte der Trauben? Er wurde zur Erquickung nach einer großen Erschöpfung der Kräfte und zur Erweckung der Lebens-Geister bey Greisen gebraucht. Wenn im Gegentheil Abraham wirklich Wein in Mamre gehabt hätte, so ist kein Zweifel, daß, da er seine hohen Gäste ausserordentlich bewirthen und ehren wollte, er unter den Speisen, die uns so genau beschrieben werden, Wein aufgetragen hätte. Aber, ich habe noch einen andern Grund. Wenn der Wein in den Hütten der Erzväter gewöhnlicher gewesen wäre, als er es gewiß nicht war, so würden wir vielleicht, wenigstens von Jakob's ungerathenen Söhnen, so was von einer schlimmen Wirkung eines starken Getränkes lesen, wie vom Noah oder Loth. Allein, wir finden nirgends eine Spur von der, heutigen Tages so gewöhnlichen Trunkenheit, ungeachtet die heilige Geschichte, wider die Gewohnheit der weltlichen Geschichtschreiber, die Fehltritte und Sünden, auch selbst der Heiligen, nicht verschweiget, sondern sie zu unserer Warnung aufrichtig anzeigt; abermahl zu einem deutlichen Beweise, daß sie ein von Gott zum Unterricht aller Menschen eingegebenes Buch sey. Ich habe mich aber bey diesem Umstande vom Weintrinken, um deswillen etwas weitläuftiger aufgehalten, weil es unstreitig ist, daß der immer mehr und mehr überhand nehmende Mißbrauch desselben eine Haupt-Ursache von

den vielen, besonders hitzigen Krankheiten sey, die unter uns herrschen, und die manche von den Alten auf leichter Weise auf die Kinder fortgeerbet werden, und weil uns auf der andern Seite die Lebens-Art der Pannonier um so viel mehr in der Haupt-Sache zur Regel dienen kann, da wir wissen, daß sie bey ihrer Diät sehr gesund geblieben sind, und eben deswegen auch ein sehr hohes Alter, wie im LXVI Th., S. 714, figg. erwähnt worden ist, erreicht haben.

Ich kann aber die hier von dem Schaden des heut zu Tage allzu gewöhnlichen Gebrauches hitziger Getränke gemachte Anmerkung, die einen so offenbaren Einfluß in die Verlängerung unsers Lebens hat, noch mit andern historischen Beweisen darthun, um den Haupt-Satz zu befestigen, welchen ich in dieser ganzen Abhandlung zum Grunde lege, nähmlich: daß, je mehr wir uns der Natur und der alten ungekünstelten Lebens-Art wieder nähern würden, desto besser würden wir auch für die Erhaltung unserer Gesundheit und eines langen Lebens sorgen. Und ich glaube, daß dieses eine der vortheilhaftesten Arten des Gebrauches der alten Schriftsteller mit sey, wenn man solche gemeinnützige Regeln aus denselben herleitet. Es ist nähmlich von denen, welche die Geschichte-Bücher mit einer durch die Liebe gegen das menschliche Geschlecht erweckten Aufmerksamkeit lesen, schon längst die wichtige Anmerkung gemacht worden, daß die Beyspiele von sehr alten Leuten in der Maße unter einem Volke abnehmen, in welcher unter demselben die Handlung, und die Säuglinge derselben, ich meine die schönen Künste, zunehmen. Die Ursache von dieser schlimmen Wirkung ist leichter zu entdecken, als von dem wachsenden Flor eines Landes abzusondern. Die Handlung führt den Begierden und unordentlichen Neigungen des menschlichen Herzens aus den entfernten Welt-Theilen die Nahrung zu, und der Ueberfluß gebiert die Schwelgerey. Unterdessen bleibt die Natur der Einwohner eben dieselbe; sie wird darum nicht stärker, weil sie nun mit gefährlichern Feinden, als in den vorigen mäßigen Zeiten, zu kämpfen hat. Also ist dieser traurige Erfolg unvermeidlich; sie muß zuletzt nach so vielen wiederhohlten Bestürmungen unterliegen; und was noch das Schlimmste ist, die Körper der Einwohner werden von Geschlecht zu Geschlecht

immer

sowohl als jener machte ihr Leben höchst glücklich, erhielt sie in einer für die Gesundheit zuträglichsten Beschäftigung, verminderte die Bedürfnisse, erleichterte den Unterhalt der zahlreichsten Familien, befreyete die Haus-Väter von jenen Sorgen, die izt das Leben derselben verkürzen, verschaffte den Einwohnern der Länder den Ueberfluß, verwandelte die Wüsteneyen in lachende und paradiesische Lust-Gefilde, und erhielt die Menschen im Schooße aller dieser Reichthümer, womit die mütterliche Natur den Fleiß arbeitsamer Hände belohnt, in einer sorgen- und laster-freyen Unschuld.

Glücklich sind unsere Zeiten, welche diese und noch unzählige andere Vortheile des Ackerbaues und der Viehzucht nunmehr immer deutlicher einsehen!

Wir wollen uns wieder in die Hütten der Patriarchen begeben, um darin die wahre menschliche Glückseligkeit, in so fern sie durch die Ausübung der nöthigsten Tugenden am leichtesten und gewissesten erhalten werden kann, in ihrer natürlichen und ungeschminkten Gestalt zu betrachten. Wir treffen diese reichen und angesehenen Männer, als redliche und kluge Landleute, nicht in dem wollüstigen Müßiggange der meisten jezigen Reichen, sondern mit nützlichen Arbeiten beschäftigt, an. Wer kann daran zweifeln, daß nicht ein Abraham, der so zahlreiche Heerden und Ländereyen hatte, und dessen Familie aus mehr denn 400 Knechten bestand, unaufhörlich beschäftigt seyn müsse? Wie viele Aufsicht war nicht bey einem Reichthum von dieser Art nöthig, wenn nicht eine so große Wirthschaft in kurzer Zeit in Unordnung, und endlich gar in einen gänzlichen Verfall gerathen soll! Und wenn wir nur annehmen, daß er zu gewissen Zeiten alle seine hin und her zerstreueten Heerden besuchte, so kann sein Leben nichts weniger als bequem und müßig gewesen seyn. In den alten Zeiten

Städten auf eine vornehme Art erzogen worden ſind, vergebens ſeyn.

Ich komme aber, nach dieſer Ausſchweifung, wieder zu meiner Haupt-Anmerkung, nähmlich: daß unter allen Völkern, unter welchen die Einführung der hitzigen Getränke noch nicht eingeriſſen war, die Einwohner, im Ganzen betrachtet, ein weit höheres Alter erreicht haben, als ſie von der Zeit an erreichten, da mit den verſchiedenen Arten von Wein und andern Getränken die Trunkenheit und Unmäßigkeit allgemein geworden ſind; ſie, welche die unſeligen Mütter der ſchädlichſten Krankheiten ſowohl der Seele, als des Leibes, ſind. Ich berufe mich zuerſt auf die älteſten Zeiten der griechiſchen Republik, in welchen die Griechen die mächtigſte Nation ausmachten, und ſo zahlreich waren, daß Griechenland, ob es gleich nicht halb ſo groß war, als England, nach einer ſehr genauen Ausrechnung eines Britten 29 Millionen Einwohner, und alſo 4 Mahl mehr als izt England, hatte. Dieſe Anzahl von Einwohnern hatte es nur in jenen Zeiten, worin die Trunkenheit vom Solon und den andern Geſetzgebern mit der Todes-Strafe belegt wurde, und worin die Reichen keinen andern Wein tranken, als denjenigen, wo zu 2 Theilen Wein 3 Theile Waſſer waren gegoſſen worden. Und in Spanien iſt es noch ſelbſt unter Perſonen vom höchſten Range eingeführt, daß ſie vor dem 40ſten Jahr nicht reinen Wein trinken. Man hat aber die Anmerkung gemacht, daß in Spanien viele Könige ſehr alt geworden ſind, in Frankreich hingegen keiner, von Karl dem Großen an bis auf Ludwig XI., das 60ſte Jahr erreicht hat. Doch, ich will lieber, da ich von dem Einfluſſe der Mäßigkeit auf die Geſundheit und das [illegible] Leben ganzer Völkerſchaften rede, auch die Beweiſe ganzen Nationen hernehmen. Die Wilden in Amerika von Jugend auf gewohnt ſind, in den Wäldern [illegible] freyem Himmel zu ſeyn, müſſen unſtreitig eine [illegible] und gegen die unſrige, gar eine eiſerne Natur haben, und gleichwohl werden ſie izt ſo häufig krank, als die [illegible], und ſterben auch eben ſo häufig, ehe ſie das gewöhnliche Lebens-Ziel der Menſchen erreichen, als die [illegible] reichen und wollüſtigen Städte in unſerm [illegible] Woher dieſe große Veränderung in ehemals alle Witterungen und die rauheſte Lebens-Art

Art so sehr abgehärteten Körpern? Die Reisebeschreiber bezeugen alle, daß von der Zeit an, da die Europäer Weine, Punsch, starke Biere und andere hitzige Getränke unter ihnen eingeführt haben, die Laster und die Krankheiten eine gleich große Verheerung unter diesen, vorhin unbesiegten Nationen angerichtet, und diese vormahls stark bevölkerten Provinzen sehr verödet hätten. Dergleichen Niederlagen richtet die Unmäßigkeit von Jahren zu Jahren unter uns an, und bloß die beständige Gewohnheit macht es, daß wir uns vor dieser schleichenden Pest gar nicht mehr entsetzen. Allein, wir würden erschrecken, wenn wir, um mich der Erdichtung eines alten Poeten zu bedienen, die Todten-Listen aus dem Reiche der Schatten sehen, und daraus erkennen sollten, daß unter allen Todten kaum der hunderte Theil Alters halber gestorben sey. Ich sage noch mehr: auch die Mäßigsten können izt beynahe nicht mehr so alt werden, als in jenen goldenen Zeiten, wo in der äussern Lebens-Art noch eine große Einfalt herrschte. Der in den Städten herrschende starke Aufwand führt eine allgemeine Theurung ein, und vervielfältigt die Bedürfnisse des Lebens dergestalt, daß es auch dem arbeitsamsten Manne schwer wird, eine mittelmäßige Familie bey einem eingeschränkten Aufwand anständig zu erhalten. Will er nun den Wohlstand beobachten, und doch zugleich bey allen großen Ausgaben ein ehrlicher Mann bleiben, so muß er Tag und Nacht sorgen; gleichwohl aber schadet nichts der Gesundheit mehr, als Sorgen. O wie glückselig, und zugleich auch wie gesund, lebte man nicht in jenen Zeiten der Römer, da der Befehlshaber der Armeen, so bald der Krieg zu Ende war, wieder sein schlechtes Land-Haus bezog, das Feld mit eigenen Händen bestellte, und doch ohne Stat, ohne Gepränge, bey seinem armseligen Aufzuge, allein wegen seiner Verdienste geehret wurde! Deutschland hat vor mehr als 50 Jahren in einem State, der sich unvermerkt unter den größten Mächten empor hob, den Schatten der alten römischen Einfalt, die Rom unüberwindlich machte, gesehen. Und damahls wenigstens zweifelte niemand daran, daß die Höfe eben sowohl Schulen einer mäßigen und einfältigen, als wollüstigen und verschwenderischen Lebens-Art werden könnten. Wozu aber diese weitläuftige Nutzanwendungen über die alte Geschichte? wird man fragen.

Wer kann izt, ohne sich lächerlich zu machen, für die Gesundheit einer Familie zum Nachtheil seiner äusserlichen Ehre sorgen? Soll man etwa seine Gäste so bewirthen, wie Abraham die seinigen? Nein, lasset uns äusserlich, und bey solchen Gelegenheiten, wo ein etwas größerer Aufwand nach unsern Sitten zur Ehre gerechnet wird, den strengen Gesetzen der Gewohnheit und des eingeführten Wohlstandes, so viel wir können, nachgeben; ausser diesen, an sich doch seltenen Fällen aber lasset uns in unsern Häusern und unter unserer Familie vollkommen diese so natürliche und schöne Einfalt der erstern, unstreitig tugendhaftern Menschen nachahmen. Und wenn die Thoren lachen, so wollen wir indessen mit Wonne und Zufriedenheit unsre dauerhafte Gesundheit genießen. Wir können in den Städten nicht durchaus so leben, wie Abraham mitten unter seinen Heerden, unter einem Gezelte; und die Schrift äussert eben auch darin ein Merkmahl einer göttlichen Weisheit, daß sie uns nirgends auf die Nachahmung der einzelnen Stücke des patriarchalischen Lebens verweiset; aber darin müssen wir diesen verehrungswürdigen Männern folgen, daß wir mehr auf gesunde und unsrer Natur gemäße Speisen, als auf leckere, theure und sehr künstlich bereitete Mahlzeiten, sehen.

Ich komme auf die Kleidung. Diesen Punct aber darf ich nicht eher berühren, als bis ich die Absicht, warum ich davon handle, werde erklärt haben. Ein Moralist fällt allemahl in das Lächerliche, wenigstens nach dem Urtheile des weiblichen Publici, so oft er von einer Sache, die nicht vor den Richter-Stuhl der Sittenlehre, sondern allein unter die vermischte Jurisdiction des Geschmackes eines Volkes, der in der gesitteten Welt herrschenden Mode und des Wohlstandes, gehört, mit einem ernsthaften Gesichte redet. In keiner von diesen Absichten werde ich die Kleidung der Patriarchen mit unserer europäischen in Vergleichung stellen; und doch hoffte ich, ich würde auch so unerhebliche Sache aus [illegible] stellen können, daß sich

ſich ganz ungezwungen ein Par wichtige Anmerkungen darüber würden machen laſſen.

Ich werde demnach den anſtößigen Punct von dem Zuſchnitte und der Form der patriarchaliſchen Kleidung, gleich anfangs, aber dabey ganz kurz, berühren. Die Kleidung der Orientaler iſt von der jezigen europäiſchen ſehr weit unterſchieden. Die unſrige, die aber ſelbſt nicht viel über 300 Jahr alt, und zuerſt in Frankreich aufgekommen iſt, beſteht aus vielen Stücken, die auf verſchiedene Art, bald ſo bald anders zugeſchnitten werden, nach dem es die Tyrannim der artigen Welt, die Mode, in einem jeden Monathe haben will. Die morgenländiſchen und alle alten Völker aber hatten nur wenig Stücke. Ein Stück Leinwand oder Tuch wurde nachläſſig um den Leib geworfen, ſo, daß der ganze Körper, bis auf die Füße, davon bedeckt wurde. Ich will hier nicht mit dem berühmten Fenelon behaupten, daß dieſe Kleidung etwas Ehrwürdiges habe. Dieſes Urtheil hängt von dem beſondern Geſchmacke, den ein Jeder von ſo willkürlichen Dingen hat, ab. Der berühmte Verfaſſer des Telemachs war überhaupt ein großer Verehrer des Alterthumes. Aber ſo viel iſt wenigſtens unſtreitig, erſtens, daß dieſe Kleider-Art dem Endzwecke der Kleidung überhaupt ſehr gemäß ſey, indem ſie den ganzen Körper von allen Seiten bedeckt; zweytens, weil ſie weit war, ſo war ſie um deswillen der Geſundheit viel zuträglicher, als unſere europäiſche, weil der Körper und die Glieder nicht ſo widernatürlich, als wie beſonders bey unſerm Frauenzimmer, eingepreßt werden; und wenigſtens muß ſie auch bequemer ſeyn, weil wir ſie im Hauſe durch unſere Schlaf-Röcke nachahmen, da uns hingegen unſere knapp angepaßten Kleider bey der Arbeit hindern. Abermahl ein Punct, der uns die Ausgaben für einen anſtändigen [illegible] immer koſtbarer macht, beſonders was

die schöne Hälfte des menschlichen Geschlechtes betrifft. Drittens, war sie die wohlfeilste. Eine jede Hausmutter verfertigte dieselbe für das ganze Haus selbst. Viertens, war sie keinen Veränderungen der Mode unterworfen. Noch izt gehen die Araber eben so gekleidet, wie Abraham und die übrigen Erzväter. Und fünftens, weil die ganze Kleidung der Orientaler fast nur aus einem einzigen Stücke bestand, so war man in weniger, als einer Viertel-Stunde, völlig angekleidet. Wie viel Zeit behielt nicht demnach Rahel zu ihren Haus-Geschäften übrig, welche unser Frauenzimmer vor der Toilette verliert! Die Kleider der Reichen waren übrigens nicht der Form und dem Zuschnitte, sondern allein dem Zeuge, woraus sie gemacht waren, und der Farbe nach unterschieden. Sie trugen entweder Kleider von der reinsten weißen Leinwand, oder violet- und purpurfarbene. Bey diesem Unterschiede der Stände blieben übrigens alle übrige Bequemlichkeiten und Vortheile der orientalischen Kleidung, die ich oben auch um deswillen angeführt habe, damit man einen Theil der Ursachen begreife, warum die Propheten die Eitelkeit und den thörichten Ehrgeiz der jüdischen Weiber, welche die Kleider-Trachten der heidnischen Völker nachmachten, bestraft haben.

Ich betrachte aber nunmehr die Nachrichten, welche wir von der Kleidung der patriarchalischen Familie haben, von einer wichtigern Seite; von derjenigen Seite, da die Nachahmung derselben in der Hauptsache nicht wenig zu dem Flor der heutigen Staten beytragen könnte. Ich bemerke nähmlich, daß die Alten überhaupt ihre Kleider, von den Producten des Landes, von Flachs und Wolle verfertigt haben. Jenen gab ihnen ihr Acker, und diese leztere ihre Heerde. Also beförderte die durchaus herrschende Lebens-Art den Landbau und die Viehzucht, diese aber so-

sowohl als jener machte ihr Leben höchst glücklich, erhielt sie in einer für die Gesundheit zuträglichsten Beschäftigung, verminderte die Bedürfnisse, erleichterte den Unterhalt der zahlreichsten Familien, befreyete die Haus-Väter von jenen Sorgen, die izt das Leben derselben verkürzen, verschaffte den Einwohnern der Länder den Ueberfluß, verwandelte die Wüsteneyen in lachende und paradiesische Lust-Gefilde, und erhielt die Menschen im Schooße aller dieser Reichthümer, womit die mütterliche Natur den Fleiß arbeitsamer Hände belohnt, in einer sorgen- und laster-freyen Unschuld.

Glücklich sind unsere Zeiten, welche diese und noch unzählige andere Vortheile des Ackerbaues und der Viehzucht nunmehr immer deutlicher einsehen!

Wir wollen uns wieder in die Hütten der Patriarchen begeben, um darin die wahre menschliche Glückseligkeit, in so fern sie durch die Ausübung der nöthigsten Tugenden am leichtesten und gewissesten erhalten werden kann, in ihrer natürlichen und ungeschminkten Gestalt zu betrachten. Wir treffen diese reichen und angesehenen Männer, als redliche und kluge Landleute, nicht in dem wollüstigen Müßiggange der meisten jezigen Reichen, sondern mit nützlichen Arbeiten beschäftigt, an. Wer kann daran zweifeln, daß nicht ein Abraham, der so zahlreiche Heerden und Ländereyen hatte, und dessen Familie aus mehr denn 400 Knechten bestand, unaufhörlich beschäftigt seyn müsse? Wie viele Aufsicht war nicht bey einem Reichthum von dieser Art nöthig, wenn nicht eine so große Wirthschaft in kurzer Zeit in Unordnung, und endlich gar in einen gänzlichen Verfall gerathen soll! Und wenn wir nur annehmen, daß er zu gewissen Zeiten alle seine hin und her zerstreueten Heerden besuchte, so kann sein Leben nichts weniger als bequem und müßig gewesen seyn. In den alten Zeiten

der Geschichte Ammon's und seiner Tochter sehen kann. Ausserdem aber beschäftigten sich die zartesten Hände und Finger mit Spinnen, Nähen und Verfertigung der Kleider für die Familie. In der vortrefflichen Schilderung, welche Salomo, Spr. 31, 13. von einer vollkommenen Frau giebt, macht ihre Arbeitsamkeit einige der schönsten Züge aus. „Sie geht," spricht er: „mit Wolle und Flachs um, und arbeitet „gern mit ihren Händen. Sie ist wie ein Kaufmanns„Schiff, das seine Nahrung von ferne bringt. Sie „gürtet ihre Lenden fest, und stärket ihre Arme. Sie „fürchtet sich ihres Hauses wegen nicht vor der Kälte „und Schnee; denn ihr ganzes Haus hat zwiefache „Kleider. Sie macht ihr selbst Decken, weiße Sei„den und Purpur ist ihr Kleid." Aus diesem leztern Umstande ist zu schließen, daß hier nicht von einer armen Hausmutter die Rede ist.

Die Beschreibungen, welche uns die ältesten weltlichen Geschichtschreiber von den Sitten der Frauenzimmer ihrer Zeiten machen, stimmen mit diesen Beyspielen der heiligen Geschichte völlig überein. Nauſicae, die Tochter eines thraciſchen Königes, gieng, nach Homer, selber an den Bach, um ihre Wäsche darin zu waschen, unterdessen daß die Königinn, ihre Mutter, vom Morgen bis in die Nacht Garn spann. In eben dieser häuslichen Beschäftigung, und nicht vor der Toilette, trafen die benachbarten Prinzen die Penelope an, als sie um dieselbe, in der langen Abwesenheit ihres Gemahles, des Ulysses, Königs von Ithaka, freyeten. Alexander der Große trug damahls, als er des Darius Gemahlinn, und dessen ganze königliche Familie gefangen bekam, keine andere Kleider, als die ihm seine eigene Schwestern mit ihren fürstlichen Händen bereitet hatten. Eben dieses bezeugt Suetonius vom Kaiser August.

„So

„So waren," sagt Dacier, in seiner Vorrede zum Homer: „die Sitten in jenen Zeiten der Helden beschaffen, in jenen glücklichen Zeiten, worin man weder den Luxus, noch die Weichlichkeit kannte, und worin man die Ehre in nichts andern suchte, als in der Arbeit und in der Tugend, und hingegen nichts für schimpflich hielt, als den Müßiggang und das Laster." Sowohl die heilige als weltliche Geschichte lehrt uns, daß es damahls Mode war, sich selbst zu bedienen; und diese Gewohnheit war noch ein schätzbarer Ueberrest von dem goldenen Zeit-Alter. Die Patriarchen arbeiteten mit ihren eigenen Händen. Die angesehensten Töchter giengen selbst an den Brunnen. Rebecca, Rahel und die Töchter des Jethro weiden ihre Heerden. Und im Fabius Pictor schöpft Rhea selbst Wasser, und eben dieses thut auch beym Livius die Tochter des Tarpejus."

Siehe auch den Artikel Frugalität, im XV Th., S. 325, fgg. und Lebens-Ordnung, weiter unten.

Lebens-Art, in Ansehung des Erwerbes seines Unterhaltes.

Ueber die Wahl der Lebens-Art. Wenn man als allgemein anerkannte Wahrheit annehmen kann, daß die Bestimmung des Menschen dahin geht, daß er glücklich seyn soll, und nicht nur auf Stunden oder Tage, sondern auf die ganze Dauer seines Erden-Lebens; wenn man ferner als bekannt voraus setzen kann, daß nur allein die gehörige (*) Ausbildung und Vervollkommnung der Anlagen und Kräfte seiner Natur, ihm wahre und bleibende Glückseligkeit gewähren kann: so wird man auch leicht die Behauptung zugeben, daß der Mensch dieses alles nur in einer

(*) Unter der gehörigen Ausbildung und Vervollkommnung der natürlichen Anlagen und Kräfte des Menschen versteht man gewöhnlich die Bildung der natürlichen Anlagen, welche der künftigen Bestimmung des jungen Menschen als Mitglied der Gesellschaft, vollkommen angemessen ist.

lich eine Einschränkung, die manchem lästig fallen, ja ihm wirklich schmerzhaft werden kann, da ohne Zweifel freye Selbstthätigkeit das natürliche Bedürfniß einer jeden noch ungeschwächten Seele ist; allein ohne diese Einschränkung, ohne diese Unterwerfung seiner freyen Thätigkeit unter die Vortheile und Bedürfnisse der Gesellschaft, würde er auch weder der Vortheile, welche sie ihm darbiethet, theilhaftig werden, noch sich der Pflichten, welche die Gesellschaft ihm auflegt, da sie ihn als Mitglied anerkennt, entledigen können (*).

Wer also glücklich durch die Gesellschaft werden will, der muß dazu beytragen, die Bedürfnisse derselben zu befriedigen, damit nicht nur er, sondern auch andere, durch ihn glücklich werden, und zwar auf die Art und Weise, wie es ihm die Gesellschaft aufträgt, oder mit andern Worten, er muß sich einer bestimmten Lebens-Art widmen. Der Ausdruck Lebens-Art wird hier nicht in dem Sinne gebraucht, daß er die eingeführten Gewohnheiten, hergebrachten Gebräuche, Sitten, Vergnügungen, Art und Zubereitung der Nahrung bezeichnet, sondern in der Bedeutung, daß er die für das ganze Leben zu übernehmende Haupt-Beschäftigung anzeigt. Der Ausdruck Beruf, den man auch wohl braucht, pflegt in seiner gewöhnlichen Bedeutung den innern Antrieb zu irgend einer Beschäftigung anzuzeigen, und man müßte ihn also näher bestimmen, wenn man ihn in diesem Sinne nehmen wollte.

Einer

(*) Im Grunde scheint dies auch nur so. Wenn Aeltern die Rathschläge, die ich nachher geben werde, befolgen, so wird gewiß der junge Mensch den Glauben haben, daß es sein freyer Wille sey, gerade auf diese bestimmte Weise seine Thätigkeit zu äussern. In dem Sinne ist es wahr, daß bey den mehresten Geschäften die Gesellschaft die Zeit, das Maß und die Güte der Arbeit vorschreibt, und so der freyen Thätigkeit ein Ziel setzt.

Einer solchen Haupt-Beschäftigung muß sich also ein Jeder widmen; allein, da fragt es sich hier nicht nur, worauf man vorzüglich bey der Bestimmung dieser besondern Haupt-Beschäftigung zu sehen habe, sondern auch, wer den entscheidenden Ausspruch thun soll, daß gerade dieser Mensch durch die Ausübung dieser bestimmten Geschäfte nicht nur sein eigenes Glück, sondern auch das Glück der mit ihm verbundenen Menschen am vorzüglichsten befördern werde und könne. Der erste Abschnitt der Frage scheint leicht zu beantworten zu seyn. Soll irgend ein Geschäft gut verrichtet werden, so muß derjenige, welcher es übernommen hat, nicht nur die Fähigkeit, sondern auch Lust und Neigung dazu haben. Uebernimmt jemand eine Arbeit, wozu er gar keine Fähigkeit hat, so bleibt er ewig darin ein Pfuscher, richtet nichts aus, und die Gesellschaft leidet durch seine Ungeschicklichkeit. Uebernimmt ein anderer Geschäfte, wozu er wohl die Fähigkeiten hat, es fehlt ihm aber die Lust dazu, so wird er es freylich weiter darin bringen, und sie mit größerer Geschicklichkeit verrichten, als jener erstere, auch wird die Gesellschaft Vortheile von seiner Arbeit haben können, allein er selbst wird sich unglücklich fühlen. Mit Widerwillen und Ekel unterwirft er sich der einmahl übernommenen Last, er muß der Nothwendigkeit weichen, und der Vortheil, den er stiftet, ist dennoch nicht so groß, als wenn mit seinen Fähigkeiten auch noch die Lust zu den Geschäften vereinigt gewesen wäre.

Hieraus läßt sich also leicht der Schluß ziehen, daß zu der glücklichen Verrichtung irgend einer Art von Geschäften nothwendig natürliche Fähigkeiten und Lust dazu erfordert werde, um sowohl sich die zu diesem Geschäfte nöthigen Geschicklichkeiten erwerben, als es auch auf die möglich vortheilhafteste Weise ausüben zu können.

kann man mit den alten Philoſophen die Seele mit einer leeren Tafel vergleichen, worauf man, durch die Eindrücke der äuſſern Dinge, nach Gefallen dieſe oder jene Bilder zeichnen könne. Je nachdem ein Menſch gewiſſe Vorſtellungen bekommt, je nachdem bekommt ſeine natürliche thätige Kraft eine dieſen Vorſtellungen angemeſſene Richtung. Wenn nun die Eindrücke dieſer beſtimmten Vorſtellungen zufällig oder vorſetzlich oft wiederhohlet werden, ſo erhält die Richtung, welche ſeine natürliche thätige Kraft einmahl darnach genommen hat, durch dieſe Uebung eine Fertigkeit, ſich nun auf dieſe Weiſe leichter, wie auf jede andere Art, zu äuſſern. Werden dieſe Uebungen nicht unterbrochen, ſondern ſo lange fortgeſetzt, bis ſie dem Menſchen gleichſam zur andern Natur geworden ſind, ſo iſt es keinem Zweifel unterworfen, daß man nicht der thätigen Kraft des Menſchen eine ganz andere, und wohl gar der natürlichen entgegengeſetzte Richtung ſollte geben können (*). Daß aber auch hier Ausnahmen Statt finden, wird niemand läugnen, denn es hat von je her Menſchen gegeben, deren beſtimmte natürliche Hinneigung der thätigen Kraft zu irgend einer Beſchäftigung auf keine Weiſe ſo hat unterdrückt werden können, daß ſie nicht früh oder ſpät, nach Veränderung der Umſtände ſich ſollte geäuſſert haben, mit Gewalt gleichſam hervorgebrochen ſeyn, und den Weg eingeſchlagen haben, den die Natur ihr vorgezeichnet hatte. Aber eben

(*) Man wird ohne mein Erinnern leicht einſehen, welchen wichtigen Einfluß dieſe Wahrheit in die Erziehung hat, und wie ſehr Aeltern und Erzieher über die erſten Eindrücke, und die dadurch bewirkten Vorſtellungen, welche ihre Kinder und Zöglinge erhalten, zu wachen haben. Und doch iſt dies eine Sache, warum man ſich wenig oder gar nicht bekümmert, es den Wärterinnen und dem Zufall überläßt, und nur dann erſt aufmerkſam wird, wenn es zu ſpät iſt.

ſo gern wird man auch eingeſtehen, daß dieſe Kräfte unter die Ausnahme, und nicht unter die Regel gehören.

Mit dieſen natürlichen Fähigkeiten muß aber noch Luſt zu der Beſchäftigung, worauf ſie gerichtet ſind, verbunden werden, wenn ſie auf eine für den Menſchen und für die Geſellſchaft vortheilhafte Weiſe ausgeübet werden ſoll. Ob nun dieſe Neigung auch ſchon in der Natur des Menſchen gegründet ſey, läßt ſich auf keine Weiſe mit Gewißheit beſtimmen; nur ſo viel könnte man mit einiger Sicherheit eingeſtehen, daß vielleicht einem Menſchen, vermöge der natürlichen Bildung ſeiner Organe, irgend eine Beſchäftigung leichter ſeyn könne, und alſo ihm angenehmer werde und ihn reize, da ſie einem andern eben deswegen ſchwerer werde, und folglich ihn abſchrecken müſſe; und aus dieſem Grunde mögen wohl, wie nicht zu läugnen iſt, einige Menſchen zu gewiſſen Beſchäftigungen und Lebens-Arten vorzüglich geneigt ſeyn. Allein, es iſt, zu dieſer Behauptung zurück zu gehen, nicht nöthig, wenn wir unterſuchen wollen, wie die Luſt zu irgend einer Beſchäftigung vorzüglich erweckt werden könne.

Der Menſch liebt ſein Vergnügen; wenn nun, zufälliger Weiſe bey einer Beſchäftigung eine Vorſtellung in ihm erweckt wird, worin etwas Angenehmes liegt, oder womit auf mannigfaltige Weiſe etwas Angenehmes verknüpft werden kann, — und das kann mit jedem Dinge geſchehen (*) — ſo wird dieſe angenehme Vorſtellung, Luſt und Neigung zu der Beſchäfti-

(*) Dies muß aber nicht ſo weit ausgedehnet werden, als wenn jede angenehme Vorſtellung mit jeder Sache, bey einem jeden Menſchen verbunden werden könne. Dies iſt die Meinung nicht. Da es aber der angenehmen Vorſtellungen ſo viele giebt, daß uns die Wahl ſtets frey bleibt, ſo kann immer, je nach dem der Menſch iſt, auf den ſie wirken ſoll, eine

ſchäftigung in ihm erwecken, weil dieſe beyden Vorſtellungen, die nun einmahl lebhaft und zu gleicher Zeit in ſeiner Seele vergeſellſchaftet waren, nun fernehin immer ſo vergeſellſchaftet wieder in ihm entſtehen, oder doch eine die andere erwecken werden. Nur Ein Beyſpiel. Warum lieben wir dieſen oder jenen Ort vorzüglich, und ſind da gern? Die Freude, die wir da genoſſen haben, hat ihn uns werth gemacht, und das Andenken an ſie, hat ſich mit der Vorſtellung von dem Platze, wo wir ſie genoſſen haben, verbunden, und ſie führt uns oft dahin. So können Kinder, die aus mehrern Gründen nicht dazu beſtimmt ſind, Hand-Arbeiten zur künftigen Haupt-Beſchäftigung ihres Lebens zu machen, wenn ſie in die Werkſtätte des Künſtlers, beſonders des Drechslers, kommen, und da ſehen, wie unter ſeinen Händen, ohne anſcheinende große Mühe, künſtliche und feine Arbeiten entſtehen, große Neigung zu dieſer Beſchäftigung bekommen. Und die Erfahrung lehrt es auch, daß es in dieſen verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft mehrere Menſchen giebt, die, ob ſie gleich einer ganz andern Arbeit ſich gewidmet haben, im Grunde nur Drechsler, Uhrmacher, Tiſchler, u. ſ. w. ſind.

Auſſer dieſer Vorſtellung des Angenehmen, kann auch die vom Nutzen, und zwar auf eine ganz verſchiedene Weiſe eine mächtige Triebfeder werden, ſich einem beſtimmten Geſchäfte zu widmen. Den einen bewegt die Vorſtellung von der ausgedehnten Nutzbarkeit dieſes Geſchäftes für die geſammte Menſchheit, wodurch er ſich um ſo viele verdient machen, und ihr Wohlwollen und Liebe ſich erwer-

eine andere mit der Beſchäftigung verbunden werden, wenn die eine Vorſtellung ſie nicht angenehm für ihn machen kann.

Kenntnisse besitzen, als er zu diesen braucht; ja, er muß es in einigen vorzüglich weit gebracht haben, wenn er mit Nutzen seine eigentliche Haupt-Beschäftigung erlernen will. Während den Lehr-Jahren bleibt seine Unterhaltung gemeiniglich den Aeltern überlassen; der Aufwand in der Kleidung ist größer; die Reisen im Auslande lassen sich nicht, wie die Reisen der Handwerker einrichten, und die wirkliche Besetzung als Meister erfordert größere Kosten. Derjenige der sich den Wissenschaften widmen soll, muß noch mehr anwenden können. Der längere Aufenthalt auf der Schule; die Kostbarkeit des Privat-Unterrichtes zur Erwerbung so mancher Kenntnisse, die auf der Schule nicht erlernet werden können; das theure Leben auf der Universität, sowohl in Rücksicht der eigenen kostbaren Oekonomie, der mancherley Vergnügungen und Zerstreuungen, als auch der eigentlichen gelehrten Beschäftigungen; der nachherige Aufenthalt im väterlichen Hause, bis der junge Gelehrte das Glück hat, ein Aemtchen zu bekommen, das den einzelnen Mann ernähret; — dies alles kann nicht ohne eigenes, ich möchte sagen, mehr als mittelmäßiges, Vermögen bestritten werden.

Ein berühmter Gelehrter und Schriftsteller behauptet zwar geradezu, daß Armuth einen fähigen Kopf vom Studieren nicht abschrecken müsse. Er führt zwey Gründe an. Der erste; daß es ein schlechtes Vertrauen auf die göttliche Vorsehung anzeige, da Gott gewiß Mittel und Wege finden würde, die redliche Absicht und dieses Vertrauen auf ihn zu erfüllen. Der andere ist aus der Geschichte genommen, daß sehr häufig aus armen Leuten die brauchbarsten Männer geworden wären. Beydes ist wahr; und man könnte noch einen dritten Grund hinzu setzen, daß es nicht nur viele Anstalten giebt, den Dürftigen zu unterstützen, sondern daß er auch auf mancherley Weise sich selbst forthelfen kann.

Ohne mich auf die Widerlegung dieser Gründe hier einzulassen, wollen wir bloß das erwegen, was die täg-

liche

liche Erfahrung uns lehrt. Den armen Gelehrten sehen wir selten glücklich. Ist er nicht ein ausserordentlicher Kopf, so kann er höchstens nur das erlernen, was er in seinem Gedächtnisse verwahren kann, und wozu er keine andere Hülfsmittel braucht. Wird er ja ein brauchbarer Mann, der der Gesellschaft auf der einen Seite nützlich ist, so schadet er ihr auf der andern, indem er gemeiniglich viel dazu beyträgt, den gelehrten, und besonders den geistlichen Stand, — denn diesen wählt gewöhnlich der arme Studierende — in der Verachtung, worin er bey den höhern Ständen steht, zu erhalten.

Hieraus scheint doch so viel zu erhellen, daß man wohl nöthig habe, auf die Vermögens-Umstände der Aeltern Rücksicht zu nehmen, ehe man seine Wahl festsetzt.

Von nicht geringerer Wichtigkeit ist auch der Stand der Aeltern bey dieser Wahl. Es wird von Vielen behauptet, daß jeder Stand seine Eigenheiten, seine eigenen Tugenden, wie seine eigenen Laster, habe, und man es den mehresten Menschen an ihrem Aeussern und ihren angenommenen Gewohnheiten ansehen könne, zu welchem Stande sie gehörten. Wie viel hiervon wahr ist, wage ich nicht zu bestimmen, allein, so viel kann man, durch die Erfahrung belehrt, nicht läugnen, daß jeder Stand seine Eigenheiten habe, die dem Menschen ankleben, daß es schwer sey, sie auszurotten, daß sie gemeiniglich in jeden andern Stand mit übergenommen werden, und da der Verachtung bloß stellen, welches am sichtlichsten wird, wenn man sich in höhere Stände einzudrängen sucht, ohne sich in die Gebräuche, Gewohnheiten der gebräuchlichen Sprache und Sitten dieser Stände finden zu können. Gewöhnung, Beyspiel, früh eingesogene Begriffe und Vorurtheile wieder abzulegen, ist schwer, gemeiniglich unmöglich, denn alles dies hat den größten Einfluß auf die Denkungs-Art des Menschen gehabt, und leitet ihn nachher, ohne daß er es selbst weis, in seinen Handlungen. Aus diesem Grunde haben schon Viele behauptet, es würde am

vor-

falschen Begriffen von Glück, mit Eitelkeit und Ehrsucht den Knaben für Beschäftigungen, wozu er gar keine Fähigkeiten hat, bestimmen, oder wenn sie in der Wahl der Mittel, die ihn zu dieser Lebens-Art tüchtig machen sollen, irren: — so ist es gewiß nöthig, hierüber einige Bemerkungen zu machen.

In der ersten Kindheit schon, ja, ich mag dreist hinzu setzen, von dem Tage der Geburt an, müssen Aeltern dafür sorgen, daß alle Anlagen und Kräfte des jungen Menschen sich frey entwickeln können. Freyheit (†) und eigene Selbstthätigkeit bildet und vervollkommnet die Seele. Denn nicht das, was Andere für das Kind denken oder thun, sondern allein das, was es selbst empfindet und thut, entwickelt seine Kräfte. Die Aeltern pflegen sich gewöhnlich zu viel mit ihren Kindern zu beschäftigen, wollen ihnen in allen Dingen behülflich seyn, kommen ihnen in allen Dingen zuvor, als wenn sie es wirklich darauf angelegt hätten, ihre Kinder nie zu selbstthandelnden Menschen zu erziehen. Wenn der zehnjährige Sohn des vornehmen Bürgers es auf keine Weise anzufangen weis, sich nur — man lache nicht! — die Haare auszukämmen, fährt der eben so alte Sohn des Land-Mannes einen mit vier Pferden bespannten Wagen allein zur Stadt. Auch ist es ja allgemein bekannt, daß

leibe (*), dem Herrn geweihet wird, und dann, aller Hindernisse ungeachtet, Theologie studieren muß.

(†) Wenn diese Freyheit auf den Körper mit ausgedehnt würde, daß man ihn der vielen Fesseln entledigte, so würde es noch besser seyn. Aber das geben die Tanten und Basen nicht zu. „Man kann ja das Kind sonst nicht anfassen.“

(*) Sam. Theod. Schmidt diss. de Theologis in utero Deo consecratis. Lpz. 1707. 4.

Von Gelehrten, die Gott im Mutterleibe geweihet worden sind, s. Jo. Ad. Bernhard's curieuse Historie der Gelehrten. (Frf. M. 1718. 8.) S. 27. fg.

daß Nichtdenker, Nachbeter, Ja-Herren auf die entgegengesetzte Weise am besten erzogen werden.

Hierbey müssen sie zu verhüten suchen, daß diese Entwickelung und Bildung der Anlagen und Kräfte ihrer Kinder nicht schädlich für sie werde. Alles hier zu thun, steht zwar nicht in der Aeltern Macht; denn kein Sterblicher wird es je dahin bringen können, daß keine Empfindung und Vorstellung in dem jungen Menschen erweckt, keine Aeusserung seiner freyen Selbstthätigkeit ihm gestattet wird, als nur die, welche gerade in diesen Augenblicken zur rechten Bildung und Vervollkommnung seiner natürlichen Anlagen erforderlich war. Aber dieß muß uns nicht abschrecken, muß uns vielmehr antreiben, das zu thun, was wir können; und da werden wir gestehen müssen, daß es sehr in unserer Gewalt steht, anerkannt schädliche Empfindungen, Vorstellungen und Aeusserungen der Thätigkeit zu verhindern. Nur müssen verständige Aeltern auch hier sehr behutsam verfahren, daß sie nicht gerade durch diese Verhinderung Nachtheil verursachen. Wenn sie nähmlich die Thätigkeit des Kindes auf irgend einen andern Gegenstand lenken wollen, als worauf das Kind dieselbe itzt gerichtet hat, so muß dieses Umlenken so unmerklich geschehen, und so natürlich zu seyn scheinen, daß das Kind ihre Absicht nicht wahrnehme, und keine Störung seiner Thätigkeit dabey empfinde.

Endlich müssen die Aeltern sich bemühen, dem Kinde die Bildung zu geben, es zu einer solchen Aeusserung seiner Thätigkeit zu gewöhnen, welche ihnen für das Kind selbst die nützlichste, als auch künftighin für die Gesellschaft die heilsamste zu seyn scheint. Dies ist der Punct, worauf alles ankommt, wir mögen entweder dem Kinde die Wahl seiner Lebens-Art überlassen, oder sie für dasselbe bestimmen; nur muß dieses Letztere so geschehen, daß

das

das Kind fest glaube selbst zu wählen, daß es sein freyer Entschluß sey, dieser bestimmten Beschäftigung sich ins künftige zu widmen. Hat man die Fähigkeiten des Kindes erforscht, und gefunden, wozu sie tauglich seyn könnten; hat man ferner zu erfahren gesucht, auf welche Lebens-Art die Neigung desselben gerichtet ist; stimmt diese mit dem Vermögen und dem Stande der Aeltern überein, und stehen ihr sonst keine Hindernisse in Rücksicht der körperlichen Beschaffenheit des Kindes und der besondern Bedürfnisse des States entgegen: so ist die Sache leicht, man darf nur der Neigung nachgeben, ihr stets neue Nahrung verschaffen, und nur dafür sorgen, daß sie nicht unvermuthet, wenn es schon zu spät ist, einer andern Lebens-Art sich zu widmen, abspringt, oder gar auf eine Beschäftigung, die man auf keine Weise billigen kann, verfällt. Tritt aber der andere Fall ein, daß man nach seinem Stande, oder aus andern Rücksichten, auf die besondere Neigung des Kindes nicht sehen kann, sondern, ehe diese Neigung sich bestimmt äussert und festsetzt, wählen muß: so wird man, vorausgesetzt, daß das Kind gute natürliche Fähigkeiten hat, nach folgenden Vorschriften mit Nutzen verfahren können. Man suche in dem Kinde Lust und Neigung zu der Lebens-Art, wozu man es bestimmt hat, zu erwecken. Dies geschieht, wenn man irgend eine Vorstellung, entweder des Angenehmen, oder des Nützlichen, wovon man, nach der individuellen Beschaffenheit des Kindes, diese erwünschte Folge sich zu versprechen hat, mit der zu wählenden Lebens-Art verbindet. Nun verknüpft die Seele des Kindes diese beyden Vorstellungen mit einander, und nach der unläugbaren Wahrheit, daß zwey oder mehrere Vorstellungen, die auf irgend eine Weise mit einander in Verbindung gekommen sind, sich wechselseitig aufregen, wird das

die Fähigkeiten seiner künftigen Bestimmung so angepaßt, daß sie beynahe für jede andere verloren sind.

Bestimmtere Regeln lassen sich hierüber nicht ertheilen, sie würden ein Buch ausmachen, das noch nicht geschrieben ist, und vielleicht in einigen Jahrzehnten nicht geschrieben werden wird. So viel aber wird ein Jeder von selbst einsehen, daß die Fähigkeiten des künftigen Ministers an ganz andern Gegenständen geübet werden müssen, als die Fähigkeiten des künftigen Landmannes, die Fähigkeiten des Handwerkers an andern, als die Fähigkeiten des sogenannten Gelehrten. Um also nicht in der Wahl der Gegenstände zu irren, müssen vernünftige Aeltern lieber ihrem Urtheile allein nicht trauen, sondern den Rath verständiger Männer zu Hülfe nehmen, um wenigstens so viel zu thun, als die Umstände erlauben (*). Daß dieser einzuschlagende Weg seine großen Beschwerlichkeiten habe, daß er die Verbindlichkeit auflege, schon von der ersten Kindheit an, auf diesen bestimmten Zweck hin zu arbeiten, ist nicht zu läugnen, und daher zu erwarten, daß es vor der Hand bey dem Alten bleibt, und der Jüngling selbst wählt.

Aus diesem Grunde aber ist es nöthig, dem jungen Menschen, der in der Lage ist, daß er für sich selbst wählen muß, wenigstens einige Puncte anzugeben, wonach er sich bey der Bestimmung seiner Lebens-Art richten möge.

Wähle diejenige Lebens-Art, wozu du die mehresten Fähigkeiten und Lust in dir bemerkst, wenn nicht andere Umstände, als: Vermögen und Stand

(*) Deswegen werden sie auch gern ihre Eitelkeit, die mit den Kenntnissen und Geschicklichkeiten der Kinder prahlen will, aufgeben. Diese zu befriedigen, mußten die armen Geschöpfe sich Kenntnisse erwerben, die ihnen sehr oft schädlich waren. Flößet ihnen dagegen Sinn für Bürger-Glück ein, dann handelt ihr weise!

der Aeltern, es verhindern! Aber, wie erlangt der Jüngling die Erfahrung, wozu vorzüglich seine Fähigkeiten geschickt sind, und wohin seine Neigung sich hauptsächlich lenkt? Eine mäßige, aber aufrichtige und anhaltende Aufmerksamkeit auf sich selbst, wird sehr leicht zum Ziel führen. Der Einfältigste entdeckt Fehler an Andern, und erspähet die Schwächen seines Charakters. Es ist wahr, die Kunst der Verstellung wird izt sehr hoch getrieben; allein so weit kann sie nicht gebracht werden, daß nicht diejenigen, welche täglich mit uns umgehen, unsere schwachen Seiten nicht erfahren sollten. Wenn sie sich dazu nur die Mühe geben, jede unserer Handlungen, auch die geringste, sorgfältig mit einander zu vergleichen, so ist ihnen unser ganzer Charakter aufgedeckt, und sie erfahren die Gründe unserer Denk- und Handlungs-Art. Und was folgt denn nun hieraus? Daß sich Jeder sehr richtig und leicht selbst kennen lernen würde, wenn er die Mühe, die er auf die Erforschung Anderer anwendet, auf sich selbst wendete. Diese Mühe wird sehr erleichtert, wenn man stets nach den Gründen seiner Handlungen forscht, und mehrere mit einander vergleicht. Dann würde Jeder bald erfahren, zu welchen Geschäften er besondere Fähigkeiten hätte, da er wahrnehmen müßte, welche er mit größerer Leichtigkeit und mit einem günstigern Erfolge verrichtete. Jeder würde bald einsehen, woher seine Neigung oder Vorliebe zu gewissen Arbeiten entstanden, und ob sie fest und unabänderlich sey, weil die große Beharrlichkeit bey seinem Lieblings-Geschäfte, die Freude, welche ihn beseelt, wenn er, allen Hindernissen entgegen, sich damit beschäftigen kann, ihn belehren würden, er sey auf dem rechten Wege zu seiner künftigen Bestimmung. Aber eben so würde er durch diese Kenntniß seiner selbst im Stande seyn, seine Neigung früher und leichter zu unterdrücken,

drücken, wenn er sie auf andere Gegenstände richten müßte.

Suche dir eine bestimmte und gründliche Kenntniß von den verschiedenen Gewerben und Beschäftigungen, die in der bürgerlichen Gesellschaft bestehen, zu erwerben! Diese gründliche Kenntniß einer jeden Lebens-Art, wird ungemein dazu beytragen, die Wahl recht zu bestimmen. Sehr oft lenken ihn falsche und übertriebene Vorstellungen von irgend einer Beschäftigung, oder auch zu große Begriffe von seinen eigenen Fähigkeiten. Hier aber erfährt er es, was zu einer jeden erforderlich ist; hier erfährt er es, was sich von jeder erwarten läßt; und seine Neigung, wenn sie aus unlautern Quellen entstanden ist, wird verschwinden, wenn er findet, daß seine Erwartungen nicht erfüllt werden.

Diese Kenntniß suche dir aber so bald, als möglich, zu erwerben, damit du früh dich auf deine künftige Lebens-Art vorbereiten könnest. Die Erlernung eines jeden Gewerbes, einer jeden Kunst oder Wissenschaft, erfordert viele Zeit, wenn die Kenntnisse, die man erlangt, nicht oberflächlich seyn sollen, und man durch die Ausübung derselben, seine Bestimmung, glücklich zu seyn und glücklich zu machen, ernsthaft erreichen will. Die Jahre der Jugend verschwinden wie ein Schatten, und mit ihnen zugleich die Kräfte, mit ihnen zugleich die Geduld und Lust, die ersten Anfangsgründe einer Lebens-Art zu erlernen. Nach 20 Jahren kann man sich kaum dieser Zeit erinnern; nur das, was man darin gründlich erlernt hat, ist geblieben. Ist dies nicht der Fall, auf welche Weise kann man den Verlust ersetzen? In der Zeit der Ausübung des Erlernten, schätzt man den Werth der Stunden und Tage, aber niemand weis es, ob derselben so viel seyn werden, um das im männlichen Alter nachhohlen zu können, was in

zehnten Jahre, da gewöhnlich die sogenannten Lehr-Jahre angefangen werden, muß es entschieden werden, welches Handwerk, Kunst oder Gewerbe er ergreifen soll. Diejenigen, welche sich den Wissenschaften widmen, haben einen längern Zeitraum zur Wahl, oder könnten ihn wenigstens haben, wenn sie nicht auf irgend eine Art schon früh gestimmt sind, irgend eins der vielen Fächer der Gelehrsamkeit zu wählen. Ist dies von Seiten der Aeltern und des Jünglinges geschehen, so ist da nichts weiter zu thun übrig, als daß beyde sich nun auch bemühen, diesen Entschluß auf jede mögliche Weise zu sichern und zu befestigen. Bleibt aber alles dem Jünglinge allein überlassen, nachdem er sich einmahl geäussert hat, daß er studieren wolle, so scheint es am sichersten zu seyn, daß er die Wahl so lange verschiebe, bis er die Universität besuchen muß. Alles, was er auf Schulen lernen kann, ist ihm hernach in jedem Fache der Gelehrsamkeit nicht ohne Nutzen, die sogenannte Dogmatik der Theologen und die Kenntniß der hebräischen Sprache etwa ausgenommen. In diesem langen Zeitraume hat er die beste Gelegenheit, sich mit dem Umfange und Inhalte der verschiedenen Fächer der Gelehrsamkeit bekannt zu machen, und kann alsdann desto leichter und sicherer den Entschluß fassen, welcher von den Facultäten er sich ausschließend widmen will. Hierbey ist nicht zu befürchten, daß diejenigen, welche sich etwa der Medicin, oder der Theologie, widmen wollen, zu viele Zeit verlieren, da sie schon auf der Schule in einzelnen Theilen ihrer Wissenschaft einen guten Grund legen müssen, wenn sie den Unterricht auf der Universität recht nutzen wollen. Der besondere Hang zu diesen Wissenschaften äussert sich früh. Der junge Mediciner sammelt Kräuter, und anatomirt Frösche; und der Theologe macht Predigten, und — hält sie vom Stuhle. Dies aber ist zu befürchten, daß der

Lez-

je nach dem der Geschmack und die allgemeine Neigung sich auf besondere Gegenstände lenkt, der größte Haufe sich den, man könnte sagen, izt Mode gewordenen Beschäftigungen widmet, und andere darüber vernachläßigt. Hier ist der Ort nicht, die Gründe dieser Erscheinung anzugeben, aber das scheint doch gewiß zu seyn, daß derjenige, der nicht durch einen besondern Hang sich hingerissen fühlt, der Menge zu folgen, sehr weise handelt, wenn er eine der Lebens-Arten, die einen Mangel an Bewerbern hat, wählt. Sie wird ihn sicherer und früher zum Ziel bringen, und in den Stand setzen, glücklich zu werden und glücklich zu machen. Dies sind die allgemeinen Regeln, die man dem Jünglinge empfehlen kann, wenn er sich zur Wahl entschließen muß. Findet er in seiner individuellen Lage noch besondere Bewegungsgründe, die darauf Einfluß haben können, dann muß er, ehe sie ihn bestimmen, sie einer ernsten Prüfung und freyen Ueberlegung unterwerfen, um mit völliger Ueberzeugung darnach wählen zu können. Es ist sein wichtigstes Geschäft, welches den größten Einfluß auf das Wohl oder Weh seines künftigen Lebens hat.

Wann aber ist der Zeitpunct, darin man sich zu der Wahl einer Lebens-Art entschließen muß? Die Antwort liegt schon größten Theils in dem bisher Gesagten, und bedarf bloß einer nähern Bestimmung. Die allgemeine Entscheidung, ob der junge Mensch sich den gewöhnlichen Handwerken, Künsten und bürgerlichen Gewerben, oder ob er sich den Wissenschaften widmen soll, muß früh, wenigstens schon im achten bis zehnten Jahre geschehen.

hiervon ist der allgemein bek
vieles nicht zu ler
aus nöthig ist,
nisse zu er
messener

Leztere, wenn er zu reifern Jahren gekommen ist, in das innere Heiligthum seiner Wissenschaft eingeführt wird, und darüber kaltblütig und mit Ernst nachdenkt, er nun durch die Wissenschaft selbst zurück geschreckt werde, und der feurige Wunsch in ihm aufsteige, nicht so gewählt zu haben.

Noch weniger ist dieser Rath mit dem vorhin angeführten Grundsatze: daß man so früh, als möglich, die Lebens-Art bestimmen müßte, damit die Fähigkeiten des Jünglinges genau nach derselben sich bilden könnten, im Widerspruch. Es ist nähmlich gar nicht nothwendig, daß die natürlichen Fähigkeiten die Bildung erhalten, welche das besondere Fach der Gelehrsamkeit, dem der Jüngling sich widmet, erfordert, sondern daß sie nur überhaupt die Richtung bekommen, sich mit geistigen Arbeiten anhaltend beschäftigen zu können. Hat der Jüngling dies gelernt, dann wird es ihm leicht seyn, irgend einer bestimmten Gattung dieser geistigen Arbeiten sich zu widmen. Allein bey diesem ganzen Geschäfte muß er, und Jeder, der das Geringste dazu beyträgt, seyen es die Aeltern, Vormünder, Lehrer, Freunde und Gönner, die größte Vorsicht, die sorgfältigste Ueberlegung anwenden, um hier nicht zu irren, hier nicht unglücklich zu machen, indem sie glücklich machen wollen. Es ist ja nicht von einer Unternehmung die Rede, die man aufgeben und mit jeder andern vertauschen kann, wenn man will; auch nicht von Fertigkeiten, die man sich wohl erwirbt, ohne bestimmt zu wissen, ob man Gelegenheit haben werde, sie anzuwenden; oder von einem kurzen vorübergehenden Vergnügen, welches man erreichen will, und dessen man bald überdrüssig wird, wenn sich in der Ferne eine andere Freude zeigt. Nein! das Glück und die Zufriedenheit des ganzen Erden-Lebens soll bewirket werden, und zwar durch die feste unabänderliche Richtung, welche man den natür-

natürlichen Anlagen giebt. Wenn wir nun in dieser lezten irren, wie kann alsdann das erstere darauf folgen? Oder, glaubt man etwa, es habe nicht viel zu bedeuten, wenn man auch anfangs einer Lebens-Art sich widmete, die uns nicht gefällt, daß sich dieses hernach leicht ändern lasse? Ja, es giebt Menschen, die erst sehr spät, nachdem sie schon für ganz andere Beschäftigungen bestimmt waren, die Lebens-Art erwählten, die ihren Kräften und Neigungen angemessen war, und wodurch sie glücklich wurden.

Es giebt Beyspiele, daß Männer, die zu Handwerken bestimmt, oder Bediente waren, nachher sich den Wissenschaften widmeten, und gelehrt und berühmt wurden (*). Es hat Männer gegeben, die sich

(*) *Benedictus Balduinus*, war nicht nur eines Schusters Sohn, sondern hatte auch in seiner Jugend seines Vaters Handwerk erlernt, brachte es aber hernach im Studieren so weit, daß er zu Amiens, in seinem Vaterlande, einen berühmten Lehrer abgeben konnte. Seine Herkunft und erste Erziehung gab ihm Gelegenheit, seinen schönen Tractat de calceo antiquo et mystico zu schreiben, welcher 1711 zu Leiden wieder aufgelegt worden ist.

Martinus Chemnitius sollte, in seiner Jugend, seines Vaters Handwerk lernen, und ein Tuchmacher werden.

Dav. Pareus sollte anfangs die Apotheker-Kunst, und hernach das Schuster-Handwerk lernen.

Der berühmte Schulmann, M. *Andr. Reyher* sollte anfangs ein Wein-Händler werden.

Der berühmte Theologe, *Frid. Balduinus* wurde anfangs zum Handwerk seiner Aeltern, welche Kürschner waren, gehalten.

Der evangelische Theologe, *Jo. Saubertus* sollte ein Müller werden, mußte auch deshalb zu Hagenhausen bey Altorf, als Müller-Junge ein halbes Jahr in der Mühle stehen.

Der berühmte Schul-Rector zu Meißen, *Ge. Fabricius*, wurde von seinem Vater stark angehalten, ein Goldschmid zu werden.

Carl Rollin sollte die Profession seines Vaters, der ein Messerschmid in Paris war, erlernen.

Heinr. Wild, Prof. der morgenländ. Sprachen in London, wurde in der lat. Schule seiner Vaterstadt Norwich erzogen, und zur Universität geschickt gemacht. Seine Freunde aber, indem es ihm an Vermögen fehlte, auf der

ſich von einem noch niedrigern Stande, dem Hirten-Stande, empor gehoben, und großes Anſehen erlangt haben. Man hat Beyſpiele, daß Männer, durch

der Univerſität ihn unterhalten zu können, brachten ihn als Lehr-Jungen bey einem Schneider, bey welchem er 7 Jahr diente, nach welchen er als Handwerks-Geſell noch 7 Jahr ſeine Arbeit trieb. Gegen das Ende der lezten 7 Jahre überfiel ihn ein Fieber, welches über 2 Jahr anhielt, und ihn dermaßen abzehrte, daß er ſein Handwerk zu treiben nicht mehr im Stande war. In dieſem Zuſtande beſchäftigte er ſich mit Leſung einiger alten Bücher von der ſtreitigen Gottesgelahrtheit, worin er verſchiedene Sprüche der heil. Schrift aus der hebr. Grundſprache erklärt fand. Ob er nun gleich ſeine Schul-Gelehrſamkeit beynahe wieder vergeſſen hatte, ſo munterte ihn doch ſeine Wißbegierde auf, einen Verſuch zu thun, um dieſe Sprache verſtehen zu lernen. Er mußte alſo zuerſt ein engliſch-hebräiſches Lexikon und Grammatik gebrauchen, und erlangte nach und nach die Kenntniß der Sprache wieder, welche er in der Schule gelernt hatte. Als ſeine Geſundheit wiederhergeſtellt war, theilte er ſeine Zeit zwiſchen ſeinem Handwerke und dem Studieren, mit welchem leztern er den größten Theil der Nacht zubrachte. Solchergeſtalt lehrte er ſich ſelbſt; ſein eigenes großes Genie unterſtüzte ihn durch ſeine beſtändige Emſigkeit und Fleiß, der faſt nicht ſeines gleichen hatte, daß er die Kenntniß aller, oder des größten Theiles der orientaliſchen Sprachen zu der hebräiſchen hinzu that. Er arbeitete aber noch immer im Dunkeln, bis er endlich zufälliger Weiſe der Welt entdeckt wurde. In Oxford war er unter dem Nahmen des arabiſchen Schneiders bekannt. In ſeinem Anſehen und Gange hatte er alle kleine Beſonderheiten, die Perſonen von ſeiner Profeſſion eigen ſind.

Fr. Taubmann hatte ebenfalls ſchon die Nadel gut verſtanden.

Arminius iſt Aufwärter in einem Gaſthofe geweſen.

Robert Hill, welcher 1699 zu Miswell, einem Dorfe von 3 oder 4 Häuſern, bey Tring in Herfordſhire geboren war, mußte 1710, zu Tringgrove, für ſeinen Oheim den Pflug treiben, und andere Feld-Arbeit verrichten. Weil man aber bemerkte, daß dies für ſeine etwas ſchwächliche Leibes-Beſchaffenheit zu ſchwer war, glaubte man, daß ein gemächlicheres Handwerk ſich beſſer für ihn ſchicken würde, weswegen er 1714 als Lehr-Junge bey ſeinem Stief-Vater, Thomas Robinſon, einem Schneider zu Buckingham, angeſtellt wurde. Als 1717 die Kinder-Blattern in Buckingham einriſſen, und daſelbſt ſtark wüteten, ſchickten ihn ſeine Freunde nach Tringgrove, wo er ſeines Oheims

Schafe

durch irgend eine heftige Leidenschaft angetrieben, sich erst spät einer Lebens-Art mit Glück widmeten, die ihrer vorigen Bestimmung ganz entgegen war. Aber alle diese Beyspiele werden wir doch nicht zur Regel machen wollen, und darauf den Satz gründen, daß man diese ganze Wahl füglich dem Schicksale überlassen könne, welches stets aus dem Menschen mache, wozu es ihn bestimmt habe. Diese Idee wäre freylich der herrschenden Denkungs-Art, und insbesondre der izt Mode werdenden Erziehungs-Weise vollkommen angemessen; allein, sie ist zu empörend, als daß man sie mit Recht den gesitteteren Ständen zuschreiben könnte.

Um uns aber doch von dem Nachtheile einer übereilten Wahl der Lebens-Art zu überzeugen, wollen wir die tägliche Erfahrung zu Rathe ziehen. Bey dem Handwerker oder Künstler tritt der Fall so leicht nicht ein, daß jemand erst dann seine Wahl bereuen sollte, wann er im Begriff steht, Meister in seiner Profession zu werden. Er hat auch in den Lehr-Jahren früher Gelegenheit, es zu bemerken, ob das gewählte Handwerk seinen Neigungen entspricht, oder nicht; und im leztern Falle kann er leichter zu einem andern übergehen. Auch läßt die gewöhnliche Erziehung bey ihnen nicht leicht das Gefühl aufkommen, daß ihr gewählter Stand sie unglücklich machen könne.

Schafe hüten mußte. Er lag hinter einer Hecke, und las den ganzen Tag. Er verband 1724, mit dem Schneider einen Schulmeister, und war darin so glücklich, daß er in den 6 oder 7 ersten Jahren beständig über 50 Schüler hatte.

De viris eruditis ab opificiis ad literarum studia revocatis, s. *Goezii* Selecta ex historia literaria, (Lubec. 1709, 4.) Cap. 5.

Von Gelehrten, die zu Erlernung gewisser Handwerke sind destinirt gewesen, s. Bernhard's curieuse Hist. der Gel. S. 52, fgg.

Kraft gelaſſen, daß ſie durch irgend eine Neben-Beſchäftigung dem forſchenden Menſchen-Freunde Gelegenheit geben, aufmerkſam auf ſie zu werden, und ihnen die helfende Hand zu reichen. Dies ſagt uns die Erfahrung; und Jeder kann es täglich ſehen, wenn er die Männer betrachtet, die Kraft und Talent haben, die aber, weil ſie nicht an ihrer rechten Stelle ſtehen, beydes nicht anwenden können, und ihrem jezigen Amte Schande machen, da ſie in einem andern ihr eigenes Glück, das Wohl ihrer Familie, und den Nutzen ihrer Mitmenſchen befördert haben würden.

Wird auf dieſem Wege die Beſtimmung des Menſchen „glücklich zu ſeyn und glücklich zu machen,“ erreicht? Und handeln die Aeltern recht, welche ihre Kinder zwingen in der Abſicht ihr Glück zu gründen? Und ſind wir, ich will nicht einmahl ſagen, gerecht, ſondern nur billig, wenn wir über einen ſolchen Unglücklichen, ohne ihn weiter zu kennen, bloß nach dem äuſſern Schein, aburtheilen, und ihn einen ſchlechten Menſchen ſchelten? Ihm eine hülfreiche Hand zu biethen, zu erforſchen, auf welche Art der Mann ſo verſchroben iſt, und wie er vielleicht die verlorne Achtung Anderer, und ſeine eigene Ruhe wieder finden kann, und dann mit Eifer dazu behülflich zu ſeyn — dies geſchieht nicht; Jeder ſchüttelt den Kopf, und geht vorüber.

Aber muß dies ſo ſeyn, iſt es ſchlechterdings die unabänderliche Folge, daß der, welcher entweder aus Uebereilung, oder aus Zwang, eine Lebens-Art gewählt hat, die er in der Folge gern verließe, und nun nicht mehr verlaſſen kann, unglücklich werden muß? Wenn früh bey den erſten Keimen des Mißmuthes ein treuer erfahrner Freund den Unglücklichen unterſtützt und leitet, dann kann man hoffen, daß er, wo nicht das Glück, welches er in jedem andern Stande

ge-

gefunden haben würde, doch wenigstens Zufriedenheit finden werde, die ihn das verlorne größere Glück bald vergessen lassen wird.

Es giebt aber auch noch einige Vorschriften, deren treue und sorgfältige Anwendung, das Unangenehme der gewählten Lebens-Art mindern, und vielleicht ganz vertilgen wird.

Man suche nähmlich Neigung zu der aufgedrungenen Lebens-Art bey sich zu erwecken! Dies ist nicht unmöglich. Wenn man alle die Obliegenheiten, welche der gewählte Beruf erfordert, pünctlich, mit Eifer und Treue verrichtet, und dieses, ohne müde zu werden, eine geraume Zeit fortsetzt, so wird dadurch eine Fertigkeit in den Geschäften des Berufes gegründet. Wenn diese Fertigkeit wächst, wenn sie sich der Vollkommenheit immer mehr nähert, und der junge Mann dadurch in seinen Geschäften sich besonders auszeichnet, so werden ihm eben diese Arbeiten, die ihm anfangs so zuwider waren, daß er sie nur mit Unlust verrichten konnte, vermöge der besondern Einrichtung der menschlichen Natur, daß uns alles lieb wird, wodurch wir uns auszeichnen, so angenehm werden, daß sich bald der Gedanke, er sey zu dieser Lebens-Art gezwungen worden, bey ihm verlieren wird.

Man bemühe sich das Gute, welches mit dem gewählten Berufe verbunden ist, genau kennen zu lernen, um dadurch die Vortheile anderer Lebens-Arten bey sich zu verdunkeln! Jede Lebens-Art läßt sich von mehrern Seiten betrachten, und jede hat ihr eigenthümliches Gute, wie ihre eigenen Lasten. Da ist es nun gewöhnlich der Fall, daß der junge Mann die ihm aufgedrungene Lebens-Art bloß von der ihm unangenehmen Seite betrachtet, daß er es gar nicht ahndet, sie könne auch Zufriedenheit gewähren, und den, der sich ihr ernstlich widmete, glücklich

machen. Ist er nun aber so glücklich, auf eine oder die andere Weise aufmerksam darauf zu werden; hat er die Freuden genossen, die sie gewährt, und findet er dann bey dem weitern Forschen, daß sie eine unversiegbare Quelle so manches Guten enthält: dann verliert er über den gegenwärtigen Genuß, die entferntern Vortheile anderer Lebens-Arten immer weiter aus den Augen, und ist zufrieden mit dem, in dessen ruhigem Besitze er sich einmahl befindet. Dies wird ihm sehr leicht werden, wenn er es früh gelernt hat, genügsam oder zufrieden zu seyn, mit dem was er einmahl hat; wenn er die schöne Kunst, seine Bedürfnisse einzuschränken, sich früh zu eigen gemacht hat (*), und nie ein größeres Maß von Glückseligkeit eifrigst zu wünschen, als er nach seinen Kräften und den vorkommenden Gelegenheiten sich verschaffen kann.

Endlich suche man die Ueberzeugung sich zu erwerben, daß jede Lage, worein man entweder freywillig, oder durch die Umstände gezwungen, versetzt wird, nach dem weisen Willen Gottes uns angewiesen ist, um darin nach unsern Kräften zum allgemeinen Wohl mitzuwirken. Diese Ueberzeugung wird ihn beruhigen, sie wird ihm die unangenehme, seinen Wünschen widersprechende Lebens-Art in einem minder nachtheiligen Lichte zeigen, und den Gedanken in

(*) Ein berühmter Schriftsteller, macht der neuern Erziehung die dringende Empfehlung, die Bedürfnisse zu vermindern, zum Vorwurf, weil hieraus, wie er glaubt, die böse Folge entstände, daß nun die jungen Männer, die es gelernt haben, mit wenigerm als sonst gewöhnlich ist, zufrieden zu seyn, sich keinen gesellschaftlichen und bürgerlichen Verfügungen mehr unterwerfen wollen, und zu früh beginnen die Unabhängigen zu spielen. Das Unstatthafte dieser Schlußfolge zu zeigen, ist hier der Ort nicht; sonst möchte es leicht bewiesen werden können, daß dieses Uebel sich aus ganz andern näher liegenden Quellen herleiten lasse.

in ihm erwecken, daß er auch in dieser Lage nicht vergeblich arbeite; und so wird er endlich dahin kommen, in seinem Posten das Seinige zu thun. Eine weise, gütige Vorsehung, die Jeden so glücklich macht, als er es werden kann, regiert ja die Schicksale der Menschen. Wenn gleich einem seine Lage mehrere und größere Freuden, wie es scheinen mag, gewährt, so ist es auch wahrscheinlich, daß er größere Lasten und Widerwärtigkeiten, die der andere nicht kennt, zu tragen hat. Ohne diesen Glauben, — man erlaube mir hier diesen Ausdruck! — den ein mäßiges Nachdenken über die eigenen schon erlebten Schicksale, und eine geringe Aufmerksamkeit auf den Lauf der Begebenheiten in der Welt, leicht erzeugen werden; ohne geläuterte und richtige Vorstellungen von Glück und Unglück, und dem wesentlichen Unterschiede, der zwischen Glück und Glückseligkeit Statt findet; ohne Mäßigung der Wünsche und Begierden, die ausschweifend und rastlos bald auf diesen, bald auf jenen Gegenstand verfallen, und stets, ungesättigt, neue Nahrung suchen; ohne weise Benutzung der Zeit, und thätige Ausübung der Verpflichtung zur Arbeitsamkeit, die in der Natur des Menschen gegründet ist, und wovon niemand sich lossagen kann, und ohne eine weise Unterwerfung und strenge Befolgung der Vorschriften der Sittlichkeit und des Gewissens, wird niemand, er lebe in diesem oder jenem Stande, in dieser oder jener Lebens-Art, er habe sie freywillig oder gezwungen gewählt, so wenig selbst glücklich seyn, als zu dem Glücke Anderer beytragen können. Den erhabenen Zweck seiner Bestimmung verfehlt er. Die Welt ist ihm freudenleer; er ist sein eigener Peiniger, und eine Last der mit ihm verbundenen Menschen.

Ueber einige Fehler bey der Wahl einer Lebens-Art. Ich stelle mir Aeltern, Rathgeber jun-

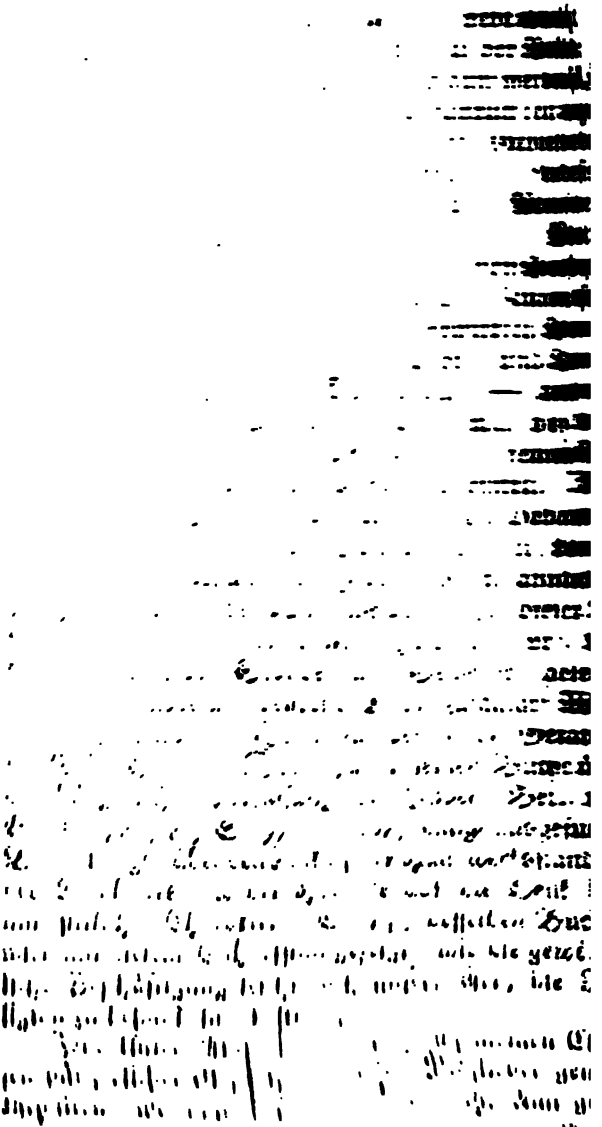
ger Leute und weiſe Obrigkeiten vor, indem ſie ſich mit der Frage beſchäftigen: Wozu beſtimmen wir unſere Söhne? In welchem Stande, Amte und Gewerbe können ſie nach ihren Fähigkeiten und Umſtänden, und nach der jezigen Lage des Vaterlandes und der Welt am nützlichſten und glücklichſten werden? Die Erfahrung lehrt, daß man größten Theils in dieſer Angelegenheit noch nicht ſo verſtändig handelt, als man könnte und als es zu wünſchen wäre. Gleichwohl bleibt es eine ausgemachte Wahrheit, daß ſich eine ſehr reichlich fließende Quelle des menſchlichen Elendes wohl verſtopfen ließe, wenn mehrere Aeltern und junge Perſonen zu bewegen wären, gleich im Anfange des Lebens nicht auf einen Irrweg zu gerathen, von dem ſie nicht wieder kehren können.

Die Fehler, welche ſich am weiteſten ausgebreitet haben, betreffen die Abſicht, warum man einen Beruf wählen muß, die Erforſchung der Fähigkeiten zu denſelben, die Erwegung der äuſſern Umſtände, unter welchen dieſe Fähigkeiten entwickelt und gebildet werden müſſen, und die Rückſicht auf die Zeit-Umſtände. Sehr oft ſind aber auch die Vorſtellungen der Menſchen über die Wichtigkeit dieſer Sache ſehr verworren und ſchief; daher verweile ich mich zuerſt bey dieſem Puncte, ehe ich mich über die andern erkläre.

Wozu beſtimme ich meinen Sohn? Dieſe Frage heißt in dem Munde mancher Menſchen nur ſo viel, als: was laſſe ich ihn lernen, damit er künftig ſeinen ſtandesmäßigen oder wenigſtens ehrlichen Unterhalt finde? Es iſt unläugbar, daß dieſe Rückſicht ſo lange in dem menſchlichen Leben viel zu bedeuten habe, als wir mit einem Magen geboren werden, der nicht, wie jenes fabelhafte Thier in China, von bloßer Luft befriediget wird. Aber ich geſtehe, daß ich bloß daraus die Wichtigkeit der Wahl einer Lebens-Art noch nicht allein herleiten mag. Mir ſcheint, daß jeder

der Mensch dabey hauptsächlich zu erwegen habe: daß die ganze Zufriedenheit des künftigen Bürgers, und selbst seine Sittlichkeit und innere Rechtschaffenheit vornehmlich von der Wahl seiner Lebens-Art abhängt.

Indem über den Knaben festgesetzt wird, was aus ihm werden soll, wird auch festgesetzt, welche Dinge nun künftig den wichtigsten Einfluß auf seinen Charakter, auf sein Herz haben werden. Ich sage: den wichtigsten Einfluß; denn die unaufhörlichen Einwirkungen der äussern Umstände, die der Geist des künftigen Berufes mit sich bringt, werden gewiß der ganzen Art zu denken, der ganzen Seele des Lehrlinges gerade die Falten eindrücken, die er lebenslang behält. Er trinkt nicht bloß den Unterricht ein, sondern mit demselben auch die Vorurtheile des gewählten Standes, und seine Seele bekommt gerade die Richtung, die der Wind mit sich bringt, der in den Regionen, die er nun lebenslang durchsegeln will, wehet. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es Menschen von solcher innern Stärke giebt, welche den Strohm zwingen können, sich nach ihnen zu richten, wenn er sie überwältigen will, dahin zu schwimmen, wo es ihnen nicht gefällt. Aber sind deren viele? Aus dieser Ursache möchte ich wünschen, daß man überall fest, als an sein Daseyn, an die Wahrheit glaubte: bey der Wahl der Lebens-Art wird zugleich über Tugend und Laster, Weisheit und Thorheit eines Menschen für seine ganze künftige Fortdauer entschieden. Eine anschauende Erkenntniß dieser Behauptung wird wohl nicht besser befördert, als wenn man solche Personen, die einen gewissen Beruf lange abgewartet haben, beobachtet. Bey vielen Fehlern ihres Verstandes und Herzens wird es einleuchten, daß es Früchte ihres Berufes waren; und wenn man etwas tiefer forscht, so wird nicht minder klar, daß sich von manchen



n nicht bloß ihren Verstand, sondern auch ihr
mit sehr vielen seiner Neigungen. Wer erleuch-
enug ist, die Bildungen, welche der Geist auf
inen Stufe seines Lebens erhielt, immer als die
ndlage des zukünftigen Zustandes anzusehen;
, wer nur fähig ist, diesen Gedanken nach seiner
wiegenden Wahrscheinlichkeit, oder richtiger nach
r unumstößlichen Gewißheit zu fassen, der er-
diesen Grund, die Wahl des Berufes für un-
ch wichtig zu halten, zuverläßig für den stärksten,
ich nur denken läßt. Und sehen wir dann auf
ünftige Zufriedenheit, auf Genuß des Lebens —
giebt hier wieder die Beschäftigungs-Art, die
Pflicht ist, ganz unverkennbar, den Ausschlag!
ücklich gemartert fühlt sich indessen jeder Mensch
inigen Empfindungeu, wenn er zu spät entdeckt:
fehlts an dem, was mein Stand und meine Stelle
dern! Trübsinn von ganz eigener Art umwölkt
Seele manches redlichen Mannes, der aber zu
n Geschäfte verdammt ist, welches seinem Cha-
r widerspricht, welches ihm anekelt, zu dem er
taugt. Es ließe sich ein ganzes Buch über die
n der Stümper schreiben; und es wäre zu wün-
, daß es in allen Ständen fleißig gelesen würde,
: man überall diesen Grund, warum die Wahl
s Berufes wichtig ist, mehr und zu rechter Zeit
äre, und ihn beherzige! Betrachtungen dieser
können bey den meisten Jünglingen und deren
nden so viel bewirken, daß sie mit mehr, als ge-
licher, Bedachtsamkeit bey dieser Gelegenheit
hren. Der Gedanke, wie sehr viel der ganzen Ge-
haft darauf ankomme, daß sie möglichst vernünftig
en, müßte doch aber billig nicht weniger seine
t äussern. Es müßte, wie es scheint, von sehr
nen Folgen seyn, wenn man das junge Gemüth
ner solchen Lage durch die große Vorstellung zu

erheben ſuchte: auch dein Handſchlag fördert einſt das Wohl der Welt! dir unüberſehbar, aber doch ganz ungezweifelt gewiß wirkt auch deine Kraft auf irgend ein größeres oder kleineres Rad des großen Ganzen! der Tropfen deines künftigen Fleißes, auf den vielleicht kein Sterblicher achtet, ergießt ſich in den wohlthätigen Strohm, dem das menſchliche Geſchlecht ſo unzählige Vortheile verdankt, und der vielleicht dem entlegenſten Theile des Erdkreiſes, dem fernſten Puncte der Zukunft ſegensreich zuſtröhmt! Iſt es gleich nur ein Tropfen, ſo iſt doch dieſer ganze Ströhm nur aus Tropfen zuſammengeſetzt, und müßte verſiegen, wenn Jeder den ſeinigen zurück hielte.

Wäre aber auch der Knabe, den wir wecken wollen, für ſich und für die Welt künftig alles zu ſeyn, was er nun ſeyn kann, für dergleichen Begriffe nicht geſtimmt oder organiſirt; giebt es denn nicht auch faßlichere Ideen, die man der gewöhnlichſten Menſchen-Seele verdeutſchen kann? Man bringe es doch nur dem jungen Menſchen, der wie ein Fremdling in die Pforten der geſchäftigen Welt tritt, und nicht weis, welche Rolle ſich am beſten für ihn ſchicken wird, ſo nahe an das Herz als möglich: wie ſehr und herzlich Brüder und Schweſtern, Vater und Mutter, die liebe Obrigkeit und die guten Freunde daran Theil nehmen — ob er aus dem ihm dargebothenen Beſchäftigungs-Verzeichniſſe mit kindiſchem Leichtſinn, oder mit reifern Verſtande, wählt. Möchte jedes Vaterland, ohne die Privat-Freyheit zu vernichten, auf eine recht eindringende Art, den Aeltern und Jünglingen in dem Zeitpuncte, wo gewählt wird, zeigen, wie wichtig ihm ſelbſt dieſe Entſchließungen ſind!

Vielleicht wären hier einige Feyerlichkeiten zweckmäßig; vielleicht wäre das Confirmations-Geſchäft durch Benutzung dieſer Ideen noch feyerlicher für die Nachwelt, und für den Bürger-Freund noch rühr-

rührender und ehrwürdiger zu machen. Es müßte bey vielen einen bleibenden Eindruck hervorbringen, wenn in jedem Jahre ein Tag wiederkehrte, wo jeder Zweig der Geschäfte, zu dem irgend ein Knabe Geschick und Neigung hätte, von den Repräsentanten des Vaterlandes selbst einen neuen Ehren-Schmuck erhielte; wo man die ganze Ton-Leiter des gemeinen Wesens hinauf und hinab, der Jugend durch die That predigte, jedes Glied des großen Ganzen erregt und verdient unsere zärtlichste Sorgfalt, unsere aufrichtigste Werthschätzung.

Wenn ich zu diesem allen die aus der Religion hergenommenen Gründe für die Erheblichkeit der Wahl einer Lebens-Art hinzu denke, so halte ich es nicht für unmöglich, in den meisten Jünglingen eine Art des vernünftigen Enthusiasmus für diejenige Anwendung ihrer Kräfte, welche ihnen alsdann die beste scheint, anzufachen. Sie bemerken den Blick des sie liebenden und aufmunternden Vaterlandes; sie fühlen den Wink der Vorsehung, die sie zu einem geschäftigen Leben hervor rief, und deren Absichten sie billig mit heiliger Ehrfurcht erfüllen. Wie könnten sie diesen Zusammenhang, diese Abhängigkeit, diese Aussichten überdenken, ohne eine würdige und heilsame Stimmung zu bekommen, die bey dem ersten Schritte auf keiner einzigen Laufbahn fehlen darf, wenn sie anders muthig und mit Ehren zurückgelegt werden soll!

Indem ich mich mit der Vorstellung beschäftige, in welchem Lichte die künftige Lebens-Art den Augen der Wählenden erscheinen sollte, denke ich mit Bedauern daran, daß man nicht selten Menschen antrifft, welche diesen Punct ungefähr so behandeln, als wenn sie ein Los in einem Glücks-Spiele nehmen. Bey vielen Personen dieser Gattung rührt das offenbar aus einer Unbesonnenheit her, worüber sie keine

Re-

Rechenschaft geben können. Andere wissen ihrer Sorglosigkeit einen scheinbaren Anstrich zu geben. Sie mißbrauchen einige unvollständig gefaßte Ideen von einer überall gebiethenden Vorsehung; darum weil diese sorgt und alles leitet, sprechen sie sich von der Pflicht Ueberlegungen anzustellen frey, und halten sich zu einem blinden Vertrauen berechtigt. Man muß zwar den beruhigenden Satz für wahr annehmen, daß das menschliche Geschlecht in dieser Angelegenheit, von welcher so viel abhängt, nicht den Phantasien seiner Mitglieder allein überlassen ist. Es bleibt Thatsache, daß sich, zufolge unübersehbarer höherer Veranstaltungen, zu den verschiedenen für das menschliche Geschlecht wichtigen Beschäftigungen und Lebens-Arten noch immer Menschen finden, die geradezu Fähigkeit und Sinn besitzen. Es wäre eine merkwürdige Verläugnung der Vernunft, wenn man dies als ein Werk des Zufalles erklären wollte. Auch wird man gern zugeben, es sey Grund genug vorhanden, zu glauben, daß die Vertheilung der Geistes- und Leibes-Kräfte, und der in jedem Zeit-Alter erforderlichen Vernunft-Masse auf dem ganzen Erdkreise, mit einer Ordnung und Weisheit geschehen, die demjenigen, der diesem allen nachspüret, reichen Stoff zur stillen freudenvollen Anbetung dieser unerschöpflichen Weisheit geben.

Allein, damit wird nur für den Menschen der unschätzbare Satz gewonnen, daß auch in diesem Stücke eine höhere Macht das Beste der Welt bedacht habe, in jedem Falle, wo die uns zum Gebrauch verliehenen Kräfte und Einsichten unzureichend sind, irre führen und uns verlassen; keinesweges aber kann aus diesem Satze ein Schutzbrief für Nachlässigkeit und Leichtsinn erzwungen werden. Nach allen etwas geläuterten Religionen, und in allen Schulen der Weisen, wird der junge Mensch nebst seinen Rathgebern ge-

geradezu, oder nach richtigen Folgerungen, zum reiflichen Besinnen aufgefordert, welchem Stande er sich künftig widmen wolle. Und selbst die Fatalisten aller Art haben es nicht gewagt, zu behaupten, der Mensch solle ohne alle vorher anzustellende Ueberlegung, sich durch das eigensinnige Glück oder blinde Verhängniß in seine künftige Lebens-Art schleudern lassen. Diese Bemerkung kann demjenigen überflüssig scheinen, der nicht weis, wie sehr oft der große Haufe bey der Wahl seiner Lebens-Art, das Los, das hallische Schatzkästlein, oder ähnliche vernunftlose, vorbedeutungsreich scheinende Umstände, den Ausspruch thun läßt. Die auf Eigensinn und Einfalt der Verwandten und Verwandtinnen gegründeten Rathschläge und Bitten, wodurch mancher Jüngling bestürmt wird, liefern dem State eben so viel bedauernswürdige, als verdienstlose, Menschen. Selbst in Ansehung des Gebetes scheinen hierbey manche irrige und in ihren Folgen nicht gleichgültige Vorstellungen herrschend zu seyn. Zwar ist der Gebrauch dieses dem Menschen so unentbehrlichen Mittels, die Seele zu erheben und zu beruhigen, bey dieser Ueberlegung an seiner rechten Stelle. Wer könnte völliges Zutrauen zu dem Herzen eines Menschen fassen, der sich hier nicht desselben bedienen wollte? Aber kein Mensch kann erwarten, daß ihm im Gebet eingegeben werde, was er künftig für eine Lebens-Art ergreifen solle. Ob er sich besser zu Leibes- oder zu Kopf-Arbeit, zum Künstler oder zum Gelehrten schicke, das zu entscheiden empfieng er gesunden Verstand; ihm werden Erfahrungen bekannt gemacht; er findet, wenn er sie sucht, Freunde, die seine Anlagen beurtheilen können. Dieses alles nutze er treu, und mache durch das Gebet sich dazu desto geschickter. Unterläßt er den Gebrauch dieser Hülfsmittel, so würde ihn doch bey allen übrigen Aengstlichkeiten der Vorwurf treffen,

daß

daß er die Wahl einer Lebens-Art nicht nach der Wichtigkeit behandle, die ſie behalten wird, ſo lange geſunde Vernunft in der Welt iſt.

Auſſer dem Leichtſinn, womit man in manchen Familien und Staten die Wahl einer Lebens-Art blinden Zufällen und ungereimten Grillen überläßt, ſtößt man hierbey auf ein Heer anderer Fehler, die man in Claſſen theilen muß, um ſie einiger Maßen zu überſehen. Unſer erſtes Augenmerk mögen die Abſichten und Beweggründe ſeyn, aus welchen ſich der junge Bürger dieſen oder andern Beſchäftigungen widmet oder widmen muß. Mich dünkt, alle Stimmen verſtändiger Leute ſind leicht mit einander zu vereinigen, wenn man die Frage aufwirft, aus welchen Gründen der Menſch überhaupt jezt angeleitet werden müſſe, ſich auf dem weiten Gebiethe des menſchlichen Wirkens ein eigenes abgeſondertes Feld zu wählen, welches er lebenslang vorzüglich bearbeiten wolle. Bey jedem Jünglinge, der an eine geſunde Denkungs-Art gewöhnt iſt, werden etwa folgende vier Vorſtellungen ſehr viel vermögen.

1. Du kannſt, wenn du für ein gewiſſes Fach brauchbar zu werden ſuchſt, auf eine recht ſichere Art, deinen Mitmenſchen nützlich werden, und zum Beſten des Ganzen mitwirken. Es giebt zwar Beyſpiele, wo Perſonen, die kein beſtimmtes Gewerbe, kein beſonderes Fach wählten, ſich einiges Verdienſt erwerben. Dem Reichen, dem Güter-Beſitzer, der weiter nichts verſteht, als daß er ſein Vermögen verwaltet und ſein Leben genießt, mag man es immer zugeſtehen, daß er nicht ganz eine unnüze Laſt der Erde ſey; beſonders, wenn er nebenher noch, in Ermangelung anderer Geſchicklichkeiten, gewiſſe Arten der Wohlthätigkeit, wozu es Andern an Zeit und Vermögen fehlt, ſeine Erholung ſeyn läßt. Aber ſehr ehrenvoll iſt doch die Beſtimmung nicht, da man nur

lebt

lebt um zu verzehren (*), und eben so wenig, alle andere Betrachtungen bey Seite gesetzt, thut sie einem wohlwollenden Herzen Genüge. Auch der Erbe des größten Vermögens, dem man die schönste aller Neigungen, die, Gutes zu thun, beygebracht hat, wird gerade dadurch sich antreiben lassen, sich für ein besonderes Fach recht mit Ernst geschickt zu machen, und in diesem Fache recht mit Ernst zu arbeiten. Auf die Art liefert man doch regelmäßig seinen Beytrag zum Wohl seiner Nebenmenschen. Man wird ihr täglicher Wohlthäter. Da uns, wenn unsere Thätigkeit bloß von uns abhängt, so leicht jede Laune, oder jeder geringe Umstand, aus der heilsamen Wirksamkeit bringt, so vereinigt sich in einem ordentlichen Berufe sehr vieles, welches auch dann den behaglichen Müßiggang unmöglich macht, wenn wir uns gern demselben überließen. Die Stimme der bürgerlichen Pflicht ruft uns kräftiger, als der Wink des Sitten-Lehrers, von den Tändeleyen des Lebens zurück, schränkt uns bey unsern Erhohlungen wohlthätig ein, und manche kostbare Stunde, die sonst verschwendet seyn würde, wird nun zum Dienst der Welt angewendet. Wie beruhigend wird einst am Schlusse aller unserer Arbeiten, der Gedanke für uns seyn, daß auch unser Leben zur Erhaltung der öffentlichen Wohlfahrt nicht unnütz blieb; daß auch unsere Berufs-Thätigkeit viele wohlthätige Folgen hervorgebracht hat und hervorbringen wird, wenn wir längst nicht mehr sind! Bekannter Maßen sind aber die meisten Menschen weder Reiche noch Güter-Besitzer. Diesen empfiehlt das Wohlwollen gegen Andere, die Betreibung eines bestimmten Berufes auch vornehmlich von der Seite, daß sie sonst sehr leicht dem gemeinen Wesen zur Last fallen. Zu welchen seltsamen und

(*) Fruges consumere nati.

Zwang den freyen Nacken beuge. Die Reize eines ungebundenen Lebens, wo man bloß von sich selbst abhängt, wo keine Art von Unterwürfigkeit Statt findet, werden dergestalt angepriesen, daß ein großer Theil der Jünglinge vielleicht tausend Lobreden auf den Müßiggang und das Bärenhäuter-Leben, und etwa nur eine kalte Empfehlung einer regelmäßigen, dem jezigen bürgerlichen Zustande angemessenen Thätigkeit, gehört haben mag.

Wenn Aeltern und Lehrer diese Sprache wenigstens im Schooße ihrer Familien führen, und es oft so sehr bemerklich machen, wie sehr ihnen ihr Beruf anekle, darf man dann etwas anders erwarten, als daß die Herren Söhne und lieben Zöglinge sämmtlich auf ihre künftigen heiligsten Pflichten, mit Mißvergnügen und Abscheu hinsehen? Wenn sie nun auf diese Weise fast unfähig geworden sind, sich diese Sache von einer edlern Seite vorzustellen, so bleibt dann freylich der erste und lezte Beweggrund sich in eine solche Sclaverey zu begeben, der: wenigstens so viel mußt du erlernen, damit es dir nicht dereinst an Brod fehle.

„Vater?“ sagte der kleine Sohn eines Hof-Rathes zu seinem Vater, der mit vielem Eifer die Flöte spielte: „giebt man dir viel Geld, wenn du gut „spielst?“ — Nein, war die Antwort; — „ey so „wundert es mich, daß du dir die viele Mühe giebst.“ Diese naive Bemerkung erregte Lachen, aber sie bringt zugleich die ganze verächtliche Denkungs-Art vor Augen, welche in den meisten Seelen herrschend wird, so bald man sich für alles Lernen und Anstrengen ganz und gar keinen höhern Endzweck denkt, als den: das giebt mir einst Brod. Ich übergehe alles, was sich sagen ließe, um die natürlichen Wirkungen dieser Denk-Art zu zeigen. Nur den einen Erfahrungs-Satz bringe ich in das Andenken: sobald die

Menschen, die unter diesen Gedanken heran gewachsen sind, nun wirklich einiger Maßen zu der Sicherheit gelangen, daß ihnen ihr Unterhalt nicht fehlen könne, so treiben sie ihren Beruf mit der unerträglichsten Schläfrigkeit, und werden gerade in den Jahren wo sie am meisten nutzen sollten, jenem Ungeziefer im Bienen-Korbe gleich, welches das Honig, das die Arbeits-Bienen haben zusammen suchen müssen, verzehrt. Ihr Zweck ist, denken sie, erreicht, sie haben Nahrung und Kleider, was bekümmert sie der durch ihr Amt und Gewerbe zu stiftende Nutzen; was ihre Fortbildung; es ist genug, daß sie leben.

Etwas besser, aber doch immer höchst gefährlich und nachtheilig ist es, wenn der Ehrtrieb einen allzu großen Einfluß bey der Wahl einer Lebens-Art bekommt. Gegen den sehr natürlichen Wunsch, daß unser künftiger Stand von der Art sey, daß wir uns wegen desselben nicht nur nicht verachtet, sondern viel mehr geehret, und dann, wenn wir uns darin auszeichnen, einiger Maßen vorgezogen sehen mögen, wird niemand Einwendungen machen, so lange derselbe in gewissen Gränzen bleibt; statt dessen entdecken sich aber Jedem, der einiger Maßen mit den Menschen bekannt ist, die unglücklichsten Ausartungen dieser an sich richtigen Empfindungen. Wie oft opfern eitle Aeltern ihre Kinder ihrer Rangsucht auf! Zum Handwerker war der Knabe organisirt und fähig, aber die Mutter schämt sich, einen Handwerker zum Mann und auch zum Sohn zu haben, daher sucht sie es dahin einzuleiten, daß aus den Söhnchen ein Künstler, ein Kaufmann, oder ein Studierter, und vor allen Dingen ein Priester, werde. So fängt die Sucht zu den höhern Ständen, auch ohne alle Fähigkeit dazu hinauf zu klimmen, in den Werkstätten an, und äussert nicht geringere Wirksamkeit bey Familien von einer etwas feinern Erziehung. Man

rathe

rathe dem hirnlosen Sohne eines vornehmen Studierten, eines Rathes oder Secretairs, er möge in die Krambude gehen, und lebenslang nichts thun als Pfeffer verkaufen; oder in die Schreiber-Stube, und lebenslang nichts anders thun als copieren, und man wird es bald bemerken, wie schrecklich der bloße Gedanke die Rangsucht der ganzen Familie verwundet. Wenigstens antwortete die Frau eines Assessors an einem kleinen Hofe, der man die Unfähigkeit ihres Sohnes zur Arzeney-Wissenschaft und also zum Leib-Arzte, erklären mußte: „so kann der Tölpel doch wer„den, was mein Mann ist;" und unglücklicher Weise geschahe ihr Wille. Für wie manche an sich ehrbringende Beschäftigung und Lebens-Art hält man die sogenannten Familien-Söhne, durchaus zu vornehm! Wenn sie, z. B. auch die vorzüglichste Neigung und die Fähigkeit zur Land-Wirthschaft, zum kaufmännischen Gewerbe, zur Wundarzeney-Kunst ꝛc. hätten, so würde doch zu diesen und ähnlichen unstandesmäßigen Lebens-Arten kein Vater von Distinction seine Einwilligung geben. Lieber nimmt man seine Zuflucht zu dem weiten Meere des Militairs, wo dann so manchem Unglücklichen, der dafür weder dem Körper noch Geiste nach geschaffen war, mit den schönsten Talenten für jeden andern Beruf, sein Leben eine unerträgliche Bürde wird. Wie es immer der Fall ist, wenn wir den Beruf, wozu wir geboren wurden, verfehlen: so ist auch diesen erzwungenen Helden die Freude an ihrem eigenen Daseyn verdorben, und für die Welt gehen schätzbare Kräfte verloren, aus bloßer Rangsucht. Und noch glücklich, wenn der Stolz der Aeltern sich damit begnügt, dem State die Versorgung ihrer Kinder dadurch abzufordern, daß sie doch irgend etwas vornehmen, das hergebrachter Maßen für nützlich und nöthig geachtet wird. Aber, wenn man sich nun gerade für diese

ſey, das wage ich nicht einmahl zu vermuthen. So lange man nicht durch gewiſſe äuſſere Zeichen der Ehre und Hochachtung gewiſſen Lebens-Arten zu Hülfe kommt; ſo lange das Gemeinnützige beynahe in allen Staten ſo unendlich tief herabgeſetzt wird, gegen das alles, was in barbariſchen Zeiten ungebührlich hochgeachtet wurde, oder was dem Deſpotismus ſchmeichelt: ſo lange wird es ein wahres Meiſter-Stück der Erziehung ſeyn, wenn ſie den Ehrtrieb einzelner junger Bürger hier und dort ſo zu leiten vermag, daß er nicht nach dem greift, was eine glänzende Oberfläche hat, ſondern nach dem, was wahre Verdienſte gründet.

Noch ſchwerer als die Belehrung und Beſſerung deſſen, der bloß aus Eitelkeit und Pracht-Liebe, einer für ihn nicht paſſenden Lebens-Art nacheilt, iſt die Behandlung des Jünglinges, den der Sporn einer tiefen Ehrbegierde unaufhörlich antreibt. Daß dieſe Leidenſchaft manchen zum großen Mann gemacht, und über das menſchliche Geſchlecht die herrlichſten Wohlthaten verbreitet hat, iſt eben ſo gegründet, als daß ein kleines Verſehen in der Leitung ſolcher emporſtrebenden Menſchen hinreichend war, der Welt die vollkommenſten Narren, und, was noch trauriger iſt, die verabſcheuungswürdigſten Charaktere zu liefern. Von unbeſchreiblicher Wichtigkeit iſt es daher, daß bey Köpfen von dieſen Anlagen, die Wahl der Lauf-Bahn, auf der ſie der Welt nützen wollen, ſo vorſichtig als möglich geſchehe. Vornehmlich darf die Erfahrung nicht vernachläſſiget werden, daß es bisweilen Menſchen von einer unumſchränkten Ehrliebe giebt, von einem unzwingbaren, auch auf große Dinge gerichteten Stolze, die doch ſehr wenige Fähigkeiten beſitzen. Sind ſie gleich nicht, nach Voltaire's Ausdruck, Zaunkönige mit Adlers-Schwingen, ſo iſt doch ihre Begierde ihren Kräften ſo wenig ange-

messen, daß sie darum durchaus nur auf eine solche Lebens-Art zu leiten sind, wo man mit einem mittelmäßigen Kopfe, doch sehr nützlich seyn kann. Man wählt indessen nicht bloß aus eiteln und ehrbegierigen Absichten. Für gewisse Temperamente hat nur der Stand Reize, wo im Hintergrunde die Bequemlichkeiten des Lebens, reichlich besetzte Tafeln, und der ganze den Gaumen kitzelnde Luxus zu winken scheinen. Man wählt, um wenig zu thun, und im Genießen desto fleißiger zu seyn. Aus diesem Grunde ward die Welt einst so voller Mönche; jezt müssen andere Wege zu den kleinen irdischen Paradiesen genommen werden. Der eine meint es zu treffen, wenn er nur studiert; und vornehmlich scheint sehr vielen der geistliche Stand und die gelehrte Laufbahn überhaupt gerade in den Himmel zu führen, von dem man so angenehme Träume unterhält. Andere sind auf dem Gipfel des Glückes des Apicius durch eine Stelle in der Haupt-Stadt. Es giebt Länder, wo der Jüngling mit einem fürstlichen Bedienten keinen andern Begriff verbindet, als den, daß er sehr wohlschmeckende Speisen genieße, und im Ueberflusse leben kann; in Reichs-Städten gebührt diese Ehre dem Kaufmanne; und die Vorstellung, daß dem Adel das Mark des Landes gebühre, erregt auch in dem Knaben den Wunsch, daß ihm sein Vater doch einen Adels-Brief kommen lassen möge, damit die ganze Descendenz das glänzende Vorrecht, einen Koch halten zu können, besitzen und nach Nothdurft gebrauchen möge. Man weis, daß alle diese Einbildungen junger verwöhnter Lecker größtentheils zu Wasser werden müssen. Aber doch schlimm genug, wenn sie nun ewig dem Braten nachlaufen, der ewig vor ihnen flieht.

Manchmahl bestimmt sich auch die ganze künftige Laufbahn eines Jünglinges durch die Wahrheit: auf diesem Wege hast du einen Vetter, der dich befördern kann.

kann. Es ist überflüssig zu zeigen, wie sterblich die Vettern sind, so nützlich sie auch dann und wann geworden seyn mögen. Genug, daß derjenige, der ohne wahre Fähigkeit, für das, wozu er befördert wird, ist, von mancher Seite der beklagenswürdigste Mensch bleibt, eben so wie einer, der von der Dresch-Tenne aufgerafft wurde, um zu studieren, bloß aus der Ursache, weil es sich fand, daß die Familie ein Stipendium von 50 Rthlr. habe.

Herrn M. Jo. Cph. Dommerich, Rector zu Wolfenbüttel, Gedanken von besserer Einrichtung der Lebensart junger Leute, zum Nutzen der Republik (*)

Es ist dem gemeinen Wesen unstreitig sehr vortheilhaft, wenn sich zu allen Ständen, wovon ein Jeder zu dem Besten der ganzen Republik das Seinige beyträgt, eine hinlängliche Anzahl geschickter Leute findet. Wenn man den genauen Zusammenhang bedenkt, worin sich alle Stände und Lebens-Arten zur Beförderung des allgemeinen Besten befinden, so wird man leicht gewahr werden, daß kein Stand so geringe, keine Lebens-Art so niedrig sey, die nicht das Ihrige zu diesem großen Endzweck beyträgt. Der Nutzen der Republik wird durch unzählig kleine Zuflüsse erhalten, unter welchen einige so unmerklich klein sind, daß sie, einzeln betrachtet, kaum wahrzunehmen sind; wenn sie sich aber mit andern vereinigen, so sieht man alsdann erst ihre Erheblichkeit und merklich große Wirkungen. Hieraus erhellet, wie viel dem gemeinen Wesen daran gelegen sey, daß alle Stände gehörig besetzet und mit tüchtigen Leuten versehen seyn. Der Schade, der aus dem Gegentheile entspringt, ist so einleuchtend, daß es kaum nöthig zu seyn scheint, ihn weitläuftig aus einander zu setzen. Man setze, es fehle in einer Republik ein nöthiger Stand, wird derselbe alsdann nicht alles das Gute entbehren müssen, das durch denselben könnte hervorgebracht werden? Oder man nehme

(*) Im 62 St. der Hannov. nützl. Sammlungen, v. J. 1757.

Ich kann mich in diesem Stücke ganz dreist auf die Erfahrung berufen. Hat man nicht bisher die Erwählung der Lebens-Art junger Leute lediglich den Aeltern oder Vormündern überlassen, ohne sich im geringsten weiter darum zu bekümmern? Man überlege aber einmahl den großen und mannigfaltigen Schaden, der daher in der Republik entsteht! Der größte Theil der Aeltern besitzt diejenige Einsicht nicht, die dazu erfordert wird, die Lebens-Art ihrer Kinder zum Nutzen der Republik einzurichten. Es kommt bey derselben hauptsächlich auf zwey Stücke an. Einmahl: daß sie eine genaue Erkenntniß ihrer Kinder haben; und hiernächst, daß sie im Stande seyn, das Beste der Republik richtig zu beurtheilen. Was die sorgfältige Erkenntniß ihrer Kinder betrifft, so müßten sie nicht nur ihre Gemüths- und Leibes-Kräfte genau kennen, sondern auch ihre Neigungen und Triebe aufmerksam beobachten. Sie müßten zu beurtheilen im Stande seyn, zu welcher Lebens-Art sie sich am besten schickten, und wozu sie die mehreste Neigung hätten. Hierzu würde erfordert, daß sie die Beschaffenheit einer solchen Lebens-Art selbst einsähen, um sich darnach in ihrem Urtheile richten zu können. Sie müßten sich von dem Nutzen der Republik richtige Begriffe machen, und beurtheilen können, wie viel ein jeder Stand dazu beytrage. Allein, wie viele Aeltern giebt es, denen man eine solche Einsicht zutrauen kann? und bey wie wenigen ist dieselbe nur möglich! Gesetzt aber auch, daß Aeltern alle diese erforderliche Einsichten besitzen, kann man denn wohl glauben, daß sie sich derselben alsdann auch bedienen, wenn sie die Lebens-Art ihrer Kinder bestimmen sollen? Giebt es hier nicht gar zu viele Neben- und Privat-Absichten, nach welchen sie in diesem Stücke zu handeln pflegen? Man ist nicht im Stande, dieselben alle zu erzählen. So viel aber ist gewiß, daß ein jeder sein eigenes Beste dem allgemeinen vorzuziehen pflegt. Ein jeder Vater sieht darauf, daß sein Sohn eine solche Lebens-Art erwähle, die ihm zur Erhaltung und Beförderung seines Vermögens, zur Versorgung seiner Familie, und zu andern Neben-Absichten die bequemste zu seyn scheint. Kaum ein einziger wird sich finden, der bey dieser Wahl zugleich sein Augenmerk auf das Beste der Republik richtet. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß Aeltern aus

über-

übertriebener Liebe ihrer Kinder sorgfältig zu verhüten pflegen, daß sie keine Lebens-Art ergreifen, von der sie zwar erkennen, daß sie dem gemeinen Wesen nützlich sey, die sie aber für viel zu gefährlich halten, als daß ihr lieber Sohn derselben sich widmen dürfte. So überwiegt die Liebe der Kinder die Liebe des Vaterlandes, und dieses muß jener weichen. Hierzu kommt noch, daß fast jeder Vater die Lebens-Art für die beste und nützlichste hält, der er selbst ergeben ist, und daher seine Kinder von allen andern abzuhalten pflegt.

Aeltern, die vor andern vernünftig zu Werke gehen wollen, und die die Wichtigkeit dieser Sache einzusehen vorgeben, glauben am besten zu thun, wenn sie die Wahl der Lebens-Art dem freyen Willen ihrer Kinder überlassen. Alsdann glauben sie von aller Verantwortung in diesem Stücke befreyet zu seyn. Allein, ich wundre mich, daß man den großen Schaden, der daher für das gemeine Beste entsteht, nicht hinlänglich einsieht, um sich eines bessern belehren zu lassen. Es ist nichts leichter, als das Widersprechende und Höchstschädliche vor Augen zu legen, das sich darin findet, wenn man die Wahl der Lebens-Arten dem Willkür der Kinder überläßt. Kinder, d. i. Menschen von der allereingeschränktesten Erkenntniß, sollen schon so viele Einsicht besitzen, welche Lebens-Art sich für sie am besten schickt, und der Republik am nützlichsten ist. Können sich die Kinder denn wohl richtige Begriffe von den zu erwählenden Lebens-Arten machen? Wie wenig Erkenntniß haben sie davon, um sich nach derselben prüfen zu können! Gemeiniglich stellen sie sich eine Lebens-Art auf einer ganz andern Seite vor, als sie sollte angesehen werden. Daher kommt es, daß sie ihre getroffene Wahl schon bereuen, wenn sie die Lebens-Art selbst kaum angetreten haben. Es ist also nothwendig, daß, da sie in derselben mit Verdruß leben, sie nichts rechts lernen, und also, der Welt zu dienen, nie geschickt werden. Man kann dies sehr deutlich an der Menge derer sehen, die sich dem Studieren widmen. Diese Lebens-Art stellen sich die mehresten als eine solche vor, wobey sie nicht nur die wenigste Arbeit haben, sondern die auch mit vorzüglichen Freyheiten auf Schulen und Universitäten verknüpft seyn soll. Dies ist bey den mehresten Jünglingen die wahre Ursache, warum sie sagen, sie wollen studieren.

dieren. Wenn sie die Beschwerlichkeiten, die viele Arbeit, die strenge Zucht und die mancherley Gefahr sich vorstellen, die in andern Stücken angetroffen wird, so ist nichts natürlicher, als daß sie davor einen Abscheu bekommen. Sie fliehen eine solche Lebens-Art, und suchen sich eine andere aus, bey der nach ihrer Meinung dergleichen nicht anzutreffen ist. Keine scheint ihnen dazu bequemer zu seyn, als das Studieren; daher kommt es, daß sich so viele demselben jährlich widmen. So bald sie aber nur eine gute Anführung zu erlangen das Glück haben, die ihnen gewissenhaft zeigt, wie vieler Fleiß, wie viele Arbeit, wie viele Mühe dazu erfordert wird, wenn man was gründliches lernen, und nicht die Anzahl der gelehrten Stümper vermehren will; sobald sie einsehen lernen, wie wenig man bey dem Studieren dem Müßiggange nachgehen, und sich schädlicher Freyheiten bedienen könne, wie man Tag und Nacht die Zeit auskäufen, und sie zur Erweiterung seiner Erkenntniß gebrauchen müsse: so bald fangen sie auch an, ihre getroffene Wahl zu bereuen, sie lassen den Muth sinken, sie gebrauchen die gehörigen Mittel nicht, was rechts zu lernen, und bleiben also unwissend. Sie wollen zwar nachher den Nahmen der Gelehrten führen, in der That aber sind sie in der gelehrten Welt ganz unbrauchbare Glieder, die ihr mehr zum Schimpf und zur Verspottung, als zur Ehre, gereichen. So wie es aber bey dem Studieren zu gehen pflegt, so geht es eben auch bey andern Lebens-Arten. Der Mangel der vorläufigen gehörigen Erkenntniß derselben ist Ursache, daß so viele unnütze Menschen in derselben angetroffen werden. Ueberdies ist ein junger Mensch am wenigsten im Stande, von seinen eigenen Fähigkeiten ein gegründetes Urtheil zu fällen. Er sieht die Kräfte seiner Seele und seines Leibes allezeit durch ein Vergrößerungs-Glas an, und seine Eigenliebe stellt sie ihm jederzeit auf der besten Seite dar. Wie kann er nun urtheilen, ob sie sich zu dieser oder jener Lebens-Art schicken, oder nicht? Findet er also bey der nachfolgenden Erfahrung, daß er eine Last auf seine Schultern genommen hat, die er zu tragen nicht im Stande ist, so wird er kleinmüthig. Er empfindet allen Verdruß desjenigen, der gerne etwas ausrichten will, aber wegen Mangel der dazu nöthigen Kräfte es zu thun nicht vermag. Sieht er endlich, daß sich ihm

wenige Leute finden, eben so schädlich ist es demselben auch, wenn ein Stand mit Leuten gar zu sehr überhäuft ist. Denn da diese nicht alle ihren Unterhalt davon haben können, so ist es nothwendig, daß die Republik nicht nur viele Müßiggänger ernähren müsse, sondern daß auch die Armuth darin überhand nehme, da doch alle diese Leute in andern Ständen ihr reichliches Auskommen würden gehabt haben. 3) Müßte durch ein Gesetz befohlen werden: daß sich niemand einer Lebens-Art widmen dürfe, wozu er nicht die gehörige Fähigkeit und die nöthigen Hülfsmittel besäße. Woher entstehen in der Republik so viele unbrauchbare Menschen anders, als eben daher, weil sie eine Lebens-Art erwählt haben, zu der sie nicht die nöthige Fähigkeit besaßen! 4) Müßte durch ein Gesetz dafür gesorget werden: daß auch diejenigen Stände, welche von den wenigsten jungen Leuten, wegen ihrer Gefährlichkeit und großen Beschwerden, erwählet werden, die nöthigen Leute hätten. Man könnte entweder auf die Erwählung derselben eine Belohnung setzen, oder diejenigen, die sich zu einer andern nicht schicken, und zu dieser vorzügliche Erfordernisse haben, dazu mit Gewalt anhalten, oder die, welche sich in andern Ständen nicht fleißig und rechtschaffen verhalten, zu ihrer verdienten Strafe zu solchen Lebens-Arten zwingen. Auf diese Weise würde es gewiß auch solchen Ständen nicht an nöthigen Leuten fehlen.

So leicht es aber zu seyn scheint, dergleichen Gesetze zu geben, so schwer scheint ihre Anwendung zu seyn. Was würden freylich dergleichen Gesetze helfen, wenn nicht über ihre Beobachtung gehalten würde? Damit also dieses geschehe, so halte ich dafür, sey es nöthig, daß ein gewisses Collegium, oder eine gewisse Obrigkeit bestellet werde, die, diese Gesetze auszuüben, sich angelegen seyn lasse. Ich bekümmere mich darum wenig, was man einem solchen Collegio für einen Nahmen geben sollte, und ob dergleichen Nahme eben so nöthig sey; ob man ein besonderes Gericht dazu anordnen solle, oder ob man es mit einem andern füglich verbinden könne. Dies alles sind Neben-Dinge, die zur Haupt-Sache wenig oder gar nichts beytragen. Diese besteht darin, daß eine solche Obrigkeit auf das sorgfältigste darüber hielte, daß diesen Gesetzen in allen Stücken gehörig nachgelebet würde.

Und damit sie, solches zu thun, desto besser im Stande wäre, so müßte sie sich nicht nur eine bequeme Kenntniß von dem Zustande des Landes, der Menge der darin befindlichen jungen Leute, den verschiedenen Ständen der Republik, und der dazu erforderlichen Anzahl von Menschen, und dergleichen Landes-Bedürfnissen, sondern auch von der Fähigkeit, Beschaffenheit und den Umständen junger Leute zu erwerben, beständig beschäftigt seyn. Dies lezte scheint das beschwerlichste, ja beynahe etwas Unmögliches zu seyn. Allein, ich will versuchen, ob ich auch diese Sache durch meine geringen Gedanken erleichtern könne. Da schwerlich ein junger Mensch in einem wohleingerichteten Lande wird anzutreffen seyn, der nicht entweder eine Schule besucht hat, oder noch besucht: so deucht mich, könnte die Sache auf die Art möglich gemacht werden, wenn dergleichen Obrigkeit nicht nur die öffentlichen Schul-Examina fleißig besuchte, sondern auch von den Lehrern jedesmahl ein Verzeichniß der Fähigkeit, des Verhaltens, des Fleißes und übriger Lebens-Umstände der jungen Leute sich geben ließe. Diese Verzeichnisse müßten in einem solchen Collegio aufgehoben werden, und nach denselben, mit Zuziehung der Aeltern und jungen Leute, ihre Lebens-Art bestimmet werden. Man könnte dies in den Official-Eid der Schul-Lehrer mit einrücken, daß sie dergleichen Verzeichnisse allezeit nach bestem Gewissen, ohne Neben-Absichten und Interesse abzufassen, sich verpflichten müßten. Denn da diese Männer täglich mit Ausarbeitung der Gemüths- und Leibes-Kräfte junger Leute sich beschäftigen, so sind sie im Stande, die Geister zu prüfen; und von dieser Prüfung ein richtiges Zeugniß abzulegen. Sollte man ihnen durchgehends diese Geschicklichkeit nicht zutrauen, so wird doch wenigstens einer an einer Schule seyn, der dazu geschickt ist. Auf diese Art würden die Aeltern auch genöthiget, ihre Kinder in öffentliche Schulen, wenigstens eine Zeitlang, zu schicken, damit die Obrigkeit von ihnen den nöthigen Bericht erhalten könnte. Dieser bleibt es bey dem allen unverwehrt, wenn sie aus Leuten besteht, die dazu die nöthige Geschicklichkeit haben, welches aber billig seyn muß, wenn die ganze Anstalt nicht vergeblich seyn soll, überdies noch eine eigene Prüfung der Jugend vorher anzustellen, ehe dieselbe sich einer Lebens-Art widmet, beson-

sonders wenn sie merken sollte, daß bey dem Berichte der Lehrer Privat-Absichten die Feder geführt hätten. Man könnte bey dieser ganzen Einrichtung dennoch jederzeit noch ein Augenmerk auf den Trieb junger Leute und den Willen der Aeltern richten, und so viel davon beybehalten, als thunlich wäre.

Es würde zu weitläuftig werden, wenn ich alle Vortheile, die aus einer solchen Einrichtung entstehen, hier anführen wollte. Ein Jeder sieht sogleich von selbst, daß auf diese Weise die Welt nicht mit Halbgelehrten, damit ich nur diesen einen Stand nahmhaft mache, wie jezt, würde überschwemmet seyn. Unbrauchbare Mitglieder würden in der Republik alsdann ein seltner Vogel seyn. Ein Jeder würde sich seinen Unterhalt selbst verschaffen können. Handlung und Handwerke würden in dem Lande blühen; und selbst dem so nöthigen Soldaten-Stand würde es nicht an bewaffneten Männern fehlen, die für die Sicherheit des Landes und der Gränzen stritten. Kurz, der Nutzen würde unaussprechlich seyn, der aus einer solchen Einrichtung flösse."

Im allgemeinen Landrecht für die preussischen Staaten, ist, in Ansehung der Rechte und Pflicht der Aeltern bey der Wahl einer Lebens-Art für Kinder, in Ansehung der Wahl der Lebens-Art Pflegebefohlnen, und in wie fern die Wahl der Lebens Art bey Kindern der Guts-Unterthanen von der Herrschaft abhange, Folgendes verordnet.

Rechte und Pflichten der Aeltern bey Wahl einer Lebens-Art für die Kinder, Th. II. Tit. 2, §. 109, fgg.

§. 109. Die Bestimmung der künftigen Lebens-Art der Söhne hängt zunächst von dem Ermessen des Vaters ab.

§. 110. Er muß aber dabey auf die Neigung, Fähigkeiten und körperlichen Umstände des Sohnes vorzügliche Rücksicht nehmen.

§. 111. Bis nach zurückgelegtem 14ten Jahre, muß sich der Sohn der Anordnung des Vaters schlechterdings unterwerfen.

§. 112. Bey alsdann fortdauernder gänzlicher Abneigung des Sohnes gegen die von dem Vater gewählte Lebensart, muß das vormundschaftliche Gericht, mit Zuziehung eines oder zweyer am Orte befindlichen nächsten Verwandten, und der Lehrer des Sohnes, die beyderseitigen Gründe prüfen.

§. 113. Das Gericht muß solche Einrichtungen zu treffen bemüht seyn, daß die der Neigung und Fähigkeit des Sohnes, so wie dem Stande und Vermögen des Vaters gemäßeste Lebensart gewählt werde.

§. 114. In zweifelhaften Fällen ist diejenige Einrichtung, welche der Vater treffen will, zu genehmigen; und von dieser kann nur alsdann abgegangen werden, wenn auf eine überzeugende Art erhellet, daß dieselbe zu einem erheblichen und dauernden Nachtheile für den Sohn ausschlagen möchte.

§. 115. Doch soll der Sohn wider seinen Willen zum Studiren niemahls angehalten, noch der Vater die Kosten des Studirens für den Sohn herzugeben, wider seinen Willen jemahls gemüßiget werden.

§. 116. Will der Sohn von der einmahl mit Zustimmung des Vaters, oder sonst, freywillig gewählten Lebensart zu einer andern übergehen, so ist der Vater, die durch eine solche Veränderung entstehenden größern Kosten herzugeben, in der Regel nicht schuldig.

§. 117. Kann jedoch der Sohn erhebliche Gründe dazu anführen, so muß nach der Vorschrift §. 112 — 115 verfahren werden.

§. 118. In wie fern nach des Vaters Tode der Mutter ein Einfluß auf die Wahl der Lebensart der Kinder gebühre, wird in dem Titel von Vormundschaften verordnet.

Im Ansehung der Wahl der Lebensart bey Pflegebefohlnen, Th. 2, Tit. 18, §. 329, figg.

§. 329. Die Lebensart, welcher die Kinder gewidmet, und worzu sie erzogen werden sollen, kann nicht

nicht anders, als unter Genehmigung der Obrigkeit, festgesetzt werden.

§. 330. Hat der Vater etwas darüber bestimmt, so finden, wegen einer darin zu treffenden Veränderung, die Vorschriften §. 312 — 314 Statt (*).

§. 331. Hat der Vater nichts bestimmt, so muß sich das vormundschaftliche Gericht nach den Anweisungen des 2ten Titels, §. 109, fgg. (**) lediglich achten.

§. 332. Doch sollen in allen Fällen der Vormund und die Mutter, oder die Großältern, mit ihrem Gutachten darüber vernommen werden.

§. 333. Bey Kindern von Zunftgenossen sind die Zunftältesten schuldig, dem Richter, auf Erfordern, mit ihrem Rathe und Gutachten an die Hand zu gehen.

§. 334. Wenn der Pflegebefohlne zum Studieren gewidmet werden soll, so muß das vormundschaftliche Gericht die Vorschriften des 12ten Titels, §. 62, 63, 64 (***) genau beobachten.

(*) §. 312. Haben die Aeltern besondere Verfügungen deswegen (wegen der Erziehung) getroffen, so dienen diese dem Vormunde und vormundschaftlichen Gerichte zur Maßregel.

§. 313. Glaubt jedoch der Vormund, daß der von den Aeltern bey der vorgeschriebenen Erziehung beabsichtigte Zweck, wegen Mangel an Fähigkeiten oder Vermögen bey dem Pflegebefohlnen, oder wegen gänzlicher Abneigung desselben, nicht zu erreichen sey; oder daß der Pflegebefohlne, wegen seiner vorzüglichen Fähigkeit, noch zu einem bessern Zwecke erzogen werden könne: so liegt ihm ob, dem vormundschaftlichen Gerichte davon Anzeige zu machen.

§. 314. Dieses muß alsdann, mit Zuziehung eines oder des andern der nächsten, am Orte oder in der Provinz sich aufhaltenden Verwandten, die Umstände sorgfältig prüfen, und gewissenhaft festsetzen: welche Abänderungen in den von den Aeltern vorgeschriebenen Maßregeln gemacht werden können.

(**) Siehe auf der vorhergeh. 99 und folg. Seite.

(***) §. 62. Diese (die Lehrer und Schul-Aufseher) müssen junge Leute, welche sich einer Lebensart, die gelehrte

In wiefern die Wahl der Lebensart bey Kindern der Guts-Unterthanen von der Herrschaft abhängt; Th. 2, Tit. 7, §. 171, fgg.

§. 171. Kinder der Unterthanen müssen, in der Regel, dem Bauerstande und dem Gewerbe der Aeltern sich widmen.

§. 172. Ohne ausdrückliche Erlaubniß der Guts-Herrschaft können sie zur Erlernung eines bürgerlichen Gewerbes, oder zum Studieren, nicht gelassen werden.

§. 173. Dagegen kann auch die Herrschaft die Kinder der Unterthanen zur Wahl einer andern Lebens-Art, wider den Willen der Aeltern oder Vormünder, nicht nöthigen.

§. 174. Aeltern, welche ein erlaubtes Handwerk auf dem Lande treiben, können Einen ihrer Söhne, nach ihrer eigenen Wahl, zu diesem Gewerbe bestimmen.

§. 175. Kindern, welche nach ihrer körperlichen Beschaffenheit zu schwerer Handarbeit nicht tauglich sind, darf die Herrschaft die Erlaubniß, ein leichteres Gewerbe zu erlernen, nicht versagen.

§. 176. Wenn ein Kind, nach dem Befunde sachkundiger Männer, zu einer Kunst oder Wissenschaft

lehrte Kenntnisse erfordert, widmen, und zu dem Ende die Universität beziehen wollen, gleichwohl aber sich durch Geistes-Fähigkeiten und Anlagen zu einer gründlichen Gelehrsamkeit nicht auszeichnen, vom Studieren ernstlich abmahnen, und deren Aeltern oder Vormünder dahin zu vermögen suchen, daß sie dergleichen mittelmäßige Subjecte zu andern nützlichen Gewerben in Zeiten anhalten.

§. 63. Dagegen sollen junge Leute, welche vorzügliche Fähigkeiten und Anlagen zeigen, zur Fortsetzung ihrer Studien aufgemuntert und unterstützet werden.

§. 64. Kein Landeseingeborner, welcher eine öffentliche Schule besucht hat, soll ohne ein von den Lehrern und Schul-Aufsehern unterschriebenes Zeugniß über die Beschaffenheit der sich erworbenen Kenntnisse, und seines sittlichen Verhaltens, von der Schule entlassen werden.

ſchaft vorzügliche Talente, und die erforderlichen Hülfsmittel zu deren Erlernung beſitzt, ſo darf ihm auch dazu die Erlaubniß nicht verweigert werden.

§. 177. Hat ein Unterthan eine Kunſt oder ein Handwerk, womit er der Herrſchaft perſönlich oder in ihrer Wirthſchaft Dienſte leiſten kann, auf Koſten derſelben erlernt, ſo muß er ihr damit, gegen das gewöhnliche Lohn, ſo lange dienen, bis, durch verhältnißmäßige Abzüge von dieſem Lohne, die für ihn gemachten Auslagen erſtattet ſind.

§. 178. Will die Herrſchaft an dem, einem ſolchen Unterthan zu gebenden fremden Lohne keine Abzüge machen, ſo muß Lezterer derſelben ſo lange dienen, als er bey der auf ihre Koſten erlernten Kunſt oder Profeſſion bleiben will.

§. 179. Kann oder will die Herrſchaft einen ſolchen Unterthan, der auf ihre Koſten eine Kunſt oder ein Handwerk gelernt hat, nicht ſelbſt ſolchergeſtalt in ihre Dienſte nehmen; oder iſt die erlernte Kunſt oder Profeſſion von der Art, daß dieſelbe bey der Perſon der Herrſchaft, oder in ihrer Wirthſchaft gewöhnlich nicht gebraucht wird: ſo kann die Herrſchaft einem ſolchen Unterthan die Erlaubniß, ſich damit ſein Brod anderwärts zu erwerben, nicht verſagen.

§. 180. Doch muß auch ein ſolcher Unterthan, wenn er hiernächſt auf dieſe ſeine Kunſt oder Profeſſion ſich niederlaſſen will, die Herrſchaft wegen der auf ihn verwendeten Koſten baldmöglichſt entſchädigen.

§. 181. Die zur Landwirthſchaft erzogenen Söhne der Unterthanen können, nach zurückgelegtem 24ſten Jahre, angehalten werden, ledige Stellen in den Gütern, wozu ſie gehören, anzunehmen.

§. 182. Gutseinwohner, die ſich als Tagelöhner nähren, müſſen, wenn ſie auch nicht dienſtpflichtig ſind, der Gutsherrſchaft vor andern, gegen den geſezmäßigen Tagelohn arbeiten.

§. 183. Hat ein angeſeſſener Wirth dergleichen Tagelöhner mit Bewilligung der Herrſchaft zu ſich genommen, ſo gebührt dieſem, noch vor der

Herrschaft, auf die Hülfe des Tagelöhners ein vorzüglicher Anspruch.

§. 184. Genießt ein Tagelöhner an Hütung, Holz, oder sonst, Vortheile von der Gemeine, so muß er dieser vorzüglich vor Fremden dienen.

Lebens-Art, in Ansehung des Betragens gegen Andere im gesellschaftlichen Leben und geselligen Umgange, oder sogenannte feine Lebens-Art.

Eine der guten Eigenschaften, die ein Mann von Bildung haben muß, ist Lebens-Art. Der Mangel derselben äussert sich auf zweyerley Weise, nähmlich: durch einfältige Verschämtheit, und durch ungeziemende Nachlässigkeit und Unachtsamkeit im Betragen. Beydes wird vermieden, wenn man folgende Regel gehörig beobachtet: Habe Achtung für dich selbst, und habe Achtung für Andere! Die Beobachtung der ersten Hälfte dieser Regel soll nicht der Demuth und Bescheidenheit, sondern einer unrecht verstandenen Dreistigkeit, entgegen wirken. Wir müssen nicht aus Achtung gegen uns selbst auf unsern eigenen Werth trotzen, uns Vorrechte vor Andern anmaßen, wenn wir etwan einige Vorzüge vor ihnen zu haben glauben, sondern wir müssen mit Bescheidenheit annehmen, was uns gebothen wird, wofern es uns wirklich zukommt. So weit hingegen soll die Achtung gegen uns selbst allerdings gehen, daß wir diejenigen Handlungen, die uns obliegen, und die man von uns erwartet, allezeit ohne Verwirrung auszuüben im Stande seyn, es [illegible] wolle, wofern wir uns nur in [illegible] Entfernung halten, die eines [illegible] erfordert.

Man

Man findet oft bey Leuten, und vornehmlich bey Kindern, eine tölpische Schüchternheit in Gegenwart fremder oder vornehmer Leute; sie sind verwirrt in ihren Gedanken, Worten und Blicken, und in dieser Verwirrung ihrer selbst sich so wenig bewußt, daß sie nicht im Stande sind, die kleinste Handlung mit derjenigen Freyheit und Grazie zu verrichten, welche unfehlbar gefällt und uns beliebt macht. Die einzige Heilungs-Art für diesen, so wie für andere Fehler der äussern Sitten, ist: daß man die Gewohnheit des Gegentheiles einführe. Weil wir uns aber nicht an den Umgang mit Fremden und Standes-Personen gewöhnen, ohne wirklich in ihrer Gesellschaft zu seyn, so giebt es hier kein anderes Mittel, als Mannigfaltigkeit und öftere Veränderung der Gesellschaft und vornehmlich von höhern Personen.

So wie nun der erste Fehler der Sitten in einer zu ängstlichen Sorge für unser Betragen gegen die Menschen besteht, so liegt der andre darin, daß wir zu wenig Bestreben zu gefallen, und denenjenigen, mit denen wir zu thun haben, Merkmahle der Achtung zu geben, blicken lassen. Zur Vermeidung beyder Abwege gehört erstlich: daß der Wille niemand zu beleidigen in der Seele da sey; und zweytens: daß wir diesen Willen auf die gefälligste Weise zu erkennen geben. Das erste macht den höflichen, das andere den wohlgezogenen Mann. Das Leztere ist nichts anders, als diejenige Wohlanständigkeit und Grazie in dem Blicke, in der Stimme, in Worten, Bewegungen, Geberden, und dem ganzen äussern Betragen, welches in Gesellschaft allemahl willkommen ist, und macht, daß die Leute sich in unserm Umgange gefallen. Sie ist gleichsam die Sprache, in welcher die innere Höflichkeit der Seele sich ausdrückt; und weil diese Sprache, so wie jede andere, durch die Gewohnheiten und Gebräuche eines jeden Landes

besonders gemodelt wird, so muß sowohl der theoretische als der praktische Theil derselben vornehmlich durch Beobachtung an dem Betragen solcher Personen erlernet werden, denen man die Eigenschaft, wohlgezogen zu seyn, zugesteht. Das Erste hingegen, welches in der Seele seinen Sitz hat, besteht in allgemeinem Wohlwollen und Achtung gegen alle Menschen, welche uns sorgfältig macht, niemahls in unserm Betragen gegen sie, Verachtung, Geringschätzung oder Vernachläßigung zu zeigen, sondern, den jedesmahligen Gewohnheiten des Landes gemäß, ihnen so viel Achtung und Werthschätzung zu bezeigen, als ihr Rang und Stand erfordert.

Es giebt noch einen andern Fehler gegen die guten Sitten, und dieser besteht in einem Uebermaß von Ceremonie, und in einer hartnäckigen Beharrlichkeit, jemanden etwas aufzudringen, was ihm nicht zukommt, und was er nicht ohne Thorheit oder ohne Schamröthe annehmen kann. Dies erweckt nicht sowohl die Vermuthung, man wolle verbindlich seyn, als vielmehr den Verdacht, man wolle ihn zum Besten haben; oder wenigstens sieht es aus wie Herrschsucht, und ist, aufs gelindeste genommen, nur beschwerlich, und kann also nicht zur feinen Lebens-Art gehören, die keinen andern Zweck hat, als den Umgang mit uns, den Leuten leicht und angenehm zu machen. Dies ist ein Fehler, in welchen junge Leute nicht leicht verfallen; findet es sich aber, daß sie dessen schuldig werden, oder doch dazu geneigt sind, so muß man es ihnen sagen, und sie vor dieser unrecht verstandenen Höflichkeit warnen. Alles, worauf sie in Gesellschaft ihr Augenmerk richten sollten, ist, daß sie den Leuten Ehrerbiethung, Achtung und Wohlwollen erweisen, dadurch, daß sie ihnen diejenigen gebräuchlichen Merkmahle davon zeigen, welche einem Jeden nach den Regeln der Höflichkeit zukommen. Dieses zu thun,

ohne

ohne irgend einen Verdacht von Schmeicheley, Verſtellung oder Niederträchtigkeit zu erwecken, erfordert viel Geſchicklichkeit; und nur durch geſunden Verſtand, durch den Gebrauch der Vernunft, und durch gute Geſellſchaft, kann man ſich dieſelbe erwerben; dagegen aber gewährt ſie auch im täglichen Leben ſo viel Nutzen, daß ſie des Fleißes und der Anſtrengung wohl werth iſt.

Obgleich die Aufmerkſamkeit auf uns ſelbſt und auf unſer Betragen, von dieſer Seite den Nahmen der Wohlgezogenheit führt, als wenn ſie ganz eigentlich die Wirkung der Erziehung wäre, ſo muß man doch die Kinder nicht viel damit martern, ich meine: mit der Kunſt, recht modiſch den Hut abzunehmen und ſich zu verbeugen. Man lehre ihnen Beſcheidenheit und Wohlwollen, wenn man kann, und es wird ihren Sitten an dieſer Ausbildung nicht fehlen; denn Höflichkeit iſt im Grunde nichts anders, als die Sorgfalt gegen niemand in der Geſellſchaft einige Verachtung oder Geringſchätzung zu äuſſern. Die Arten dieſes auszudrücken, ſind in den verſchiedenen Ländern eben ſo von einander verſchieden, als die Sprachen. Daher iſt es, alles wohl überlegt, eben ſo unnütz und zweckwidrig, den Kindern Regeln und Vorſchriften darüber zu geben, als es ſeyn würde, einem, der bloß mit Deutſchen umgeht, dann und wann eine oder ein Par Regeln der ſpaniſchen Sprache vorzuſagen. Man ſpreche ſeinem Sohne ſo viel von Höflichkeit vor, als man will; wie ſeine Geſellſchaft iſt, ſo werden ſeine Sitten ſeyn. Man nehme einen Bauer aus der Nachbarſchaft, der nie aus ſeinem Kirchſpiele gekommen iſt, und halte ihm ſo viel Vorleſungen als man will: er wird ſo bald Hof-Sitten als Hof-Sprache annehmen, d. i. er wird in keinem von beyden mehr verfeinert ſeyn, als diejenigen, mit welchen er alle Tage umgeht.

Es läßt sich also hierin nichts weiter thun, bis der Sohn das Alter erreicht hat, wo man ihm einen Erzieher zugesellen kann, welcher dann nothwendig ein Mann von Lebens-Art seyn muß. Und es ist wirklich bey Kindern, wofern sie nur nicht Widerspenstigkeit, Stolz, oder Liebloſigkeit blicken lassen, noch keine Sache von Wichtigkeit, wie sie den Hut abnehmen, oder ihre Verbeugung machen. Wenn man sie dahin bringen kann, andere Menschen zu lieben und zu ehren, so werden sie in dem Maße, als ihr Alter es erfordert, schon Mittel finden, es zu jedermanns Zufriedenheit und auf solche Weise auszudrücken, wie sie es von Andern zu sehen gewohnt sind. Was die Bewegungen und Stellungen ihres Körpers betrifft, so wird der Tanz-Meister zu seiner Zeit sie schon lehren, was hierin schicklich ist. Unterdessen muß man von Kindern in frühern Jahren, keine ängstliche Genauigkeit in diesen Ceremonien erwarten. Sorgloſigkeit ist diesem Alter erlaubt, und steht ihm an, so wie Complimente den Erwachsenen. Oder wenn ja einige allzu pünctliche Leute das für einen Fehler anrechnen wollen, so ist es wenigstens ein Fehler, mit welchem man Nachsicht haben, und dessen Heilung man der Zeit, dem Erzieher und dem Umgange überlassen muß.

Ungeachtet man aber Kinder, so lange sie klein sind, nicht mit Regeln über seine Lebens-Art, und mit Beobachtung aller Ceremonien, welche dazu gerechnet werden, plagen muß, so giebt es doch eine Art Unmanierlichkeit, welche sehr leicht mit jungen Leuten heran wächst, wenn sie nicht bey Zeiten zurück gehalten wird; sie besteht nähmlich in der voreiligen Begierde, andere Redende zu unterbrechen, und ihnen mit irgend einem Widerspruche in den Weg zu laufen. Ich weis nicht, ob die Gewohnheit zu disputiren, und der Ruhm vorzüglicher Talente und Wissenschaft

ſenſchaft, den ſie wohl zu erwecken pflegt, als wäre ſie das einzige Merkmahl und der einzige Beweis für wirkliche Kenntniſſe, junge Leute ſo begierig macht, auf Gelegenheiten zu lauern, wo ſie Andere zurecht weiſen können, und keine Veranlaſſung, ihre Talente zu zeigen, ſich entwiſchen zu laſſen; man wird aber bemerken, daß Schul-Knaben ſich dieſes Fehlers am leichteſten ſchuldig machen (*). Es kann keine Unhöflichkeit größer ſeyn, als jemand während ſeiner Rede zu unterbrechen; denn wenn es gleich nicht Unvernunft und Thorheit iſt, zu antworten ehe wir wiſſen, was einer ſagen will, ſo iſt es doch offenbar eine Erklärung, daß wir es müde ſind, ihn länger ſprechen zu hören; daß wir das, was er geſagt hat, unbedeutend und nicht würdig finden, die Geſellſchaft zu unterhalten; daß wir wünſchen, man möge uns anhören, weil wir etwas zu ſagen hätten, was Aufmerkſamkeit verdient (**). Das verräth einen gänzlichen Mangel an Achtung, nnd kann nicht anders als beleidigend ſeyn. Und doch läuft beynahe jede Unterbrechung darauf hinaus. Wenn hierzu, wie gewöhnlich geſchieht, noch eine Zurechtweiſung über einen Irrthum kommt, oder ein Widerſpruch gegen das, was geſagt worden iſt, ſo geben wir einen Beweis von noch größerm Stolz und eingebildetem Werth, wenn wir uns ſo unberufener Weiſe zu Lehrern aufwerfen, und

(*) Doch iſt dies in den meiſten Fällen auch wohl nur Drang einer lebhaften Idee, die ſich nicht will zurückhalten laſſen. Man ſieht dieſes beſonders dann ſehr deutlich, wenn in Geſellſchaft von Kindern eine ihnen ſchon bekannte Geſchichte erzählt, und hier und da etwan ein kleiner Neben-Umſtand ausgelaſſen oder verändert wird; mit welcher Hitze ſie dann dem Erzählenden ins Wort fallen!

(**) Nur iſt dies bey Kindern nicht der Fall. Sie poltern mit ihren jedesmahligen Ideen heraus, weil ſie, ihrer auſſerordentlichen Lebhaftigkeit wegen, dieſelben zurückzuhalten nicht vermögend ſind. Es geht ihnen alle Augenblicke, wie es uns andern geht, wenn wir im Affect ſind.

und Andere in ihrer Erzählung zurecht weiſen, oder ihnen das Unrichtige in ihren Urtheilen zeigen wollen. Ich ſage das nicht, als wenn ich glaube, es müßte in Geſellſchaft durchaus keine Verſchiedenheit der Meinungen Statt finden, oder man dürfte nie das Gegentheil ſagen, von dem, was ein Anderer geſagt hat. Damit würden wir uns des größten Nutzens der Geſellſchaft, und aller der Vortheile berauben, welche unſerer Erkenntniß aus einem freymüthigen Umgange erwachſen, wo uns gerade dadurch ein Licht über eine Sache aufgeht, daß Leute von Einſicht Gründe für die gegenſeitige Meinung vortragen, und unſern Blick auf die verſchiedenen Seiten der Sache lenken. Dieſer Vortheil alſo, einerley Sache aus mehrern Geſichtspuncten betrachten, und die Gründe für und wider gehörig abwägen zu lernen, würde gänzlich verloren gehen, wenn Jeder verbunden wäre, dem Erſten, der jedes Mahl ſpricht, beyzupflichten und nachzuſprechen. Auch tadle ich hier gar nicht die Aeuſſerung an ſich, daß man von der Meinung eines Andern abgehe, ſondern die Art und Weiſe dieſer Aeuſſerung. Junge Leute müſſen darüber belehret werden, daß ſie nicht voreilig mit ihrer Meinung einfallen dürfen, bevor ſie nicht gefragt werden, oder ehe Andere fertig ſind und ſchweigen, und daß ſie dieſelbe dann nicht als Belehrung für Andere, ſondern als Frage, vorlegen müſſen. Zuverſichtliche Behauptungen und den Docenten-Ton müſſen ſie durchaus vermeiden. Wenn eine allgemeine Pauſe in Geſellſchaft ihnen Gelegenheit macht, alsdann iſt es ihnen geſtattet, als Lernbegierige mit einer beſcheidenen Frage hervorzutreten. Eine ſolche anſtändige Beſcheidenheit wird nicht ihre Talente den Augen der Leute verdecken, noch die Stärke ihrer Gründe ſchwächen; vielmehr wird ſie ihnen ein geneigtes Gehör verſchaffen, und das, was ſie ſagen, in ein vortheilhaf-

hafteres Licht ſtellen. Ein unbedeutender Grund, oder eine ganz gewöhnliche Bemerkung, auf dieſe Weiſe, mit einer höflichen Einleitung, mit dem Ausdrucke der Beſcheidenheit und Achtung für die Meinung Anderer vorgetragen, wird ihnen mehr Vertrauen erwecken, als der ſchärfſte Witz oder die tiefſte Kenntniß, die ſich mit rauhem, ſtolzem, lärmendem Tone ankündigt, und die gewiß allemahl die Zuhörer vor den Kopf ſtößt, und eine ſchlechte Meinung von dem Redenden zurückläßt, wäre das, was er ſagt, auch noch ſo gegründet.

Darüber muß man alſo bey jungen Leuten ſorgfältig wachen, ihnen darin gleich anfangs Einhalt thun, und ſie in ihrem ganzen Umgange zu dem entgegengeſetzten Betragen gewöhnen; und zwar um ſo viel mehr, da dieſe Vorſchnelligkeit zu reden und öftere Unterbrechungen im Disputiren mit Geſchrey und Lärm, nur zu oft bey Erwachſenen, und ſelbſt bey Leuten von Stande, angetroffen werden.

Das gefällige Betragen gegen Andere im geſellſchaftlichen Leben, oder die Gabe, in den mannigfaltigen Vorfällen des Lebens die Art des Betragens zu treffen, durch welche man gefällt und einnimmt, iſt dasjenige, was die Franzoſen Politeſſe nennen, und was man im Deutſchen auch eigentlich Lebens-Art nennen ſollte, da man dann, zur Verhütung der Mißdeutung, die Weiſe, in welcher ein Menſch für ſeine natürlichen Bedürfniſſe ſorgt, und ſein Leben zubringt, die auf die Sitten keine Rückſicht hat, in der Analogie mit dem franzöſiſchen Ausdrucke, Maniere de vivre, Art zu leben, oder Lebens-Weiſe, nennen müßte. Dadurch käme eine Zweydeutigkeit aus der Sprache heraus, die ſonſt ſo oft entſteht, wenn wir z. B. von einem Manne ſagen: ſeine Lebens-Art taugt nicht, iſt ſehr ſchlecht, iſt ſeltſam; mit einer

ſolchen

ſolchen Lebens-Art wird es ihm ſchlecht ergehen; bey welchen Ausdrücken der uns hörende fragen oder errathen muß, ob wir von Sitten, oder von Eſſen und Trinken, ſprechen. Auch darin iſt der Sprach-Gebrauch bey denen, die den Unterſchied zwiſchen Manieren und Sitten nur dunkel fühlen, ſchon feſt genug, daß man von dem bloß Höflichen nicht gern ſagt: er habe Lebens-Art, viel Lebens-Art, eine feine Lebens-Art.

Man bedient ſich auch der Ausdrücke: guter Ton, feiner Ton, Welt, Ton der großen Welt, Amoenität ꝛc. und beym Gegentheil, ſchlechter Ton, Ton bourgeois ꝛc. die aber im gemeinen Leben keine ſehr beſtimmte Bedeutung haben; doch läßt ſich zeigen, daß ſie ſich auf ganz verſchiedene Eigenſchaften beziehen, die man im geſelligen Umgange theils für gut, theils für ſchön, theils für übel und häßlich, hält. Der Umgang mit Menſchen führt uns bald zu einer weitern, und bald zu einer nähern Vereinigung mit ihnen. Selbſt dann, wann wir ſie bloß zur angenehmen Unterhaltung des Augenblickes aufſuchen, betrachten wir ſie entweder als unentbehrliche Mittel, einen Genuß einzunehmen, der uns nur durch Vereinigung mit mehrern Weſen unſerer Art bereitet werden kann, z. B. bey Bällen, Spiel-Geſellſchaften, u. ſ. w., oder wir verlangen von ihnen einen perſönlichen Beytrag zu der Freude, woran wir mit ihnen Theil nehmen wollen, z. B. durch Talente, beſonders in der Unterredung.

Der gute Ton, der feine Ton, das was man Welt, große Welt, Amoenität nennt, ſind nützliche und wohlgefällige Vorzüge, die ſich auf die weiteren, lareren Verbindungen mit Menſchen im geſelligen Umgange beziehen. Der gute Ton iſt nähmlich weiter nichts, als die Vermeidung alles deſſen, wodurch die allgemeineren Begriffe von Sittlichkeit, Anſtand,

Sicher-

Sicherheit in weiterer Vereinigung mit Menschen beleidigt werden können, und die Beobachtung alles dessen, was erfordert wird, um in eben diesen weitern Verhältnissen das sittliche Wohlwollen Anderer für sich zu erwecken. Vermöge des guten Tones werden alle Aeusserungen einer rohen Sinnlichkeit, eines ungebändigten Stolzes, einer vorgreifenden Eitelkeit, und einer widerlichen Gewinnsucht, aus der Gesellschaft verbannet. Vermöge desselben wird alles vermieden, wodurch auf die Länge, und ohne hinreichende Kenntniß der Personen, mit denen man zu thun hat, die Achtung, die ein jeder sich wechselseitig als wohlerzogener Mensch, und besonders dem Frauenzimmer, dem Alter und den Großen schuldig zu seyn glaubt, gekränkt werden könnte. Vermöge desselben sucht man den Ausbruch seiner eigenen Leidenschaft zu unterdrücken, um die Leidenschaften Anderer nicht aufzuwiegeln; sich zu gewissen Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten zu verstehen, um eben diese Dinge von Andern zu erwarten; in seine Worte, in seine Handlungen den Ausdruck von allgemeinem Wohlwollen zu legen, und dabey weder durch ein gezwungenes Wesen Zwang, noch durch zu große Ungebundenheit den Verdacht der Vernachlässigung zu erwecken.

Wer auf eine solche Art in der weitern Vereinigung mit Menschen und in ihren größeren geselligern Zusammenkünften für Sicherheit und bequemes Nebeneinanderseyn sorget, der hat guten Ton, der hat Sitten. Il a le ton mauvais, sagt man von dem Prahler, von dem Zotenreisser, von dem Zänker. Il a un fort bon ton, sagt man schon von dem wohlerzogenen Jünglinge, der mit freymüthigem Anstande in einem geselligen Zirkel auftritt; und eine Gesellschaft, welche jene Regel beobachtet, ist auf einen guten Ton gestimmet.

Von dem guten Ton iſt der feine Ton, den man auch feine Lebens Art, Urbanität, zu nennen pflegt, verſchieden, obgleich dieſe Worte, ſo wie das Wort Höflichkeit, eine noch unbeſtimmtere Bedeutung haben. Durch jenen, den guten Ton, erwecken wir ſittliches Wohlwollen, wir gewinnen das Herz; durch dieſe ſchmeicheln wir auch dem Sinne des Schönen. Man hat uns nicht allein gern bey ſich; man ſchaut uns auch mit Vergnügen an. Kurz, der feine Ton iſt die Form, die Hülle, wodurch das Gute, Wohlthuende in unſerm geſelligen Betragen nun auch zur Schönheit, zum Wohlgefälligen wird.

Unſtreitig liegt bey allen den Formen, denen wir die Auswechſelung von Gefälligkeits- und Achtungs-Bezeigungen im gemeinen Leben unterworfen haben, urſprünglich das Gefühl und die Abſicht zum Grunde, den Werth desjenigen was wir mittheilen, durch die Art wie es dargebothen wird, noch zu erhöhen. Daß wir uns dabey durch Nachahmung und ſtillſchweigende Annahme der Geſetze, welche ein wegen ſeiner geſelligen Talente allgemein geſchätztes Volk, die Franzoſen, über die feine Lebens-Art feſtgeſetzt hatte, leiten laſſen, das iſt nicht zu läugnen; aber daß wir ihre Geſetze angenommen haben, und daß wir in ihrer Befolgung einen Vorzug ſuchen, dabey liegt die jedem Menſchen angeborne Neigung, das Gute zu verſchönern, unter. Es ſcheint auch nothwendiger geweſen zu ſeyn, daß man in demjenigen, was für gut und ſchön im geſelligen Umgange gehalten werden ſollte, einer allgemeinen Beſtimmung folgte, als in jeder andern Kunſt, die zum Vergnügen der Menſchen abzielt. Die Kunſt mit Menſchen, wäre es auch nur zur Unterhaltung, umzugehen, iſt diejenige, die am ausgebreitetſten gebraucht, und gleichſam zum Bedürfniß wird. Da nun nicht alle Menſchen eine gleiche Fähigkeit haben, das Gute und Schöne auszufinden, und

noch

noch weniger eine gleiche Gewalt über sich selbst, um es in jedem vorkommenden Falle anzuwenden: so war es natürlich, daß gewisse Regeln durch eine stillschweigende Uebereinkunft festgesetzt wurden, deren Kenntniß man dem Kinde früh beybrachte, und an deren Beobachtung man es früh genug gewöhnte, um bey zunehmendem Alter ihm allmählich zur Fertigkeit zu werden. Ob man gut gethan habe, darunter gerade den Franzosen zu folgen, ist eine Frage, zu deren Beantwortung ich ein ganzes Buch schreiben müßte, und in deren Erörterung ich mich hier gar nicht einlassen kann. Genug, mehr oder weniger, sind die Franzosen die neuesten Lehrer des übrigen Europa im guten und feinen Tone geworden, oder waren es wenigstens vor der jezigen Revolution gewesen; und da diese wieder ihre Hofleute in diesen Stücken zum Muster genommen hatten, so konnte man sagen: der gute Ton und der feine Ton bestehen in der fertigen Beobachtung der nach den Begriffen des französischen Hofes modificirten Regeln des Guten und Schönen in den ausgebreiteteren Verhältnissen des geselligen Umganges.

Der Ausdruck Welt haben, umfaßt noch mehr, und bezeichnet die Kunst, welche Poussin für die schwerste von allen hielt, nähmlich die: sich in den Ton aller Leute, mithin auch in den schlechten, schicken zu können. Der Mann von feinem Tone schickt sich selten in einen andern Ton, als in den seinigen. Der Ton der großen Welt, ist eine Modification des guten und des feinen Tones nach den Bedürfnissen und nach der Lage der Großen eingerichtet und gebildet. Ich weis, daß man sich von dem, oft übertriebenen, Zwange des leztern hat losmachen, und im geselligen Umgange alles auf das Nothdürftige der Sicherheit für grobe Beleidigungen bey dem Genusse gemeinschaftlicher Belustigungen hat reduciren wollen;

man iſt aber auf der andern Seite ausgeſchweift, und hat Grobheit mit edler Ungezwungenheit verwechſelt. Seit dieſer Zeit iſt es hin und wieder Ton geworden, ein Tölpel zu ſeyn, dem Frauenzimmer Zweydeutigkeiten vorzuſagen, und den Kopf über alle Männer wegzuſtrecken, die zu viel Sinn des Schönen und zu viel Beſcheidenheit haben, ſich dem allgemeinen Strohme zu überlaſſen. Weil nun dieſer Ton, der im Ganzen und auf die Länge nicht gefallen kann, eigentlich nur für ſolche Perſonen paßt, die ſich vieles erlauben zu können glauben, für die Vornehmen und Großen, ſo iſt er oft Ton der großen Welt genannt worden. Allein, zur Ehre des Standes, der dieſem Tone den erſten Nahmen gegeben hat, muß bemerkt werden, daß die größten und wegen ihrer geſelligen Liebenswürdigkeit bekannteſten Souverains, die Joſeph, Franz, Friedrich Wilhelm, u. ſ. w., die höflichſten zuvorkommendſten Männer in ihren Staten waren und ſind; und daß die Großen am Hofe zu Verſailles, bis auf die Zeit da ſie durch die ſchlechten Sitten einiger Prinzen vom Geblüt verdorben wurden, ſich durch die aufmerkſamſte Beachtung der Regeln der feinen Lebens-Art ausgezeichnet haben. Und gewiß, das Weſen des Tones der großen Welt beſteht bloß in derjenigen Veredlung des guten und feinen Tones, die eine frühere und fertigere Anwendung natürlicher oder conventioneller Grundſätze unter beſonders günſtigen Lagen jeder Kunſt zu geben pflegt. Der Große nähmlich, der von früher Jugend an, mit dem Bewußtſeyn aufwächſt, daß er eine wichtige Rolle in den geſelligen Zirkeln ſeiner Mitbürger ſpielen ſoll, früh mit den Grundſätzen, wodurch man gefällt, bekannt wird, und ſich dieſe früh durch wirkliche Ausübung zu eigen zu machen weis, erhält dadurch eine Zuverläſſigkeit und Gewandtheit, die ſich in ſpätern Jahren vielleicht nie, oder nur bey ſehr ausgezeich-

gezeichneten Anlagen und unter sehr günstigen Verhältnissen, erlangen läßt. Vermöge dieser Vorzüge wird er nun durch keinen Vorfall im geselligen Leben in eine Verlegenheit gesetzt, die ihn um den freyen Gebrauch seiner Kräfte brächte. Er stellt sich allenthalben mit dem Bewußtseyn seiner Würde dar, ohne Uebermuth, und bezeigt Jedem die gehörige Achtung und Aufmerksamkeit, ohne sich etwas zu vergeben. Er lernt durch seinen häufigen und frühen Umgang mit Menschen dergestalt die Gränzen des Schicklichen und Unschicklichen, des Gefälligen und Ungefälligen kennen, daß er sich nicht allein keines unnöthigen Aufwandes, oder einer auffallenden Vernachläßigung von Höflichkeit schuldig macht, sondern daß er sich sogar gewisse Ausschweifungen über die äussersten Linien der conventionellen und allgemeinen Regelmäßigkeit erlauben darf, die mit den Vortheilen, die er daraus für das Ganze der Kunst zieht, compensirt werden; das ist der Ton eines Mannes aus der großen Welt; und eine Gesellschaft, in welcher dieser Ton der herrschende ist, ist auf den Ton der großen Welt gestimmt.

Wer nicht die Anlagen zu diesem Tone hat, und sich auch nicht in den Verhältnissen befindet, ihn auszubilden, der suche sich, wenn er doch durch seinen Ton hervorstechen will, die Amoenität im geselligen Umgange zu eigen zu machen. Sie steht zum Tone der großen Welt, wie die Miniatur- oder Pastell-Mahlerey zur Fresco-Mahlerey. Es kann sie derjenige ausüben, der aus dem geselligen Umgange nicht sein Haupt-Geschäft macht, und sie ist vorzüglich bey dem Stande zunächst an dem Hof-Manne anzutreffen. Sie gehört besonders der katholischen Geistlichkeit, der ehemahligen Robe in Frankreich eigen, und man trifft sie auch oft bey auswärtigen Ministern vom dritten Range an einigen Höfen an. Sie unterschei-

det ſich von dem Tone der großen Welt durch eine größere Beſcheidenheit, und eine höhere Aufmerkſamkeit auf das, was im geſelligen Umgange dem Sinne des ſittlich Schönen wohlthun kann. Man darf dieſer Art ſich zu betragen, zwar keine Steifigkeit, wohl aber die beſorgtere Ausführung anmerken, zwar keine Süßlichkeit, aber doch einen höhern Grad von Biegſamkeit und Freundlichkeit. Ueberhaupt iſt der Charakter des amoenen Tones mehr reizend, ſo wie der des Tones der großen Welt mehr erhaben.

Den Ausdruck Ton bourgeois nimmt man für den Inbegriff von Fehlern, denen diejenige Claſſe von Menſchen in ihrem geſelligen Betragen hauptſächlich ausgeſetzt iſt, welchen Erziehung und Lage die gehörige Ausbildung für den geſelligen Umgang verſagt haben. Wollte man durch das Wort bourgeois den ganzen Stand von Menſchen bezeichnen, welche an einem Orte nicht zur erſten Claſſe der Einwohner gehören, ſo würde dies eine grobe, unverdiente Beleidigung für einen Haufen von Menſchen enthalten, unter denen gewiß viele ſind, die mehr feinen Ton beſitzen, als mancher Hof-Mann. Er wäre alsdann allein auf Rechnung des gränzenloſen Stolzes einiger Ariſtokraten zu ſetzen. Aber gewiß, in einer ſo gehäßigen Bedeutung iſt er unter der guten Geſellſchaft nicht gebräuchlich. Man bezeichnet mit dem Ausdrucke Ton bourgeois denjenigen Ton, der Perſonen eigen zu ſeyn pflegt, die, vermöge ihres Gewerbes oder ihrer beſchränkten Vermögens-Umſtände, nur ſelten zur Einnehmung geſelliger Unterhaltung auſſer mit ſehr genauen Freunden und Verwandten zuſammenkommen, und deren Erziehung auch gar nicht die Richtung erhält, ihnen die Vorzüge zu geben, mit denen man auf eine vortheilhafte Weiſe in häufigen und zahlreichen Zuſammenkünften auftritt. Wenn Menſchen dieſer Art etwan an Sonn- und Feſt-Tagen ſich in zahlreicheren

cheren Zirkeln mit ihren Mitbürgern vereinigen, so wissen sie entweder beym Einnehmen und Auslassen der Freude gar kein Maß zu halten, oder sie verfallen in steife Beobachtung unnützer Formen, welche alle Freude verscheucht. Zuweilen, wenn sie in spätern Jahren zu einem gewissen Grad von Wohlstand gelangen, maßen sie sich an, den Ton der Großen nachzuahmen, den sie völlig verfehlen. Allein dies beleidigt den guten und feinen Ton, die eben so weit von unnützem Zwange, als gefährlicher Ungebundenheit und lächerlicher Anmaßung entfernt sind. So rechnet man zum Ton bourgeois: manche an sich unschuldige, aber lärmende Aeusserung von Frohsinn, deren sich die gute Gesellschaft aus dem gültigen Grunde enthält, weil sie auf die Länge leicht Unannehmlichkeiten mit sich führt; gewisse Handlungen, die leicht in Familiaritäten ausarten, oder Neben-Begriffe von bäurischem Anstande und roher Ausgelassenheit herbeyführen. So rechnet man zum Ton bourgeois die ängstliche Sorgsamkeit, mit der man über die Beobachtung auswendig gelernter Höflichkeits- und Achtungs-Bezeigungen wacht, und denjenigen, dem sie wiederfahren, und denjenigen, der sie erweiset, in eine gleich gezwungene Lage setzen. Endlich aber und besonders rechnet man zum Ton bourgeois die verfehlten Anmaßungen gewisser spät zu Ehren und Reichthümern gekommener Menschen auf den Ton der großen Welt. Denn da bey diesem, wenn er wohlgefällig seyn soll, beynahe alles auf das feine Gefühl und die fertige Anwendung des un poco di piu un poco meno (des ein wenig mehr, ein wenig weniger) des Schicklichen und Schönen im geselligen Leben ankommt, und beydes sich schwerlich erlangen läßt, wenn nicht frühe Lagen und Erziehung es begünstigen, so tritt derjenige, der in spätern Jahren sich diesen Ton zu eigen machen will, beynahe immer um ein Par Schritte

über die Gränze. Will er leicht ſeyn, ſo wird er unbeſonnen; will er feyerlich ſeyn, ſo wird er abenteuerlich; will er ungezwungen ſeyn, ſo wird er familiär.

In welchem Verhältniſſe ſteht nun aber der gute und feine Ton zum geſelligen Vergnügen, zur geſelligen Liebenswürdigkeit, zur eigentlichen Unterhaltung? Da der gute und der feine Ton auf gewiſſen allgemeinen Regeln beruhen, die ungefähr auf alle wohlerzogene Menſchen und ihre Lagen im geſelligen Umgange überhaupt zutreffen, ſo können ſie auch auf alle beſondere Verhältniſſe, die durch einen längern Umgang und individuelle Neigung entſtehen, nicht in dem Maße angewandt werden, daß ſie unbedingte Erforderniſſe zum Glück ſolcher näheren Verbindungen ſeyn ſollten. Nein! der Vortheil des guten und des feinen Tones beſteht darin, daß man vor Bekannte und Unbekannte, Kluge und Dumme, Brey- und Starr-Köpfe, unbefangen hintritt, ihnen Merkmahle von Achtung und Aufmerkſamkeit bezeigt, mit ihnen geht, ißt, trinkt, ſpielt, tanzt, Unterredungen über alltägliche Vorfälle führt, und ſie endlich verläßt; alles auf eine Weiſe, wobey man nicht nur ſicher iſt, die Gefälligkeiten, ohne welche man nicht gut neben einander ſeyn kann, wechſelſeitig erwiedert zu ſehen, ſondern auch durch die Formen, unter denen man ſich geberdet und ſpricht, ein wohlgefälliges Gefühl von Ungezwungenheit und Schönheit zu erhalten und zu erwecken. Alles dieſes iſt weſentlicher Vortheil bey allen Verhandlungen von Geſchäften, welche oft ganz unbekannte, oder gar einander abgeneigte Menſchen zuſammenbringen; es iſt ferner weſentlicher Vortheil bey allen größeren geſelligen Zuſammenkünften zum Schmaus, Spiel, Ball, u. ſ. w. Denn vermöge dieſes allgemeinen Anſtriches wird niemand dem Andern, er mag von Natur

zank-

zankſüchtig oder verträglich, dumm oder klug, bekannt oder unbekannt ſeyn, beleidigend, anſtößig, oder auſſer ſeiner Stelle, erſcheinen. Man hat daher ſehr unrecht, gegen dieſe Abgeſchliffenheit zu eifern, denn ſie iſt nach unſerer ganzen geſelligen Einrichtung unumgänglich nothwendig. In allen Fällen alſo, wo man die Menſchen, ungefähr wie im Evangelio von dem Ausbleiben der geladenen Gäſte, zuſammen raffet, um viele zuſammen zu haben, oder, wo man mit ihnen zuſammenkommt, ohne zu wiſſen, was man von ihrem moraliſchen und geſelligen Charakter erwarten kann; kurz, in allen Vorfällen des geſelligen Lebens, wo man keinen Beytrag eigenthümlicher individueller Kräfte zum Vergnügen des Umganges fordert, da iſt der gute Ton ein nothwendiges Gut; und wenn er bis zum feinen Ton gehoben wird, ſo iſt er ſogar ein ſchöner Vorzug. Hingegen beweiſet weder der gute Ton, noch der feine Ton, etwas für den Ton der guten Unterhaltung im engern Zirkel, oder für die Liebenswürdigkeit des Herzens im genauern Umgange. Man kann bey allen jenen Vorzügen weder die Gabe im Geſpräch, oder durch die Ausübung einer ſchönen Kunſt zu intereſſiren, noch die Egalität des Humors, die Biegſamkeit und Sicherheit des Charakters beſitzen, um deren willen man ſich gern mit andern Menſchen zu öftern Zuſammenkünften in kleineren Zirkeln, oder gar zum ungetrennten Beyſammenſeyn verbindet. Es iſt vielmehr gewiß, daß mancher Gelehrte, mancher Künſtler, von den roheſten Sitten, auf die Länge unterhaltender iſt, als der erſte Hof-Mann mit ſeinen ſchönen Formen; und daß eine kleine Geſellſchaft, die ſich ohne Tafel, ohne Spiel und ohne Ball unterhalten will, höchſt inſipide werden müſſe, wenn die Perſonen, die ſie ausmachen, keinen andern Beytrag, als ihren feinern Ton, hinein zu bringen im Stande ſind. Ich kann indeſſen hierbey nicht un-

merkt laſſen, daß die Beobachtung des guten und des feinen Tones geſelliger Freude und Unterhaltung eben ſo wenig weſentlich entgegenſtehe, als die Beobachtung vernünftiger Regeln einer jeden Kunſt der Verfertigung ihrer Meiſter-Werke. Wer guten Ton, feinen Ton, und dabey Stoff zur Unterhaltung und Liebenswürdigkeit des Charakters beſitzt, wird durch jene Vorzüge die lezteren noch heben. Man wird es ſeinen Erzählungen, ſeinem Witze, ſeinen Rathgebungen, ſeinen Vertraulichkeiten, ja, ſogar ſeinen Schriften und den Werken ſeines Talentes anmerken, daß er im geſelligen Umgange den Sinn des Schönen ausgebildet hat.

Ich ziehe alſo das Reſultat meiner bisherigen Betrachtungen dahin: der gute Ton und der feine Ton, oder die feine Lebens-Art, ſind nothwendig und ſchön in allen Fällen, wo man keinen individuellen Beytrag zur geſelligen Freude und Unterhaltung von dem Menſchen fordert. Da, wo man dieſen fordert, ſind ſie keinesweges weſentlich, können auch dieſen allein nicht erſetzen, aber in manchen Fällen verſchönern und erhöhen.

„Wer in den Sitten es zur Fertigkeit bringen will,“ ſagt der berühmte Hr. Prof. Büſch (*): muß beydes Kopf und Herz haben. Doch kommt es gewiſſer Maßen mehr auf das Herz, als auf den Verſtand, an. Der Mann guten Herzens, der Menſchenfreund, dem jeder Menſch in gewiſſer Rückſicht der Bemühung werth iſt, ſich ihm angenehm zu machen, wird bey einem mittelmäßigen Verſtande es beſſer in dieſen Sitten treffen, als der feinſte Kopf, wenn tiefer hinab in der Bruſt ihm kein lauteres Herz ſchlägt. Dem, der beydes beſitzt, gelingt es gewiß damit, wenn er auf ſein Betragen gehörig Acht hat, und nicht leicht bey irgend einem Vorfall des Lebens im Handeln und Reden ſich glaubt vernachläſſigen zu dürfen.

Es

(*) Im 1 B. der Erfahrungen, (Hamb. 1790, 8.) S. 252, fgg.

Es ist eine groſse praktische Wahrheit: Es ist nichts leichter, als sich allgemein beliebt zu machen, wenn man nur gesunden Menschen-Verstand und ein reines Herz hat.

Aber hier kommt ein wichtiger Umstand in Betrachtung: Um diese Sitten zu üben, muſs man viel mit solchen Menschen umgehen, denen unser Betragen wirklich Vergnügen machen kann, die es merken, daſs wir nicht bloſs ihren Beyfall gewinnen, sondern ihr Herz für uns einnehmen wollen; mit Einem Worte, daſs wir mehr auf sie, als auf uns, dabey sehen. Dies aber hat eigentlich nur in dem Umgange mit Personen Statt, die sich selbst unter uns herab rechnen, und uns Vorzüge des Standes, der Einsichten, oder den so allgemein geltenden Vorzug des Reichthums einräumen. Der Mann, der sich seiner Vorzüge vor mir bewuſst ist, wird nicht annehmen, daſs ich in meinem Betragen gegen ihn mehr auf ihn, als auf mich, sehe. Wenn ich die Kunst seiner Lebens-Art aufs sorgfältigste gegen ihn übe, so wird er es bloſs als eine Bemühung ihm zu gefallen, und seinen Beyfall zur Beförderung meiner Absichten zu gewinnen, auslegen. Ich selbst werde bey dem Eindrucke, den seine Vorzüge auf mich machen, so handeln, als wenn ich nur um meinetwillen seine Zufriedenheit, sein Wohlwollen, und, wenn es möglich ist, Liebe, nicht als ob ich ihm selbst durch meinen Umgang Vergnügen zu erwecken suchte. Dies ist vollends unvermeidlich, wenn ich mit einem Manne zu schaffen habe, der, nach der Weise voriger Zeiten, in unaufhörlicher Wiederhohlung der Wörter: Gnade, Unterthänigkeit, u. d. gl. den Beweis zu hören erwartet, wie sehr ich mich unter ihn herab würdige.

Man kann daher diese Sitten nicht eher zu üben anfangen, als bis man einen gewissen Standpunct in der bürgerlichen Gesellschaft erlangt hat, in welchem, wiewohl ohne Stolz, man weis, was man unter seinen Mit-Menschen gelte, und also öfter, als es sonst seyn kann, mit solchen Menschen zusammentrifft, die etwas dabey fühlen, wenn wir sie durch unser Betragen vergnügt zu machen suchen. Darin liegt eine Haupt-Ursache, warum diese Sitten auch bey Personen von reinem Herzen und Verstande so selten sind. Sie zu erlangen, wird insonderheit dem Jüngling schwer, der seine Jugend in einge-

schränk-

ſchränkten Umſtänden zubringen muß, und mit wenig andern Menſchen als ſolchen umgeht, denen er entſchiedene Vorzüge vor ſich einräumen muß. Wenn er dann nachher zu einem ſolchen Standpunct gelangt, der ihn über einen Theil ſeiner Mitmenſchen hinausrückt, ſo iſt es zu ſpät, ſich in dieſen Sitten eine ſolche Fertigkeit zu erwerben, als er nun noch wünſcht.

Bey vielen Menſchen dieſer Art wirkt eben dieſe Verſetzung aus eingeſchränkten Umſtänden in eine ſolche Lage, in der ſie den ſie umgebenden Menſchen wichtiger werden, ein falſches Urtheil über ihre Verhältniſſe zu denſelben, und über den Standpunct, welchen ſie nunmehr in der bürgerlichen Geſellſchaft einnehmen. Leben ſie den Großen der Erde fortdauernd nahe, inſonderheit denen, welche ihnen zu ihrem Glücke verholfen haben, ſo können ſie ſich nicht leicht von denjenigen Manieren und Ausdrücken entwöhnen, unter deren Schutze ſie in frühern Jahren ihr Glück zu erwerben ſtrebten. Daneben lernen ſie ſchwerlich oder gar nimmer gegen andre, die wirklich unter ihnen oder ihnen gleich ſind, den Werth gehörig behaupten, der ihnen unter denſelben wirklich zukommt. Immer bleiben ſie bloß höfliche, übertrieben höfliche Menſchen, und wundern ſich ihr Leben durch, wie es ihnen ſo gar nicht gelingt, Achtung bey den wohlgemeinten Aeuſſerungen ihrer Thätigkeit, Liebe und Wohlwollen bey aller ihrer Gutmüthigkeit zu erlangen. Von ſolchen, welche das Glück ihrer ſpätern Jahre verleitet, ſich deſſelben zu überheben, und ihre Mitmenſchen zu verachten, mag ich nicht reden. Denn ich ſchreibe nur von ſolchen, und für ſolche, welchen ihr Verſtand und das Gefühl ihres Herzens, die Kunſt Menſchen zu gewinnen werth und ſchätzbar macht; und in ſolche Herzen muß der Hochmuth auch bey dem glänzendſten Glücks-Wechſel nimmer Eingang finden.

Freylich liegt vieles an dieſen Sitten ſelbſt. Ich habe ſo manches Beyſpiel junger Männer unter Augen gehabt, die, bey ſehr eingeſchränkten Glücks-Umſtänden, aber durch die Natur begünſtigt, die ihnen nicht nur Kopf und Herz, ſondern auch eine gefallende Bildung gegeben hatte, ſich ſehr früh Liebe, ja ſelbſt Achtung erwarben. Dadurch gewannen ſie ſehr bald ſo viel, daß man des niedrigen Standpunctes vergaß, in welchen das Glück vorjezt ſie geſtellt hatte, und daß man in ihren Sitten manches für

wahre

wahre Lebens-Art oder Politesse aufnahm, was man, unter eben denselben Ausdrücken und mit den conventionellen Geberden begleitet, bey andern für bloße Aeusserungen der Höflichkeit, und der schuldigen aus dem Erkenntniß fremder Vorzüge entspringenden Ergebenheit, annahm. Dies geht durch das ganze spätere Leben fort. Der Mann von wahrer Lebens-Art, der feine Mann, welcher in diesen Herzen-gewinnenden Sitten Meister ist, mag stehen, auf welcher Stuffe des Glücks oder der Ehre es auch seyn mag, wenn sie nur nicht gar zu niedrig ist. Durch diese Sitten allein wird er einen besondern Stand-Punct in der menschlichen Gesellschaft gewinnen, bey welchem man es ganz vergißt, auf jene ihm vom Glück angewiesene Stuffe zu sehen. Jedermann wird in seinem Betragen eben so gut, als bey den Größten der Erde, Manieren und Sitten unterscheiden, und nichts für bloße Höflichkeit nehmen, was er in dem Vorsatz, das Herz Anderer zu gewinnen, redet und thut.

Merke dir dies, guter Jüngling! der du wahre Kraft beydes in deinem Verstande und in deinem Herzen fühlst. Laß dich nicht in denen Jahren, wenn deine Sitten sich ausbilden sollen, durch zu öftere Erinnerung an deine eingeschränkte Glücks-Umstände niederschlagen. Beachte diese Sitten an Männern, die ihr Verdienst mehr, als das Glück, über dich bereits hinausgesetzt hat. Mache sie dir eigen, so gut du kannst, und so gut es sich für deine Lage schickt. Du wirst bald einzelne finden, die alles Stolzes, der ihnen sonst aus dem Bewußtseyn ihrer Vorzüge entstehen möchte, gegen dich vergessen. Du wirst andre finden, die deinen Umgang nicht bloß sich gefallen lassen, sondern ihn sich zu einiger Ehre rechnen. Da kannst du schon mit gutem Erfolge diese Sitten üben. Aber vor zwey Dingen hüte dich: Dränge dich an niemanden an, und sage niemanden etwas Angenehmes, wenn dein Herz nicht damit einstimmt.

Freylich hat es der Jüngling weit leichter, den ein angeborner Rang, oder der doch auch so sehr als Vorzug geltende Reichthum so früh in eine solche Lage setzt, daß er bey vielen Menschen, mit welchen er zusammentrifft, annehmen kann, daß er eine gewisse Wichtigkeit in ihren Augen habe, und daß folglich sein Betragen und seine Sitten auf ihr Herz wirken. Aber eben hier ist eine gefähr-

fährliche Klippe für solche junge Herzen. Sie werden oft zu früh und zu weit in die Voraussetzung geleitet, daß sie andern Menschen wichtig vorkommen müssen; sie treffen aber oft mit Personen zusammen, die auch ihre großen Vorzüge vor ihnen, wenn gleich Vorzüge anderer Art, haben. Sie sollten mit Höflichkeit anfangen, geben aber ihrem Betragen eine Wendung, die zu klar als eine Herablassung erscheint, und dem, der keine Herablassung von ihnen verlangt oder erwartet, anstößig wird. Durch solche Vorfälle, wenn sie oft kommen, werden sie irre in ihrem Betragen, und gewinnen nie das Natürliche, Gefallende und Einnehmende, was ihnen so leicht werden müßte, weil sie so früh und so oft es zu üben Gelegenheit haben.

Ich schreibe nicht hier für die Pädagogik. Sonst wäre hier der Ort zu zeigen, wie in diesem Umstande eine Haupt-Ursache liege, warum es für die Großen der Welt, insonderheit für vornehme Frauenzimmer, so schwer mit diesen Sitten hält. Aber Eins will ich doch als eine Haupt-Ursache anführen: Personen von hohem Range und Stande bedürfen es nicht, so ängstlich über ihr Verhältniß zu denjenigen Personen zu seyn, mit denen sie sich unterhalten, wenn sie nur sich die Fähigkeit und Fertigkeit eigen machen, natürlich über eine jede Sache zu reden. Um es ohne Verlegenheit thun zu können, müssen sie freylich nicht ganz ohne Kenntnisse seyn, und die Fähigkeit haben, eine jede Sache ohne Schwierigkeit von der rechten Seite anzusehen. Aber ohne den gesunden Verstand, welcher dazu hinreicht, wird ein Fürst so wenig wie ein Bürger, diese Sitten erlangen. Alle die Fürsten, welche uns die Geschichte als so liebenswürdig darstellt, alle die Anekdoten, in deren Erzählung sie der Nachwelt immer so sehr gefallen, zeigten diese Gabe des leichten natürlichen Umganges. Haben sie diese, so haben sie es unendlich weniger, als andere Menschen, nöthig, ihre Verhältnisse zu denen, mit welchen sie sich unterhalten, zu überlegen und abzumessen. Denn überhaupt befinden sie sich doch in dem Verhältnisse des Höhern zu dem Niedrigern. Den Abstand genau abzumessen, ist für sie überflüssig. Der größere Mann macht aber gewiß jeden geringern völlig mit sich zufrieden, wenn er so mit ihm redet, wie es die Sache mit sich bringt. Herablassung liegt

nicht

die Kunſt zu gefallen und auf Lebens-Art und Sitten macht? Der Beſchämte iſt gewiß nahe daran, erbittert zu werden; und ich rede hier von Sitten, welche die Erregung von Liebe und Wohlwollen zum Zweck haben.

Je höher der Standpunkt einer Perſon iſt, deſto mehr muß ſie ſich vor allen dem hüten, was auf Beſchämung andrer abzielt, oder ſie zufällig veranlaſſen kann. Sie erniedrigt ihre Würde dadurch, und handelt ihrem hohen Range unanſtändig. Ludwig XIV., der die Würde und den Ernſt eines Regenten ſo ſehr zu behaupten wußte, und von dieſer Seite am größten erſcheint, da ihm die Gabe eines leichten Umganges wirklich fehlte, ſagte faſt niemahls jemandem etwas Hartes und Beſchämendes. Dies beſtätigt auch St. Simon (*): „Nie," ſagt er: „entfuhr es ihm, jemanden Unannehmlichkeiten zu ſagen; „und wenn er etwas zu mißbilligen, oder zu beſſern hatte, „welches höchſtſelten geſchah, ſo that er es immer mit einem ſtärkern oder ſchwächern Anſchein von Güte, faſt „nie mit Trockenheit, ſelten mit Unwillen." Doch iſt es ihm Einmahl und vielleicht nur dies eine Mahl entfahren, etwas ſehr Hartes einem gewiſſermaßen ſchuldloſen Manne zu ſagen. Ein alter Officier befand ſich in dem königlichen Vorzimmer; der König gieng, und der Officier drehte ſich ſo unglücklich, daß die Spitze ſeines Degens, die durch die alte Scheide nicht wohl gedeckt war, dem Könige das Bein leicht verwundete. Je crois, ſagte er, que je ſuis le premier, à qui votre epée ait fait du mal. Selbſt das Gefühl des Schmerzens machte dieſen bitter beſchämenden Verweis des zufällig verwundeten Königs unverzeihlich.

Aber eben deswegen iſt die Gabe, gut zu hören, eine mächtige Gabe für alle Große der Welt. Allen denen, welche ſich ihnen nähern, iſt ihre Aufmerkſamkeit auf das, was ſie ihnen zu ſagen haben, äuſſerſt wichtig; und der erſte Eindruck, wenn ſie dieſe fehlen ſehen, iſt empfindliche Beſchämung. Ein Fürſt, der Liebe erwecken will, muß ſich mehr Geduld im Anhören gebothen, und ſelbſt gegen manchen Schwätzer nachſichtiger ſeyn, als faſt jeder andere. Bey einem Spaziergange auf der Höhe zwiſchen Ham-

(*) S. 29 des deutſchen Auszugs von deſſen Memoiren.

Hamburg und Altona, traf ich den nun verewigten Herzog von Meklenburg, bey dessen leztem Aufenthalt in Hamburg, der schönen Aussicht der Elbe genießend, an, auf welcher große See-Schiffe hinab segelten. Ein Seefahrer stand neben Dessen Phaeton. Der Herzog mogte dem Mann eine Frage über diese Schiffe gethan haben. Nun aber hatte dieser so vieles zu sagen und zu erklären, daß dem Herzog freylich die Zeit sehr lang werden mogte. Er kehrte sich nicht an das Abnehmen des Huts und den Abschiedsgruß des Herzogs, sondern legte die Hand an den Wagen, als wenn er ihn festhalten wollte, sprach immer fort, bis er selbst es satt haben mogte, und endigte mit der Bitte, der Herzog mögte doch auch an de leven Sienigen grüßen. So wie der Herzog fort fuhr, wandte er sich mit einem fröhlichen Gesichte zu uns Umstehenden. Dat is mal een Herzog, sagte er, da man noch en Wort mit snacken kann. Ich mögte dem menschenfreundlichen Fürsten, dem ich damahls noch nicht das Glück hatte, bekannt zu seyn, dies erzählt haben; Er würde sich für seine Geduld, die ihm gewiß etwas kostete, sehr belohnt gefühlt haben.

Witz ist eine für den Umgang sehr wichtige Gabe. Aber sie ist in Absicht auf Lebens-Art und feine Sitten so bedenklich, daß ich behaupten mögte, der Mann bringe es gewiß höher in der ächten Kunst zu gefallen, der nie im Umgange Witz gegen andre äussert, als der denselben überflüssig hat, und ihn gern zeigt. Qui fait rire, ne se fait pas estimer, sagt ein gewisser französischer Schriftsteller mit großem Grunde. Der Witz muß wenigstens niemahls persönlich werden, und, wenn er es wird, muß er es nur in der Veranlassung werden, einem andern etwas Angenehmes und Verbindliches zu sagen; dann aber ist der vortheilhafte Eindruck davon desto größer. Wenigstens muß der Mann, der sich bewußt ist, daß es ihm an Witz nicht fehle, in dem Gebrauche desselben äusserst behutsam seyn, wenn es ihm mehr darum zu thun ist, geliebt und geachtet zu werden, als Gelegenheit zum Reden geben, und andere von sich erzählen zu machen, daß er diesen oder jenen lustigen Einfall gehabt, und selbst, daß er den treffendsten Witz angebracht habe. Schön ist es, mit dem Finger auf sich zeigen lassen, und von sich sagen hören:

das iſt der Mann (*)! Dies Vergnügen, dieſen Lohn hatte Demoſthenes von einem alten Weibe zu Athen für ſeine Reden, durch welche er der Revolution, die Philipp von Macedonien dem ganzen Griechenland drohte, wiewohl vergebens, entgegen zu wirken ſuchte. — —

Höflichkeit macht dem, der bloß ſie im Umgange übt, kein wahres Vergnügen. Man kann ſich, auch wenn man ſie mit der größten Aengſtlichkeit übt, eigentlich nicht mehr Wirkung davon verſprechen, als daß man nicht mißfallen habe. Herzen gewinnt man nie durch bloße Höflichkeit. Ich will von der Perſon, der ich Wohlwollen und Liebe zuwenden ſoll, mehr wiſſen, als daß ſie eine Fertigkeit in der Aeuſſerung dieſer volksüblichen Manieren habe. Ich will überzeugt ſeyn, daß es auch ihr darum zu thun ſey, mich mit ihr zufrieden zu machen. Ich muß dies in ihrem Betragen, in ihren Aeuſſerungen über die Gegenſtände meiner Unterhaltung mit ihr erkennen, und ſehen, daß ihr Herz auf dieſelben mit einwirke. Wie ſehr ſind doch die Großen dieſer Welt deswegen zu beneiden, daß ſie ſich in ihrem Umgange mit Menſchen faſt immer in dem Falle befinden, dies äuſſern zu können, weil ſie mit wenig andern Perſonen, als ſolchen, umgehen, die dies von ihnen wünſchen, und nichts von dem unbemerkt laſſen, was ſie in dieſer guten Abſicht thun! Wie leicht muß es ihnen eben deswegen werden, dieſe Sitten zu der größten Fertigkeit zu bringen!

Aber auch dem Geſchäfts-Mann geringern Ranges ſind dieſe Sitten leicht und vortheilhaft. Leicht fallen ſie ihm, wenn ihn ſein Herz dazu treibt, und ſein Verſtand ihn leitet, weil er als Geſchäfts-Mann vielen ſolchen Perſonen wichtig wird, welche ſonſt nach den übrigen bürgerlichen Verhältniſſen, worin ſie gegen ihn ſtehen, nicht geneigt ſeyn mögten, ihm erhebliche Vorzüge vor ſich einzuräumen. Er hat alſo vorzüglich oft Gelegenheit, ſie zu üben. Auch das erleichtert ihm die Sache, daß er in ſeinen Unterhaltungen nach Gegenſtänden und Inhalt nicht ſuchen darf. Er darf nur über ſeine Geſchäfte natürlich reden,

(*) At pulchrum eſt digito monſtrari et dicier: Hic eſt.
Horat.

reden, und die Ausdrücke, welche von seiner Fähigkeit und seinem guten Herzen zeugen, werden, wenn er beyde besitzt, ihm ungesucht zufließen. Vortheilhaft werden ihm diese Sitten, weil gewiß einem jeden seine Geschäfte besser gelingen, der jede vorkommende Gelegenheit zu benutzen weis, um sich das Wohlwollen und die Liebe andrer zu erwerben. Aber desto trauriger und widerlicher ist es, einen Mann in hohem Rang oder in vielen Geschäften zu sehen, welcher diese Sitten nicht hat, und keinen Trieb sie sich eigen zu machen fühlt. Traurig mag es für einen solchen Mann selbst seyn; denn der Gegenstand und die einwirkenden Werkzeuge großer Geschäfte sind doch Menschen; und wie unangenehm und lästig müssen nicht dem die Geschäfte werden, der die Menschen überhaupt nicht liebt, und dem es nicht der Mühe werth ist, die Liebe und das Wohlwollen derjenigen Menschen, mit denen er zu schaffen hat, zu erwerben! Traurig aber ist es auch für diejenigen, welche sich einem solchen Geschäfts-Mann nähern, aber befürchten müssen, auf seine Launen, Leidenschaften oder vorgefaßte Meinungen zu stoßen, und ihre eigene Thätigkeit und gute Absichten übel aufgenommen zu sehen. Bloß dadurch muß manches Geschäft stocken, weil diejenigen, welche in dasselbe einwirken müssen, ängstlich nur darauf sehen werden, dem Manne, der keine Menschen liebt, und keines Menschen Liebe sich werth seyn läßt, nicht verantwortlich zu werden. Diejenigen aber, die in dasselbe einwirken können, ohne dazu verpflichtet zu seyn, werden lieber ferne von dem Manne bleiben, dessen Umgang, auch selbst in Geschäften, schon bedenklich ist.

Wir haben noch einen Ausdruck, Welt oder Welt-Gebrauch, wenn wir von Sitten eines Mannes reden, der sich in der Bekanntschaft mit der großen Welt ausgebildet hat. Machen denn diese etwa eine dritte Classe von Sitten aus? Oder, wenn das nicht ist, gehören sie zu den Manieren, oder zu den Sitten? Zu jenen gehören sie, wenn sie bloß ein Werk und Geschäft des Verstandes sind; zu diesen, wenn das Herz mit einwirkt. Ich will mich näher erklären. Die Benennung selbst zeigt nichts mehr an, als eine Fertigkeit in der Nachahmung volksüblicher Sitten, und zwar derjenigen, die unter den bessern Volks-Classen insonderheit üblich sind, die man unter der Benennung: Welt, große Welt, versteht. Ohne

ein groſses Maſs des Verſtandes, erwirbt ſich dieſe niemand. Durch ſie allein wird ein jeder gefallen, und ein vortheilhaftes Urtheil von ſich erwecken. Aber es ſind doch immer nur Manieren, Arten zu handeln und zu reden, die auf das Herz andrer nicht wirken, wenn das Herz des handelnden ſich nicht darin zeigt. Wenn dies aber mitwirkt, dann werden es Sitten, wahre Lebens-Art oder Politeſſe. Dann gelingt es auch dem Mann, der Welt-Gebrauch hat, unendlich leichter darin, als dem, welchem dieſer fehlt. Er wird auf denen Wegen, wo er den Welt-Gebrauch lernte, auch Welt- und Menſchen-Kenntniſs erlangt haben, und beſſer als andre wiſſen, wie Menſchen zu gewinnen ſind. Er wird die feinen Manieren ſeines Welt-Gebrauchs zu benutzen wiſſen, um ſein Betragen äuſſerlich noch angenehmer zu machen. Er wird ſeinen Worten und Handlungen eine Wendung zu geben wiſſen, die derjenige nicht trifft, der nur immer geradezu, wenn gleich mit dem beſten Herzen, handelt. Welt-Klugheit wird bey ihm das vollenden, was der gerade, lautere, bloſs auf ſeine guten Abſichten und Menſchenfreundlichkeit ſich verlaſſende Mann nicht allerdings erreichen kann. Er wird ſich in mancher Schwierigkeit beſſer zu helfen wiſſen, wo dieſer verlegen ſeyn mögte, wie er ſeinen Charakter behaupten, und nicht entweder zu ſchwach oder zu lebhaft handeln möge.

Indeſſen iſt die Verbindung dieſer drey, den menſchlichen Umgang zierenden Fähigkeiten ſo enge, daſs die eine der andern ohne Unterlaſs zu Hülfe kommen muſs. Es iſt leicht, in jedem Falle zu ſagen: das war unhöflich; das [illegible] den Welt-Gebrauch; das wider die gute Lebens- [illegible] dem Betragen eines Mannes, der ſie alle in [illegible] beſitzt, anzugeben, was bey ihm bloſse Höf- [illegible] Welt-Gebrauch oder Lebens-Art ſey. Oft [illegible] bloſsen Manier, unter den rechten Umſtänden [illegible] eine Herzen gewinnende Politeſſe.

[illegible] meinen Leſern werden wenige ſeyn, die nicht ein [illegible] bilde des groſsen Königs geſehen haben, vielleicht es [illegible] beſitzen, auf welchem er in der ihm ſo gewöhnlichen [illegible] abgebildet iſt, wie er, den Hut neben dem Kopfe [illegible] jedem Menſchen, der ſich an ihn wandte, zu reden [illegible] Fig. 3977. Ich werde fragen dürfen: deu- [illegible] lung auf Höflichkeit? war ſie Befolgung des

Welt-

Welt-Gebrauchs? oder sollen wir sie für Ausdruck der Lebens-Art oder Politesse nehmen? Man kann jedes von diesen dreyen dabey denken. Man kann sagen: es war Herzengewinnende Herablassung des großen Königs. Wer unter uns macht sich ein Bedenken daraus, den Hut wieder aufzusetzen, wenn wir mit Menschen reden, die es wissen können, oder erkennen müssen, daß sie unter uns sind, nachdem wir ihre erste Begrüßung durch Abziehen des Huts erwiedert haben? Man kann auch sagen: es war Welt-Gebrauch, mit welchem der große König bekannt genug war. Denn selbst in dieser Stellung verblieb doch noch immer ein Zeichen des Abstandes zwischen ihm und den mit ihm redenden, deren gewiß keiner den Hut so hoch neben dem Kopfe, als der König, sondern so tief als möglich neben den Knien gehalten hat. Ich aber sage kühnlich, und der Zustimmung vieler meiner Leser gewiß: es war nichts mehr als Höflichkeit, bloße Manier, die der große König erwählt hatte, nicht mehr und nicht weniger, als das geschwinde Hutabziehen, mit welchem er jeden am Wege stehenden begrüßte. So den Hut neben dem Kopfe haltend, hat er manchem Menschen gewiß viel Verbindliches, aber auch andern viel Unangenehmes gesagt, nachdem es die Umstände, und auch wohl zuweilen seine Laune ihm angaben. Daneben war es aber auch die beste Stellung, die er wählen konnte, um langweilige Schwätzer von sich abzuhalten, da er es einmahl zur Regel gemacht hatte, einen jeden wenigstens eine Weile anzuhören, der sich an ihn drängte. Mit bedecktem Haupte stehend, mögte er an viele gerathen seyn, die nun gedacht hätten: der König hat nun so viel Zeit zu hören, als ich, zu reden. Aber da er den Hut so nahe neben dem Kopfe hielt, so war dies so viel, als wenn er deutlich gesagt hätte: Ich mögte ihn gern bald wieder aufsetzen; und da ihr nun einmahl wißt, daß ich das nicht thue, so lange ich mit euch spreche, so macht des Sprechens bald ein Ende. Wer denn dies nicht verstand, dem sagte er bald das lezte Wort, nach welchem er seinen Hut wieder aufsetzen und von ihm scheiden konnte (*).

(*) Der Hut des Königes ist auch als Reliquie merkwürdig geworden, da nähmlich Germaniens Tyrtäus, Hr. Canon. Gleim in Halberstadt, den Hut des großen Monarchen,

Ludwig XIV. hatte dieſe Manier der Höflichkeit noch viel mehr ſtudiert, als Friedrich, und nach dem Geſchlecht und dem Range derer Perſonen, die ihm vorkamen, abgemeſſen. *Sr. Simon* giebt (*) die Stuffen ſehr pünctlich an, welche er im Abnehmen und Halten des Huts, auch in den Manieren der Begrüßung beobachtete. Auf eben der Seite heißt es: „Nie hat es einen Mann „gegeben, der von Natur ſo höflich, und zwar von einer „ſo abgemeſſenen ſtuffenweiſen Höflichkeit war!“ Ganz recht! denn für mehr als Höflichkeit kann es nicht gelten; wiewohl ich nicht weis, ob das Original nicht vielleicht es politeſſe nennt.

Oft bleibt die aufs weiteſte getriebene durch einigen Welt-Gebrauch erlernte Höflichkeit fern von guter Lebens-Art, oder wird wohl gar zur Impoliteſſe. Es giebt Menſchen, die von Manier zu Manier, von einem Compliment zum andern übergehen, und es doch immer ſo ſchlecht treffen, wie jener Poſthalter, bey dem ſein Landesherr unerwartet abtrat, und ihn im Schlafrock antraf. Der Poſthalter that ſehr beſchämt darüber, ſich von ſeinem Landesherrn in dieſer Kleidung überraſcht zu ſehen. Der Fürſt mogte ſagen, was er wollte, ſo entfernte er ſich, und erſchien nach einer Weile wieder — in einem ſeidenen Schlafrock. Es ſind wirklich viele Menſchen, die ſich recht ſehr beſtreben, ſo höflich zu ſeyn, als möglich. Aber ſie wechſeln in ihren Höflichkeitsbezeugungen, wie der Poſthalter mit ſeinen Schlafröcken, ab, und treffen es ſo ſelten recht, handeln ſo ſelten den Verhältniſſen gemäß, in welchen ſie ſich befinden. König Georg I. hatte einem durch Erbſchaft reich gewordenen Apotheker den Titel eines hanöveriſchen Reſidenten in einer deutſchen Reichsſtadt auf deſſen unterthänigſtes Anſuchen ertheilt. Dieſer machte ſich auf den Weg nach Hanover, um ſich für die hohe Gnade demüthigſt zu bedanken. Nun ward er dem Könige in dem Garten zu Herrenhauſen vorgeſtellt, der

archen, mit welchem er ſich zu unterreden die Gnade und das Glück hatte, nach Deſſen Tode, im J. 1786, ſich zum unſchätzbarſten Eigenthum erbat; von welcher Anekdote ich noch nähere Nachricht am Schluſſe gegenwärtigen Bandes ertheilen zu können hoffe. Z.

(*) S. 29 des deutſchen Auszugs.

der wegen der heißen Luft den Hut in der Hand hielt. Der neue Resident verschluckte sein schon angefangenes Compliment, um Se. Majestät unterthänigst zu bitten, sich doch vorher zu bedecken. Der König sagte ihm lächelnd, er mögte es doch nur gut seyn lassen. Aber dieser hat bis zum Ungestüm ebendasselbe, erklärte auch, daß es ihm unmöglich fiele zu reden, so lange er Se. Maj. mit unbedecktem Haupte sähe. Wollte denn der König seines Herrn Residenten Compliment haben, so mußte er vorher seinen Willen thun.

Und eben mit dieser Bitte sich zu bedecken, wird es unter Leuten, die von einander nur wenig abstehen, so oft versehen. Was ist unbedeutender in unsern Manieren, als die Begrüßung mit Abnehmung des Huts? Aber, wenn ein Mann, der sich mir einigermaßen gleich achten kann, mir, ohne vorgängige Bekanntschaft, diese kleine Höflichkeit erweiset, da muß sie mir wichtig werden. Sie ist ein Beweis seiner für mich zunehmenden Achtung, und seiner auf mich gerichteten Aufmerksamkeit. Ich bin ihm den Beweis schuldig, daß ich mir diese Achtung und Aufmerksamkeit angenehm seyn lasse. Diese gebe ich ihm noch nicht, wenn ich sein Compliment jedesmahl erwiedere, und mit mehreren Scharrfüßen begleite. Will ich den Mann mit mir zufrieden machen, so muß ich ihn bemerken, wo er mir begegnet, ihm zuvorzukommen suchen, und ihm zeigen, daß auch er meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen habe. Noch besser aber, wenn ich die erste sich mir darbiethende Gelegenheit ergreife, um mit diesem Mann zu einer, wenn gleich noch so gleichgültigen, Unterredung zu gelangen, und an das bisherige Hut-Commerz eine persönliche Bekanntschaft zu knüpfen. Dann wird auch das gleichgültigste, was ich sagen mag, dem Mann angenehmer, als ein Schwall von Complimenten, seyn. Denn es ist Sitte, Lebens-Art, und nicht mehr leere Höflichkeit.

Sarpedon hat eine große Gesellschaft bey sich. Ein wohlgekleideter Mann kommt, mit ihm zu reden. Ein Bedienter des Hauses hält ihn für eingeladen, und führt ihn in den Saal, wo die Gesellschaft versammelt und ins Spiel tief verwickelt ist. Die Angelegenheit ist kurz, und in einem Winkel des Saales bald abgesprochen. Der Fremde empfiehlt sich. Sarpedon begleitet ihn mit vielen

bey ihm im Hauſe geweſen iſt, und das Glück eines genauen Umganges mit demſelben genoſſen hat, iſt die Beſchreibung dieſes Lebens-Balſames, die in Hoffmann's Notis ad Poterium (*) ſteht, die aufrichtige. Sie iſt dieſe: Man nehme von deſtillirtem Lavendel-Oehl, Majoran-Oehl, Nelken-Oehl, Kubeben-Oehl, Cardamom-Oehl, friſchen Citronſchalen-Oehl, von jedem 1 Scrupel; Muskatenblumen-Oehl, 2 Scrupel; Zimmet-Oehl, 24 Tropfen; Rauten-Oehl, und weißes Agtſtein-Oehl, von jedem ½ Scrupel; miſche alle dieſe Oehle zuſammen, und laße ſie etliche Wochen ſtehen. Will man nun gleich einen Lebens-Balſam machen, ſo tröpfle man von dieſer Oehl-Miſchung 10 Tropfen in 2 Loth des allerhöchſt rectificirten Weingeiſtes. Will man dieſen Lebens-Balſam noch angenehmer haben, ſo löſe man Ambra, und zwar ½ Scrupel davon, in vorgedachter Oehl-Miſchung auf; und wenn man ihn noch kräftiger haben will, ſo thue man noch peruvianiſchen Balſam, und zwar ½ Quent davon zu 2 Loth des bereits gemiſchten Balſames hinzu. Es kommt bey der Verfertigung dieſes Balſames das Vornehmſte auf reine, gute, aufrichtige, nicht alte Oehle, wie auch auf einen recht guten höchſtrectificirten Weingeiſt, und auf eine in gehörigem Verhältniß geſchehende Vermiſchung dieſer Oehle, an, daß keins vor dem andern die Oberhand habe und nicht vorrieche, ſondern ein lieblicher, angenehmer Geruch heraus komme. Die gelbe Farbe hat und bekommt der Hoffmanniſche Lebens-Balſam von dem beygemiſchten peruvianiſchen Balſam, und muß man den Balſam, nachdem man ihm den peruv. Balſam beygemiſcht und alles unter einander gerüttelt hat, eine Zeitlang ruhig ſtehen laſſen, damit er ſich ſetze, und alles

(*) *Poterii* Opera omnia, cum annotationibus Frid. Hoffmanni. (Frf. M. 1718.) p. 693.

alles recht klar und hell werde. Hoffmann nahm allemahl gute, aufrichtige, nicht alte und nicht verfälschte Oehle zu seinem Balsam, und ließ die Oehle alle selbst destilliren, wodurch er von ihrer Aufrichtigkeit versichert war. Kauft man aber die Oehle dazu, so bekommt man sie selten aufrichtig, sondern verfälscht. Es nahm auch Hoffmann nicht allein einen aufs höchste rectificirten Weingeist, sondern ließ auch denselben ein halb Jahr lang über frische Rosen und Mayblumen stehen, und zog ihn hierüber ab, ließ ihn wieder auf frische Rosen und Mayblumen gießen und davon abziehen, bis er endlich stark genug mit dem angenehmen Rosen- und Mayblumen-Geruche angefüllt war; und hierin lösete er hernach die Oehle in gehörigem Verhältniß auf. Will man diesen Balsam mit Ambra und Moschus haben, so löset man etwas weniges von beyden darin auf.

Weil das Zimmet-Oehl zu kostbar ist, so hat man hernach solches und noch einige andere Oehle weggelassen, und den Lebens-Balsam also gemacht. Man nehme: destillirtes Nelken-Oehl, Citronen-Oehl, und Lavendel-Oehl, von jedem 20 Tropfen; Majoran-Oehl, Krausemünz-Oehl und Rauten-Oehl, von jedem 10 Tropfen, mische solches unter einander, tröpfle von dieser Oehl-Mischung 10 Tropfen in 2 Loth über Rosen und May-Blumen abgezogenen höchstrectificirten Weingeist, und thue noch zu 2 Loth dieser Mischung ½ Quent peruvianischen Balsam.

Den Teichmeyerischen Balsam hat Hr. Hofr. Nicolai folgender Maßen nachzumachen gesucht. Er nahm über Rosen und Mayblumen abgezogenen höchstrectificirten Weingeist, und ließ ihn über klein geschnittenem Sandel-Holz so lange stehen, bis er eine schöne rothe Farbe erhielt; alsdann mischte er von Citronschalen-, Krausemünz-, Lavendel-, Majoran-, Rosmarin- und Nelken-Oehl so viel darunter, bis der Geruch des Teichmeyerischen Balsames herauskam.

kam. Wenn er Andern ein Glas von dem Teichm. Balſam, und ein Glas von ſeinem nachgemachten Teichm. Balſam gab, konnten ſie zwiſchen beyden keinen Unterſchied bemerken, und zogen allemahl ſeinen nachgemachten Balſam dem andern vor.

Folgendes Recept ſoll das ächte des Teichmeyeriſchen Balſames ſeyn:

℞. Ambrae gryſeae,
Moſchi veri,
Ol. cinam.
caryophyll. āā ʒß.
macis ʒj.
Balſ. Peruv. ʒiij.
Ol. de cedro ʒvj.
Bergam. ʒij.
thymi veri ʒj.
menthae,
ſalviae,
rutae,
lavend.
anthos, āā gtt. IV.
Spirit. citri
roſar. āā ʒxvj.
Digere per XIV horas.
Tingitur nonnunquam cum pulvere ligni ſantali rubri.

In Teichmeyer's Inſtit. Chemiae, S. 256, findet man auch einen Lebens-Balſam, und in dem brandenburgiſchen Diſpenſatorio (*) den Hoffmanniſchen Lebens-Balſam beſchrieben; es ſind aber dieſe Beſchreibungen von einigen verſchieden. Es kommt bey Verfertigung dieſer beyden Lebens-Balſame alles darauf an, was für Oehle man nimmt, gebrannte, welche gemeiniglich

(*) Im Diſpenſatorio Regio et Electorali Brandenburgico, (Be-

verfälſcht ſind, oder ſelbſtgemachte, alte lange geſtandene Oehle, welche ihre ſubtilen, flüchtigen, beſten, kräftigſten, ätheriſchen Theile verloren haben, oder friſch deſtillirte, wenigſtens nicht ſehr alte, Oehle; ingleichem, daß man einen über Roſen und Mayblumenn öfters abgezogenen und höchſtrectificirten Weingeiſt nimmt, und die Oehle in ſolchem Verhältniſſe mit einander vermiſcht, daß ein lieblicher und angenehmer Geruch heraus kommt, und kein Oehl vor dem andern die Oberhand hat, oder vorriecht. Alles das, was ich hier geſagt habe, hat auch, in Anſehung des Hoffmanniſchen Lebens-Balſames, ein Mann, der allen Glauben verdient, beſtätigt, nähmlich der Prof. *Schulze*, in ſeinen Praelectionibus in Dispenſat. Brandenb. 2te Ausgabe, S. 94, welcher auch ein Schüler Hoffmann's, und bey ihm im Hauſe geweſen iſt.

Die flüſſigen Lebens-Balſame werden auf zweyerley Art gemacht: entweder durch die Deſtillation,

(Berol. 1781, gr. 4.) S. 16, befindet ſich folgende Vorſchrift:

℞. Ol. ſtillatitii Lavendulae,
Maioranae,
Caryophyllorum,
Macis,
Cinnamomi,
de Cedro, āā ℥j.
Succin. alb.
Rutae. āā gtt. X.

Balſ. peruv. ℥ß.
Spir. roſar. rectificatiſſ. ℥x.
Mixta committantur frigidae digeſtioni et filtrentur per goſſypium.

Nota. Quibus *cum Ambra* placet, addere poſſunt
Ambrae gryſeae, gr. XV.
Moſchi, gr. X.

tion, oder durch bloße Auflöſung deſtillirter Oehle in höchſtrectificirtem Weingeiſt. Zu der erſten Claſſe gehört derjenige flüſſige Lebens-Balſam, welchen Cartheuſer in ſeinen Elementis Chemiae, der erſten Ausgabe, 1746, S. 94, folgender Maßen beſchrieben hat:

℞. Salis tartari puriſſimi & ſiccisſimi ℥ij.
Olei lavendulae,
rorismarini,
meliſſae,
ligni rhodii,
de cedro ital. āā ℥iß.
cinamomi,
maioranae,
Eſſentiae ambrae vere, āā ℥ß.

Mixta inſtillantur ſali tartari pulveriſato. Mixtio agitatione cum bacillo ligneo adiuuetur, & praemiſſa duodecim horarum digeſtione leniſſima ſpiritus vini dephlegmatiſſimi, ſuper ſpecies balſamicas rectificati, vnciae decem ſuperfundantur, digerantur moderato calore, donec omne oleum ſolutum ſit, & deinde vel vna deſtillatione vel reiterata cohobatione peracta liquor balſamicus capiti mortuo reaffuſus addita ſufficienti quantitate moſchi ſoluti & balſami peruuiani denuo digeratur, donec ſatis tinctus fragrans & ſaturatus euadat.

Weil aber durch dieſes öftere Digeriren und Deſtilliren, die deſtillirten aetheriſchen Oehle vieles von ihrer Annehmlichkeit und Kraft verlieren, und merklich verändert werden, ſo hat dieſe Methode, Lebens-Balſame zu machen, wenig Beyfall gefunden, und ſie ſcheint ſelbſt hernach ihrem Urheber nicht mehr gefallen zu haben, weil Derſelbe, in der 2ten Ausgabe ſeiner Element. Chemiae 1753, die Lebens-Balſame zu den Auflöſungen und Extractionen gerechnet, und von der Deſtillation dabey nichts gedacht hat. Es iſt auch allerdings die Methode, die Lebens-Balſame bloß

bloß durch Auflöſung aetheriſcher Oehle in höchſt-rectificirtem Weingeiſt zu bereiten, der erſtern Methode weit vorzuziehen. Der Schaueriſche Balſam wird zwar auch durch die Deſtillation gemacht, allein nicht aus ſolchen Ingredientien, wie die bisher angeführten Lebens-Balſame, als welche aus aetheriſchen Oehlen bereitet werden, ſondern aus folgenden alſo verfertiget:

℞. Herb. ſcordii,
absinth. āā. Mij.
anthos,
cochlear.
menth. criſp.
rutae,
hyperici,
Flor. lavend.
lilior. convall.
cham. rom. āā. Mj.
Rad. ariſtoloch. rot. et long.
zedoar.
angel.
oſtrutii,
Cardamom.
Cinamomi,
Zingiberis,
Caryophyll. āā. ℥j.
Gummi benzoes,
Styrac. calamit. āā. ℥iij.
Gummi elemi ℥ß.
Cubeb. ℥iij.
Sem. foenic.
aniſi,
Rad. irid. florent.
Nucis moſchatae,

Succin.

Succin. alb. āā. ℥iij.
Maſtichis,
Myrrhae,
Olibani,
Aloes ſuccotr. āā. ℥j.
Gummi hederae ℥ij.
Galban. ℥xij.
Tereb. venet. ℔j.
Olei laurin. ℔ß.

Conc. cont. infundatur ſpiritus vini ad eminentiam trium digitorum, deſtilletur atque ter denuo cohobetur.

Die künſtlichen Balſame waren am ſtärkſten in der Mode, als es den Aerzten darauf ankam, ſich durch lange Manſchetten, lange Recepte und lange Bratſpieße an der Seite, Anſehen und Zutrauen zu verſchaffen, und als die Apempoleſis (der Arzeney-Kram) für ſie noch ein ſehr einträgliches Neben-Gewerbe war. Allein, da heut zu Tage mit allen dieſen Dingen ſchwerlich ein Arzt ſein Glück macht, ſo iſt eines mit dem andern aus der Mode gekommen. Daß ich dieſen künſtlichen Balſamen hiermit nicht zu nahe trete, beweiſe ich mit dem Zuſatze, den der gelehrte Hr. g. R. Baldinger (*) zu der Mittheilung der oben angeführten Formel des Teichmeyeriſchen Lebens-Balſames macht: „Alle dergleichen Balſame „haben jezt einen geringern Werth; aber vor wenig „Jahren noch war die Erfindung eines ſolchen Bal„ſams für nicht viel geringer angeſehen, als die Er„findung des Steins der Weiſen.“

Lebens-Baum, Baum des Lebens. ein immer grüner harziger Baum, welcher zu den Pflanzen mit halb getrennten Geſchlechtern und verwachſenen Staubfäden gehört; Thuia, Thuja, Thuya *Linn.* Arbor vitae;

(*) Im Magazin für Aerzte, St. 8, S. 753.

tae; Fr. Arbre de vie; Engl. Tree of Life. Das Holz dieſes Baumes ſoll unter allen Holz-Arten ſehr dauerhaft und faſt unverweslich ſeyn, daher auch der Baum ſeinen deutſchen Nahmen erhalten hat.

Der Lebens-Baum trägt männliche und weibliche Blumen auf Einem Stamme. Die erſtern ſtellen unter ſich ein kleines Kätzchen vor, und jede beſteht aus einer ovalen, vertieften Schuppe, an deren Boden vier Staubbeutel, ohne merkliche Staubfäden, ſitzen. Die weiblichen ſtellen unter ſich einen ovalen Zapfen vor, welcher aus eyförmigen, erhabenen, und der Länge nach an einander paſſenden Schuppen beſteht. Unter jeder Schuppe ſtehen zwey kleine Frucht-Keime, deren jeder ſeinen pfriemenförmigen Griffel mit einem einfachen Staubwege trägt. Der Fruchtzapfen iſt länglich, ſtumpf, ſpringt der Länge nach auf, und theilt ſich in längliche, einander ähnliche, auswärts erhabene, ſtumpfe Schuppen, unter welchen jedesmahl zwey braungelbliche, längliche, mit einem häutigen, eingekerbten Rande der Länge nach eingefaßte Samen liegen. Man kennt bisher nur drey wahre Arten dieſer Gattung.

1. **Gemeiner Lebens-Baum mit geflügelten Samen, abendländiſcher oder weſtindiſcher Lebens-Baum**, die canadiſche weiße Ceder, Arbor filici ſimilis *Ovied.* Arbor paradiſaea Lutetianorum *Dalech.* Cedrus lycia *Lobel.*? Cedrus maior Dioſcoridis Thyia Theophraſti et Abhel *Guilandin.* Thuja ſive Thya vulgo *Camer.* Thuya Theophraſti *C. B.* Thuia occidentalis, ſtrobilis laeuibus, ſquamis obtuſis *Linn.* Fr. Arbre de vie de Canada; Engl. The common oder American Arbor vitae, the white Cedar of Canada. Er wächſt in dem nördlichen Amerika, inſonderheit in Canada, wie auch in Sibirien, in Sümpfen und Moräſten, doch auch auf ſteinigen Anhöhen. In Canada gelangt er zu einer

ziemlichen Höhe und Dicke, wächſt aber ſehr langſam. Die größten Stämme, die Hr. Prof. Kalm (*) daſelbſt angetroffen hat, waren ungefähr 5 bis 6 Klafter hoch; und in Anſehung des Alters macht er die Bemerkung, daß einer von ½ Elle im Durchſchnitt 92 Saftringe hatte, da ein anderer von ½ Elle und 3 Zoll im Durchſchnitt, 136, und noch ein anderer von ½ Elle und 4 Zoll im Durchſchnitt, 142 dergleichen Saftringe zählen ließ. Auch bey uns wird der Baum ziemlich hoch, und man findet ihn hin und wieder in Gärten; doch erreicht er ſelten über 6 bis 8 Ellen Höhe. Die dunkelgrünen Blätter bedecken die Zweige gänzlich; ſie ſind klein, ſtehen aber an breit gedrückten Stielen dicht bey oder vielmehr über einander, gleichſam eins über das andere in einander geſchoben, und würden den Zweigen ein förmliches Cypreſſen-ähnliches Anſehen geben, wenn ſie nicht ausgebreiteter wüchſen. Sie bleiben beſtändig grün; nur wird die Farbe im Winter ſchmutziger, als ſie im Sommer war. Die Zapfen mit ihren Körnern werden gegen den Winter reif, und alsdann eingeſammelt. Die Rinde der Zweige iſt braunroth, ungleich mit Riſſen verſehen. Das Holz iſt weißröthlich, leicht und locker. Der Baum, inſonderheit die Blätter, riechen ſtark, aber unangenehm.

Es giebt zwey Varietäten:

a) **Mit ſcheckigen Blättern**, Thuia occidentalis variegata *Weſt.* Variegated-leaved Arbor vitae *Maw.*

b) **Amerikaniſcher wohlriechender Lebens-Baum**, Thuia occidentalis odorata *Weſt.* American ſweet-ſcented Arbor vitae *Maw. Hanb.* Dieſe lezte Varietät iſt Hrn. Hanbury, zufälliger Weiſe, in einem ihm aus Penſylvanien überſandten Kaſten entſprungen, auf welchen von ungefähr einige Samen-Kör-

(*) S. Deſſen Reiſen, 3 Th., S. 473.

Körner derſelben gefallen ſeyn mochten. Sie ſcheint die Höhe der gemeinen Sorte erreichen zu wollen. Im Winter haben ihre Blätter eben dieſelbe Farbe; ſie iſt hingegen beſſer mit Zweigen verſehen, die jedoch nicht ſo wagerecht ſtehen, noch niederhangen. Was dieſelbe vorzüglich ſchätzbar macht, iſt die Eigenſchaft ihrer Blätter, daß ſie, gerieben, einen ſehr erquickenden Geruch von ſich geben, welcher von Einigen für ſo vortrefflich gewürzhaft gehalten wird, wie er irgend bey andern Pflanzen ſeyn mag, da hingegen die Blätter der übrigen Sorten, gerieben, einen ſolchen Geruch von ſich geben, den die Mehreſten für ſtinkend und widrig halten. Ob dieſe Eigenſchaft ſich durch Samen fortpflanzen laſſe, war im J. 1770, in welchem ſie in England noch ſehr ſelten war, noch nicht bekannt.

Dieſer Baum könnte auf verſchiedene Art nützlich ſeyn, wenn wir die Amerikaner nachahmen wollten. Man glaubt nähmlich in Amerika, daß das Holz der Fäulniß lange widerſtehe, und unter freyem Himmel länger, als Manns-Alter, ohne Schaden zu leiden, ausdaure. Aus dieſer Urſache wird es zu Pfählen, Palliſaden und Zäunen genommen; auch bedient man ſich deſſelben zu den ſchmahlen dünnen Schienen, welche die Seiten und den mittlern Boden der nordamerikaniſchen Boote von Baum-Rinde ausmachen, indem es friſch ſowohl biegſam als leicht bleibt. Aus den Reiſern werden in ganz Canada die Beſen gemacht. Bey den Alten war der Gebrauch des Holzes noch viel beſſer bekannt; denn Cäſalpin rühmt von ihm, daß man von demſelben getäfelte Zimmer antreffe, die höchſt alt wären; vorzüglich preiſet er das Holz der Wurzeln, aus welchen man die koſtbarſten Arbeiten verfertigen könnte.

Der ſtarke harzige Geruch der friſchen Blätter, und die unten an den Blättern befindlichen, mit einem

balſamiſchen Safte angefüllten Blaſen beweiſen, daß es dieſem Baume nicht ganz an Arzeney-Kräften fehle; wiewohl er bey uns faſt gar nicht gebraucht wird. Nach Parkinſon eſſen Einige die zarten Blätter dieſes Baumes roh auf Butterbrod, um den Auswurf des zähen Schleimes von der Bruſt zu befördern. Hermann (*) merkt an, daß ſie eine auflöſende, austrocknende, Blähungen und Schweiß treibende Kraft haben. Damit ſtimmt auch der Gebrauch überein, den man in Canada davon macht, wo man die friſchen Blätter quetſcht, mit Schwein-Schmalz oder Fett eine Salbe daraus kocht, und dieſe bey rheumatiſchen Schmerzen auflegt. Auch gegen den Huſten und gegen kalte Fieber, iſt das von den Blättern mit den Samen-Kapſeln gekochte Waſſer dienlich. Das von den Zweigen abgezogene Waſſer iſt bey der Waſſerſucht wirkſam.

Das Holz beſitzt ähnliche Eigenſchaften. Ich mag die Wunder-Dinge nicht nachſchreiben, welche Hermann davon erzählt. Derſelbe führt auch, vermuthlich aus dem Camerarius, an, daß man aus den Blättern ein Waſſer und ein Oehl bereiten könne, welches bey podagriſchen Schmerzen gute Dienſte thue.

2. **Chineſiſcher Lebens-Baum mit ungeflügelten Samen, morgenländiſcher oder orientaliſcher Lebens-Baum,** Thuia orientalis, ſtrobilis ſquarroſis, ſquamis acutis *Linn.* Thuya ſtrobilis vncinatis, ſquamis reflexo-acuminatis *Royen.* Fr. L'Arbre de vie de la Chine; Engl. The China oder Chineſe Arbor vitae *Hanb.* iſt in dem ſüdlichen Theile des chineſiſchen Reiches zu Hauſe. Du Roi giebt folgende Unterſcheidungs-Zeichen an. die Blätter ſind zwar

(*) Mat. med. To. 2, p. 565.
Boerhaave, Chem. To. 2, p. 68.

zwar in einander geschoben, aber feiner und hellgrüner, sie sind breiter und stehen weniger herabhangend an den steifen und mehr aufgerichteten Zweigen; sie werden im Winter braun; überhaupt ist der Stamm blätterreicher, die Rinde des Holzes hellbraun, der Fruchtzapfen Cypressen-artig, und die Samen sind nicht geflügelt. Er ist zuerst in Samen durch die Missionarien aus China nach Frankreich geschickt worden, von da er nach gerade in die übrigen Länder von Europa eingeführt ist. Er hat einen weit regelmäßigern Wuchs, und überdem wegen der vortrefflich lichtgrünen Farbe seiner Blätter einen großen Werth, obgleich die erste Art deswegen aus den Lust-Pflanzungen nicht zu verbannen ist, weil sie dort mit der Art ihres Wuchses und der Farbe ihrer Blätter eine Mannigfaltigkeit macht.

Da der chinesische Lebens-Baum, mit dem gemeinen einen gleich starken Geruch hat, so ist zu vermuthen, daß das Holz mit jenem von eben der Güte ist, und auf ähnliche Weise genutzet werden könnte. In Gärten und Pflanzungen giebt er aber offenbar ein schöneres Ansehen, und wird daher von Liebhabern mehr gesucht.

Diese vortrefflichen immergrünen Bäume, die sich an der Farbe ihre Blätter sehr leicht von einander unterscheiden lassen, haben zur Verschönerung immergrüner Pflanzungen aller Art, und zur Verzierung der Lust-Gebüsche und der Wildnisse einen sehr hohen Werth, und machen auch isolirt auf freyen Gras-Stücken in Lust-Gebüschen und Wildnissen einen herrlichen Effect; man muß sie aber in allen Fällen wild fortwachsen lassen, und sie beynahe ihrem natürlichen Wuchse überlassen, und höchstens nur etwanige sehr unverschweifende Zweige mit dem Messer in Ordnung bringen. Sie sind bey allen Pflanzschul-Gärtnern zu bekommen, und können vom Oct. bis in den März

oder April, am beſten aber im October, gepflanzt, und auf folgende dreyfache Art vermehrt werden.

1) Durch Samen. Dieſen ſäe man, ſobald er im Anfange des Octobers völlig reif iſt, oder ſobald man ihn im Herbſte oder im Frühlinge zu bekommen Gelegenheit hat, in Töpfe oder Kaſten in feine leichte Erde, und bedecke ihn etwan ¼ oder ½ Zoll hoch, mit Erde; ſtelle die beſäeten Gefäße, wenn die Ausſaat im Herbſte gemacht wird, in eine warme und gut geſchützte Lage, oder in einen Miſtbeet-Kaſten, und ſchütze ſie im Winter gegen ſtarken Froſt, damit die Keime der Samen in ihrer Entwickelung nicht durch Froſt geſtöret werden mögen; im Febr. aber ſtelle man ſie, damit die Erde in den Gefäßen von der Sonne erwärmet werde, und die Keime Kraft bekommen, ſich aufzuſchließen, vor eine ſüdliche Mauer; bringe ſie jedoch, wenn abermahl ſtrenge Witterung eintreten zu wollen ſcheinen ſollte, ſofort wieder an ihre vorige Stelle unter das Verdeck; ſtelle ſie aber, ſobald wieder gute Frühlings-Witterung eintritt, ſogleich wieder auf jene Stelle, weil die jungen Pflanzen nur bey einer ſolchen Wartung im erſten Frühjahre, ſonſt aber erſt im zweyten Frühjahre hervor zu ſprießen pflegen, und dann ein ganzes Jahr verloren geht; ſtelle ſie, wenn die Pflanzen aufgegangen ſind, und nun kein Froſt mehr zu befürchten iſt, auf eine ſchattige, doch völlig luftige Stelle, in eine öſtliche Lage, wo ſie nur die Morgen-Sonne haben, und warte ſie hier den ganzen Sommer über gehörig mit Gäten, und öfterm, aber doch allezeit ſehr mäßigem Begießen, bey welcher Wartung ſie in dieſem Sommer gleichwohl nur erſt einen dürftigen Schuß zu thun pflegen; bringe ſie durch den folgenden Winter eben ſo, wie durch den vorhergehenden Winter; ſtelle ſie im Frühjahre, wofern ſie alsdann noch gar zu klein und zu ſchwach ſeyn ſollten, und dann alſo noch nicht ver-

verſetzt werden könnten, wieder an eine ſonnige Stelle, damit ſie des wohlthätigen Einfluſſes der Sonne theilhaftig werden, im Anfange des May aber auf eine ſchattige Stelle, auf welcher ſie den ganzen Sommer bleiben müſſen, und wo ſie dann im Wachsthume beſſer fortkommen werden, gleichwie in dem darauf folgenden Winter abermahl auf eine geſchützte Stelle; pflanze ſie alsdann im folgenden dritten Frühjahre, da ſie 2 Jahr alt ſind, nach Mawe Vorſchrift, in die Pflanzſchule in 1 bis 2 Fuß weit von einander entfernte Reihen, wo ſie bis zur förmlichen Verpflanzung bleiben müſſen; nach Hanbury aber erſt 9 Zoll weit von einander, und nach abermahl 2 Jahren bey feuchter Witterung, $1\frac{1}{2}$ Fuß weit von einander, in $2\frac{1}{2}$ F. weit von einander entfernte Reihen.

2) Durch Abſenker. Man grabe die Erde um die Abſenker-Stühle um, harke dieſelbe rings umher eben, und beuge zeitig im Herbſte ein- oder zweyjährige Zweige, denen man aber, weil ſie ſonſt nicht leicht Wurzeln treiben, zuvor einen gelinden Nelken-Ableger-Einſchnitt geben muß, ſo tief in die Erde, daß nur ihre Spitzen ſo eben über der Erde hervor ragen; wenn aber dieſe Zweige ſchon mit lebhaften Seiten-Zweigen verſehen ſind, ſo lege man dieſe alle, um deſto mehr Pflanzen zu bekommen, nachdem man ihnen einen gelinden Einſchnitt gegeben hat, ſo in die Erde, daß nur ihre Spitzen ſo eben über der Erde hervorragen, und verkürze die etwanigen längern Seiten-Zweige, daß dieſelben gleichfalls nur aus der Erde, und mit den übrigen Abſenkern deſſelben Zweiges gleich hoch hervor ragen. Sie pflegen dann im Herbſte des folgenden Jahres, auſſer nur in ſtarkem und ſchwerem Boden nicht leicht, größten Theils ſchon bewurzelt zu ſeyn, und mögen entweder ſchon alsdann, oder auch erſt im folgenden Frühjahre, wenn alle Gefahr des Froſtes vorüber iſt, von dem Mutterſtocke

abgenommen, und auf 2 bis 3 Jahr, oder bis sie zur lezten Verpflanzung groß genug sind, in die Pflanz-Schule gepflanzt werden.

3) Durch abgeschnittene Zweige. Sobald es im August geregnet hat, sonst aber erst später, weil die Erde durch einen frühen Herbst-Regen zuvor erst abgekühlt und angefeuchtet seyn muß, stecke man junge, besonders aber starke diesjährige Schüsse, die um so viel gewisser anschlagen, wenn sich an ihrem untern Ende noch ein wenig altes Holz befindet, auf eine schattige und gut geschützte Rabatte, und zwar, um eines guten Erfolges desto gewisser zu seyn, in rothe Lehm-Erde, reihenweise 1 F. weit von einander, drücke sie recht fest an, und pflanze sie im folgenden Jahre, da sie bewurzelt zu seyn pflegen, in weiter von einander entfernte Pflanzschul-Reihen. Oder, nach Hanbury: man stecke sie ganz nahe, doch nicht näher neben einander her, als 4 bis 5 Z. weit, in $1\frac{1}{2}$ F. weit von einander entfernte Reihen; lege zwischen dieselben ein wenig kurzen Pferde-Mist, damit im Winter der Frost nicht eindringe, und im Sommer die Sonne die Erde nicht so sehr austrockne, das Unkraut auch zurückgehalten werde, und man die Stecklinge nicht so oft begießen dürfe, welches ihnen weit zuträglicher ist, indem sie zu der Zeit, da sie eben Wurzeln treiben wollen, kein vieles, wenigstens kein starkes Begießen lieben, weil ihre so eben hervortreibenden noch zarten Wurzelfasern davon leicht in Fäulniß gerathen, und dann der Steckling fehlschlägt; nehme im folgenden Jahre, da sie bewurzelt zu seyn pflegen, das Geströhde wieder weg; lockere die Erde im folgenden Frühlinge auf, weil sie dann im Sommer desto stärker zu schießen pflegen, und pflanze sie im folgenden Herbste, da sie 2 Jahr alt sind, in die Pflanzschule, in welcher sie bis zur förmlichen Verpflanzung allezeit rein gehalten werden müssen, und

der

der Boden zwiſchen den Reihen in jedem Winter mit dem Spaden aufgelockert werden muß. Die Weite, in welcher ſie zu einer Plantage gepflanzt werden müſſen, iſt 3 Fuß; hernach müſſen ſie, wie andere ſolche Bäume, nach und nach verdünnet werden.

Man erzieht den Lebens-Baum zwar am gewöhnlichſten aus Abſenkern und Stecklingen; Samen-Pflanzen aber geben allezeit die beſten Bäume. In Deutſchland erträgt er die Winter-Kälte ohne Schaden. Nur die zweyte Art ſcheint in Nieder-Sachſen nach einem ſtrengen Winter das Abſterben einzelner Zweige zu befürchten zu haben.

Die Bewegungsgründe, die Thuya in Deutſchland wild anzupflanzen, ſind, nach dem Urtheile des Hrn. Ober-Forſtmeiſter v. Wangenheim (*), die auſſer allen Zweifel geſetzte Güte, der mannigfaltige Verbrauch und die vorzügliche Dauer des Holzes, das, ſo wie bey der Eiche, den langſamen Wuchs dereinſt erſetzt, und deswegen unter den Schwarz-Hölzern eben den Platz, den jene bey den Laub-Hölzern im Beſitz hat, verdient. In den nördlichen Gegenden von Amerika, wo die Thuya zu Hauſe gehört, ſteht ſie an den Abhängen der Berge, und an den Ufern der Flüſſe und Wald-Waſſer, mehrentheils auf einem lehmigen, mit guter Erde, Sand oder auch kleinen Steinen gemiſchten, ſchweren und feuchten Boden; ſie wurzelt in den Gebirgen gern zwiſchen Steinen und Felſenſtücken, die vom Waſſer geriſſen werden, und die Anzeige eines feuchten, ſäuerlichen Bodens ſind, ein, und erhält ſich mit ihrer kleinen Pfahl-Wurzel an ſolchen ſteilen Wänden. Bey einer Anpflanzung in Deutſchland, wenn ſie in das Große unternommen werden ſoll, räth Hr. v. Wangen-

(*) S. Deſſen Beytrag zur teutſchen holzgerechten Forſt-Wiſſenſchaft ꝛc. (Gött. 1787, gr. 8.) S. 7.

heim, den Samen aus Neu-York oder Neu-England, von ſolchen Oertern, die zwiſchen dem 42 und 44ſten Grad nördlicher Breite zu liegen, kommen zu laſſen, weil die Thuya in dieſen Gegenden am vollkommenſten wächſt. Den Samen verſchickt man in verpichten Fäſſern entweder in Zapfen, oder wenn der Same ausgeklengt iſt, ſo vermiſcht man ihn mit trocknem Sand. Die Koſten der Anſäung werden bey der Thuya noch geringer zu ſtehen kommen, als bey der Weymouth-Kiefer, und der weißen nordamerikaniſchen Spruce-Fichte, weil der Same ſehr klein iſt, wenig Raum einnimmt, und höchſtens nur 1½ Pf. zur Anſäung eines aus 160, ſechzehnſchuhigen Quadrat-Ruthen beſtehenden Ackers, gebraucht wird. Die kalten gebirgigen Gegenden Deutſchlandes haben eine angemeſſene Lage zum Anbau der Thuya. Man erwähle hierzu die ſteilen Seiten dieſer Gebirge, und laſſe den Boden kurz vor der Saat, damit das Schmelzen des Schnees an ſolchen Orten ihn nicht wegwaſche, ganz flach aufhauen, oder nur wund machen. Die Ausſaat geſchieht im April an einem ſtillen feuchten Tage, oben auf, und wird nicht gedeckt; der leichte Same, damit er leichter ausgeſtreuet werden kann, wird mit Sand vermiſcht. Der Abtrieb richtet ſich nach dem Verbrauche, wozu dieſe Holz-Gattung beſtimmt iſt; und die Anpflanzung wird jederzeit durch die Saat wieder bewerkſtelligt.

3. Blattloſer Lebens-Baum, deſſen Zapfen aus vier Stücken beſtehen, und deſſen Blätter die Geſtalt einer umgekehrten Birn haben, die Zweige wie eine Scheide einhüllen, und ſich auf einer Seite in eine ſteife Spitze endigen, Thuja aphylla, ſtrobilis quadrivalvibus, foliis turbinatis vaginantibus, fine mucronatis *Linn.* Er iſt in Aegypten zu Hauſe. Seine Zweige liegen wie Hohlziegel auf einander, und ſind, wie bey dem Kannenkraute, gegliedert.

Lebens-

Lebens-Bedürfniſſe, ſiehe **Lebens-Mittel.**

Lebens-Beſchreibung, Gr. und Lat. Biographia, Biographie, derjenige Theil der Geſchicht-Kunde, der ſich mit der Erzählung der merkwürdigſten Begebenheiten einzelner Perſonen beſchäftigt; die Beſchreibung des Lebens einer einzelnen Perſon; die **Lebens-Geſchichte**, der **Lebens-Lauf**; Lat. Vitae curriculum deſcriptum; Fr. Hiſtoire de la vie.

Der Biograph hat mit dem Geſchichtſchreiber in ſo fern einerley Pflicht, daß er ſeinen Erzählungen den größten Grad der Glaubwürdigkeit geben muß, als ihm möglich iſt; doch hat er noch einige beſondere Regeln zu beobachten, die ihm allein eigen ſind.

Lebens-Beſchreibungen haben vor andern Geſchicht-Büchern ſowohl in Anſehung des Angenehmen, als auch des Nützlichen, vieles voraus. Erſtlich trifft man in denſelben beſonders diejenigen gleichlaufenden Umſtände an, die ſich unſre Seelen ſo gern zueignen. Man ſieht hier das menſchliche Leben, wie es in tauſend Abänderungen wirklich iſt; und nicht ſelten ſehen wir unſre eigenen Züge in der Schilderung anderer Perſonen. Keine Art von Geſchichten iſt angenehmer und nützlicher; keine feſſelt das Herz mit ſtärkerm Antheil, keine ergießt lehrreichern Unterricht auf alle Stände, als dieſe. Die allgemeinen und hinreiſſenden Erzählungen der Geſchichte, die ein tauſend Schickſale in dem Verlaufe eines einzigen Tages einſchließen, und mit großem Unternehmen unzählbarer Zwiſchenvorfälle verwickeln, biethen dem Privat-Leben weit weniger Unterricht dar, als dieſe. Das einförmigſte Leben eines Menſchen, der nur etwas mehr that, als lebte, ein Weib nahm, und ſtarb, kann durch eine reiſe und getreue Erzählung nützlich werden. Unter der großen Menge der Menſchen treffen wir gewiß einige, und vielleicht viele, an, die mit uns in gleicher Verfaſſung ſind, und deren gute und

böſe

böſe Seite, glückliche Unternehmungen und Fehl-Tritte, Schlupfwinkel, und Rettungs-Mittel uns von großem Nutzen ſind. Ein großer Theil des Lebens derjenigen, die Glück oder Gemüths-Art am weiteſten von einander geſtellt hat, verfließt auf einerley Art; dieſelben Urſachen bringen dieſelben Wirkungen hervor. So verſchieden auch die Verhältniſſe, Aenderungen, Schickſale einzelner Perſonen ſind, ſo haben ſie doch auch eine gewiſſe Einheit, daß ſie gar leicht ein Ganzes ausmachen, und zum Vergnügen des Leſers dargeſtellet werden können. Daher ſind auch ferner die Lebens-Beſchreibungen zum ſittlichen Gebrauch viel bequemer, als jede andere Art der Geſchichte. Es iſt unläugbar, daß die Geſinnungen der Menſchen, die Miſchung der guten und böſen Eigenſchaften, der Gebrauch und Mißbrauch ihrer Fähigkeiten, die Stärke und Schwäche ihrer Grund-Sätze, die Verſchiedenheit der Triebfedern der menſchlichen Handlungen, in einzelnen Lebens-Beſchreibungen weit beſſer erkannt werden kann, als in ganzen fortlaufenden Geſchichten. Es können auch die Leidenſchaften durch den lebhaften Anblick des rühmlichen oder tadelnswürdigen Verhaltens eines Menſchen, und ſeiner guten oder ſchlechten Eigenſchaften in einzelnen Begebenheiten leichter erreget, und dadurch gute und dauerhafte Entſchließungen gefaßt werden. Aus dieſen Gründen treffen wir bey allen Völkern, wo nur die Cultur des Geiſtes zu einiger Vollkommenheit gekommen iſt, Schriftſteller an, die durch Lebens-Beſchreibungen, Lehrer ihrer Nation geworden ſind. Die Geſchichte zeigt uns den großen Mann in die Begebenheiten ſeiner Zeiten eingeflochten; aber der Biograph läßt uns ihn in ſeinen innern Verhältniſſen ſehen. Es giebt gewiſſe unſcheinbare Umſtände im Privat-Leben, die uns zur Erweiterung unſerer Kenntniſſe und Tugenden weit nützlicher ſind, als öffentliche

Vor-

Vorfälle. Der Biograph muß ſolche nutzen, und in ihr gehöriges Verhältniß ſetzen. Daß ein Menſch in ſeinem Gange bald geſchwinde, und dann wieder langſam ſey, iſt, an ſich betrachtet, eine Kleinigkeit; aber Salluſtius bemerkt ſie vom Catilina, als ein Merkmahl einer Seele, die bey ſich etwas mit heftigen Bewegungen überlegt. Es iſt deswegen die Verfertigung einer guten Lebens-Beſchreibung, wenn ſie ſich von den Perſonalien eines Leichen-Bitters unterſcheiden ſoll, keine ſo leichte Arbeit, als wohl mancher ſich einbildet. Unter der Menge von Lebens-Beſchreibungen, die wir haben, ſind ihrer eben ſo gar viele nicht, welche die Probe aushalten. Viele haben dergleichen geſchrieben, die mit der Beſchaffenheit ihrer Arbeit nicht bekannt genug waren; ſie enthalten Nachrichten, die man eben ſo gut aus Zeitungen ſammeln könnte; ſie ſetzen ſie zuſammen, wie das gute Glück ſie ihnen in die Hände liefert; wenn es hoch kommt, ſo legen ſie eine chronologiſche Reihe von Thaten vor, ohne daß ſie ſich um den wahren Charakter desjenigen, deſſen Leben ſie ſchildern wollen, im geringſten bekümmern. Sie fehlen auch in der Wahl der Vorfälle, und bringen oft Dinge in ihre Erzählungen, die der Welt ohne Schaden und Nachtheil verborgen bleiben könnten; oder wenn ſie auch wichtige Begebenheiten erzählen, ſo machen ſie nicht den gehörigen Gebrauch davon. Der Biograph muß alſo aus den vor ihm liegenden Nachrichten nur Begebenheiten heraus ſuchen, die des Aufbehaltens würdig ſind; er muß ſie ſo erzählen, daß dadurch der Charakter der Perſon geſchildert werde; er muß alle Züge ſo ſetzen, daß ſie kein falſches Licht auf Charakter werfen; er muß von dem Verdachte der Parteylichkeit und der Schmeicheley entfernt ſeyn, und ſich hüten, daß er nicht in den Ton eines Lob-Redners falle; er kann mehr moraliſche Betrachtungen einmiſchen,

ſo fern derſelbe von Einigen mit dieſen Lebens-Geiſtern für einerley gehalten wird; das allerſubtilſte Weſen in den Nerven, welches, wegen ſeiner Flüchtigkeit, in der gröſten Geſchwindigkeit Bewegung zu erregen, und faſt in demſelben Augenblicke auch wieder Ruhe herzuſtellen vermag. Siehe Nerv.

Lebens-Geſchichte, ſ. Lebens-Beſchreibung, oben S. 155.

Lebens-Handlungen des menſchlichen Körpers, ſiehe Lebens-Kraft.

Lebens-Holz, ſ. Th. XIV, S. 782.

Lebens-Jahre, deren Wahrſcheinlichkeit; ſ. im LXVI Th., S. 737.

Lebens-Kerze, Gr. und Lat. Biolychnium; ſ. im LIX Th., S. 273, f. und Lebens-Licht.

Lebens-Kraft des menſchlichen Körpers. Der Bau des menſchlichen Körpers iſt ſo künſtlich und zuſammengeſetzt; die Reihe der in ihm ſich eräugnenden Begebenheiten ſo groß und mannigfaltig, und der innern und äuſſern Urſachen, die jenen zu zerſtören, dieſe zu verändern ſuchen, ſind ſo viele, daß nicht leicht ein Menſch ein halbes Jahrhundert hindurch, oder noch länger, eine unverdorbene Geſundheit genießt. Wenn aber dies, wie die Erfahrung lehrt, doch je zuweilen geſchieht, was iſt der Grund dieſer Erſcheinung? Worin beſteht jene Kraft, die unter dem Zuſammenfluſſe ſo vieler und groſſer verderbenden Urſachen die Maſchine in ihrem Lauf erhält? Iſt ſie dem Körper, oder der Seele, oder beyden zu zuſchreiben? Oder befindet ſie ſich auſſer dem Menſchen? — Der Nutzen dieſer Unterſuchung iſt groß. Aus ihr entſpringt eine Quelle der wichtigſten Wahrheiten. Sie unterſtützt die Theorie der Arzeney-Wiſſenſchaft, und leitet den Arzt in der Anwendung. Sie erhöhet unſern Begriff von der Natur, die auch bey ihren hinfälligen und dem Untergange unterworfenen Werken, Spuren

der

Nachricht von einigen Personen, die ein ausserordentlich hohes Alter erreicht haben, s. eb. das. S. 756, fgg.

Vom langen Leben der Philosophen, s. eb. das. S. 786, fgg.

Siehe auch Lebens-Verlängerung, Lebens-Ziel.

Lebens-Elixir Cagliostro's, siehe im LXVI Th., S. 785.

Lebens-Faden, eine figürliche, nur in der höhern Schreib-Art übliche Benennung des Lebens in Ansehung seiner Dauer.

Die Gewohnheit, sich das menschliche Leben als ein Gewebe vorzustellen, dessen Faden der Werk-Meister abschneidet, wenn wir sterben, ist sehr alt, und findet sich lange vor der griechischen und römischen Mythologie bey den Morgenländern.

Lebens-Flamme, bey einigen ältern Aerzten, ein Feuer höherer Art, welches sich in dem Herzen des Menschen befinden, und die wirkende Ursache der Verfertigung des Blutes, und folglich auch der Lebens-Kraft seyn soll. Siehe auch Lebens-Kerze, im LIX Th. S. 273, f. und Lebens-Licht.

Figürlich, in der höhern Schreib-Art, auch wohl das Leben, so fern es den Grund der eigenen Veränderungen bezeichnet.

Lebens-Flüchtigkeit und Kürze, Ungerechtigkeit der Klage darüber; s. im LXVI Th., S. 795, fgg. und 799, fgg.

Lebens-Gefahr, die Gefahr, nahe Möglichkeit, das Leben zu verlieren. In Lebens-Gefahr gerathen.

Lebens-Geister, L. Spiritus vitales oder animales, eine höchst feine flüssige Materie, welche in dem Gehirne erzeugt wird, und sich vermittelst der Nerven durch den ganzen Leib vertheilt, um ihm Empfindung und Bewegung zu ertheilen. Der Nerven-Saft,

so

ſo fern derſelbe von Einigen mit dieſen Lebens-Geiſtern für einerley gehalten wird; das allerſubtilſte Weſen in den Nerven, welches, wegen ſeiner Flüchtigkeit, in der gröſten Geſchwindigkeit Bewegung zu erregen, und faſt in demſelben Augenblicke auch wieder Ruhe herzuſtellen vermag. Siehe Nerv.

Lebens-Geſchichte, ſ. Lebens-Beſchreibung, oben S. 155.

Lebens-Handlungen des menſchlichen Körpers, ſiehe Lebens-Kraft.

Lebens-Holz, ſ. Th. XIV, S. 782.

Lebens-Jahre, deren Wahrſcheinlichkeit; ſ. im LXVI Th., S. 737.

Lebens-Kerze, Gr. und Lat. Biolychnium; ſ. im LIX Th., S. 273, f. und Lebens-Licht.

Lebens-Kraft des menſchlichen Körpers. Der Bau des menſchlichen Körpers iſt ſo künſtlich und zuſammengeſetzt; die Reihe der in ihm ſich eräugnenden Begebenheiten ſo groß und mannigfaltig, und der innern und äuſſern Urſachen, die jenen zu zerſtören, dieſe zu verändern ſuchen, ſind ſo viele, daß nicht leicht ein Menſch ein halbes Jahrhundert hindurch, oder noch länger, eine unverdorbene Geſundheit genießt. Wenn aber dies, wie die Erfahrung lehrt, doch je zuweilen geſchieht, was iſt der Grund dieſer Erſcheinung? Worin beſteht jene Kraft, die unter dem Zuſammenfluſſe ſo vieler und groſſer verderbenden Urſachen die Maſchine in ihrem Lauf erhält? Iſt ſie dem Körper, oder der Seele, oder beyden zu zuſchreiben? Oder befindet ſie ſich auſſer dem Menſchen? — Der Nutzen dieſer Unterſuchung iſt groß. Aus ihr entſpringt eine Quelle der wichtigſten Wahrheiten. Sie unterſtützt die Theorie der Arzeney-Wiſſenſchaft, und leitet den Arzt in der Anwendung. Sie erhöhet unſern Begriff von der Natur, die auch bey ihren hinfälligen und dem Untergange unterworfenen Werken, Spuren

der

der Weisheit, Güte und Vollkommenheit zeigt. Sie giebt uns endlich einen deutlichen Begriff von uns selbst, indem sie einen Theil von uns angeht.

Die Vollkommenheit der Handlungen unsers Körpers gründet sich auf die gleichmäßige Wirkung seiner Theile. So lange diese gleichmäßige Wirkung und Gegenwirkung der festen und flüssigen Theile Statt findet, so lange übt der Körper unzählige Verrichtungen aus, deren Uebereinstimmung Leben und Gesundheit bestimmt. Man sagt nähmlich, daß der menschliche Körper lebe, wenn entweder alle, oder nur einige seiner Handlungen vorhanden sind; er ist hingegen todt, wenn keine seiner Handlungen mehr gegenwärtig ist; gesund, wenn der Zustand seiner festen und flüssigen Theile so beschaffen ist, daß sie durch ihre Wirkung so vieles, als sie nur können, zu der innern Vollkommenheit des Körpers beytragen; krank, unter der entgegengesetzten Bedingung. So gründet sich Leben und Gesundheit auf die Vollkommenheit; Tod und Krankheit auf die Unvollkommenheit der Handlungen des Körpers. Was das Leben bestimmt, bestimmt auch die Gesundheit, und was diese hervorbringt, ist die Quelle des Lebens; daher, wie Swieten sagt: die vollkommenste Gesundheit das vollkommenste Leben, das vollkommenste Leben die vollkommenste Gesundheit.

Die Handlungen des Körpers bestimmen entweder zunächst das Leben, oder sie fließen auf eine nähere Art aus der genauen Verbindung des Körpers mit der Seele, oder zielen zunächst auf die Verwandlung der Speisen und Getränke in die Natur unsers Körpers ab, oder beziehen sich zunächst auf die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes. Dies ist die gewöhnliche Eintheilung der Handlungen des menschlichen Körpers, welche die Aerzte festgesetzt haben, und sie ist allerdings hinlänglich.

Der menschliche Körper hat ein Leben, und dies wird einige Zeit erhalten; also muß ein Grund vorhanden seyn, der das Leben des Körpers bestimmt und erhält, folglich eine Kraft, von welcher das Leben und seine Erhaltung abhängt. Diese, oder ein Theil derselben, nennt man die Lebens-Kraft, im weitern Verstande. Aus dieser Erklärung ergeben sich die Theile und Eigenschaften der Lebens-Kraft, wenn wir sie auf den menschlichen Körper anwenden: 1. Sie muß zuerst das Leben des menschlichen Körpers hervorbringen; 2. den Grund der Fortdauer desselben enthalten; also 3. allen Dingen, welche das Leben zu zerstören drohen, widerstehen. Ich will diese drey Stücke genauer aus einander setzen.

Um von der Kraft, welche das Leben hervorbringt, richtig zu urtheilen, müssen die Lebens-Handlungen des Körpers festgesetzt werden. Um diese festzusetzen, dürfen wir nur auf diejenigen Stücke Acht haben, aus welchen die Aerzte das Leben zu bestimmen pflegen. Hierbey sind zwey Fälle zu unterscheiden: Der Mensch, dessen Leben man durch Zeichen erkennen will, ist entweder gebohren, oder ungebohren. In jenem Falle werden die Bewegungen des Herzens, der Lungen, und die daher rührenden Bewegungen der flüssigen Theile, so geringe sie auch seyn mögen, die Zeichen eines noch fortdauernden Lebens seyn. In diesem Falle wird der Arzt aus der Bewegung des Kindes in der Gebärmutter, und aus der Abwechselung der Fäulniß der mütterlichen Säfte, auf das Leben des Kindes schließen. Beyde Dinge gründen sich aber wieder auf die Bewegung der Säfte, in so fern sie mit einem Fortgange der ganzen Masse verbunden ist (Motus progressivus). Da nun diese von der Bewegung des Herzens und der Gefäße abhängt, so müssen sich auch Herz und Gefäße bey einem lebenden ungebor-

gebornen Kinde bewegen. Hieraus folgt, daß das körperliche Leben durch die Bewegung 1. der Gefäße, 2. des Herzens, 3. der Lungen, 4. des Blutes und der übrigen Säfte, in sofern diese mit einem Fortgange verbunden ist, zunächst bestimmet werde. Dies werden also die Lebens-Handlungen des Körpers seyn; die Kraft, welche sie hervorbringt, wird das Leben bestimmen, folglich als ein Theil der Lebens-Kraft betrachtet werden müssen.

Die Kräfte, welche jene Bewegungen hervorbringen, sind: 1) die Schnell-Kraft. Alle Gefäße haben eine Kraft, vermittelst welcher sie sich nach vorhergegangener Ausdehnung in ihren vorigen Zustand zurücksetzen. Dies kann nicht ohne Bewegung geschehen; daher werden alle Gefäße von dieser Kraft in Bewegung gesetzt werden müssen, folglich muß die Schnell-Kraft ein Grund der Bewegung der Gefäße seyn. 2) Die Kraft des Zusammenhanges. Alle Gefäße sind feste Theile, die aus kleinern, welche sich anziehen, zusammengesetzt sind. Also wird in jedem Gefäße die Kraft des Zusammenhanges Statt haben. Da nun diese, folglich das Anziehen der Theilchen unter einander beständig fortdauert, und überdies die Schnell-Kraft von dem Zusammenhange bestimmt wird, so folgt, daß die Kraft des Zusammenhanges eine Ursache der Bewegung in den Gefäßen sey. 3) Die Muskel-Kraft. Sie äussert sich offenbar genug in den Schlag-Adern; folglich wird durch die Wirkung der Muskel-Kraft eine Zusammenziehung, die eine Bewegung voraus setzt, erfolgen können. 4) Sensibilität. Die Gefäße sind mit Nerven durchflochten, welche das Vermögen, Empfindungen zu erwecken, hervorbringen. Diese Kraft hat einen sehr großen Einfluß in die Muskel-Kraft, wie uns Fieber und Zuckungen lehren, welche von einem Schmerz erfolgen; daher muß auch diese Kraft unter

Was endlich die Bewegung der Säfte, in ſofern ſie mit einem Fortgange der ganzen Maſſe verbunden iſt, oder den Motum progreſſivum der flüſſigen Theile betrifft, ſo wird dieſe Bewegung beſtimmet: 1) durch die Kräfte der feſten Theile, der Gefäße, des Herzens, der Lungen; 2) durch den Druck nahe liegender Theile; 3) durch die Kräfte der flüſſigen Theile, welche die Bewegung erleichtern, z. B. ihre Schwere; 4) durch die Bau-Art und Lage der Gefäße, z. B. die Valveln, Winkel der Gefäße, u. ſ. w.

Alle die izt betrachteten Kräfte beſtimmen das Leben des Körpers; ſie ſind daher als Theile der Lebens-Kraft anzuſehen. Da aber die Wirkung derſelben ohne den gehörigen Bau des Körpers und ſeiner Theile nicht erfolgen kann, ſo wird dieſer vorausgeſetzt, und bey der Wirkung jener Kräfte eingeſchloſſen; folglich beſtimmen jene Kräfte alsdann Gründe des Lebens, wenn zugleich der Bau des Körpers ſo beſchaffen iſt, daß der Körper des Eindruckes jener Kräfte fähig werde.

Aber dies iſt noch nicht genug. Das Leben fängt von einem gewiſſen Zeitpuncte an, und dann geſchieht die Empfängniß deſſelben. Wie dieſe beſtimmt und hervorgebracht werde, iſt eine zwar unergründliche Tiefe, die aber nicht alle Muthmaßung ausſchließt. Die Vernunft-Lehre billigt dieſelbe bey ähnlicher Gelegenheit; und die Natur-Lehre muthmaßet, wo die Natur die Entſtehungs-Art der Veränderungen in der Körper-Welt verborgen hat. Ich will daher verſuchen, wie weit dieſe ſchwierige Sache aufgekläret werden könne.

Unter den Erklärungen der Zeugung ſind beſonders zwey merkwürdig, allgemein angenommene. Einige leiten den Urſprung der Menſchen von den Samen-Thierchen, Andere von gewiſſen Körpern her, welche in den Eyerſtöcken gefunden, und wegen der

Aehnlichkeit, Eyer genannt werden. Es iſt deutlich genug, daß man bey beyden Erklärungs = Arten annehmen müſſe: der künftige menſchliche Körper ſey entweder ganz, oder eines Theils, abgebildet; denn läugnet man dies, ſo widerſpricht man ſich ſelbſt, und die angenommene Meinung hört auf wahrſcheinlich zu ſeyn; folglich iſt man genöthigt, zu geſtehen, daß das Zeugungs = Geſchäft bloß in einer mehrern Auswickelung desjenigen Körpers beſtehe, welcher den Stoff des werdenden menſchlichen Körpers vorſtellt. Nun kann dieſe Auswickelung nicht anders erfolgen, als wenn die feſtweichen und zarten Theile durch die Bewegung der flüſſigen ausgedehnet und ausgefüllet werden. Könnte man daher die Kraft ausfündig machen, wodurch die Bewegung der flüſſigen hervorgebracht würde, ſo würde ſich ein weit helleres Licht über die Theorie der Erzeugung verbreiten; und da die Bewegung der flüſſigen Theile nicht nur ein Theil des Lebens, ſondern auch der Grund iſt, wodurch die Bewegung des Herzens und der Gefäße beſtimmt wird, ſo würde zugleich die Urſache entdecket werden, wodurch das Leben in dem werdenden Menſchen angefachet wird.

Da man annehmen muß, daß in dem Grund-Stoffe des künftigen Menſchen ſchon vor der Empfängniß flüſſige Theile enthalten ſind, (denn ſonſt würden die Gefäße zuſammenwachſen,) und zugeben daß ſich dieſe durch die Gefäße, obgleich ſehr langſam, bewegen, (denn bewegten ſie ſich nicht, ſo würden ſie faulen; und giengen ſie nicht langſam durch die vorhandenen Röhren hindurch, ſo würden ſie die Auswickelung ſogleich hervorbringen,): ſo folgt, daß

der Empfängniß wirkende Kraft den ſo

flüſſigen Theilen den Trieb einer

lebhaftern Bewegung eindrücken u

wegung der flüſſigen Theile wird entwed

mittelbar, oder mittelbar, durch die Dazwiſchenkunft der feſten, erreget. Das erſte iſt unwahrſcheinlich, weil diejenigen Dinge, welche die Bewegung der flüſſigen Theile, in ſo fern ſie mit einem Fortgange der ganzen Maſſe verbunden iſt, vermehren, dies nur vermittelſt der feſten Theile, und keinesweges in den flüſſigen Theilen, wenn ſie auſſer dem Körper ſind, bewirken. Folglich geſchieht die Empfängniß, indem die feſten Theile den gehörigen Trieb bekommen, um den flüſſigen die zur Entwickelung der feſten Theile nöthige Bewegung mitzutheilen. Aber durch welche Kraft wird dieſer Trieb hervorgebracht? Die Kraft des Zuſammenhanges und die Schnellkraft können unmöglich der Grund ſeyn; denn ſie wirken nicht eher, bis die feſten Theile durch die flüſſigen bereits bewegt und verändert worden ſind, welches wir hier nicht annehmen dürfen. Der Druck der den Gefäßen nahe liegenden Theile kann auch nicht angeführt werden, denn dieſe Theile wirken noch nicht; eben ſo wenig die Kraft, wodurch Empfindungen erzeuget werden; eben ſo wenig die Kräfte der flüſſigen Theile. Folglich bleibt keine Kraft übrig, als die Reizbarkeit. Erweget man zugleich, daß der Grund dieſer Kraft in dem Leime liegt (*), und daß dieſer in dem Grund-Stoffe des künftigen Menſchen nicht mangelt; daß der Same eine die Stelle eines Reizes vertretende Kraft beſitzt, wodurch die Reizbarkeit gleichſam erweckt wird; und vergleicht man hiermit den ſtarken Trieb, in welchen die umfaßten Theile geſetzt werden, wenn die umfaſſenden vermöge der Reizbarkeit wirken, ſo wird man höchſt geneigt, die Wirkung der Reizbarkeit als den Grund der Empfängniß und des Lebens-Anfanges zu betrachten. Hr. v. Haller ſcheint eben dieſer Mei-

(*) Haller Elem. phyſiolog. To. IV. p. 464.

ung zu seyn, indem er am ang. O. sagt: „Uebrigens „scheint die Reizbarkeit in dem Embryo, der in dem mütterlichen Ey enthalten ist, gleichsam zu schlafen; bey „der Empfängniß aber, gereizt durch den männlichen „Samen, in Bewegung gesetzt und erweckt zu werden."

Sind die flüssigen Theile einmahl in Bewegung gesetzt, so wirken sie nicht allein in die festen zurück, sondern verursachen auch die Entwickelung der Theile, deren Kräfte immer mehrern Zuwachs, besonders auch durch den Zufluß der nährenden Feuchtigkeit, gewinnen. So werden mehrere und mehrere Theile, folglich auch das Herz, entwickelt. Die Theile bekommen ihre bestimmte Lage und Einrichtung, und ihre Kräfte nehmen zu. Endlich bestimmen Gefäße, Herz und Feuchtigkeiten zusammengenommen das Leben, bis bey der Geburt des Menschen auch die Lungen zu wirken anfangen.

Gesetzt nun, daß diese Dinge zu wirken fortfahren, so wird in jedem Augenblicke das Leben bestimmt. Folglich ist der allgemeine Grund der Fortdauer des Lebens, der fortdauernden Wirkung der Gefäße, des Herzens, der Feuchtigkeiten und der Lungen, bey dem gebornen Menschen zu zuschreiben. Da aus dem Vorigen erhellet, daß, wenn einmahl das Leben durch seine Kräfte bestimmt worden ist, eine Kraft immer die andere erwecke, so muß das Leben fortdauern, so lange man den Menschen und seine Kräfte bloß an sich, ohne Rücksicht auf andere Dinge, die in ihn wirken, betrachtet. Folglich erhält sich das Leben unsers Körpers selbst. Der Erhaltung des Lebens widerstreiten die Krankheiten und der Tod. Sie können also nicht von dem Leben hervorgebracht werden, und überhaupt so lange nicht Statt finden, als das Leben des Körpers und seine Kräfte allein wirken. Da aber die Erfahrung die Unvermeidlichkeit der Krankheiten und des Todes bestätigt, so müssen ausser dem Leben

und

und seinen Bestimmungs-Gründen noch andere Dinge vorhanden seyn, die 1) in den menschlichen Körper wirken; 2) dem Leben und seinen Kräften widerstreiten; 3) wenn sie immer fortwirken, von dem Leben und seinen Kräften überwunden werden; 4) durch ihre stärkere Wirkung Krankheiten und den Tod verursachen; 5) bey Krankheiten, welche sich mit der Rückkehr der Gesundheit endigen, von dem Leben geschwächt und aufgehoben werden. Folglich ist das Leben eine Kraft, wodurch der Körper den Dingen, die ihn zu vernichten suchen, Widerstand leistet.

Will man aber bestimmen, wie die schädliche Wirkung gewisser Dinge in den Körper vermittelst der Lebens-Kraft überwunden werde, so muß man diese Dinge selbst nach ihrer Verschiedenheit betrachten.

Erstens giebt es Dinge, die, ob sie gleich wirklich schädlich sind, wenigstens in der Folge es werden können, dem menschlichen Körper selbst in seinem vollkommensten Zustande zugeschrieben werden müssen. 1) Das Losreissen der Theile von den Seiten der Gefäße und anderer festen Theile. Die flüssigen Theile werden vermittelst der Lebens-Kraft bewegt; sie reiben sich aber mit den festen, und diese reiben sich unter einander bey ihrer Bewegung: folglich müssen beständig Theilchen von den festen Theilen verloren gehen, hierdurch aber die Schnell-Kraft, die Kraft des Zusammenhanges, und selbst die Muskel-Kraft, vermindert werden, indem diese sich auf den Zusammenhang der Elemente, folglich auch auf ihre Menge, gründen. Dieses Losreissen muß daher mit einem Nachtheile des Lebens und der Gesundheit verbunden seyn. Aber die Lebens-Kraft hindert diese schädlichen Folgen; sie bereitet den Nahrungs-Saft, führt ihn zu den festen Theilen, und ersetzt den durch das Losreissen der Theilchen entstandenen Verlust. Da aber nur eine eingeschränkte Menge des Nahrungs-

Saftes in einem Körper vorhanden iſt, ſo würde die Lebens-Kraft durch jene Wirkung nur auf eine kurze Zeit den Schaden verhindern, welchen der Verluſt der Theile verurſachet. Sie wirkt daher noch auf eine andere Art. Sie veranſtaltet Abſonderungen der Feuchtigkeiten an verſchiedenen Orten des Körpers, auch in dem Magen. Die dahin geführten Säfte werden durch die Ruhe ſcharf, und reizen die Nerven; daher erwecken ſie die Muskel-Kraft, vermittelſt deren die innere Haut des Magens ſich zu reiben anfängt, folglich auf die Nerven dieſer Theile zurückwirkt. So erfolgt die unangenehme Empfindung des Hungers; durch dieſe zwingt die Lebens-Kraft den Menſchen, Speiſe zu ſich zu nehmen; und indem ſie daraus den Milch-Saft und aus dem Milch-Safte das Blut und den Nahrungs-Saft bereitet, ſo hindert ſie, daß kein Mangel dieſes zur Ernährung des Körpers unentbehrlichen Beſtand-Theiles erfolge. 2) Der zu ſtarke Zuſammenhang der feſten Theile. Die Lebens-Kraft kann nicht gehörig wirken, wenn nicht die feſten Theile zuſammen gezogen werden. Durch eine öftere Zuſammenziehung wird der Zuſammenhang der feſten Theile zu ſehr verſtärkt, wie wir vielfältig an Muskeln ꝛc. ſehen. Indem alſo die Lebens-Kraft beſtändig fort wirkt, ſo müßte endlich der Zuſammenhang der feſten Theile zu groß, und dies eine Quelle wichtiger ſchädlicher Folgen werden. Die feſten Theile würden den flüſſigen zu ſehr widerſtehen; folglich müßte die Gegenwirkung derſelben ebenfalls geſchwächt werden, und ein Theil von der Lebens-Kraft verlorengehen. Dieſem Nachtheile wehrt die Lebens-Kraft; ſie vermindert nähmlich den Zuſammenhang der Theile durch das Reiben, und die beſtändige Ausdehnung der feſten Theile; indem ſie die flüſſigen beſtändig zu den feſten hinleitet, ſo werden dieſe durch jene erweicht, und indem ſie durch

den

den Durst den Menschen zwingt, Flüssigkeiten zu sich zu nehmen, so kann es ihr nie an Stoff zur Erweichung der Theile mangeln. 3) Die Schärfe der flüßigen Theile. Die Säfte des Körpers haben eine Neigung leicht scharf zu werden, besonders wenn sie stark bewegt oder der Wärme lange ausgesetzt werden. Beydes erfolgt bey der fortdauernden Wirkung der Lebens-Kraft. Muß also nicht endlich eine Schärfe in den Säften des Körpers bestimmt werden? Und was wird häufiger, als dies, durch die Erfahrung bestätiget? Da aber die meisten flüssigen Theile im natürlichen Zustande ohne Schärfe sind, so kann eine Schärfe derselben ohne Nachtheil der Gesundheit nicht Statt finden. Auch hierbey sorgt die wohlthätige Lebens-Kraft; sie verursachet den Auswurf der Unreinigkeiten, vermischt die Salz-Theile mit den wässerigen und oehligen, verbindet das Scharfe mit der Erde und dem Schleime, und hindert seine schädlichen Wirkungen, wozu auch der Zufluß des Milch-Saftes dient. 4) Der Mangel der wässerigen Theile. Da die Auswürfe, welche von der Lebens-Kraft abhangen, beständig fortdauern; da durch dieselben eine große Menge wässeriger Theile aus dem Körper getrieben wird; da der Mangel derselben nicht nur die Flüssigkeit unserer Säfte hemmt, sondern auch Schärfe hervorbringt, so sind die daher entstehenden Nachtheile einleuchtend. Indessen veranstaltet die Lebens-Kraft durch Trockenheit und Reiz der Theile des Mundes und Schlundes den Durst. Diese unangenehme Empfindung nöthigt den Menschen zu trinken, den Verlust der wässerigen Theile zu ersetzen, u. s. w.

Zweytens, giebt es Dinge, die in den menschlichen Körper wirken, die aber, allgemein betrachtet, weder schädlich noch nützlich sind, und deren nützliche oder schädliche Wirkung durch die Verschiedenheit der Umstände bestimmt wird. Hierher gehören die sogenann-

nannten nicht-natürlichen Dinge: Luft, Speiſe und Trank, Wachen und Schlaf, Ruhe und Bewegung, die ausgeſonderten und zurückgehaltenen Dinge, die Gemüths-Bewegungen. Man ſetze den Fall, daß dieſe Dinge ſchädliche Wirkungen in dem Körper hervorbringen, ſo muß die Lebens-Kraft denſelben widerſtehen. Wenn aber zwey Kräfte gegenſeitig in einander wirken, ſo wird entweder die eine oder die andere überwunden, oder es erfolgt Ruhe, indem ſich die gegen einander wirkenden Kräfte zernichten: Das leztere iſt nicht möglich, wenn die Lebens-Kraft den angeführten Dingen und ihren Wirkungen widerſteht; ſonſt würde kein Leben in dem Körper, auch nicht der Tod vorhanden ſeyn, welches widerſprechend iſt. Widerſteht alſo die Lebens-Kraft den Wirkungen der angeführten Dinge, ſo muß ſie entweder dieſe überwinden, oder durch dieſe überwunden werden. In dem erſten Falle dauert Leben und Geſundheit fort; in dem zweyten werden Krankheiten beſtimmt; beyde Fälle erfolgen wirklich. Hier betrachten wir nur den erſten Fall, um zu ſehen, wie die Lebens-Kraft wirke, um den Schaden des fehlerhaften Gebrauches der nicht-natürlichen Dinge abzuwenden. Dieſe Dinge ſchaden, indem ſie 1. die feſten Theile ſchwächen. Die warme und feuchte Luft, die Menge wäſſeriger, beſonders warmer Getränke, die zu ſtarke Bewegung, die lange Ruhe, der Mangel der Ausführungen, die Ausführung nicht auszuführender Dinge, z. B. der Lymphe, ſtarke Gemüths-Bewegungen, u. dgl. müſſen hierher gerechnet werden. Alle dieſe Dinge beſtimmen die Schwäche auf eine verſchiedene Art, und ſo widerſteht ihnen auch die Lebens-Kraft. Dies geſchieht nähmlich: a) durch die beſtändige Ernährung; b) durch die Ausleerungen, welche die Menge der wäſſerigen Theile vermindern; c) durch das Zuſammenziehen der Gefäße und übrigen feſten Theile; d) durch die in dem

Ge-

Gehirne bestimmte Absonderung des Nerven-Saftes; e) durch den Hunger; f) durch die eigene Schwäche, welche auf starke Bewegung erfolgt; so zwingt sie den Menschen zur Ruhe und zum Schlaf, unter welchem nicht nur wenigere Theile verloren gehen, sondern auch mehrere ersetzt werden. 2. Indem sie die festen Theile zusammenziehen: kalte und scharfe Luft, harte Speisen, Mangel des Getränkes, heftige Bewegungen. Diesem widersteht die Lebens-Kraft: a) durch die natürliche Wärme, welche sie hervorbringt; b) durch den Durst; c) durch die Ausleerungen; d) durch die starke Wirkung der festen Theile, wodurch die härtern zertheilet werden. 3. Indem sie die Dichte der flüssigen Theile vermindern. Hierher gehören: die feuchte und warme Luft, die vielen und wässerigen warmen Getränke ꝛc. Die Lebens-Kraft widersteht ihnen theils durch die Ausleerungen, wodurch die Menge der wässerigen Theile vermindert wird, theils durch die stärkere Bewegung der festen Theile, wodurch die flüssigen zusammengedrückt werden. 4. Indem sie den Zusammenhang der flüssigen Theile vermehren, wie z. B. die zu starke Bewegung. Die Lebens-Kraft erweckt dagegen a) den Durst, um die aus dem Körper zerstreueten flüssigen Theile wieder zu ersetzen; b) die Bewegung der festen Theile, um die flüssigen mit den weniger flüssigen zu vermischen, und diesen ihre bestimmte Flüssigkeit wieder zu geben. 5. Indem sie die flüssigen Theile zu scharf machen: warme Luft, heftige Bewegung ꝛc. Wie die Lebens-Kraft den Nachtheil der Schärfe abwendet, erhellet aus dem Vorhergehenden deutlich genug.

Die dritte Art der Dinge, wider welche die Lebens-Kraft streiten muß, sind die Krankheiten. Die Wirkungs-Art der Lebens-Kraft bey denselben läßt sich zum Theil aus den obigen Gesetzen erkennen; doch verdient sie noch genauer erörtert zu werden. Die

Krank-

Krankheiten des Körpers laſſen ſich füglich in drey Claſſen eintheilen, je nach dem ſie nähmlich in den feſten Theilen, oder in den flüſſigen Theilen, oder in beyden Theilen zugleich, ihren Sitz haben. Zur erſten Claſſe gehört: 1. die Schwäche der feſten Theile; entweder verminderter Zuſammenhang der Elemente, oder ſchwächere Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Theiles. Iſt das erſte, ſo widerſteht die Lebens-Kraft der Schwäche vermittelſt der Gründe, die bey dem Losreiſſen der Theile von den Seiten der Gefäße ꝛc. angezeigt worden ſind. Iſt das zweyte, ſo wirkt ſie auf eine verſchiedene Art. Die Reizbarkeit der Theile gründet ſich auf den beſtimmten Zuſammenhang des Leimes, welcher in den feſten Theilen angetroffen wird. Die Urſachen, welche die Reizbarkeit vermindern, müſſen daher entweder in dem Mangel des Leimes, oder in einem zu ſtarken, oder zu ſchwachen Zuſammenhange deſſelben, oder in dem Mangel der Ernährung der Theile, geſucht werden. Dem Mangel des Leimes widerſteht die Lebens-Kraft durch den Hunger, und durch die Bereitung des Leimes aus dem Milch-Safte. Den zu ſtarken und zu ſchwachen Zuſammenhang verbeſſert ſie durch die oben angeführten Hülfs-Mittel: Durſt, Ausleerungen, Bewegungen der feſten Theile; und den Mangel der Ernährung durch die Bewegung der flüſſigen Theile gegen die feſten. Wie die Lebens-Kraft Urſachen der Krankheit überhaupt widerſteht, ſo widerſteht ſie auch den Urſachen der verminderten Reizbarkeit. Eben dies gilt von der verminderten Empfindlichkeit. 2. Die zu große Stärke der feſten Theile. Die Urſachen derſelben ſind die entgegengeſetzten der Schwäche. Iſt der Zuſammenhang der feſten Theile zu ſehr vermehrt, ſo ſchwächt ihn die Lebens-Kraft. Iſt die Reizbarkeit zu ſehr vermehrt, ſo hebt ſie oder ſucht wenigſtens die Urſachen der vermehrten Reizbarkeit zu heben,

indem ſie den Zuſammenhang vermindert oder vermehrt, und die Ernährung der Theile ſchwächt. Alles dies wirkt ſie durch die ſtärkern Bewegungen, die von der vermehrten Reizbarkeit ſelbſt abhangen. Der vermehrten Empfindlichkeit endlich, hilft ſie durch den zulezt erfolgenden Mangel des Nerven-Saftes, und durch die Gegen-Wirkung gegen die Urſachen derſelben ab. 3. Die Trennung des Zuſammenhanges der feſten Theile. Indem ſie die Ernährung der Theile beſtimmt, ſo ſucht ſie den aufgehobenen Zuſammenhang der feſten herzuſtellen; und indem ſie ein Zuſammenziehen der feſten Theile bey der Trennung ihrer Theilchen bewirkt, ſo beugt ſie dem Schaden vor, der aus dem Ausfluſſe der Feuchtigkeiten entſpringen könnte.

Was die Krankheiten der flüſſigen Theile betrifft, ſo können ſie entweder zu dem allzu ſtarken oder allzu ſchwachen Zuſammenhange, oder zu der Schärfe der Säfte, gerechnet werden. Von allen dieſem iſt bereits gehandelt worden. Es folgen daher diejenigen Krankheiten, welche ihren Siz in den feſten und flüſſigen Theilen zugleich haben. Dahin gehören auſſer denen, die aus dem Zuſammenfluſſe der izt erwähnten Krankheiten der feſten und flüſſigen Theile erfolgen, inſonderheit die Beziehungs-Krankheiten (morbi relatiui), d. i. diejenigen, welche nicht gedacht werden können, ohne auf beyderley Theile zugleich Rückſicht zu nehmen. Man rechnet dahin: die zu ſehr vermehrte oder zu ſehr verminderte Quantität der Feuchtigkeiten; die Verirrung derſelben in Abſicht des Ortes (error loci), und die verminderte oder zu ſehr vermehrte Bewegung. Der zu großen Menge der Feuchtigkeiten widerſteht die Lebens-Kraft durch die Ausleerung des Blutes und anderer Feuchtigkeiten, und durch die ſtärkere Ausdehnung der feſten Theile, wodurch ſie den Schaden, den eine überhäufte

Men-

Menge der flüſſigen Theile nach ſich ziehen könnte, vermindert. Dem Mangel der Säfte widerſteht ſie durch den Hunger, durch die Bereitung der Säfte aus den Speiſen und Getränken, durch die verminderte Bewegung, und durch das Zuſammenziehen der Gefäße, wodurch ſie den ſtarken Ausfluß hindert. Die Verirrung des Ortes erfolgt, wenn ein flüſſiger Theil nicht in dem Behältniſſe iſt, worin er natürlicher Weiſe enthalten ſeyn ſollte. Da hierbey ſehr viele beſondere Fälle vorkommen, ſo laſſe ich es bey einer allgemeinen Beurtheilung bewenden. Die Lebens-Kraft widerſteht dem hieraus entſpringenden Schaden: 1. durch das ſtärkere Zuſammenziehen, vermittelſt deſſen ſie den verirrten flüſſigen Körper theilt, und durch kleinere Gefäße forttreibt. 2. Durch die Kraft der einſaugenden Gefäße. So wird das Blut, wenn es in das zellige Gewebe ausgetreten iſt, oft ohne Schaden des Körpers zurückgeführt. 3. Durch die Ausſonderung. So wird das Blut, wenn es in die kleinen Abſonderungs-Gefäße übergegangen iſt, bis zu den Ausſonderungs-Gefäßen getrieben, und dadurch der Nachtheil, welchen die Verirrung des Blutes nach ſich zieht, gehoben. 4. Durch die Verminderung der Urſachen, welche eine Verirrung veranlaſſen. Der verminderten Bewegung der flüſſigen Theile widerſteht die Lebens-Kraft durch die Verminderung ihrer Urſachen. Iſt die Urſache eine verminderte Stärke der feſten Theile, ſo hebt ſie dieſelbe; iſt der Zuſammenhang der feſten Theile zu ſtark, ſo vermindert ſie denſelben; iſt die Menge der Feuchtigkeiten zu groß oder zu klein, oder hangen die Theile der Feuchtigkeiten ſtärker, als ſie ſollten, zuſammen, ſo widerſteht ſie auch dieſen durch die oben angeführten Hülfs-Mittel. Was endlich die zu ſtarke Bewegung der flüſſigen Theile betrifft, ſo vermindert theils die Lebens-Kraft die Urſachen derſelben, theils

ſchwächt

ſchwächt ſie die Stärke der feſten Theile, theils veranſtaltet ſie Abſonderungen und Ausleerungen, welche die Bewegung in einigen Fällen, z. B. der Plethora commota, zu vermindern im Stande ſind. Die innere Bewegung der Säfte gehört eigentlich nicht hierher, indem ſie ohne Dazwiſchenkunft der feſten Theile vorhanden ſeyn kann. Die Lebens-Kraft widerſteht ihr, indem ſie der Schärfe oder Fäulniß der ſauern oder andern Salz-Theile Einhalt thut.

Aus dem Geſagten läßt ſich die Wirkung der Lebens-Kraft beſtimmen, in ſo fern ſie den Schaden verhütet, der von gewiſſen Dingen entſpringen könnte. Indeſſen ſind hierbey noch einige Stücke zu bemerken. Zuerſt lehrt die Erfahrung, daß die Lebens-Kraft noch gewiſſe andere Mittel beſitzt, um den Schaden, welchen der Körper von gewiſſen Dingen leiden könnte, abzuwenden. Ich rechne dahin: 1. die Gewohnheit. Selbſt Gifte ſchaden denen nicht, die ihrer gewohnt ſind; und es iſt eine gewöhnliche Regel der praktiſchen Arzeney-Wiſſenſchaft, daß man ſelbſt fehlerhafte Gewohnheiten der Kranken nicht ſtöre. Da alſo angewöhnte ſchädliche Dinge dem Körper nicht ſchaden, ſo iſt die Gewohnheit gleichſam als ein Theil der Lebens-Kraft zu betrachten, wodurch der Einfluß ſchädlicher Dinge in den Körper verhindert wird. 2. Der Abſcheu und das Verlangen. Beyde wirken als Theile der Lebens-Kraft; denn wie oft bezeigen die Kranken ein Verlangen nach nützlichen, einen Abſcheu vor ſchädlichen Gegenſtänden! 3. Die Kraft, wodurch ſchädlichen Dingen der Eingang in den Körper gleichſam verſperrt wird. Dies iſt die Reizbarkeit und Empfindlichkeit. So erregen ſchädliche Speiſen ein Brechen; Dinge, die in die Luft-Röhre fallen, verurſachen Huſten; ſcharfe Sachen, die in die Augen fallen, ſpühlen ſich durch den vermehrten Zufluß der Feuchtigkeiten aus.

lich an einem Schlagflusse stirbt. 4. Sie kann unregelmäßig wirken. Gereizt durch die in der Masse des Blutes bey dem Faul-Fieber verborgene Schärfe, treiben die Gefäße und das Herz dieselbe mit einer schnellen Bewegung fort. Dies ist eine Bemühung der Lebens-Kraft, und in sofern heilsam. Gesetzt aber, daß die Lebens-Kraft die Krankheit-Materie nach dem Gehirne, den Lungen ꝛc. nicht nach den äussern Theilen, führe, so wird sie dem Körper einen Schaden zufügen, dem insgemein keine Kunst abzuhelfen vermag. Eine gemäßigte Kälte tödtet die zartern Früchte der Bäume; der Stamm kann eine größere ohne Schaden ertragen. Man wende diese Grundsätze auf die vorgetragenen oder ähnliche Zweifel an, und ihre Beantwortung ergiebt sich von selbst.

Lebens-Kürze, s. Lebens-Flüchtigkeit.

Lebenslang, so lange man lebt, so lange das Leben dauert. Das werde ich lebenslang nicht vergessen.

Lebens-Länge, siehe Lebens-Dauer.

Lebens-Lauf, L. Vitae curriculum; Fr. Cours de la vie. 1. Das Leben unter dem Bilde eines Laufes betrachtet. Seinen Lebens-Lauf vollenden, sterben.

2. Die Beschreibung des Lebens einer einzelnen Person, am häufigsten im gem. Leben; in der anständigern Sprech-Art die Lebens-Beschreibung, die Lebens-Geschichte; s. oben S. 155.

Siehe auch im LXVI Th., S. 689.

Lebens-Licht. Verschiedene Philosophen haben, seit einer sehr geraumen Zeit, die Quelle des Lebens (principium vitae oder vitale), den ersten Grund der Bewegung der thierischen Maschine, für eine Art von Feuer oder feuriger Materie angesehen. Dieser Gedanke hat ohne Zweifel Gelegenheit zu der Fabel von dem Prometheus gegeben, welcher das Feuer vom Himmel gestohlen haben sollte, (s. Th. XIII, S. 4, f.)

um den ersten Menschen zu beseelen, oder, wenn man so sagen kann, gleichsam anzuzünden; und er hat ferner den Nahmen: Lebens-Licht, Lebens-Flamme, oder Lebens-Wärme, L. Calor nativus, Calidum innatum, Flamma s. Flammula vitalis, welchen man der Ur-Quelle des Lebens beygelegt hat, und die von je her gewöhnliche Vergleichung des Endes oder Todes eines Menschen mit der Auslöschung eines Lichtes, veranlasset. Wir haben in der That zu wenig Hülfsmittel, zur Erkenntniß der ersten materiellen Triebfeder der thierischen Einrichtung zu gelangen, als daß wir entscheiden könnten, ob dieser Gedanke einigen Grund habe. So viel aber ist gewiß, daß man bey Beobachtung und Vergleichung der Erscheinungen von der Verbrennung mit den Erscheinungen des Athemhohlens, was vornehmlich die Nothwendigkeit des Zutrittes der Luft zu diesen beyden Geschäften anbelangt, eine sehr auffallende Aehnlichkeit von derselben nicht verkennen kann. Beyde erzeugen Bewegung und Wärme. Die eine von diesen Verrichtungen kann eben so wenig, als die andere, ohne die Beyhülfe, den unmittelbaren Zutritt und die Erneuerung der wirklichen Luft, bestehen. Sie gehen gut von Statten, so lange dieses Wirkungs-Mittel dieselben begünstigt. Sie hören augenblicklich auf, und verlöschen, sobald die Luft dabey mitzuwirken aufhört. Die elastische flüssige Materie endlich, welche zurückbleibt, nachdem die Luft zur Unterhaltung des Athemhohlens und des Verbrennens tauglich zu seyn aufgehört hat, ist genau eben dieselbe; es mag man dieselbe, ohne erneuert worden zu seyn, zum Einathmen oder zur Verbrennung gedient haben. Es ist das mephitische Gas, welches fixe Luft, Kreiden-Säure u. s. w. genannt wird. In diesem elastischen Luftförmigen Ueberbleibsel ist einige fixe Luft enthalten, der größte Theil aber davon ist phlogistisirte

iſirte Luft, wovon im Art. Luft ein Mehreres vorkommen wird.

Von dem aus Menſchen-Blut verfertigten Lebens-Licht, ſiehe im LIX Th. S. 274.

Lebens-Linie, Herz-Linie, L. Linea vitalis, in der Chiromantie, eine Linie oder ein Strich in der Hand, aus deſſen Beſchaffenheit vornehmlich von der Kürze oder Länge des Lebens eines Menſchen geurtheilt wird. Sie nimmt zwiſchen dem Daumen und Zeige-Finger ihren Anfang, gehet um den Ballen des Daumens, oder um den ſogenannten Venus-Berg, und endigt ſich mehrentheils in den Raſcetten oder gezwungenen Linien. Wenn ſie lang, nicht gebrochen, noch von andern Linien durchſchnitten, und einer friſchen Farbe iſt, ſoll ſie gute Geſundheit und ein langes Leben bedeuten. Siehe Linie in der Phyſiognomie und Chiromantie.

Lebens-Luft, ſiehe Luft.

Lebens-Mittel, Lebens-Bedürfniſſe, Nahrungs-Bedürfniſſe, Körper, welche zum Unterhalte des natürlichen menſchlichen Lebens dienen; Nahrungs-Mittel, Victualien, aus dem mittlern Lat. Victualia; im Schwabenſp. Lipnar; Lat. Alimenta, Victus, im Kriege Commeatus; Fr. Denrées, Munition de bouche, Proviſion, Vivres. Die Lebens-Mittel werden theuer, wenn Brod, Fleiſch, Gemüſe, u. ſ. f. theuer werden. Einer Armee die Lebens-Mittel abſchneiden, die Zufuhre derſelben. Von den Nahrungs-Mitteln für Thiere iſt dieſes Wort nicht üblich.

Von den Lebens-Mitteln, phyſiſch und diätetiſch betrachtet, werde ich im Art. Nahrungs-Mittel handeln. Hier betrachte ich die Lebens-Mittel und Victualien kameraliſtiſch und polizeymäßig.

Die Vorſorge für die Lebens-Mittel iſt einer der wichtigſten Gegenſtände der Polizey. So wie der Mangel der Lebens-Mittel eine Theurung nach ſich zieht, die allen Gewerben und dem ganzen Nahrungs-

Stande höchst schädlich ist, und insonderheit den arbeitenden Theil der Einwohner und die Armen drückt, so hat hingegen eine vorhandene Menge der Lebens-Mittel die natürliche Folge, daß dieselben einen wohlfeilen Preis erlangen, dieser aber befördert die Commercien und Gewerbe, und bringt den Nahrungs-Stand überhaupt in Flor und Aufnahme, und hat auch eine sehr vortheilhafte Wirkung auf das Wachsthum der Bevölkerung. Denn blühende und dauerhafte auswärtige Commercien müssen auf die Ausfuhre der Landes-Producte gegründet werden; folglich ist der Debit derselben nöthig. Dieser Absatz aber beruhet hauptsächlich auf dem wohlfeilen Preise der Landes-Waren. Sollen aber die Landes-Waren einen wohlfeilen Preis erhalten, so muß auch der Arbeits-Lohn wohlfeil seyn; der Lohn der Arbeiter aber kann niemahls wohlfeil werden, wenn nicht auch die Lebens-Mittel wohlfeil sind. Und da bey einem wohlfeilen Preise der Lebens-Mittel, der nicht aus einem großen Mangel von Nahrung und Gewerbe, sondern vielmehr bey einem guten Nahrungs-Stande aus der weisen Vorsorge der Landes-Polizey entsteht, die Menschen keine Schwierigkeit finden, sich zu ernähren, so werden sie desto häufiger heurathen und Kinder zeugen, auch Fremde durch den mäßigen Preis der Lebens-Mittel, und anderer unentbehrlichen Dinge, viel eher und leichter bewogen werden, ihren Aufenthalt in einem solchen Lande zu nehmen; und auf beyderley Art erlangt die Bevölkerung ein Wachsthum. Es müssen aber auch die Lebens-Mittel keinen allzu wohlfeilen Preis haben, und gar in Unwerth stehen, weil solches die Cultur des Bodens verhindert, und die Land-Wirthschaft in keinen Flor und Aufnahme kommen läßt; s. im LXIII Th., S. 697, f. Wenn aber die Land-Wirthschaft danieder liegt, so kann man schwerlich auf einen blühenden Nahrungs-

Stand,

Käufer, zwingt sie, sich allen Bedingungen der Verkäufer zu unterwerfen. Diese Polizey-Taxen werden also, an statt einen wohlfeilen Preis zu wirken, die Theurung doppelt vergrößern, und viele andere unglückliche Folgen nach sich ziehen. Der Handel leidet, seinem ursprünglichen Wesen nach, gar keine Taxen; die Freyheit ist sein wesentlicher Charakter. Eigentlich beruht der Preis einer jeden Ware auf zweyerley Umständen: auf ihrer Unentbehrlichkeit, und auf ihrer Seltenheit. Die Unentbehrlichkeit nöthigt die Menschen zum Kaufe; und die Seltenheit verursachet eine große Concurrenz von Käufern, deren einer immer mehr zu geben bereit ist, als der andere, um den Vorzug zu haben. Wenn also die Polizey den Materialien mit Grunde Taxen geben wollte, so müßte sie im Stande seyn, von einer jeden Art der Materialien beständig einerley Quantität im State zu erhalten, und zu verhüten, daß sie zu einer Zeit niemahls seltener würden, als zu einer andern. Allein, das ist ganz unmöglich. Alle Materialien werden entweder durch die Cultur des Bodens gewonnen, oder durch den auswärtigen Handel erlanget; bey beyden aber eräugnen sich tausenderley Umstände und Zufälle, welche eine Ware zu einer Zeit seltener machen, als zu einer andern. Alles also, was in der Macht der Polizey steht, ist, daß sie den vollkommenen unentbehrlichen Waren, die aus den Materialien gearbeitet und zubereitet sind, und also auch dem Brod und Bier, Taxen setzt. Und auch hier kann sie gar nicht willkürlich verfahren, sondern sie muß den Preis der Materialien, den sie in dem ordentlichen Handel haben, und also bey dem Brod und Bier den Handels-Preis des Getreides, dabey zum Grunde legen; und eben dieser Preis muß auch der Grund von denjenigen Taxen seyn, die man den Gewerben mit den Lebens-Mitteln, oder den sogenannten Hökern, setzt;

denn

tet sie an sich selbst einträglicher sind, als der Getreidebau, dennoch einschränken, wenn sie verhindern, daß das Land nicht so viel Getreide bauet, als zum Unterhalte des Volkes erfordert wird.

Weil aber auch da, wo die Land-Wirthschaft in Flor steht, und wo für die Einwohner hinlängliches Getreide erzeugt wird, nicht allein durch Mißwachs, Heuschrecken, Ueberschwemmungen, und andere allgemeine Unglücksfälle, wodurch die Feld-Früchte verdorben werden, sondern auch durch das häufige Aufkaufen des Getreides von Fremden, welches insonderheit in Krieges-Zeiten zur Unterhaltung der Krieges-Heere von den angenommenen Entrepreneurs geschieht, gar leicht eine Theurung entstehen kann, so sind ansehnliche Magazine und Vorraths-Häuser die besten Mittel wider die Theurung, wenn man dieselben in fruchtbaren Jahren mit Getreide anfüllet, und dahin bedacht ist, daß sie allemahl dergestalt angefüllt bleiben, daß beständig ein auf ein Par Jahre hinreichender Vorrath Getreide für das Land aufbehalten werde, wovon im Art. Magazin-Anstalten ausführlicher gehandelt werden wird.

Ferner muß die Polizey diejenigen Privatpersonen, welche ansehnlichen Getreide-Vorrath auf ihren Korn-Böden aufbewahren, und ihren Korn-Handel, den sie treiben, nach guten und vernünftigen Grundsätzen dirigiren. Diese Getreide-Vorräthe sind als kleine Magazine anzusehen, und keinesweges dem gemeinen Wesen schädlich, ob sie gleich vor sich allein nicht hinreichend sind, die Theurung abzuwenden. Man hat sonst dafür gehalten, daß diese Leute von dem Nachtheile des gemeinen Wesens, den es bey einer Theurung allemahl leidet, ihren Vortheil zu ziehen bedacht seyn, und daß sie allerley Mittel und Künste anwenden, einen erhöheten Getreide-Preis zu veranlassen. Man hat sie deswegen mit al-

ler-

ſten muß nothwendig die Vergrößerung des baldigen Getreide-Mangels wirken. Es ſind ſchlechte Grundſätze, wenn die Regierung den Vortheil ihrer Caſſen gegen den Vortheil des geſammten Landes ſucht, oder wenn ſie ſolcher Geſtalt verfährt, als wenn ſie ein, von der Wohlfahrt des Volkes abgeſondertes, Intereſſe hätte; Grundſätze, die nicht allein ſchlecht, ſondern auch überaus einfältig ſind, weil leicht zu beweiſen iſt, daß der Schade des Volkes allemahl zugleich auch auf die Regierung fällt.

Wenn nun aber die Polizey für die Aufnahme der Land-Wirthſchaft, und daß wenigſtens das benöthigte Getreide im Lande erzeuget werde, nicht geſorget hat, oder bey einer in Flor ſtehenden Land-Wirthſchaft die Anlegung öffentlicher Magazine unterlaſſen, und noch wohl dazu durch verbothenen Korn-Handel die Getreide-Vorräthe der Privat-Perſonen verhindert hat; wenn ſie die Ausfuhre des Getreides nicht weiſe dirigirt, und auch wohl ſelbſt durch ihre eigene Schuld den Getreide-Mangel befördert hat, ſo bleibt der Polizey alsdann kein anderes Mittel übrig, als: in fremden Landen Getreide aufkaufen, und ſolches zu Verhütung der Theurung, im Lande wieder um einen mäßigen Preis verkaufen zu laſſen, wenn ſie auch an dieſem Handel eine beträchtliche Summe zubüßen ſollte. Es erfordert dieſes ſogar die Schuldigkeit der Regierung, weil ſie eines Theils die zur Abwendung des Getreide-Mangels dienlichen Veranſtaltungen ſelbſt unterlaſſen hat, andern Theils aber, wenn ſie izt noch weiſe verfahren will, aus zwey Uebeln allemahl das kleinſte erwählen, und alſo lieber eine Summe Geldes aufwenden, als den Nahrungs-Stand den nachtheiligen Folgen, welche eine Theurung allemahl nach ſich zieht, ausſetzen muß. Wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß der Regent auf ſolche Art die Fehler der Finanziers bezah-

zahlen muß; es müßte denn der Regent an ſolchen Fehlern ſelbſt einen großen Antheil haben. So wie die Polizey den Mangel des Getreides und die daraus entſtehende Theurung verhüten muß, eben ſo muß ſie auf der andern Seite ihre Sorgfalt und Aufmerkſamkeit dahin richten, daß das Getreide auch keinen allzu wohlfeilen Preis erhalte, oder gar unwerth werde; ſie muß vielmehr alle Mittel anwenden, um dem Getreide einen hohen Preis zu verſchaffen, und dabey nur den allzu hohen Preis zu verhindern ſuchen. Hierüber habe ich mich bereits im XLVI Th., S. 2, fgg. und S. 46, f. umſtändlich erklärt.

Nun muß ich auch noch diejenige Vorſorge für die Lebens-Mittel, welche die Polizey beſonders in den Städten anzuwenden hat, erörtern. Dieſe Vorſorge kommt hauptſächlich auf vier Stücke an, nähmlich: daß die Lebens-Mittel ſowohl allemahl zureichend in den Städten vorhanden, und mäßigen Preiſes ſeyn, als auch, daß ſie gut und ſchmackhaft, und der Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn. In dem Vorhergehenden habe ich die Polizey-Anſtalten wegen der Lebens-Mittel in Anſehung des geſammten States abgehandelt, und da hat bloß und allein das Getreide, als die allervornehmſte und nöthigſte Gattung der Lebens-Mittel, den Gegenſtand ausgemacht; hier aber, und in Anſehung der Städte, muß die Vorſorge der Polizey ſich zugleich auch auf die übrigen nothwendigen Lebens-Mittel erſtrecken.

1. Sollen die Lebens-Mittel in einer jeden Stadt allemahl zureichend vorhanden ſeyn, ſo hat die Polizey ihre Aufmerkſamkeit auf zwey Stücke zu richten. Sie muß erſtens für die Zufuhre aus dem umliegenden platten Lande ſorgen; und zweytens veranſtalten, daß die Handwerker, die mit den Lebens-Mitteln zu thun haben, zu allen Zeiten mit allen Gattungen derſelben verſehen ſeyn.

a) Die

a) Die Zufuhre aus dem platten Lande wird die Polizey allemahl ohne Schwierigkeit befördern, wenn ſie gute Markt- und andere Ordnungen in der Stadt einrichtet, und dienliche Mittel vorkehrt, damit die Landleute allemahl Abnehmer in der Stadt finden; denn auf dieſe zwey Puncte kommt die ganze Zufuhre an. Eine jede mittelmäßige Stadt muß daher ihre Wochenmarkt-Tage haben, auf welche die umliegenden Landleute ihr Getreide und ihre Victualien zum Verkauf bringen. Auf dieſen Markt-Tagen müſſen gerechte und billige Ordnungen eingerichtet ſeyn, die den Landleuten zur Bequemlichkeit, nicht aber zur Beſchwerde, gereichen. Man muß ſie zu rechtem Maß und Gewicht anhalten; allein, man muß darin nichts verfügen, was allein den Bürgern zum Vortheil, den Landleuten aber zum Nachtheil gereicht. Dieſes iſt eine ſehr ſchlecht erſonnene Vorſorge für die Stadt, welche derſelben gar bald nachtheilig wird, weil die Landleute dadurch abgeſchrecket werden, ihre Producte dahin zu führen; vielmehr müſſen dieſe Ordnungen hauptſächlich die Bequemlichkeit der Landleute, und daß ſie mit dem Verkaufe nicht aufgehalten werden, zur Abſicht haben. Denn an einem baldigen Verkaufe liegt jedem Land-Manne; und je mehr man durch Ordnungen, die den Landmann anreizen, die Zufuhre dahin zieht, deſto vortheilhafter iſt es für die Stadt. Allein, alle dieſe guten Ordnungen helfen nichts, wenn der Landmann nicht gewiß verſichert iſt, daß er ſeine Producte allemahl in der Stadt abſetzen wird. Es darf ſich nur ein oder zwey Mahl eräugnen, daß ein Landmann ſein Getreide und andere Victualien nicht verkaufen kann, ſondern entweder wieder mit zurücknehmen, oder bey jemand in der Stadt einſetzen muß, ſo wird er ſich ſehr hüten, in eine ſolche Stadt wieder zu Markt zu fahren; er wird lieber 2 und 3 Meilen weiter fahren, wo er allemahl des

Abſa-

zahlen muß; es müßte denn der Regent an ſolchen Fehlern ſelbſt einen großen Antheil haben. So wie die Polizey den Mangel des Getreides und die daraus entſtehende Theurung verhüten muß, eben ſo muß ſie auf der andern Seite ihre Sorgfalt und Aufmerkſamkeit dahin richten, daß das Getreide auch keinen allzu wohlfeilen Preis erhalte, oder gar unwerth werde; ſie muß vielmehr alle Mittel anwenden, um dem Getreide einen hohen Preis zu verſchaffen, und dabey nur den allzu hohen Preis zu verhindern ſuchen. Hierüber habe ich mich bereits im XLVI Th., S. 2, fgg. und S. 46, f. umſtändlich erklärt.

Nun muß ich auch noch diejenige Vorſorge für die Lebens-Mittel, welche die Polizey beſonders in den Städten anzuwenden hat, erörtern. Dieſe Vorſorge kommt hauptſächlich auf vier Stücke an, nähmlich: daß die Lebens-Mittel ſowohl allemahl zureichend in den Städten vorhanden, und mäßigen Preiſes ſeyn, als auch, daß ſie gut und ſchmackhaft, und der Geſundheit nicht nachtheilig ſeyn. In dem Vorhergehenden habe ich die Polizey-Anſtalten wegen der Lebens-Mittel in Anſehung des geſammten States abgehandelt, und da hat bloß und allein das Getreide, als die allervornehmſte und nöthigſte Gattung der Lebens-Mittel, den Gegenſtand ausgemacht; hier aber, und in Anſehung der Städte, muß die Vorſorge der Polizey ſich zugleich auch auf die übrigen nothwendigen Lebens-Mittel erſtrecken.

1. Sollen die Lebens-Mittel in einer jeden Stadt allemahl zureichend vorhanden ſeyn, ſo hat die Polizey ihre Aufmerkſamkeit auf zwey Stücke zu richten. Sie muß erſtens für die Zufuhre aus dem umliegenden platten Lande ſorgen; und zweytens veranſtalten, daß die Handwerker, die mit den Lebens-Mitteln zu thun haben, zu allen Zeiten mit allen Gattungen derſelben verſehen ſeyn.

a) Die

a) Die Zufuhre aus dem platten Lande wird die Polizey allemahl ohne Schwierigkeit befördern, wenn ſie gute Markt- und andere Ordnungen in der Stadt einrichtet, und dienliche Mittel vorkehrt, damit die Landleute allemahl Abnehmer in der Stadt finden; denn auf dieſe zwey Puncte kommt die ganze Zufuhre an. Eine jede mittelmäßige Stadt muß daher ihre Wochenmarkt-Tage haben, auf welche die umliegenden Landleute ihr Getreide und ihre Victualien zum Verkauf bringen. Auf dieſen Markt-Tagen müſſen gerechte und billige Ordnungen eingerichtet ſeyn, die den Landleuten zur Bequemlichkeit, nicht aber zur Beſchwerde, gereichen. Man muß ſie zu rechtem Maß und Gewicht anhalten; allein, man muß darin nichts verfügen, was allein den Bürgern zum Vortheil, den Landleuten aber zum Nachtheil gereicht. Dieſes iſt eine ſehr ſchlecht erſonnene Vorſorge für die Stadt, welche derſelben gar bald nachtheilig wird, weil die Landleute dadurch abgeſchrecket werden, ihre Producte dahin zu führen; vielmehr müſſen dieſe Ordnungen hauptſächlich die Bequemlichkeit der Landleute, und daß ſie mit dem Verkaufe nicht aufgehalten werden, zur Abſicht haben. Denn an einem baldigen Verkaufe liegt jedem Land-Manne; und je mehr man durch Ordnungen, die den Landmann anreizen, die Zufuhre dahin zieht, deſto vortheilhafter iſt es für die Stadt. Allein, alle dieſe guten Ordnungen helfen nichts, wenn der Landmann nicht gewiß verſichert iſt, daß er ſeine Producte allemahl in der Stadt abſetzen wird. Es darf ſich nur ein oder zwey Mahl eräugnen, daß ein Landmann ſein Getreide und andere Victualien nicht verkaufen kann, ſondern entweder wieder mit zurücknehmen, oder bey jemand in der Stadt einſetzen muß, ſo wird er ſich ſehr hüten, in eine ſolche Stadt wieder zu Markt zu fahren; er wird lieber 2 und 3 Meilen weiter fahren, wo er allemahl des

Abſa-

mit Lebens-Mitteln zu thun haben und in Zünfte geschlossen sind, ist dieser Zwang höchst billig. Denn wenn sie, durch die Verfassung der Zünfte, Andere von dieser Nahrungs-Art ausschließen wollen, so ist nichts der Vernunft gemäßer, als daß sie niemahls in irgend einer Gattung der Lebens-Mittel, deren Besorgung sie sich unterzogen haben, einigen Mangel einreissen lassen müssen; oder daß sie widrigenfalls durch alle nöthige Zwangs-Mittel dazu angehalten werden können. Auch dafür muß die Polizey sorgen, daß die Lebens-Mittel, insonderheit aber das Brod, zu rechter früher Zeit fertig und in Bereitschaft seyn müssen, weil vielen, die früh an ihre Geschäfte gehen, daran liegt, dergleichen zu haben.

2. Die Polizey hat für den mäßigen Preis der Lebens-Mittel zu sorgen. Worin dieser mäßige Preis bestehe, ist im XLVI Th., S. 2, fgg. gezeigt worden, wo ich auch die Mittel, wodurch derselbe befördert wird, angezeigt habe. Um die Lebens-Mittel in einem solchen mäßigen Preise zu erhalten, liegen der Polizey insonderheit zweyerley Anstalten und Maßregeln ob. Die ersten sind die Polizey-Taxen; und die andern bestehen in den Anordnungen und Maß-Regeln der Polizey wider Vor- und Aufkäuferey. Da leztere, wegen ihrer Wichtigkeit, eine eigene Abhandlung verdienen, und im Art. Vorkäufer und Vorkauf erhalten sollen, so will ich hier nur das Nöthige von Polizey-Taxen beybringen.

Die Polizey bedient sich der Polizey-Taxen, um Lebens-Mittel und andere unentbehrliche Dinge in einem mäßigen, billigen und dem State unschädlichen Preise zu erhalten, und die allzugroße Gewinnsucht derjenigen Handwerker und Hanthierungen, die sich mit deren Bearbeitung und Verkauf beschäftigen, in Schranken zu halten.

Die Polizey-Taxen über Lebens-Mittel müſſen mit der größten Behutſamkeit angefertiget werden, wenn ſie billig und gerecht ſeyn, und nicht eher einen Mangel, als einen gewünſchten Ueberfluß, verurſachen ſollen. Es iſt ſchon oben, S. 186, f. erwähnt worden, daß, nach der Regel der Polizey, das Getreide, womit ein anſehnliches Gewerbe und Handel getrieben wird, mit keinen Polizey-Taxen beleget werden könne, weil die Materialien zu den Lebens-Mitteln und unentbehrlichen Dingen gar keine Taxe vertragen können, und daß man nur und allein den vollkommenen unentbehrlichen Waren, die aus den Materialien gearbeitet und zubereitet ſind, Taxen ſetzen könne. Man kann alſo den Mehl-Hökern, und denen Bäckern, die Mehl verkaufen, Taxen geben, aber keinem Mehl-Händler, der ein anſehnliches Gewerbe damit treibt, und nicht metzenweiſe verkauft. Sie kann denen Fiſchern, die auf dem Markte feil haben, aber keinem Fiſch-Händler, Taxen verordnen. Sie ſchreibt den Bäckern (*) und Bier-Brauern (**) Taxen vor, weil das Brod und Bier bereits vollkommene Waren ſind, welche aus dem Material des Getreides gearbeitet und zubereitet ſind, und weil bey denſelben der Preis des Getreides zum Grunde der Taxe genommen wird. Den Fleiſchern ſchreibt man ebenfalls Taxen vor, und ſolches kann auch gar wohl geſchehen, weil ſie das geſchlachtete Vieh aushauen, und hernach in den Scharren oder auf dem Laden öffentlich pfundweiſe verkaufen. Allein, die Fleiſch-Taxen ſind weit mehrern Schwierigkeiten unterworfen, als die vorerwähnten. Soll die Fleiſch-Taxe billig und gerecht ſeyn, ſo muß ſie eben ſowohl auf den Preis des geſchlachteten Viehes gegründet werden, als das Brod und Bier auf den

(*) Siehe Brod-Taxe, im VI Th., S. 763, fgg.

(**) Siehe Bier-Taxe, im V Th., S. 278, fgg.

den Preis des Getreides. Da aber der Preis des Viehes sehr ungewiß und unbeständig, und bey dem Landmanne niemahls übereinstimmend ist, bey dem ausländischen Viehe aber die Transport-Kosten nicht wohl übersehen werden können, so machen diese Umstände die Anfertigung der Fleich-Taxen sehr beschwerlich, und man wird in den meisten Ländern wahrnehmen, daß sie eben nicht nach der Billigkeit und Gerechtigkeit eingerichtet sind, weil allemahl das nöthige Principium, was das Vieh gekostet hat, fehlt. Auch wird die Fleisch-Taxe dadurch unbillig, daß, nach dem bey uns eingeführten Gebrauche, alles Scharren-Fleisch pfundweise gekauft wird. Der Kauf nach der Hand, welcher in einigen Ländern, wie z. B. in Frankreich, Statt findet, ist viel billiger, und für die verschiedenen Käufer weit angenehmer, weil sonst bey dem Verkaufe nach dem Gewichte, die lockern und ganz fleischigen Stücke mit den schlechtern und Knochen-Stücken zu gleichen Preisen gehen, wobey die geringeren Käufer allemahl leiden müssen (*).

Da aber alle Polizey-Taxen, wenn sie noch so gerecht und billig sind, keine Wirkung haben, wenn sie nicht auf das genaueste befolget werden, so ist diese Befolgung eine Sache, welche alle Aufmerksamkeit eines Polizey-Directors erfordert. Die Handwerker, denen die Polizey-Taxen gegeben sind; die Polizey-Diener, die sich von diesen Handwerkern bestechen lassen; die Polizey-Inspectores und andere Polizey-Bediente und Beysitzer, die, um eines Polizey-Bratens oder eines mürben Kuchens halber, nicht selten ein Auge zuthun; das Gesinde und andere Leute, die sich von den Handwerkern gleichfalls bestechen lassen, um sie nicht zu verrathen; kurz, alles arbeitet, um die Polizey-Taxen zu vereiteln. Der Polizey-

(*) Siehe Fleisch-Taxe, im XIV Th., S. 141, fgg.

Director muß daher ein ehrlicher, rechtschaffener, und selbst von allen Bestechungen entfernter Mann seyn, zugleich aber auch alle Aufmerksamkeit anwenden, und sich niemahls auf andere verlassen, sondern selbst ganz besondere Wege ausfindig machen, um gründlich zu erfahren, wie die Polizey-Taxen beobachtet werden, und die Handwerker auf der Entgegenhandlung zu ertappen. Ein Bäcker, Brauer, Fleischer, und dergleichen Handwerker aber muß die drey ersten Mahle, da er die Taxe übertritt, mit einer jedes Mahl zu verdoppelnden Geld-Strafe beleget, oder mit Confiscation aller seiner feil habenden Ware, und das vierte Mahl mit Niederlegung und Entziehung seines Gewerbes und seiner Gerechtigkeit, bestrafet werden.

3. Die Vorsorge der Polizey muß sich auch auf die Güte und den Wohlgeschmack der Lebens-Mittel erstrecken. Je mehr eine Stadt die Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens genießt, desto glücklicher ist sie; und die Fremden finden eine besondere Anreizung, in einer Stadt, wo die Lebens-Mittel in vorzüglicher Güte und Wohlgeschmack angetroffen werden, sich aufzuhalten, oder mit wesentlicher Wohnung dahin zu begeben. Es gereicht der Polizey in einer Stadt gewiß zu besonderm Ruhm, wenn schönes, weißes, wohlschmeckendes Brod und anderes Backwerk, schönes genugsam fettes Fleisch von allerley Arten, gutes und wohlschmeckendes Bier, u. dgl., darin gefunden werden. Wenn es also hier und da an der Güte und dem Wohlgeschmacke ein und anderer Lebens-Mittel fehlt, wenn z. B. noch schlechtes und elendes Bier gebrauet wird, so muß die Polizey den Bürgern mit gutem Rath und Anweisung an die Hand gehen, und sie auf alle Art und Weise aufzumuntern, insonderheit aber den alten Schlendrian und die eingewurzelten Vorurtheile auszurotten suchen.

4. End-

4. Endlich muß auch die Polizey auf die Gesundheit der Lebens-Mittel eine große Aufmerksamkeit haben. In dieser Absicht muß sie die Feilhabung solcher Früchte und Obst-Gattungen, die gegründeter Weise für ungesund gehalten werden, gar nicht gestatten (*). Hauptsächlich aber muß sie die betrügerische Verfälschung der Lebens-Mittel mit unreinen und ungesunden Dingen, mit den härtesten Strafen belegen. Die der Gesundheit nachtheiligsten Verfälschungen gehen bey den Getränken vor, indem man unter das Bier (**) und den Brandtwein (***) allerley schädliche Dinge thut, um sie stark zu machen, die Weine aber mit Dingen künstelt, die ein wahres Gift für den menschlichen Körper sind. Auf die Verfälschungen der Weine sollte die Polizey vorzüglich aufmerksam seyn, die Wein-Keller unvermuthet visitiren, oder durch die dritte Hand in geheim Weine hohlen lassen, und solche probieren. Solche schädliche Verfälschungen und wahre Giftmischereyen werden billig mit Lebens-Strafe belegt, die Denuncianten aber verdienen belohnet zu werden. Was, in Ansehung der gesunden Beschaffenheit der Lebens-Mittel im kön. preuß. Land-Rechte verordnet ist, wird am Ende gegenwärtigen Artikels vorkommen.

Die Lebens-Mittel und Victualien waren vormahls wohlfeil. Fragt man, warum dieselben theils

(*) Aus diesem Grunde, darf, z. B. nach einer in Berlin, d. 18 Jun. 178., ergangenen Polizey-Verordnung, sich niemand unterstehen, Sommer-Kartoffeln früher, als den lezten Jul., und Winter-Kartoffeln früher, als den lezten Aug., zu Markte zu bringen und zu verkaufen.

(**) In allen königl. preußischen Brau-Reglements, wird die Verfälschung des Bieres mit Post und andern Dingen, bey schwerer Strafe verbothen. Siehe Th. V, S. 228.

(***) S. churf. braunschw. lüneburgisches Edict gegen das Branntweingesöff und Verfälschung des Branntweins, v. 5 Dec. 1736.

nicht auf den alten ehemahligen wohlfeilen Preis zurück kommen, theils auch viele noch höher steigen werden, ſo muß man die Haupt-Urſache wohl in dem zunehmenden Luxus der Nation ſuchen, ſo wie auch die von Jahr zu Jahr zunehmende Volks-Menge eine mehrere Conſumtion der gemeinſten Speiſe-Materialien natürlicher Weiſe hervorbringen muß.

Beyſpiele vom niedrigen Preiſe der Lebens-

en Zeiten.

Victualien-Preiſe, i ürnberg, aus dem 14ten Jahrhunderte.

Im J. 1299 galt das Viertel Bier 3 Heller.
1330 bis 1350, galt das Bund Heu 1 Heller.
1340 bis 1350, galt das ℔. Rindfleiſch, — — — Schaffleiſch, — — — Kalbfleiſch } 2 Heller.
Das ℔. Schweinfleiſch, 2½ Heller.
Ein ℔. Schmalz, 4 Heller.
Das Viertel Bier, 2 Heller im Winter und Frühling; im Sommer aber galt es 3 Heller, wie im J. 1299.
Der Eimer Bier galt 64 Heller.
Neuer Wein, das Viertel 3 Heller.
Fränkiſcher Wein, das Viertel 4 Heller.
Ehe der Wein geleſen wird, ½ Pfund Heller.
Der Eicherlohn vom Faß Wein, war im J. 1299, 4 Heller.
Der Müllner bekam vom Simra einen Metzen, oder 4 bis 5 Heller.
Zween Säcke Kohlen, jeder 1¾ Heller.
Tauſend Mauerziegel koſteten, in den Jahren 1330 bis 1350, 1 Pfund Heller.
Tauſend Dachziegel, 9 ſol. Heller.
Steinmetzen, Zimmerleute, Dachdecker bekamen Tagelohn 18 bis 20 Heller, und zweymahl Käſe und Brod. Ohne Eſſen bekamen ſie 26 Heller.
Der Meiſter bekam 26 Heller; ohne Eſſen, 32 Heller.
Der Handlanger bekam 14 bis 16 Heller.

Stüb-

Söldner, oder Lohnſoldaten, bekamen, im J. 1354, auf die Hand, wenn ſie gedungen wurden, 2 Pfund Heller. Kam es zu einem feindlichen Zug, ſo bekamen ſie noch 3 Pfund Heller, alſo 5 Conventions-Thaler jezigen Geldes. Zuvor bekamen ſie nur 4 Pfund Heller in allem.

Zu den Zeiten Königs Heinrich V. († 1421) in England, war der Lohn der Arbeiter folgender:

Ein Zimmermann bekam täglich 6 Pfenn., oder 18 Kreuzer unſers Geldes.
Ein Steinmetz, 8 Pfenn., oder 24 Kreuzer.
Ein Handlanger, 4½ Pfenn., oder 13½ Kreuzer.
Ein Tiſchler, 6 Pfenn., oder 18 Kreuzer.
Ein Tüncher, 5 Pfenn., oder 15 Kreuzer.
Der Zimmermeiſter bekam wöchentlich, nebſt Eſſen 3 Schill. und 4 Pfenn., oder 2 Fl.
Bildhauer und Bildſchnitzer wöchentlich, nebſt der Koſt, 4 Schill. und 8 Pfenn., oder 2 Fl. 48 Kreuzer.
Eine Taglöhnerinn bekam täglich 3 Pfenn., oder 9 Kreuzer.
Die Fenſter mit Gläſern zu verſehen, wurde für den Schuh 1 Schilling, oder 36 Kreuzer, bezahlet.

Aus dem auf Pergament geſchriebenen Bürger-Buche in Nürnberg, Litt. E. fol. CLXXXIX.

1350. Ez iſt geſetzt worden. Swer güls kauft oder verkauft nach Herren gült daz man di rechen ſol als hernach geſchriben ſtet.

Des erſten, ij Sümer korn gült. für ein pfunt Herren gelts.
Item ij Sümer weitzs für viiij. Schill. Herren gelts.
Item ij Sümer Gerſten für j Lib. (libra) *Herren gelts.*
Item iij Sümer Habern für j. lib. Herren gelts.
Item ein Sümer arbeizz. Ein Sümer kichern. Ein Sümer Hanfes. Ein Sümer Maben. Ein Sümer Leins. Ein Sümer Pon vnd vin Sümer Hirſes genawen mit ſlehtem moz gemezzen. Vngenawen mit rauhem moz gemezzen. der icleichs ij. Sümer für viiij. Schill. Herren gelts.
Item ij. Sümer Wikken, vnd ij. Sümer Linſen iegleichs für j. pfunt Herren gelts.
Item j. Sümer Hopfen für LX. haller Herren gelts.

Item Ein klob flahſes für ij. Schill.
Item Ein fuder Holzes für xvj. haller. (1 Fl.)
Item Ein fuder Stros für ij. Schill.
Item Ein lib. wahſe (1 Pfund Wachs) *für xvj. haller.*
Item Ein Virteil Honges (Honig) *für xvj. haller.*
Item Ein Sümer Zwifeln für LX. hall.
Item Ein fuder abgeſnitener Ruben für ij. Schill.
Item Ein fuder vnabgeſchnitener Ruben pro xvj. hall.
Item Einen Eymer krauts pro vj. hall.
Item Ein Scheiben ſaltzes ein reichew für iij. Schill.
Item Ein arme Scheiben ſaltzes für LXXX. haller.
Item Raubes korn als habern.
Item Pfeffer. Ein lib. für iiij. Schill.
Item Ein lib. Ingbers für ij. Schill.
Item Ein lib. Saffrans für ½ lib.
Item Ein Weihenaht keſe für iiij. hall. (15 Kreuzer)
Item Ein Vaſnaht Hun für iiij. hall.
Item Einen Oſter keſe. Einen Pfingſt keſe. Vnd ein Herbſt Hun iegleichs für ij. hall.
Item X. air für j. haller.
Item Ein gemeſtew Gans für j. Schill.
Item Ein vngemeſtew Gans für vj. haller.

Hrn. v. Murr Journal zur Kunſtgeſchichte ꝛc. 15 Th. (Nürnb. 1787, 8.) S. 94, ſqq.

Kurze Beſchreibung der guten Zeit, die im Jahr 1463 zu Cölln geweſen iſt.

Hört zu von Wunder will ich ſagen,
Was ſich vor Zeiten hat zugetragen
Zu Cölln in der berühmten Stadt
Als man 1463 zehlet hat.
Zu der Zeit war ein ſolch Jahr
Daß man am Mark ohn alle Gefahr
Hat kaufft der Stück umb Geld ſo viel
Wie ich jetzt erzehlen will.
Ein Malter Weitz gemeßen recht
Wie mans allda zu meßen pflegt,
Darzu ein Malter Gerſten gut
Als man jetzt kaum erkaufen thut,
Ein Malter Korn auch mit darbey
Ein Malter Haber ſag ich frey
Ein Thon Hering, ein friſch Faß Weins
So gut mans kauft am Strom des Rheins.
Auch ein Pfund Fleiſch und fettes Hun
Ein ganz Rey Brod gar weiß und ſchon
Umb drey Gülden (*) am Cölniſchen Gelt
Hat man gekauft die Stück gemelt.

Auf

(*) Ein Gülden iſt jetzt zu Cölln 18 Stüber.

Auf daß ihrs aber recht vernembt
Wie thewer ein jedes Stück da kömbt:
Erſtlich ein Malter Korn allein
Umb viertzen Albus (*) man kaufft gemein.
Darnach vom Weitz vor drey Real
Kauft man das Malter in der Zahl,
Der Gerſt war auch da nit ſehr thewr,
Wie man am Mark auch in der Schewr
Vor dreitzen Albus kaufen kundt.
Wo thut mans jetzt zu dieſer Stund (**).
Den Haberu gut für acht Weiß-Pfenning
Für fünf Real ein Thonne Hering.
Ein gut Maß Weins ein Albus galt
Ein fettes Hun in gleicher Gſtalt.
Ein Röcklein Brod wiege da ein Pfund
Man für ein Haller (***) kaufen kundt
Ein Semmel oder ein Weißbrod
Hat auff der Wag neunzen Lorh,
Kaufft man auch um ein Haller klein
Da war gut Wirt und gut Gaſt ſeyn.
Die Butter kaufft man auß dem Faß,
Für vier Häller ein Pfund glaubt mir das,
Wer aber wollte die beſte han,
Für ſieben Häller ſie bekam.
Nun iſt die Zeit verlauffen ſchon,
Wiewohl wär mehr zu ſchreiben davon
Welches jetzt nicht leyden will
Darumb ich auch will ſchweigen ſtill.
Wünſch allen Frommen ein gutes Jahr
An Leib und Seel zugleich fürwahr
Das verleyhe uns Herr Jeſu Chriſt
Der aller Ding ein Geber iſt.
Amen.

Gedruckt im Jahr 1619.

Journal von und für Deutſchland, 1786, 4tes Stück, S. 371, f.

In einem cultivirten und eingerichteten State hat eine jede Sache allmählich einen gewiſſen Preis an Gelde erhalten. Dieſer Preis iſt durch die Bedürfniſſe beſtimmt, und wird durch dieſelben erhalten, wenn der Gehalt der Münze einerley bleibt. Die Erfahrung lehrt, daß mit dem allgemeinen Wachsthume und der Vermehrung der Menſchen auch die Bedürfniſſe der zum Leben gehörigen Dinge, und mit denſelben auch die Preiſe der Lebens-Mittel zugenom-

(*) Ein Albus iſt 3 zöllniſche Pfennige oder ſogenannte Füchſe.

(**) Was würde der Verf. dieſer Reime, der ſchon über ſeine Zeiten dieſen Ausruf thut, erſt jetzt ſagen, wenn er auf den Mark und in die Schewr käme.

(***) Vier Häller geben auf 1 zöllniſchen Pfennig oder ſogenannten Fuchs. Von dieſer kleinen, wohl der kleinſten Kupfer-Münze, die je in Deutſchland geweſen iſt, werden jetzt keine mehr gemünzt.

men haben, und gestiegen sind. Diese Preise sind der Grund zu den Auflagen des States, und zur Bestimmung des Werthes der Güter, die eine jede Privatperson besitzt. Ein Gut wird höher verkauft und verpachtet, wenn der Scheffel Rocken 16 Gr., als wenn er nur 8 Gr. gilt, und auch nach einer Mittel-Zahl von 10 bis 12 Jahren gegolten hat; s. Th. XLVI, S. 45. Wenn nun durch Krieg oder Pest ein Drittel Menschen plötzlich weggeraffet wird, wie im Jahr 1709 und 1710 in Preussen geschehen ist, und es wird eine gleiche Anzahl Morgen Ackers, wie vorher, gebauet, so muß, natürlicher Weise, mehr Korn und auch mehr Vieh vorhanden seyn, als im Lande gebraucht und verzehrt wird. Das Bedürfniß ist also nicht mehr so groß, und um ein Drittel geringer, als vorher. Was wird daraus erfolgen? Der wohlfeilere Preis ist eine nothwendige Folge. Der Particulier verliert also an seinen Einkünften. Da auch die Consumtion nicht so groß ist, so verliert der Stat ein Drittel an der Accise. Dieser verliert auch an Einkünften von den liegenden Gründen der Landleute, indem diese nicht mehr so viel Abgaben davon entrichten können, weil ihre Einnahme von verkauftem Getreide und Vieh geringer geworden ist, zumahl wenn die Lasten dem Landmanne schon vorher so zugemessen sind, daß er bey den sonst gewöhnlichen Preisen nicht eben viel hat erübrigen können. Hieraus erhellet, wie die Einkünfte des States und der Unterthanen von dem Preise der Bedürfnisse, und diese sowohl als jene von der Menge der Menschen abhangen.

Ein wohlfeiler Preis der zum Unterhalt unentbehrlichsten Lebens-Mittel, hat einen großen Einfluß in den Entschluß zu heurathen, wie auch in die besondere Fruchtbarkeit der Ehen. Dies ist der Grund, daß die Ehen in großen Städten, in Vergleichung mit der Zahl der Einwohner so sehr abnehmen. In

vielen Provinzen und Städten von Deutschland, sind die Lebens-Mittel seit 50 und mehr Jahren schnell gestiegen, in vielen auf mehr als das Doppelte. Wenn nun der Lohn der Arbeiter nicht in eben der Proportion steigt, wenn insonderheit die Salarien der Civil-Bedienten in einerley Größe bleiben, indem deren proportionirliche Vermehrung schwer zu halten pflegt, wird sich sodann nicht mancher vom Heurathen abschrecken lassen; und muß er es nicht thun, wenn er vorher sieht, daß sein Lohn oder Gehalt nicht zum Unterhalt einer Familie zureicht? Verliert aber ein Regent nicht an Menschen, die nicht zur Existenz kommen, eben so viel, ja noch mehr, als er durch die verweigerte Erhöhung des Gehaltes zu ersparen meint, wenn man auch der Billigkeit nicht einmahl gedenken wollte? Es ist wahr, es gefällt dem Landmanne, dem Bauer, dem Edelmanne, und auch dem Fürsten, wenn er viele Domainen hat, wenn er seine Victualien noch einmahl so hoch versilbern, und seine Einkünfte verdoppeln kann. Ist es aber billig, daß es mit Bedrückung des Andern geschieht? Wird er nicht allmählich seine Bedürfnisse, die er von den Einwohnern der Städte kaufen muß, auch noch einmahl so hoch bezahlen müssen? Wird also am Ende, wenn ein Saldo gemacht werden sollte, der Vortheil so groß seyn, als es wohl im Anfange schien? Muß man ein schnelles Steigen der Lebens-Mittel nicht auch als ein Zeichen eines baldigen Stillstandes der Manufacturen, Fabriken und des Handels ansehen, weil man dadurch endlich dahin kommt, daß man nicht mehr mit andern Nationen Markt halten, und seine Producte absetzen kann? Bey dem Stillstande bleibt es aber nicht, sondern der Verfall pflegt gemeiniglich auf dem Fuß zu folgen, wenn man von andern Nationen, die wohlfeiler arbeiten können, verdrängt wird. Nachher hält es schwer, wieder empor zu kommen.

Durch

Durch den Verfall der Manufacturen, Fabriken und des Handels wird alsdann die Anzahl der Consumenten verringert, und folglich muß der schleunig gestiegene Preis wieder fallen; der Schade aber bleibt alsdann, der durch die Erhöhung ist angerichtet worden. Hat nun der Edelmann und Landmann überhaupt in der Zeit seine Ausgaben der Einnahme proportionirt, und sich zu einem großen Aufwand gewöhnet; hat man sich nicht nur zur Pracht in Kleidung, sondern auch zu Delicatessen gewöhnet, wie gemeiniglich bey Vermehrung des Reichthumes zu geschehen pflegt, so wird der Schade desto größer und empfindlicher. Man sieht also hieraus, welche Sorgfalt nöthig sey, um ein schnelles Steigen der Lebens-Mittel zu verhüten, und einen wohlfeilen Preis zu erhalten. Wenn die Masse des Goldes und Silbers überall in ganz Europa in der Folge der Zeit vergrößert wird, und der Preis überall in gleicher Proportion steigt, so hat man keinen solchen Schaden davon zu befürchten.

Dieses Steigen und diese Theurung kann insonderheit durch große Städte, und vornehmlich durch das zu schnelle Wachsthum derselben, verursachet werden, zumahl wenn sie in einer unfruchtbaren Gegend, und nicht an schiffbaren Ströhmen liegen, auf welchen die Victualien von allen Seiten für einen geringen Preis können zugeführt werden. Wenn eine Gegend nicht die Einwohner der Stadt aus einem nahen Umfange ernähren kann, und wenn das Meiste auf der Axe herbey geschaffet werden muß, und noch dazu von weitem, so verursachen die Transport-Kosten nothwendig einen höhern Preis, und es wird, in Proportion, der Unterhalt und mithin das Heurathen, schwerer. Je mehr die Zahl der Einwohner in Städten wächst, desto theurer muß alles werden, und desto größer werden die schädlichen Folgen. Allzu große Städte sind also auch aus diesem Gesichtspuncte gefährlich; und es ist un-

unstreitig besser, wenn deren Einwohner in mehreren Städten vertheilt bleiben, wo der Unterhalt wohlfeiler ist. Es wird auch der erworbene Reichthum auf eine gleichere Weise im Lande vertheilet, woran sehr viel gelegen ist. Auf solche Weise profitirt das Ganze, da sonst bey einer allzu großen Menge der Einwohner einer Stadt nur ein Theil zur Ungebühr, und endlich zum wirklichen Schaden aller andern Theile Vortheile zieht, die ihm aber in der Folge selbst schädlich werden.

Daß erhöhete Preise größtentheils Folgen der vermehrten Consumtion seyn, erörtert Hr. Prof. Titius (*) in folgendem Aufsatz.

„Man hat längst erwiesen, daß sich die Preise nach dem wechselseitigen Verhältnisse der Waren und der Bedürfnisse richten, und daß ausser diesen zwo Grund-Ursachen, alle übrigen Umstände, welche einen Einfluß auf den Werth der Dinge haben, nur zufällig sind. Indessen sind doch auch diese lezten nicht ganz aus der Acht zu lassen; vornehmlich darum, weil ihre Wirkung nur eine gewisse Zeit dauert, nach deren Verlauf die Sachen wieder auf den vorigen Fuß kommen. Aber das Verhältniß der Waren oder der Feilschaften zu den Bedürfnissen, oder der Nachfrage, ist so etwas Wesentliches, daß, so lange dieses besteht, an eine Aenderung des Preises nicht zu gedenken ist. Vielmehr ist vorher zu sagen, daß, wenn die Waren nicht in gleichem Verhältnisse mit der Nachfrage, oder der Consumtion, zunehmen, alsdann die Preise noch immer mehr hinan steigen müssen. Die Betrachtung, welche ich schon lange darüber angestellt habe, daß unsere Bedürfnisse so sehr zunehmen, und in aller Art so sehr vervielfältiget werden, hat mir den Satz immer mehr bestätigt: es sey nicht abzusehen, daß die Preise der meisten, sogar der gemeinsten und nöthigsten Lebens-Bedürfnisse, jemahls wieder etwas herunter kommen werden, so lange der Hang zum Wohlleben, oder, welches einerley ist, die Menge der Bedürfnisse, und die vergrößerte Consumtion, in der Maße bleibt, oder noch höher steigt, als sie gegenwärt-

(*) Im 11 und 12ten St. des Wittenb. Wochenbl. v. J. 1788.

wärtig ist; wobey ich den Preis durchgehends, nach dem gemeinen Begriffe, als ein Maß in Gelde betrachte, nicht aber als das Aequivalent für den Werth der Dinge annehme. Und über diesen Satz habe ich hier Gelegenheit, einige mir beyfallende Gedanken mitzutheilen, und sie durch ein paar Verhältniß-Beyspiele der vorigen, mit dem itzigen, Menschen-Alter, zu erläutern, da mir eine Erinnerung, welche Hr. Pastor Getmershausen unter den Schluß-Betrachtungen des vorigen Jahres, wegen des fortdauernden hohen Preises der Butter, äußerte, dazu Anlaß giebt. „Die sämmtliche Viehzucht," dies war die Bemerkung des Hrn. Pastors, „unserer Gegenden befand „sich im vorigen Jahre auf einem so guten Fuße, daß ihre „Vermehrung, besonders der Woll-Thiere, überall er„wünschten Fortgang hätte. Blieb aber die Butter, vom „Anfang bis zu Ende des Jahres, in dem mehr höhern „Preise, als sonst, so kam die Klage darüber noch aus dem „Jahre 1786 her. Es war für den vergangenen Winter, „im Herbste des gedachten Jahres, zu wenig, und über„dem noch mehr schlechtes, als gutes, Rauchfutter, und „dies betraf vornehmlich auch den Klee, eingewonnen „worden, weshalb von den Milchkühen weniger Butter „erhalten ward. Und da auch die Kühe schlecht aus dem „Winter kamen, so gieng noch eine ziemliche Zeit hin, be„vor sie sich auf der Weide wieder recht erhohlen konnten. „Hierzu ist noch der bekannte Obstmangel, besonders des „Pflaumenmußes, zu rechnen. Fehlt es am leztern, so „kann der Landmann keine Butter sonderlich zu Markte „bringen, und muß sie als seine tägliche Zukost, oder Zu„brod, wie man es hier herum provinzialisch nennt, ver„speisen. Bringt aber der Bauer keine Butter zu Markte, „so sind die sogenannten Holländereyen und Viehmel„kereyen der Güterbesitzer für sich nicht allein hinreichend, „die Städte so mit Butter zu versorgen, daß sie in leid„lichem Preise stehen könne. Dieweil es demnach dem „ganzen nördlichen Deutschlande an Baumfrüchten, wenn „man etwas Kirschen, Johannis- und Stachelbeeren „ausnimmt, gefehlt hat, welches vom Verderben der „Blüthen durch Frost, und von der grünen Wickelraupe „herkam: so fehlte dem geringen Mann ein Großes, da „er keine Pflaumen hatte, um davon Muß zu kochen, und „hiermit den fast durchgängigen Abgang der Butter zu er„setzen.

„setzen. Da die Flieder- oder Hollunderbeeren gewöhn„lichermaßen mit den Pflaumen in Verbindung gekochet „werden, um dem Muße theils ein besseres Ansehen und „Geschmack, theils mehr Dauerhaftigkeit, zu geben, so „blieben das vergangene Jahr die Hollunderbeeren allein, „zum Mußkochen übrig, um solches Muß, statt der But„ter, aufs Brod zu streichen, und also zu verspeisen. „Man pflegt gemeiniglich zu solchem Gebrauche die Hol„lunderbeeren auszupressen, und den Saft zu einem Sy„rup einkochen zu lassen. Es ist aber zu diesem Behuf so„wohl besser, als auch zur Ersparung der Mühe leichter, „die von den Stängeln abgeräufelten Beeren unausgepres„set zu verkochen. Das Hollundermuß nach dieser Be„reitungsart schmeckt theils annehmlicher, theils veran„lasset es auch, wenn es tagtäglich mehrmahlen genossen „wird, keinen Bauchfluß. In dieser Absicht nur verdiente „der Hollunderbaum, der überall, nur nicht im nassen „Boden, gut fortkommt, eine mehrere Anpflanzung, und „dieses um desto mehr, da die Hollunderbeeren jährlich „wohl gerathen, und keinem Mißwachse, wie unsre übrige „Baumfrüchte, unterworfen sind.“

Dies von einer der zufälligen Ursachen des erhöheten Victualpreises. Es giebt aber eine andere, nicht zufällige, sondern anhaltend wirkende, Ursache, welche dieses, und andere menschliche Bedürfnisse zu unsern Zeiten in etwas höhern Preisen erhält, als sie jemahls vorher gewesen, und das ist die vermehrte Consumtion aller Lebens-Erfordernisse, von der sich aber nicht sagen läßt, ob und wiefern sie für den Stat im Ganzen schädlich, oder nützlich, sey, wenn gleich sicherlich von ihr zu behaupten steht, daß dadurch die Preise in Zukunft immer in nähmlicher Höhe dürften gehalten werden, wenn nicht allgemeines Verderben die Zahl der Menschen, und ihre itzige Art zu leben, unglücklicher Weise wiederum herunter bringen wird. Es ist weder nöthig, noch meiner Absicht gemäß, mich hierüber ins Einzelne einzulassen. Ich darf mich aufs Total aller zum Leben gehörigen Stücke beziehen, um zu beweisen, daß alle und jede Preise derselben izt weit höher, als vor 20 bis 30 Jahren, stehen. Wenn ich nun auch alle übrige zur Erhöhung mitwirkende Ursachen gelten lasse, wohin Mißrathen, Unglücksfälle, politische und Gewerbe-Revolutionen, Geldverringerungen,

u. s. w.

u. ſ. w. gehören: ſo tragen ſie doch insgeſammt dasjenige zur Erhöhung der Preiſe nicht bey, was die vermehrte Conſumtion allein thut. Die Waren würden auch völlig im genauen Maße der Nachfrage, oder des Verbrauches, ſteigen, wenn nicht die ſtets zunehmende Vervielfältigung der Waren den Kaufpreis etwas herunter hielte. Man betrachte die vornehmſten Artikel aller Nahrungsbedürfniſſe; man wird ſogleich zugeben, daß alle Woll- und Leinwand-Waren, alle Fabrikate aus Leder und Fett, aus Holz und Metalle, aus Getreide und Früchten, u. ſ. f. ſeit etlichen 20 Jahren ungemein aufgeſchlagen ſind. Sie würden es aber weit mehr, vielleicht um die Hälfte mehr, ſeyn, wenn nicht alle dieſe Producte, im Verhältniſſe ſo viel mehr wären vervielfältiget worden, als der Begehr und die Conſumtion derſelben häufiger geworden iſt. Butter und Fleiſch, Fett und Leder, Wolle und andere dergleichen Thierproducte, würden noch mehr im Preiſe hoch ſeyn, wenn nicht der große Viehſtand aller Orten, wo nicht überflüſſigen, doch ziemlich hinlänglichen Vorrath zur Befriedigung der Conſumenten, hergäbe. Setzet, der Viehſtand ſey in dem Mittelmaße, wie er vor einem Menſchenalter war, wie viel weniger würde er von den Bedürfniſſen dieſer Art darreichen, und wie viel mehr würde der Kaufwerth davon hinan geräcket ſeyn. Ich weis wohl, daß die vermehrte Quantität des Geldes, und deſſen größerer Umlauf, beſonders aber deſſen geringhaltige Ausprägung, in die Preiſe der Waren einen weſentlichen Einfluß haben, und ſie bald erhöhen, bald erniedrigen. Aber alle dieſe politiſche Hülfsmittel, ſofern man ſie zur Erniedrigung der Preiſe anwendet, können ſelbige proportionirlich nicht ſo viel, und ſo für beſtändig vermindern, als die vermehrte Conſumtion ſie erhöhen wird. Und dieſe lezte hängt nur von zwo Urſachen ab: von der größern Bevölkerung, und von den größern Bedürfniſſen der Menſchen, ſie mögen wahr, oder eingebildet ſeyn. Beyderley Urſachen ſind vorhanden. Die Bevölkerung wächſt, zu Folge der Mortalitätstabellen, zuſehends in den Ländern. Aber weit mehr wächſt der allgemeine Hang zum Wohlleben, zur Bequemlichkeit, folglich der ſtärkere Begehr, und die Conſumtion. Und auf Rechnung dieſer ſchreibe ich meiſt alle weſentliche Erhöhung unſerer Bedürfniſſe, und aber unſerer Lebensbedürfniſſe. Ein Be-

Beweis von diesem wachsenden Hange zum Wohlleben sind die mancherley vermehrten Handwerker und Künstler, die für den Luxus arbeiten. Wer einige 20 oder 30 Jahre zurück geht, wird inne werden, daß damahls von demselben Handwerke, z. B. der Schneider, der Schuhmacher, der Frisirer, der Barretkrämer, der Putzmacher, u. d. gl. wenig mehr, und nicht einmahl die Hälfte so viel gewesen, als ihrer izt sind. Alle diese Leute wollen doch leben, und Arbeit haben. Um diese bewerben sie sich auf sehr mannigfaltige Weise, und finden sie auch durch ganz unterschiedliche Mittel. Was ist also gewisser, als daß die Bedürfnisse dieser Art unter den Menschen, in den verschiedenen Ständen, müssen seyn vermehret worden. Freylich könnte man wohl sagen, die Arbeit, welche sonst etliche wenige hatten, vertheile sich izt unter viele. Aber die Erfahrung lehrt doch, daß diese vervielfältigten Künstler und Arbeiter insgesammt zu thun haben, und als Meister und Herren, immerzu ihre Gesellen und Gehülfen halten. In der That hat sich also der Verbrauch der Dinge, welche sie verarbeiten, mehr gehäufet. Und da die Zahl der Verarbeiter größer geworden ist, so muß man bedenken, daß auch durch sie die Consumtion ansehnlich vermehrt wird. Denn eine Anzahl Meister werden, an dem nähmlichen Orte, schon etwas besser leben, und mehr verthun, als eine doppelt so große Anzahl von Gesellen und Lehrlingen. Folglich, wenn von der Consumtion die Rede ist, so kann es nicht gleichviel seyn, auf welcher Stufe ein Professionist im State erscheint: ob er Herr oder Diener, Meister oder Geselle sey. Und es leuchtet die Richtigkeit des statistischen Satzes ein, daß man Professionisten, sobald möglich, zu Familien und Meistern anstelle, und alles aus dem Wege räume, wodurch ihr Ansetzen verhindert werden kann.

Wenn ich zu diesem nun noch die große Neigung zum bequemen und bessern Leben hinzufüge, die bey dem mittlern und niedern Stande, seit wenig Jahren eingerissen ist, so gewinnt die Consumtion der Lebensbedürfnisse ein gar Großes. Nicht nur der Herr und Meister hält sich schon besser in Essen und Trinken, in Kleidern und Wohnung, in Gesellschaft und häuslichem Umgange, in Aufwartung und Bedienung, sondern seine Leute, Gesellen, Lehrlinge und Dienstbothen, wollen bey ihm auch schon

beſſer gehalten ſeyn, und nehmen mit dem nicht mehr vorlieb, womit ſie zur Zeit des Vaters und Großvaters abgefertiget wurden. Damahls ward z. B. die Woche ein bis zweymahl Fleiſch auf den Tiſch gebracht; izt müſſen ſie wenigſtens viermahl, wo nicht alle Tage, welches aufgeſetzt bekommen. Man nehme in einer Mittelſtadt 300 ſolcher Profeſſioniſten aller Art, deren jeder ſeine Leute wöchentlich mit zwey Mahlzeiten mehr Fleiſch regaliren muß, und gebe auf jede Mahlzeit nur 2 Pfund, ſo beträgt dies die Woche 1200 Pf. mehr verzehrtes Fleiſch, weswegen der Fleiſchhauer die Woche 3 bis 4 Rinder, und das Jahr hindurch wenigſtens 150 Stück mehr, als ehemahls, ſchlachten muß. Könnte dies Uebermaß Fleiſch nicht aus dem Viehſtande des Landes genommen werden, ſo würde der Fleiſchpreis weit höher ſtehen, als er gegenwärtig iſt; und ſo geht es mit den übrigen Bedürfniſſen, mit den Producten und Fabrikaten, insgeſammt. Je mehr begehrt wird, deſto mehr wird gearbeitet. Abnahme und Zubereitung balanciren ſich gewiſſermaßen immer, verurſachen aber doch, daß die Preiſe mit der Zeit ſtets etwas weniges hinauf rücken, weil das Begehr gegen die Menge Waren nach und nach um ein Unmerkliches zunimmt. Ich zweifle, ob das Stiefeltragen jemahls häufiger geweſen, als izt. Unter zehnen trug vormahls kaum einer Stiefel; anizt unter zehnen wohl nicht einer Schuhe. Eine wie große Quantität Leder wird hierbey nicht mehr verbrauchet! Und wie viel mehr Verdienſt wirft es für den Schuhmacher ab! Setzet man hinzu, daß beſonders bey Fabrikaten, die Moden und Zubereitungsarten unaufhörlich ahändern, daß ſie hiernächſt durchgehends leichter, d. i. weniger dauerhaft, gemacht werden, ſo wird das öftere Begehr um ſo viel nothwendiger, da das Fabrikat in kurzer Zeit verbraucht iſt, und ein neues der Art angeſchaffet werden muß. Einen Beweis davon hat man an den heutigen leichten Zeugen, an den Floren, an allerley Gewebe und Band-Waren. Mancher wollte ſein Begehr gern einſchränken, und mit einem dauerhaftern Zeuge länger wirthſchaften, auch willig mehr bezahlen; aber es wird nicht mehr gearbeitet, und er iſt genöthigt, nach Verbrauch des vorigen, in Kurzem ein neues dergleichen Fabrikat anzuſchaffen. Freylich dauerhafteres Fabrikat koſtet mehr, und das behaget nicht allen, man will den

Preis

Preis geringer haben, und lieber öfterer kaufen. Zwar der öftere Kauf frißt mehr Geld; er befördert aber das Gewerbe, das Umwenden der Ware und des Geldes. Und das verlangt der Negociant, der Financier und der Volksberechner. Ich habe nichts dawider; bloß die folgenden Menschenalter müssen lehren, wiefern das System des vergrößerten Aufwandes den Staten vortheilhaft, oder nachtheilig seyn könne. Der Zunahme von Menschen, und der gleichförmigern Vertheilung des Geldes, ist es allemahl zuträglich, und wenn der Reichthum einer Nation nur nach Verhältniß der Arbeit geschätzet wird, so begünstigt es auch dieses. Es ist sogar ein Beweis des inländischen starken Kunstfleißes, des auswärtigen Handels, und der zunehmenden Volksmenge. Wenn der Trieb zur Industrie, oder zum Kunstfleiße, ein Land auf einen größern Grad der Bevölkerung gebracht hat, so kann auch ein Mangel an Bedürfniß, die Nachfrage, und folglich die höhern Preise nicht aufhalten. Dies Verlangte muß alsdann aus andern Ländern herbeygeschaffet werden, und dadurch in diesen Nachfrage, Preis und Arbeit vermehren. So ist es mit der Consumtion, mit dem Luxus, neuerer Zeiten. Bey den ältesten Völkern, wo noch etwas vom Wohlleben vorkommt, war es anders. Hier gründete sich der Reichthum der Regenten auf Eroberung und Raub. In heutigen gut eingerichteten Ländern gründet er sich auf Fleiß, auf Verarbeitung der Producte. Bey uns kommt er durch den Frieden in Umlauf, da er bey den Alten bloß durch Krieg in Vertheilung kam. Es wurde zwar bey den Alten bisweilen großer Aufwand gemacht, aber dieser gab keinen Beweis vom Umlaufe ihres Reichthums. Beyspiele, die näher an uns reichen, zeugen von den großen Summen, die bisweilen von Fürsten und Regenten sind aufgewendet worden. Ich lese in einer alten Nachricht, daß auf dem Beylager, welches Herzog Johann Friedrich, Kurfürst Johannsen Prinz, mit Sybillen, Herzog Johann III. zu Jülich und Cleve, Fräulein Tochter, A. 1527 zu Torgau gefeyert, gedachter Kurfürst eine sehr stattliche Ausrichtung veranstaltet habe, dergleichen damahliger Zeit sehr gebräuchlich, anizt aber selten mehr geschehen. Es waren dabey 16 fürstliche Personen, Herzoge und Pfalzgrafen, 15 Grafen, 10 Freyherren, und eine große Menge vom Adel und

Rittern, wie auch die Abgeordneten der Universität Wittenberg, und der eingeladenen Städte, ohne die vielen fürstlichen und andern vornehmen Frauenzimmer; so daß, nach Ausweisung der Küchenregister, 31688 Personen, ganze 9 Tage nach einander, zu Hofe gespeiset, und die große Anzahl Pferde, welche sie bey sich gehabt, zugleich mit unterhalten, daneben, zur Vermehrung der Pracht, allerley fürstliche Lustbarkeiten mit Thurnieren, Rennen, Stechen, Maskeraden, Jagen und andern Freudenspielen, angestellet worden. Allein solcher außerordentliche Aufwand ist gar kein Beweis, daß dadurch ein verhältnißmäßiges Aequivalent, zum Besten der Industrie, im State sey in Umlauf gesetzt worden. Dadurch ward weder dem armen, arbeitenden Theile Brod verschaffet, noch das Vermögen der Reichen gemindert. Es war dies eine Art Luxus, wodurch die Geringern in noch größere Noth geriethen, und der Große immer groß blieb. Das, wodurch der Luxus sich damahls empfahl, war gerade dasjenige, wodurch er neuerer Zeit eigentlich gemißbrauchet wird; nähmlich bloß seiner Leidenschaft Genüge zu thun. Oefters hatte dies bey den Großen das völlige Verderbniß ihrer Sitten, so wie der Einwohner ihres, zur Folge. Von dieser Seite kann daher der große Aufwand niemahls gute Wirkung haben. Wenige alte Städte und Republiken bedienten sich des Luxus, des vermehrten Vertriebes, zu der Absicht, wozu wir sie heutiges Tages nutzen: zur Veräußerung ihrer Producte und Arbeiten, folglich zur Beförderung der Industrie. Dergleichen waren Athen, Karthago, Alexandrien, Tyrus, u. s. w. Es geht dies so weit, daß ein Land, dessen Regent zwischen seinen Unterthanen keine wechselseitige Bedürfnisse, keine Abhänglichkeiten von einander veranstalten, und die Preise der Dinge in keiner erheblichen Balanz erhalten kann, sich in wahrer Unmöglichkeit befinden, an Volkszahl zuzunehmen. In alten Zeiten haben indessen die mittlern und niedern Stände die Neigung zum Aufwande von den höhern angenommen, und wenn ein Land an Pracht und Wohlleben hat sollen gemächlich werden, so haben zuerst der Hof und der Adel den Anfang gemacht. Dadurch sind mehr Bedürfnisse erwachsen; und wie es der Bürger und Mannsmann darin nachgethan, so ist zuletzt die Kunst-Begierde oder Consumtion so groß geworden, daß die Manufa-

Märkte kaum Feilschaften genug für die Käufer geliefert haben. Das hat denn freylich viele tausend Hände in Thätigkeit gesetzt. Denn weil man zu keinem einzigen Bedürfnisse umsonst gelangen kann, so muß man es durch Gegenwerthe verschaffen, die wiederum durch mancherley Art von Arbeit zu erwerben sind. Izt, und vielleicht in künftiger Zeit, wenn Pracht und stattliche Lebensart noch höher steigen, fangen die Regenten, Hofleute, der erhabenste Theil der Nation, vieler Orten bereits an, sich einzuschränken, und den niedern Classen eben so bereitwillige Beyspiele der Sparsamkeit, der Mäßigung, des Erwerbes, als vormahls des Aufwandes und des Uebermaßes, zu geben. Es ist nicht zu hoffen, daß dadurch aller Luxus unterbleiben werde; er muß vielmehr, bey einer guten Lenkung, immer aufrecht erhalten werden. Aber die Beyspiele der Großen können dem Volke zum Unterricht dienen, nicht in wahre Verschwendung hinab zu sinken, und auf diejenige Stufe des Unvermögens zu kommen, wo Verbrauch und Nachfrage, zur Geschäftigkeit der industriösen Volksclasse, nicht mehr wirksam genug sind. Die mit den Jahrhunderten nach und nach bis zur Uebertreibung angewachsenen Bedürfnisse der Monarchen, wozu vornehmlich die Unterhaltung der großen Kriegsheere, und die geführten Kriege selbst, gehören, sind Ursache, warum die Einkünfte derselben so ungemein haben müssen erhöhet, mithin Auflagen und Taxen angeleget, zulezt Erborgungen angestellet werden. Ich weis nicht, daß Jemand die Einkünfte der vornehmsten Länder und Reiche in Europa vor 200 bis 300 Jahren mit den itzigen zusammengehalten hat, da doch die Statistik eine Seuche der heutigen Schriftsteller ist. Man würde erstaunen, wenn einer dies, mit guten Nachrichten versehen, bewerkstelligte, wie gewaltig die Revenüen aller Staten durchgängig, gegen eine vorige Zeit von 200 Jahren, gewachsen sind. Und das würde uns von der Geringfügigkeit der damahligen Bedürfnisse, von der ganz unerheblichen Concurrenz in den besten Producten, und von den unnahmhaften Preisen der Dinge in diesem Zeitalter, mehr Einsicht verschaffen. Johann Boterus, Secretair beym Cardinal Borromäus, hat zu Ende des 16ten Jahrh. ein Buch: de viribus, opibus, regimine Principum Europae, Asiae, Africae cet. herausgegeben, davon ich den deutschen Aus-

Getreide- und Victualien-Preiſe in der Stadt Hof, Mittel gerechnet, nach

	Gro-	1731 — 1740	1741 — 1750
Weizen	ſchen	$16\frac{7}{10}$	$22\frac{7}{10}$
Korn	"	12	$14\frac{1}{2}$
Gerſte	"	9	11
Haſer	"	4	6
1 M. Carolliner Reiß	Xr.	—	$7\frac{1}{2}$
" Mart. Kaffe	"	—	37
" feiner Zucker	"	—	26
" Rindfleiſch	"	—	$4\frac{1}{2}$
" Kalbfleiſch	"	—	4
" Schöpſenfleiſch	"	—	4
" Schweinfleiſch	"	—	$5\frac{1}{2}$
" Butter	"	—	$7\frac{1}{2}$
1 Achtel Salz	"	—	$45\frac{3}{4}$
" Erdäpfel	"	—	$8\frac{1}{2}$
1 Klafter Holz	"	—	3 fl. $37\frac{1}{2}$
Stück Eyer für	1 gr.	—	14
1 alte Henne	Xr.	—	$9\frac{1}{2}$
1 Par junge Täubeln	"	—	$3\frac{1}{2}$

vom Jahr 1731 bis 1790, nach den Jahrzehenden im Rheinischer Währung.

1751 — 1760	1761 — 1770	1771 — 1780	1781 — 1790
22 7/16	28	28 3/4	28 3/4
16 1/4	17	18 1/4	20 1/4
11 1/16	13 1/16	14 7/16	15
6 3/4	8	7 3/16	8
9 1/16	10 3/4	12 7/16	17 1/2
35 7/16	35 1/2	28 1/4	37 1/4
29	32 1/16	27 13/16	30 3/4
4 1/2	6 1/2	5 1/2	6 1/4
4 1/4	5 1/2	5	5 1/16
4	5 1/4	5 1/16	4 3/4
6 1/16	7 11/16	6 7/16	8
9 1/2	11	14 1/2	16 1/2
36 1/4	1 Fl. 13 Xr.	1 Fl.	1 Fl. 1 Xr.
9 3/16	10 1/4	19 1/2	15 1/2
4. 41 1/2	5. 55	4. 39 1/16	5. 12 1/2
12 5/16	9 1/4	8 1/16	7
11	13 1/16	12 1/2	14 1/2
4 1/2	5 1/2	5 1/16	6 1/16

Berechnung der Getreide-Conſumtion, ſowohl in Europa im Ganzen, als auch in verſchiedenen Ländern und Städten inſonderheit, ſ. im XLIV Th. S. 622 — 633.

Die

Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln,

als eine Quelle des Wohlſtandes der Nationen, von

Franceſco Griſelini (*).

I. Abſchnitt.

Was unter Lebens-Mittel zu verſtehen ſey?

Die von der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft vorgelegte Preisfrage iſt: Wie kann man in einem weitläuftigen zuſammenhängenden State, der bequeme Heer-Straßen und ſchiffbare Flüſſe hat, durch Geſetze dem Mangel der nöthigſten Lebens-Mittel und der Theurung am beſten und ſicherſten durch Verordnungen vorbeugen, ſo daß dadurch dem Ackerbau aufgeholfen, und ein beſtändiger billiger Mittel-Preis feſtgeſetzt wird? In wiefern kann das Meer, welches an dieſen Stat ſtößt, einen Einfluß darauf haben?

Um dieſes deſto deutlicher begreiflich zu machen, bitte ich mir die Erlaubniß aus, folgenden Satz beweiſen zu dürfen: daß ein freyer und uneingeſchränkter Handel mit den Lebens-Mitteln das einzige Mittel iſt, einen billigen Mittel-Preis zu erhalten, der Gefahr der Theurung und Hungersnoth vorzubeugen, und zugleich nicht nur den Ackerbau, ſondern auch die Künſte und Manufacturen und die Bevölkerung aufs wirkſamſte zu befördern.

Bey

(*) Giornale d'Italia, B. IX, S. 279, fgg., und Italieniſche Bibliothek, 2 B. (Lpz. 1770, gr. 8.) S. 273, fgg. Dieſe Abhandlung erhielt das Acceſſit bey der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft des Herzogthums Krain, welche die Auflöſung dieſes Satzes zur Preis-Aufgabe des J. 1772, beſtimmt hatte.

vom Jahr 1731 bis 1790, nach den Jahrzehenden im Rheinischer Währung.

1751 — 1760	1761 — 1770	1771 — 1780	1781 — 1790
22 7/16	28	28 1/4	28 1/4
15 1/4	17	18 1/4	20 1/4
11 1/16	13 1/16	14 7/16	15
6 1/4	8	7 1/16	8
9 1/16	10 1/4	12 7/16	17 1/2
35 7/16	35 1/2	28 1/4	37 1/2
29	32 3/16	27 17/18	30 1/2
4 1/2	6 1/2	5 1/2	6 1/2
4 1/2	5 1/2	5	5 9/17
4	5 1/4	5 1/16	4 1/2
6 1/16	7 7/11	6 1/17	8
9 1/2	11	14 1/3	16 1/2
36 1/2	1 Fl. 13 Xr.	1 Fl.	1 Fl. 1 Xr.
9 3/16	10 1/4	19 1/2	15 1/2
4. 41 1/4	5. 55	4. 39 13/17	5. 12 1/2
12 4/13	9 1/2	8 7/16	7
11	13 1/16	12 1/2	14 1/2
4 1/2	5 1/2	5 1/16	6 13/17

Berechnung der Getreide-Conſumtion, ſowohl in Europa im Ganzen, als auch in verſchiedenen Ländern und Städten inſonderheit, ſ. im XLIV Th. S. 622 — 633.

Die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln, als eine Quelle des Wohlſtandes der Nationen, von Franceſco Griſelini (*).

„1. Abſchnitt.

Was unter Lebens-Mittel zu verſtehen ſey?

Die von der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft vorgelegte Preisfrage iſt: Wie kann man in einem weitläuftigen zuſammenhängenden State, der bequeme Heer-Straßen und ſchiffbare Flüſſe hat, durch Geſetze dem Mangel der nöthigſten Lebens-Mittel und der Theurung am beſten und ſicherſten durch Verordnungen vorbeugen, ſo daß dadurch dem Ackerbau aufgeholfen, und ein beſtändiger billiger Mittel-Preis feſtgeſetzt wird? In wiefern kann das Meer, welches an dieſen Stat ſtößt, einen Einfluß darauf haben?

Um dieſes deſto deutlicher begreiflich zu machen, bitte ich mir die Erlaubniß aus, folgenden Satz beweiſen zu dürfen: daß ein freyer und uneingeſchränkter Handel mit den Lebens-Mitteln das einzige Mittel iſt, einen billigen Mittel-Preis zu erhalten, der Gefahr der Theurung und Hungersnoth vorzubeugen, und zugleich nicht nur den Ackerbau, ſondern auch die Künſte und Manufacturen und die Bevölkerung aufs wirkſamſte zu befördern.

Bey

(*) Giornale d'Italia, B. IX, S. 279, fgg., und Italieniſche Bibliothek, 2 B. (Lpz. 1779, gr. 8.) S. 273, fgg. Dieſe Abhandlung erhielt das Acceſſit bey der kaiſerl. ökonomiſchen Geſellſchaft des Herzogthums Krain, welche die Auflöſung dieſes Satzes zur Preis-Aufgabe des J. 1772, beſtimmt hatte.

Bey Ausführung der drey Haupt-Puncte dieſes Satzes will ich mich zugleich bemühen, zu zeigen, daß nichts billiger, und den von Gott gegebenen natürlichen Geſetzen gemäßer iſt, als dieſer freye Handel; daß die Regierung nichts weiter zu thun habe, als ſolchen zu ſchützen. Ich werde Vorſchläge thun, wie dieſes am beſten einzurichten ſey, und hoffe, die oekonomiſche Geſellſchaft werde mir alsdann einräumen, daß, wenn der freye Handel in ihrem State eingeführt wäre, die Lebens-Mittel nicht nur beſtändig in einem für Käufer und Verkäufer billigen Mittel-Preiſe ſtehen, ſondern auch kein Mangel, und die traurigen Folgen davon, zu befürchten ſeyn würden, und daß dieſes als das wirkſamſte Mittel zum Reichthum des States, und zum größten politiſchen Wohlſtande, womit das Wohl des Regenten verknüpfrift, betrachtet werden müſſe.

Unter dem Worte Lebens-Mittel verſteht man überhaupt ſowohl das Getreide in Körnern, und zu Mehl gemahlen und gebacken, als auch Oehl, Wein, oder was man an deſſen Stelle trinkt, oder mit Einem Worte, alle Producte des Gewächs- und Thier-Reiches, die zur Nahrung der Menſchen und brauchbaren Thiere dienen.

Ihr Ueberfluß iſt in jedem State das beſte Geſchenk der göttlichen Vorſehung, und der Wunſch aller Menſchen-Freunde. Rechtſchaffene Regenten müſſen es ihre beſtändige Sorge ſeyn laſſen, ihren Unterthanen denſelben zu verſchaffen, damit ſie die ſchrecklichen Folgen des Mangels nie empfinden.

2. Abſchnitt.

Das verſchiedene Intereſſe bey dem Preiſe der Lebens-Mittel. Der Mittel-Preis iſt der vortheilhafteſte.

Die Beſitzer der Land-Güter und die Landleute wünſchen einen hohen Preis der Lebens-Mittel, um deſto mehr zu verdienen. Die übrigen, ſie mögen Manufacturiſten und Hand-Arbeiter ſeyn, oder von der Induſtrie, oder von der Beſoldung ihrer Aemter leben, wünſchen den niedrigſten Preis, um ein deſto bequemeres Auskommen zu haben.

Man ſieht hieraus, daß das Ganze einer jeden großen Societät, getheilte Wünſche und ein verſchiedenes Intereſſe

esse hat, da es dem Besten des Ganzen doch zuträglicher wäre, nur ein einziges zu haben. Diese verschiedene Meinung rührt bloß daher, daß die Mitglieder dieser Societät die Sache nicht untersuchen, und nicht einsehen, daß der Preis der Lebens-Mittel allemahl der Maßstab des Preises der Manufacturen, und aller Arten von Arbeits-Lohn, der Besoldungen, und überhaupt aller und jeder Ausgaben ist.

Lebens-Mittel wohlfeil sind, da sind aller hn und alle Besoldungen auch nicht theuer. leidet jedermann; denn bey gar zu wohlfeiler d-Güter, der Pachter nnahme, folglich können erker, und andern, die verdienen geben. Es ganz unläugbare Wahr- ien wahren Vortheil da- l zu hoch oder zu niedrig jeder sich gut dabey be- Preise stehen.

3. Abschnitt.

Gesetze und Polizey-Anstalten sind nicht hinlänglich, einen Mittel-Preis der Lebens-Mittel zu erhalten, sondern bloß ein freyer uneingeschränkter Handel.

Weil man seit langen Zeiten eingesehen hat, daß der Mittel-Preis der zuträglichste zum allgemeinen Besten ist, so hat man auch Einrichtungen zu treffen gesucht, um ihn zu erhalten, ja man hat ihn sogar beständig auf einen gewissen Preis festsetzen wollen.

Erweget man aber, daß es mit den Getreide-Preisen wie mit andern Waren geht, so muß es einem in die Augen leuchten, daß Menschen ihn eben so wenig festsetzen können, als sie im Stande sind, die physischen Ursachen, welche die Veränderung des Preises veranlassen, zu heben.

Sobald Menschen sich darein mengen, so sind sie gerade Schuld daran, daß die Preise sich noch mehr verändern; denn alle ihre Anstalten haben den Endzweck, entweder die gar zu große Ein- und Ausfuhre zu hemmen, oder einzuschränken, oder unter gewissen Umständen gar zu verbiethen, oder es nur einigen zu erlauben, daß sie

öffent-

öffentliche Magazine auf den Nothfall anlegen. Dieſes hilft zu nichts, als zu der einen Zeit einen niedrigern Preis, als er natürlicher Weiſe, und zum allgemeinen Beſten ſeyn ſollte, zu erzwingen, und zur andern Zeit können ſie doch nicht verhindern, daß der Preis auſſerordentlich ſteige, und die Aufkäufer und Monopoliſten, welche, um ſich zu bereichern, Tyrannen des gemeinen Beſten werden, ihre böſen Künſte dabey ausüben.

Das Verhindern, Einſchränken oder Erſchweren der Ein- und Ausfuhre von einer Provinz in die andere eines States, und von einem State in den andern, durch harte Bedingungen, thut eine ganz andere Wirkung, als den Mittel-Preis zu erhalten. Dies benimmt den Beſitzern der Grundſtücke und dem Landmanne den Muth; er fürchtet, daß ihm an dem, was er mit ſauerm Schweiß erworben hat, Abbruch gethan werden, oder daß ihm der Ueberfluß ſchaden möge; jene wenden nichts auf die Verbeſſerung ihrer Güter, und dieſe legen ſich nicht mit Ernſt auf den Anbau des Landes; dadurch kommen ſie herunter, und die Menge des erbaueten Getreides wird geringer; dadurch entſteht Mangel, dieſer ſteigert den Preis; der Handel ſtockt, und mit ihm die Quelle der öffentlichen und Privat-Einnahmen. Alsdann triumphirt der Monopoliſt über die ſogenannten guten Einrichtungen, und kennt keine Schranken mehr; die öffentlichen Magazine, die angelegt ſind, um dem Mangel abzuhelfen, werden dem Volke zu einer noch größern Laſt, weil der Aufwand, ſie zu unterhalten, der Schade, den die Inſecten daran thun, und die Betriegereyen der Aufſeher alle auf den Armen fallen, indem der Preis über die Mittel-Straße erhöhet wird.

Wie wäre es alſo möglich, mitten unter dieſen verkehrten ökonomiſchen Anſtalten einen Tarif feſtzuſetzen, deſſen Preis immer unveränderlich bleibt? Es iſt eine ſehr falſche Einbildung, anzunehmen, daß die guten Verordnungen dieſem Uebel ſteuern, weil dies eben ſo viel heißt, als der Witterung und den Elementen Geſetze vorſchreiben, als den Preis der Lebens-Mittel durch Dinge, die ihren natürlichen Werth nichts angehen, feſtſetzen, als eine Ungerechtigkeit begehen, und den Käufer gegen den Verkäufer zu ſehr begünſtigen, als den Ackerbau, die

Grund-

Grund-Säule aller Künſte und des States, ruiniren wollen.

Wenn alſo dieſe Mittel unzulänglich ſind, wie kann man einen für alle Einwohner bequemen Mittel-Preis zuwege bringen? Man muß machen, daß dieſer Preis in allen Fällen nicht das Reſultat einer auf einen einzigen Ort eingeſchränkten Proportion, ſondern des uneingeſchränkteſten und ausgedehnteſten Verhältniſſes zwiſchen den Vorräthen an Lebens-Mitteln, und der Conſumtion, zwiſchen dem, was zum Verkauf angebothen, und was geſucht wird, zwiſchen Verkäufern und Käufern, ſey.

Dies erlangt man nicht anders als durch einen freyen Handel, und wenn man ihm die größte Activität läßt, d. h. wenn man den Eigenthümern der Ländereyen, dem Landmanne, den Kaufleuten, und jedermann die völlige Freyheit läßt, mit Getreide und Mehl ſowohl, als mit allen Lebens-Mitteln überhaupt, zu handeln, ſo daß er ſie ohne Hinderniß, ohne nöthige Erlaubniß von dem Landes-Herrn, ohne alle Erſchwerung, nach eigenem Belieben von einer Provinz des States in die andre, oder auch in fremde Länder ſchicken, und auch von dorther wieder einführen, und überhaupt damit ſchalten kann, wie er es ſeinem und anderer Vortheil am zuträglichſten hält.

Dieſe völlige Freyheit bringt die Lebens-Mittel in Umlauf, und öffnet dem in- und ausländiſchen Handel ein weites Feld, veranlaßt eine ſtarke Zufuhre, verbindet die Provinzen des States unter einander, und den Stat mit den benachbarten, welche alsdann, was ihnen fehlt, daraus ziehen, und hingegen ihren Ueberfluß dahin zu ſchaffen ſuchen werden.

Alle Länder und Provinzen ſind nicht gleich an Getreide und Viehzucht, und an dem daher entſtehenden Fleiſch- und Käſe-Handel geſegnet; andre haben wieder Ueberfluß an Oehl, oder an Wein, oder an andern zur menſchlichen Nothdurft und zu den Manufacturen unentbehrlichen Producten. Läßt man dem Eigenthümer und dem Kaufmanne freye Hände, dieſe Producte nach Belieben dahin zu verſenden, wo die Einfuhre verſtattet iſt, ſo wird er ſie an ſolche Oerter ſenden, wo er ſie mit Profit abſetzen und gegen andre Waren vertauſchen kann. Dieſe wechſelſeitigen Bedürfniſſe, das Fragen nach einer Ware, und der gewiſſe Abſatz, veranlaßt einen Zufluß an Käufern und

und Verkäufern, setzt den Preis auf den innern Werth herab, und veranlaßt den für das allgemeine Beste so zuträglichen Mittel-Preis. Der wahre billige Preis der Lebens-Mittel entsteht also nicht aus den Aernden, nicht aus der Local-Consumtion, sondern aus dem Umsatze und dem Verkehre mit ihrer ganzen Masse, und aus den Bedürfnissen der commercirenden Nationen; und je weitläuftiger der Handel ist, desto größer wird die davon zu erwartende Wirkung seyn.

Was nun den in der aufgegebenen Preis-Frage gemeinten Stat betrifft, so bin ich der Meinung, daß alsdann weder eine gar zu ergiebige Aernde, noch ein Mißwachs, wenn sich solcher zuträgt, jemahls in dem Preise der nothwendigsten Lebens-Mittel, einen den Ruin der Unterthanen nach sich ziehenden Unterschied verursachen, noch die öffentliche und Privat-Oekonomie in Verwirrung bringen werden. Wenn die Provinzen unter sich und mit den Nachbarn auf diese Weise durch den freyen Handel in Verbindung stehen, so wird, wie ich in der Folge zeigen werde, der Stat sich des Ueberflusses zu erfreuen haben, und seine Producte werden in dem wahren Mittel-Preise stehen. Weil dieser Preis sich gleich bleiben wird, so kann ein jeder Einwohner alsdann sichere Rechnung machen, wie viel ihm die nothwendigsten Producte ein Jahr kosten, und seine übrigen Ausgaben darnach einrichten, welches gewiß kein geringer Vorzug dieser Freyheit ist. Ausserdem, daß das schädliche Monopolium dadurch aufgehoben wird, überhebt es den Regenten der großen Last, Magazine anzulegen, weil die Besitzer der Land-Güter, Pächter und Kaufleute dergleichen da, wo jeder frey kaufen und verkaufen kann, aufschütten werden. Was für Wunder kann also die glückliche Freyheit ausrichten! Wie viel ist dem Unterthan und dem State daran gelegen, daß sie ungestört herrsche! Wie viel dem Regenten, sie zu unterstützen! Die Politik, die gesunde Regierungs-Kunst und die Gerechtigkeit erfordern es. Sie ist im Natur-Recht gegründet, und kann also, ohne gegen jenes zu handeln, nicht gestöret werden. Dies lezte will ich zuerst darthun, ehe ich weiter gehe.

ducten ihres Bodens, um ſie dadurch in den Stand zu ſetzen, allen Eingriffen, allen innerlichen und auswärtigen Hinderniſſen gegen dieſes unverletzbare Recht, abzuwehren.

Aus dieſen Grundſätzen erhellet, daß es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß jeder Regent einer bürgerlichen Geſellſchaft, die vollkommene Freyheit im Handel mit den Producten der Erde, und vornehmlich mit den nothwendigen Lebens-Mitteln, geſtatte, wenn er nicht eine offenbare Ungerechtigkeit begehen, und wider das Eigenthums-Recht, alſo das heiligſte Geſetz der Natur, handeln will.

5. Abſchnitt.

Der freye Handel mit Lebens-Mitteln iſt nicht nur die gröſte Aufmunterung zum Ackerbau, ſondern auch das ſicherſte Mittel, dem Mangel und der Theurung vorzubeugen.

Ich habe bisher gezeigt, daß der freye Handel das einzige Mittel iſt, die Lebens-Mittel in einem dauerhaften, den Käufern und Verkäufern vortheilhaften, Mittel-Preiſe zu erhalten; jezt werde ich zu beweiſen ſuchen, daß dies auch das kräftigſte Mittel iſt, der Theurung vorzubeugen, und den Ackerbau recht in Aufnahme zu bringen.

Da es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß die Erde die einzige Quelle des wahren und ſicherſten Reichthumes einer Nation iſt, und daß der Ackerbau ſolchen allein zu wege bringt, ſo muß auch der Zweck einer jeden guten Regierung ſeyn, den Ackerbau vorzüglich zu begünſtigen, wofern der Stat dazu gelegen iſt, dieſe Reichthümer in Menge zu liefern.

Um den Ackerbau wichtig und einträglich zu machen, muß eine Triebfeder vorhanden ſeyn, welche alle erforderliche Mühe und Koſten daran waget, und dazu aufmuntert, die nothwendigſten Producte des Bodens in möglichſt gröſter Menge zu erbauen. Dies kann aber keine andere ſeyn, als die Verſicherung, durch den ſchleunigen Abſatz einen anſehnlichen Gewinn zu machen. Zu dieſem Abſatze iſt nichts wirkſamer, als der freye Handel mit den Producten; folglich iſt dieſer das beſte Mittel, den Ackerbau empor zu bringen, und anſehnliche Aernden zu erhalten.

Dieſe reichlichen Aernden darf man nicht anders erwarten, als wenn man vorher Koſten auf den Boden gewandt

und

Daraus entsteht das dritte Eigenthum, welches die Besitzer der Ländereyen haben müssen, nähmlich das Eigenthum des Grund und Bodens. Die Einführung dieses Eigenthumes kann man nicht als willkürlich betrachten, weil es nichts anders ist, als der äusserste Grad des persönlichen Eigenthumes. Ueberhaupt ist das dreyfache Eigenthums-Recht, das persönliche, das reelle, und das vom Grund und Boden, eigentlich nichts anders, als das persönliche Eigenthum, welches nur nach der Natur der Gegenstände einen andern Nahmen bekommt.

Es folgt hieraus, daß unter dem Eigenthums-Recht des Grund und Bodens, auch die Producte davon begriffen seyn müssen. Das Eigenthum besteht in dem Rechte, damit zu machen, was man will; bey einem Land-Gute besteht es also in dem Vermögen, die Producte nach Belieben anzuwenden. Wären die Producte denen, die sie wachsen machen, nicht eigen, so würde alle Cultur aufhören, und die Früchte der Erde würden zur Ernährung der Menschen nicht hinlänglich seyn; sie müssen also schlechterdings dem Eigenthümer des Bodens zugehören.

Es ist für den Menschen von äusserster Wichtigkeit, daß er seines Eigenthums-Rechtes vollkommen und im ausgedehntesten Verstande gewiß sey; deswegen begiebt er sich unter den Schutz der Societät und des Regenten derselben, von dem er seine ganze Sicherheit erwartet. Wie kann man aber sagen, er genieße dieses Recht im ausgedehntesten Verstande, wenn er nicht mit dem, worüber er Eigenthums-Herr ist, schalten und walten kann?

Da das Eigenthum nichts anders ist, als das Recht, mit einer Sache nach Belieben zu verfahren, so kann man sich das Recht, dies zu thun, nicht ohne die Freyheit, es zu thun, gedenken. Wer also einen Eingriff in des andern Eigenthum thut, schadet dessen Freyheit. Eigenthum, Sicherheit und Freyheit ist alles, was wir suchen, und was wir in den Social-Gesetzen finden sollen.

Das Eigenthums-Recht ist das erste Gesetz der Natur, welches weder Ausnahme noch Einschränkung leidet. Die in eine Gesellschaft vereinigten Menschen suchen nichts anders, als die Sicherheit dieses Rechtes, weil es das Grund-Gesetz aller bürgerlichen Bande ist. Sie haben, um sicher zu seyn, der höchsten Macht die Gewalt aufgetragen, und entrichten ihr einen Theil von den Pro-

ducten ihres Bodens, um ſie dadurch in den Stand zu ſetzen, allen Eingriffen, allen innerlichen und auswärtigen Hinderniſſen gegen dieſes unverletzbare Recht, abzuwehren.

Aus dieſen Grundſätzen erhellet, daß es ſchlechterdings nothwendig iſt, daß jeder Regent einer bürgerlichen Geſellſchaft, die vollkommene Freyheit im Handel mit den Producten der Erde, und vornehmlich mit den nothwendigen Lebens-Mitteln, geſtatte, wenn er nicht eine offenbare Ungerechtigkeit begehen, und wider das Eigenthums-Recht, alſo das heiligſte Geſetz der Natur, handeln will.

5. Abſchnitt.

Der freye Handel mit Lebens-Mitteln iſt nicht nur die gröſte Aufmunterung zum Ackerbau, ſondern auch das ſicherſte Mittel, dem Mangel und der Theurung vorzubeugen.

Ich habe bisher gezeigt, daß der freye Handel das einzige Mittel iſt, die Lebens-Mittel in einem dauerhaften, den Käufern und Verkäufern vortheilhaften, Mittel-Preiſe zu erhalten; jezt werde ich zu beweiſen ſuchen, daß dies auch das kräftigſte Mittel iſt, der Theurung vorzubeugen, und den Ackerbau recht in Aufnahme zu bringen.

Da es eine ausgemachte Wahrheit iſt, daß die Erde die einzige Quelle des wahren und ſicherſten Reichthumes einer Nation iſt, und daß der Ackerbau ſolchen allein zu wege bringt, ſo muß auch der Zweck einer jeden guten Regierung ſeyn, den Ackerbau vorzüglich zu begünſtigen, wofern der Stat dazu gelegen iſt, dieſe Reichthümer in Menge zu liefern.

Um den Ackerbau wichtig und einträglich zu machen, muß eine Triebfeder vorhanden ſeyn, welche alle erforderliche Mühe und Koſten daran waget, und dazu aufmuntert, die nothwendigſten Producte des Bodens in möglichſt gröſter Menge zu erbauen. Dies kann aber keine andere ſeyn, als die Verſicherung, durch den ſchleunigen Abſatz einen anſehnlichen Gewinn zu machen. Zu dieſem Abſatze iſt nichts wirkſamer, als der freye Handel mit den Producten; folglich iſt dieſer das beſte Mittel, den Ackerbau empor zu bringen, und anſehnliche Aernden zu erhalten.

Dieſe reichlichen Aernden darf man nicht anders erwarten, als wenn man vorher Koſten auf den Boden gewandt

und

und ihn gehörig behandelt hat. Dazu gehört aber viel Verlag, und dieser muß durch den Ertrag des Bodens gewonnen werden, um einen Theil davon, bey jährlicher Bearbeitung des Bodens, wieder an ihn zurückgeben zu können. Wie will man aber den Verlag zu dieser fleißigen Cultur erhalten, und die gewünschten reichlichen Aernden erlangen, wenn der freye Handel und der schnelle Absatz stockt?

Es ist ein Grundsatz: daß eine jede Kunst, wobey etwas zu verdienen ist, empor kommt, und daß dieser Verdienst nicht Statt findet, wenn der Absatz nicht leicht, gewiß und ansehnlich ist. Das Leztere wird geschehen, wenn der Handel mit den Producten nicht frey ist. Im Lande selbst richtet sich der Absatz nach Proportion der Bevölkerung. Sind die Producte ansehnlich, so bleiben sie dem Eigenthümer auf dem Halse; der Stat verliert das Geld, welches er zum Vortheil des Ackerbaues und der Künste gewinnen könnte; die Eigenthümer der Güter, die Pächter und Landleute sind genöthigt, die auf den Feldbau zu wendenden Kosten einzuschränken, und sich nach der Menge der Einwohner des Landes zu richten. Kommt der Ackerbau so weit herunter, so finden die Tagelöhner schlechten Verdienst; das erbauete dient zu nichts, als die abnehmende Anzahl von Menschen, ohne Vortheil des States, zu ernähren; die Einwohner sind, bey dem eingeschränkten Ackerbau um so mehr den ungewissen Aernden, der sie verursachenden Witterung, und dem veränderlichen Preise der Lebens-Mittel unterworfen, und daraus entstehen alle die fürchterlichen Folgen, welche der Mangel nach sich zieht.

Allein, dieses Unglück verhindert ein uneingeschränkter Handel, weil der Ackerbau sich dadurch hebt, und durch den vergrößerten Ertrag den Ueberfluß vermehrt, welcher allein der Gefahr des Mangels vorbeugt, und macht, daß die Ausfuhre die Einfuhre weit übertrifft, wodurch die Nachbarn Schuldner des glücklichen States werden, und das National-Vermögen des leztern sich vermehrt.

Wieſen und Triften zu verbeſſern, um deſto mehr und ſchöneres Vieh zu haben, weil ſie den baldigen Abſatz wußten, und erhielten auch mehrern Dünger, wodurch ſie ihre Felder in beſſern Ertrag bringen konnten.

Ich komme auf Frankreich, wobey ich aber zuvor erinnern muß, daß es ehemahls unter Heinrich IV., Ludwig XIII., und auch noch in den erſten Jahren Ludwig's XIV., die Korn-Kammer von Europa war. Dieſer Vortheil rührte von dem freyen Getreide-Handel und von dem Syſtem des *Sully*, des unſterblichen Miniſters von Heinrich IV. her, welcher Ackerbau und Viehzucht unterſtützte, weil er ſie als Grundſäulen eines blühenden States anſahe. So lange Frankreich ſich dieſer Freyheit zu erfreuen hatte, ſtand der Werth des Getreides in einem billigen Preiſe, und der Setier (*) galt 25 Livres daſigen Geldes. Dieſer Preis, und 1200 Millionen nach damahligem Gelde, welche jährlich dadurch im Reiche gewonnen wurden, machten, daß allenthalben Ueberfluß herrſchte, und die Volks-Menge um ein Drittel ſtärker war, als izt (**). Der Reichthum nahm hernach um 5 Sechstel ab, und dieſes fieng ſich im J. 1661 an, als *Colbert*, Ludwig's XIV. Miniſter, den Getreide-Preis herunter ſetzen wollte, um die inländiſchen Manufacturen wohlfeiler, als die Ausländer, liefern zu können, und deswegen die Ausfuhre des Getreides verboth. „Es „währte nicht lange," ſagt *Thomas*: „ſo äuſſerten ſich die „Folgen der Veränderung. In gemeinen Jahren galt der „Setier zwar nur 7, 8, 9 und 10 Livres, aber der Acker„Bau fiel gar bald merklich. In ſchlechtem Boden ka„men die Koſten nicht mehr aus dem Ertrage heraus, er „blieb alſo liegen. Nach und nach giengen die Felder zu „Grunde, und Frankreich, welches ſonſt alle Jahre „70 Millionen Setiers Getreide lieferte, erbauet heutiges „Tages kaum 40." *Sully* brachte es durch ſein Syſtem dahin, daß er in den 15 Jahren, da er Finanz-Miniſter war, auſſer den 38 Millionen, die der Stat und der König jährlich gebrauchten, nicht nur die auf 350 Millionen damahl-

(*) Der Setier hält in Frankreich ungefähr 240 Pf, das Pfund zu 32 Loth gerechnet.

(**) *Thomas*, in ſeinem Eloge de Sully.

schlecht und ungesund; an manchen Orten fehlte es gar. Die Bäcker, welche das Brod ohnehin schon durch Beymischung von allerley fremden Materien verfälschten, erhoben öffentlich und vor Gericht einen großen Lärmen, versicherten, sie könnten nicht genug zur Consumtion liefern, und klagten über den Schaden, den sie bey ihrer Profession hätten. Kurz, der Stat litt einen großen Verlust, den dieselben Armen, denen man in dieser Noth beyzuspringen dachte, nach und nach in den folgenden Jahren wieder bezahlen mußten. Alles dieses geschahe in einem Jahre, da zuvor drey reichliche Aernden nach einander gewesen waren.

Im J. 1766 war die Aernde in Toscana noch halbmahl so schlecht, als 1763, und ein Jahr zuvor war sie auch sehr geringe gewesen; nichts desto weniger gab der Groß-Herzog Leopold, ein Herr von großen Einsichten, trotz allen alten eingewurzelten Vorurtheilen, zum Besten seiner Unterthanen, das goldene Gesetz, daß der ganze Getreide-Handel völlig frey, die Privilegien der Bäcker aufgehoben, und jedermann berechtigt seyn sollte, Brod zu backen und zu verkaufen. Nunmehr legte sich ein jeder auf den Korn-Handel, das Getreide wurde aller Orten her verschrieben, die Verkäufer vermehrten sich, allenthalben wurden Back-Oefen angelegt, und in Florenz verkaufte man das Brod in Menge auf den Straßen. Es war von so guter Beschaffenheit, daß man sich nicht erinnern konnte, in den fruchtbarsten Jahren besseres gehabt zu haben. Der Getreide-Preis fiel durch die Menge der Verkäufer immer mehr und mehr herunter, so, daß man gestehen muß, schreibt *Paoletti*, a. ang. O., daß das System des freyen Handels in diesen kritischen Umständen die Rettung von Toscana war. Man ist seit der Zeit bey diesem System geblieben; durch den geschwinden Absatz der Producte ist der Ackerbau in Aufnahme gekommen, und es herrscht der Ueberfluß, als eine Stütze der Industrie und die Quelle der bürgerlichen Glückseligkeit.

Noch mehr. Bald darauf befreyete der Groß-Herzog auch den Vieh-Handel von allen bisherigen Einschränkungen und zum Schaden der Unterthanen damit verbundenen Schwierigkeiten; sogleich waren alle Stadt-Märkte überflüssig mit Fleisch versehen. Auf diese Art wurden die Grund-Besitzer und Landleute doppelt ermuntert,

d Triften zu verbeſſern, um deſto mehr und
es Vieh zu haben, weil ſie den baldigen Abſatz wuß-
d erhielten auch mehrern Dünger, wodurch ſie ih-
r in beſſern Ertrag bringen konnten.
mme auf Frankreich, wobey ich aber zuvor er-
ß, daß es ehemahls unter Heinrich IV.,
XIII, und auch noch in den erſten Jahren Lud-
.. die Korn-Kammer von Europa war. Die-
ll rührte von dem freyen Getreide-Handel und
Syſtem des Sully, des unſterblichen Miniſters
rich IV. her, welcher Ackerbau und Viehzucht
er je als Grundſäulen eines blühenden
So lange Frankreich ſich dieſer Freyheit
te, ſtand der Werth des Getreides in einem
, und der Setier (*) galt 25 Livres daſigen
ſer Preis, und 1200 Millionen nach da-
gem Gelde, welche jährlich dadurch im Reiche ge-
nnen wurden, machten, daß allenthalben Ueberfluß
rſchte, und die Volks-Menge um ein Drittel ſtärker
, als izt (**). Der Reichthum nahm hernach um
5 Sechstel ab, und dieſes fieng ſich im J. 1661 an, als
Colbert, Ludwig's XIV. Miniſter, den Getreide-Preis
herunter ſetzen wollte, um die inländiſchen Manufacturen
wohlfeiler, als die Ausländer, liefern zu können, und
deswegen die Ausfuhre des Getreides verboth. „Es
„währte nicht lange," ſagt *Thomas*: „ſo äuſſerten ſich die
„Folgen der Veränderung. In gemeinen Jahren galt der
„Setier zwar nur 7, 8, 9 und 10 Livres, aber der Acker-
„Bau fiel gar bald merklich. In ſchlechtem Boden ka-
„men die Koſten nicht mehr aus dem Ertrage heraus, er
„blieb alſo liegen. Nach und nach giengen die Felder zu
„Grunde, und Frankreich, welches ſonſt alle Jahre
„70 Millionen Setiers Getreide lieferte, erbauet heutiges
„Tages kaum 40." *Sully* brachte es durch ſein Syſtem
dahin, daß er in den 15 Jahren, da er Finanz-Miniſter
war, auſſer den 38 Millionen, die der Staat und der Kö-
nig jährlich gebrauchten, nicht nur die auf 350 Millionen
damahl-

(*) Der Setier hält in Frankreich ungefähr 240 Pf, das Pfund zu 32 Loth gerechnet.

(**) *Thomas*, in ſeinem Eloge de Sully.

damahligen Geldes sich belaufenden Stats-Schulden abtrug, sondern auch überdies die Abgaben um 5 Millionen verminderte, die Einkünfte dabey um 4 Millionen vermehrte; und gleichwohl befanden sich bey Heinrich's IV. Tode mehr als 40 Millionen an ausstehenden Schulden und baren Gelde in den Cassen. Alles dieses erwog *Colbert* nicht; er berechnete nicht, daß z. B. 2 Millionen Landleute für 1000 Millionen Producte hervorbringen, hingegen 3 Millionen Manufacturiers dem State nicht für 700 Millionen Manufacturen liefern können. Doch hat man dieses in neuern Zeiten in Erwegung gezogen. Im J. 1763 erschien aus dem Stats-Rathe die Erlaubniß zum innern Handel mit Lebens-Mitteln von einer Provinz in die andere; und 1764 wurde auch der ausländische Handel damit frey gegeben.

Zu wie vielen Streitschriften, Kritiken, Apologien gab dieses Edict nicht Anlaß, bey einer Nation, die sich dem Parteyen-Geiste so leicht überläßt! Die Monopolisten und Aufkäufer sahen nunmehr die Quellen ihres unerlaubten Gewinnes verstopft, und suchten durch allerley List und Künste einen hohen Preis zuwege zu bringen, um dem gemeinen Mann ein Schrecken einzujagen, um die weisesten und vortheilhaftesten oekonomischen Anstalten zu vereiteln.

Um die glücklichen Folgen dieses Edictes zu zeigen, will ich nur, unter so vielen Beweisthümern davon, ein Paar anführen, wobey die Liebe zum Vaterlande die Feder geführt hat, und die öffentlich bekannt geworden sind. Das Parlament in Dauphiné registrirte 4 Jahr nachher, nähmlich 1768, in seinen Büchern Folgendes: „Nach „3 unfruchtbaren Jahren hatte man in Dauphiné die „fürchterlichsten Aussichten; nichts desto weniger hat es „auf den Märkten nicht an Getreide gefehlt, und der Preis „war geringer, als in den vorigen Jahren, da Verbothe „und privilegirte Erlaubnisse vorhanden waren, da die „Aernden nicht so schlecht gewesen, und da es doch gleich „vom ersten Jahre dergestalt daran fehlte, daß man es „einen vollkommenen Mangel nennen konnte.“ In dem Briefe an den König stellte dasselbe Parlament vor: „Der Ackerbau sey durch die Gewißheit eines schnellen „Vertriebes aufs neue belebet, indem der Grundbesitzer „und der Pachter Lust bekomme, Geld hinein zu stecken,

„und der Landmann fleißiger zu arbeiten. Man finde in „Dauphiné, daß, nach freygegebenem Getreide-Handel „die meisten Ländereyen, die zuvor waren vernachläßiget „worden, wieder angebauet werden, und daß viele Men„schen, die vorher aus Niedergeschlagenheit müßig gegan„gen, nunmehr wieder angefangen haben zu arbeiten; daß „der Hand-Lohn schon an manchen Orten gestiegen sey, „und daß dieses allgemein werden würde, weil jedermann „bey einer fleißigen Cultur nunmehr sein Auskommen zu „hoffen hätte.“ Hieraus wird zulezt der Schluß gezogen: „Die 1763 zugestandene Freyheit des inländischen Han„dels sey schon eine große Wohlthat, aber die 1764 er„laubte Ausfuhre ausserhalb Landes, sey als eine noch er„giebigere Quelle des Reichthumes anzusehen. Jene gebe „den Producten zwar einen mehrern Werth, und eine „Provinz helfe dadurch die andere aus, aber das Vermö„gen des States wachse doch nicht dadurch; durch diese „gewinne man hingegen von dem Ausländer, und das „Geld werde dadurch im Lande vermehrt.“

Die übrigen Parlamente stimmten damit überein; das zu Languedoc fürchtete sogar, die Cabalen der Monopolisten möchten den König bewegen, das Gesetz des freyen Handels wieder aufzuheben, und sagte unter andern in einer Vorstellung: „Die Wünsche aller Grundbesitzer in „den Provinzen und der Natur selbst, vereinigen sich für „dieses Gesetz. Wir berufen uns auf die öffentliche Er„fahrung, auf den Wohlstand aller Stände, auf die Ver„mehrung der Cultur und urbar gemachten Ländereyen, „auf die veränderte Gestalt des ganzen Reiches nach frey„gegebener Ausfuhre. Beruhigen Sie also, Sire, Ihre „Unterthanen hierüber, zumahl unsre Provinz. Anstatt „neuer Verordnungen, welche das Privat-Interesse miß„brauchen könnte, untersuchen Sie, ob nicht die vorigen „den Mangel verursacht haben. Anstatt neuer Verbothe, „machen Sie die Ausfuhre immer allgemeiner; und lassen „nicht zu, daß die Rückfuhre von dem bereits eingebrach„ten erschweret werde; insonderheit lassen Sie den Han„del der Provinzen unter sich nie gehemmt seyn, so wird „man keinen Mangel spüren, und der Mißwachs wird „durch Ihre eigenen Unterthanen vermindert und verhütet „werden. Was wir verlangen, ist von äusserster Wicht„igkeit für Ihrer Maj. Nutzen, und für das Interesse der

„Na-

„Nation. Die freye Ausfuhre hat Languedoc allein in „den Stand gesetzt, die Abgaben zu ertragen; würde sie „aufgehoben, so würden Ihre Unterthanen zwar den Wil„len haben, aber gänzlich unvermögend dazu seyn; ja, „ein bloßes Verboth auf einige Zeit würde sie schon ganz „niederschlagen.“

So lautete die Vorstellung der Vorsteher einer ganzen Provinz, damit ein Gesetz bleiben möchte, dessen wichtige Vortheile sie empfanden. Im Elsas hingegen, welches großen Mangel litte, schränkten der Intendant und die Regierung, dieses Gesetzes ungeachtet, den Getreide-Handel aufs schärfste ein; allein, anstatt dem Uebel dadurch abzuhelfen, ward das Elend immer ärger, und alle Lebens-Mittel wurden ausserordentlich theuer. Ein berühmter deutscher Statsmann schrieb bey dieser Gelegenheit; „Der Elsas ist durch die sonderbaren Anstalten ins „Elend gestürzt worden. Wäre der Handel frey geblieben, „so wäre alles Getreide aus Deutschland in die Schweiz „den kürzesten Weg durch den Elsas gegangen, und dieser „wäre zugleich mit versorget worden. Sobald man aber „die Absicht des Intendanten erfuhr, die Kaufleute zu „zwingen, das Getreide um einen bestimmten Preis zu ver„kaufen, so nahmen die Fuhrleute einen andern, obgleich „längern und schlechtern, Weg.“ Welcher Kaufmann wird Waren in ein Land schicken, wenn er nicht weis, ob es ihm freysteht, sie wieder wegzuschaffen, sobald ihm der dortige Preis nicht ansteht?

Den Engländern gieng es eben so wie im Elsas, als sie 1767 auch Mangel litten, und die Holländer einluden, ihnen Getreide zu zuführen, aber mit der Bedingung, es für den Preis, der bey der Ankunft desselben seyn würde, zu lassen. So nahe Holland auch liegt, so schickte doch kein Holländer auf diese Bedingung Getreide, sondern, aller Gefahr der See ungeachtet, lieber 300 Meilen weiter nach Livorno, wo der Groß-Herzog, gedachter Maßen, 1766 die freye Einfuhre gestattet hatte.

Was hilft also, wird vielleicht mancher sagen, die berühmte Einrichtung des engländischen Getreide-Handels? Alles Anpreisens oekonomischer Schriftsteller ungeachtet, ist England also doch nicht vor Mangel geschützt? Ich antworte: Nein! wegen der großen dabey obwaltenden Fehler, indem sie bloß die Ausfuhre ihres Getreides be-

günſtigen, und die Einfuhre des ausländiſchen nicht geſtatten, welches ein beſtändiger Eingriff in die Geſetze eines wechſelſeitigen Handels iſt. Die vom Parlament 1689 auf die Ausfuhre des Getreides geſetzte Prämie, iſt ein gewaltſames politiſches Mittel, die Ausfuhre zu befördern; aber dieſes machte, nebſt dem Verbothe des fremden Getreides, daß ſich in den Jahren 1765, 66 und 67, wegen der ſchlechten Aernden in allen Provinzen, ein ſolcher Mangel eräugnete, daß dadurch allerley Tumulte entſtanden, und aufrühriſche Schriften veranlaſſet wurden. Um dem Uebel abzuhelfen, verboth die Regierung die Ausfuhre, und lud die Ausländer zur Einfuhre ein, aber gedachte Bedingung war Schuld, daß es unterblieb. Der Mangel ward 1768 ſo groß, daß er faſt nicht auszuhalten war. Die ganze Nation empfand den Schaden, und noch einige Jahre hernach. Die Prämie iſt noch nicht wieder feſtgeſetzt, und der Mangel iſt im jetzigen 1772ſten Jahre nicht geringer, als 1768. In denen Ländern, wo das engländiſche Syſtem im Getreide-Handel befolgt wird, müſſen die Folgen dieſelben ſeyn; und wo noch mehrere und ſchlimmere Einſchränkungen ſind, da wird er ſich auch nach Proportion in ſchlechteren Umſtänden befinden.

Sicilien war zu den Zeiten der römiſchen Republik der Korn-Boden von Italien. Es herrſchte auf dieſer volkreichen Inſel ein Ueberfluß, ob ſie gleich Rom, welches etliche Millionen Einwohner hatte, mit Getreide verſahe. Heutiges Tages, da der Handel mit Getreide nicht frey iſt, hört man mit Erſtaunen, wie wenig Getreide es liefert, wie geringe die Ausfuhre iſt, und wie wenige Menſchen dort wohnen.

Eben ſo ſteht es im Kirchenſtate aus, wo die ſogenannte päpſtliche Getreide-Congregation für die apoſtoliſche Kammer das Getreide und Oehl aufkauft, und die Grundbeſitzer nöthigt, ihr das Getreide zu einem Preiſe, den ſie willkürlich ſetzt, zu überlaſſen. Addiſon (*) zeigt das Sonderbare dieſes Syſtems, welches in das Eigenthum der Grundbeſitzer gewaltſam eingreift, den Acker-Bau hindert, und den Leuten die Luſt zu arbeiten benimmt,

(*) In ſeiner italiäniſchen Reiſe.

nimmt, dergestalt, daß manches Land kaum den sechsten Theil trägt von dem, was es tragen sollte, und vieles gar wüste liegt. Man weis, wie fruchtbar und bewohnt vormahls die Gegend um Rom war; jezt ist sie öde und entvölkert, und die Luft ist Menschen und Thieren schädlich. Daher kommt die öftere Hungersnoth im Kirchenstate; und ich habe schon erinnert, daß im J. 1766 sowohl hier, als in Neapel, eine Menge Menschen vor Hunger umkamen. Dieses und die obigen Beyspiele zeigen deutlich, daß alle Arten von Zwang im Handel mit Lebens-Mitteln, Mangel veranlassen, und daß hingegen uneingeschränkte Freyheit dem Ackerbau aufhilft, und, ausser den übrigen Vortheilen, einen Ueberfluß an Getreide verschaffet.

Diese Freyheit ist aber nicht weniger in den Zeiten des Ueberflusses nöthig, um den Mangel zu verhüten, als im Nothfall, den Ueberfluß herzustellen. Dieses will ich nun noch kürzlich beweisen.

Ein Stat hat entweder Ueberfluß an Getreide, oder Mangel. Im ersten Falle ist die Freyheit im Handel nöthig, um einen billigen Preis zu erhalten, und den Vertrieb zu befördern, sonst bleiben die Producte dem Land-Manne zur Last, und, anstatt viele Kosten auf die Cultur zu wenden, wird er sich nur auf das einschränken, was er gebraucht und los werden kann; fällt nun Mißwachs ein, so ist offenbar, daß, bey so schwacher Aussaat und Bestellung, die Theurung und der Mangel nach dem größten Ueberflusse nicht zu vermeiden ist. Dies geschieht aber bey freyer Ausfuhre nicht, weil solche wegen des gewissen und hurtigen Absatzes die Industrie vermehrt; die Vermehrung der Producte zieht den Ueberfluß nach sich, dieser kommt dem Mangel zuvor, oder verringert ihn so viel als möglich, und verhindert dadurch die schrecklichen Folgen der Hungersnoth.

Hat ein Stat Mangel an Getreide, so ist die Freyheit noch weit nothwendiger, um die auswärtigen Verkäufer anzulocken. Der Kaufmann wendet sich allemahl nach dem Orte, wo er weis, daß eine Ware fehlt, wo er sie ohne Hindernisse und mit Vortheil absetzen kann. Ich habe im 3ten Abschnitte bereits gezeigt, daß einer der vornehmsten Vortheile des freyen Handels darin besteht, daß er der Ware den besten Preis für Käufer und Verkäufer ver-

verſchafft. Wenn alſo die Mangel leidenden Länder, vermöge dieſer Freyheit, mit Lebens-Mitteln verſehen werden können, daß beyde Theile keinen Schaden haben, ſo iſt ſie höchſt nöthig, um den Mangel durch Ueberfluß zu erſetzen.

7. Abſchnitt.

Von den nöthigen Mitteln, den freyen Handel mit Lebens-Mitteln zu erleichtern und aufzumuntern. Anwendung der bisherigen Sätze auf den in der Preis-Aufgabe gemeinten Stat.

Ich habe bisher die Gründe gezeigt, warum ein freyer Getreide-Handel ſo vortheilhaft iſt; es kommt nunmehr darauf an, die Anwendung auf den in der Preis-Aufgabe gemeinten Stat zu machen. Zuvor muß ich aber noch zeigen, warum ſolcher Handel daſelbſt leicht einzuführen iſt.

Die Heer-Straßen dieſes States ſind wohl unterhalten, die Flüſſe ſchiffbar, die Häfen bequem und ſicher, ſo, daß ſowohl der innere Handel, als auch der mit andern Ländern, bequem geführt, und die Transport-Koſten ungemein erleichtert werden können. Ein Monarch kann ſeine Schätze nicht beſſer anwenden, als wenn er ſeinen Unterthanen dieſe Vortheile zu verſchaffen ſucht. Er kann dadurch ſeine Pracht und edle Denkungs-Art zeigen, und ſelbſt wichtigen Nutzen davon erlangen. Keine Ausgabe, wenn ſie mit Klugheit und Menſchlichkeit gemacht wird, (aber nicht durch verderbliche tyranniſche Zwang-Dienſte des Landmannes, der ſeine Hände, Vieh, Geſchirr und Werkzeug dazu hergeben muß,) iſt einträglicher, denn ſie wirft dem Landes-Herrn 25 pro Cent von dem darauf verwandten Capital ab, wie große politiſche Oekonomen gezeigt haben (*).

Da gedachter Stat nun alle die obigen Vortheile hat, ſo würde die völlige Handels-Freyheit mit den Lebens-Mitteln alle wichtige und vortheilhafte Folgen vollkommen hervorbringen. Durch die ſchönen Heer-Straßen und ſchiffbaren Flüſſe, welche ſich allenthalben befinden,

läßt

(*) Der Abt *Genoveſi*, in ſeinen Lectionen über die bürgerliche Oekonomie.

läßt sich eine geschwinde Fortschaffung der Producte zwischen den äusersten und mitten im Reiche befindlichen Provinzen bewirken; was der einen fehlt, wird die andere durch ihren Ueberfluß ersetzen, und eine jede dadurch die jährlichen Bedürfnisse aller Art erhalten. Weil die großen Heer-Straßen durch alle Provinzen nach der Länge und Quere gehen, und nach den See-Häfen führen, und weil die schiffbaren Flüsse bey solchen in das Meer fallen, so liegen diese Häfen ungemein bequem, um Ausländern den Ueberfluß zu zuführen, und die ausländischen nöthigen Bedürfnisse dort abzuhohlen, und durch die Provinzen zu vertreiben. Die Handels-Freyheit wird verursachen, daß die Lebens-Mittel in diesem State jederzeit in einem billigen Mittel-Preise stehen werden, welches den Wohlstand des Grundbesitzers, des Landmannes, des Volkes und aller Manufacturiers, Arbeiter, und derer die von ihren Bedienungen leben, ungemein befördert. Der Mangel wird selten seyn; und zeigt er sich ja, so wird man ihn nicht sehr merken, weil man ihm, bey der Handels-Freyheit, durch die Einfuhre von andern Ländern vorbeuget, und weil der Ackerbau durch die Freyheit in solche Aufnahme kommt. Dadurch werden die Aernden viel einträglicher, die Bevölkerung, Künste, Manufacturen und Fabriken nehmen zu, der Stat wird reicher, der Wohlstand aller Stände wächst, und mit ihm die Macht des Regenten.

Die Einkünfte des Landes-Herrn steigen in dem Verhältnisse, daß die Freyheit vollkommen ist, vermöge des wichtigen oekonomischen Grundsatzes: Wo man die größte Freyheit hat, mit den Producten des Landbaues zu machen, was man will, da ist der größte Reichthum; und wo der größte Reichthum ist, da herrscht der größte Ueberfluß, für die Eigenthümer der Producte und für den Stat. So wie der Reichthum wächst, so steigt auch der Werth der liegenden Gründe, der Pachtungen, und folglich der Abgaben von Zehenden und andere landesherrliche Einkünfte. *Mirabeau* (*) und Andere haben unläugbar dargethan, wie sehr die Einnahmen des Regen-

(*) Man sehe Dessen Ami des hommes, und die Theorie de l'Impôt.

Regenten durch eine völlige Freyheit des Handels vermehrt werden, weswegen ich mich nicht länger dabey aufhalten will.

8. Abſchnitt.

Vorſchläge, wie die Geſetze zu dem vorgeſchriebenen Stat zur Beförderung des freyen Handels mit Lebens-Mitteln am beſten einzurichten ſeyn.

1. Da beſagter Stat die beſten Hülfsmittel hat, um den Handel mit allen Artikeln, vornehmlich mit Lebens-Mitteln, zu erleichtern, nähmlich: ſchöne Heer-Straßen, ſchiffbare Flüſſe und ſichere Häfen, ſo muß das erſte Geſetz ſeyn, alle mögliche Hinderniſſe, welche den Handel mit Lebens-Mitteln nur einiger Maßen erſchweren könten, aus dem Wege zu räumen, als: Zölle, Abgaben beym Transport vom einem Orte zum andern, beym Kauf und Verkauf auf dem Markte, und an andern Orten, u. ſ. w.
2. Man muß an der einen Seite auf keinerley Weiſe die Einfuhre der Lebens-Mittel von Ausländern hindern, an der andern aber auch die Ausfuhre der einländiſchen mit möglichſtem Fleiße zu befördern ſuchen, ſollte man auch das nachdrücklichſte Mittel der Prämien dabey ergreifen, zumahl bey ſehr großem Ueberfluß, ohne jedoch die in dieſem Punkte falſche Politik der Engländer nachzuahmen. Ich habe geſehen, daß man in meinem Vaterlande dem Getreide ausführenden Schiffen meiner Nation, den Zoll auf die bey der Zurückkunft geladenen ausländiſchen Waren, nach dem Verhältniſſe des ausgeführten Getreides, erlaſſen hat. Dieſe Art von Prämie vermehrt auf der einen Seite nicht nur die Bequemlichkeit, eine Ware in Menge zu haben, ſondern munter auch die Schifffahrt eines States auf; der Activ- und Paſſiv-Handel wächſt, und zugleich der öffentliche und Privat-Reichthum.
3. Um die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln deſto lebhafter zu unterſtützen, ſind auch Geſetze zu [illegible]en, daß beym Kauf und Verkauf, bey Fortſchaffung und Aufbewahrung der Lebens-Mittel, Treu und Glaube aufs genaueſte beobachtet werde. Dies

iſt

iſt die Seele des Handels; wo dieſe fehlt, da geht er zu Grunde. Die in dieſer Abſicht von dem berühmten *Grotius* gemachten Geſetze in Holland ſind vortrefflich.

4. Zur Beförderung dieſes Handels trägt die ſchleunige Abthuung der darüber entſtehenden Proceſſe viel bey. Gar zu viele deswegen gegebene Verordnungen, Ausflüchte der Advocaten, Verzögerungen, Appellationen, u. d. gl. hemmen die Lebhaftigkeit deſſelben gar ſehr. Dieſen Unordnungen muß durch Geſetze ſchlechterdings abgeholfen werden.

5. Um dieſes zu erhalten, müſſen die Geſetze beſtimmt und unveränderlich ſeyn. Wenn den Verkäufern der Lebens-Mittel, ſowohl aus der erſten als andern Hand, aus Bosheit oder Treuloſigkeit, von Andern Schade geſchieht, muß ſolcher auf das ſchleunigſte erſetzt werden.

6. Wir haben geſehen, daß der freye Handel das wirkſamſte Mittel iſt, den Ackerbau aufzumuntern und zu erweitern, daher ſollte man ſuchen, ihn durch Geſetze ehrwürdig zu machen, um dadurch den Unterthan deſto mehr zu reizen, den möglichſten Nutzen aus der Erde zu ziehen. Wo der Landmann ein Sclave und bey allem Ueberfluſſe elend iſt, wo er ſieht, daß er ſich nie herausziehen kann, da wird er auch keinen Muth haben, und keine Kräfte anſtrengen, da werden alle Aufmunterungen der Grundbeſitzer, und die Koſten, die ſie anwenden, vergebens ſeyn. Das Elend, ſagt *Montesquieu*, vertreibt die Luſt zum Eheſtande, befördert den Müßiggang und die Laſter, unterdrückt den Geiſt, vermindert die Kräfte des Körpers, macht ihn unthätig, und verſetzt den Menſchen gleichſam in den thieriſchen Zuſtand. Um dieſes bey dem Landmanne zu verhindern, um ihn thätig und geſittet zu machen, um ihm Luſt zum ordentlichen ehelichen Leben beyzubringen, darf man ihn nur die Vorrechte genießen laſſen, welche er von Natur haben ſollte, die ihn von der Sclaverey befreyen, und die ihm ein bequemes Leben im Alter und eine Belohnung ſeines Schweißes verſprechen. Der große Heinrich IV. ſagte: er wäre nicht zufrieden, wenn er nicht ſähe, daß ſein Bauer Sonntags

fruchtbare Oberfläche des States, auf den unſre Abhandlung gerichtet iſt, wird dadurch vermehret; die traurigen Gegenden werden in angenehme verwandelt; und wo man ſonſt nichts als Binſen, Dornen und Diſteln ſahe, werden die ſchönſten Saaten ſtehen.

12. Eben ſo ſehr verdient es zur Aufnahme des Acker-Baues die Aufmerkſamkeit eines Geſetzgebers, die ſowohl auf dem Landmanne ſelbſt, als auf ſeinen Grundſtücken liegenden Laſten, ſo viel möglich, zu erleichtern, weil er eine der bürgerlichen Geſellſchaft ſo unentbehrliche Hanthierung treibt.

13. Nicht weniger nützlich würde es ſeyn, wenn man das alte Trift-Recht abſchaffete, nähmlich: das Recht ſein Vieh auf eines Andern ſein verbeſſertes Feld zu treiben, weil es den Fleiß des Eigenthümers abſchreckt, Mühe und Koſten darauf zu wenden, indem er alles vereitelt ſieht.

14. Man erlaube allenthalben, daß ein Jeder ſein verſchloſſenes Feld habe. Es wird dem Viehe deswegen nicht an Nahrung fehlen; es wird vielmehr ein Ueberfluß daran ſeyn, wenn Verordnungen zur Einführung künſtlicher, und Vermehrung natürlicher Wieſen, nach Proportion der verbeſſerten Cultur der Saat-Felder, gemacht werden. Auf dieſe Weiſe wird mit dem Ertrage der wohl unterhaltenen Aecker eine geſegnete Viehzucht entſtehen, welche eine Folge des vermehrten Wieſewachſes iſt, und der Vorrath an Fleiſch, Butter, Käſe und der von dem Viehe genommenen Materialien zu vielen Handwerkern vermehrt werden.

15. Eben ſo wichtig, als alle bisher vorgeſchlagene Freyheiten, welche zur Aufmunterung des Landmannes dienen, iſt noch eine andere, nähmlich die Territorial-Freyheit. Dieſe beſteht in dem Eigenthume und der Sicherheit des Eigenthumes von einem verlaſſenen Grundſtücke, nachdem man es eine gewiſſe Zeit ohne Widerrede beſeſſen hat. 20 Jahr und 10 Jahr geben, nach *Bertrand* (*), ein hinlänglich gegründetes

(*) Sur l'eſprit de la Législation pour encourager l'Agriculture.

tes Recht, daß die Uſucapion billig hinlänglich ſeyn ſollte, um das Eigenthum und den Gebrauch des Waſſers zu verſichern. Einige Rechtsgelehrte hägen, in Anſehung der Zeit, verſchiedene Meinungen; indeſſen ſind, wie *Bertrand* anmerkt, die Schwierigkeiten, welche denen, die Quell-Waſſer fänden, gemacht werden, der Land-Wirthſchaft ſehr nachtheilig; daher trifft man in manchen Ländern ein ſonderbares Gemiſche von Freyheit, die der Landes-Herr läßt, und von Zwang, der von den Gemeinheiten und von Vaſallen herrührt, an. „Als die Perſer noch Herren von „Aſien waren," ſchreibt *Montesquieu*: „erlaubten ſie „denen, welche Quell-Waſſer auf ſolche Ländereyen „hinführten, die niemahls gewäſſert waren, die Nutz„ung derſelben auf fünf Generationen. Weil auf „dem Gebirge Taurus eine Menge kleine Bäche ſind, „ſo ſpareten ſie keine Koſten, das Waſſer allenthal„ben hin zu leiten. Daher haben die Einwohner die„ſes weitläuftigen Landes heutiges Tages allenthal„ben, ohne zu wiſſen woher, in den Gärten und Fel„dern einen Vorrath von Waſſer."

16. Viele Beſitzer der Güter haben hier und da ein Stück Landes, welches ganz von ihren Nachbarn eingeſchloſſen iſt, und oft weit von dem Haupt-Gute entfernt liegt. Jedermann kennt den Nachtheil von ſolchen vertheilten Grundſtücken, und den Vortheil, den die National-Oekonomie davon haben würde, wenn man es durch Tauſch, Kauf, oder auf andere Weiſe, dahin bringen könnte, daß ein Jeder ſeine Grundſtücke in einem Zuſammenhange bey einander hätte. Je größer die Schwierigkeiten einer ſolchen Einrichtung ſind, weil es hier auf eine Veränderung des Eigenthumes der Unterthanen ankommt, welche leicht Mißvergnügen nach ſich ziehen kann, deſto mehr Behutſamkeit hat der Geſetzgeber anzuwenden, die zum allgemeinen Beſten zielenden Abſichten auszuführen, und alle Schwierigkeiten zu heben.

17. Ich übergehe die für den Ackerbau ſo nützliche Aufhebung der überflüſſigen Feſt-Tage, die in vielen Ländern, und zuletzt im Oeſtreichiſchen, bewerkſtelliget worden iſt, und viele andere kleine Hülfsmittel zur Aufmunterung des Ackerbaues, welche von den

Local-Umständen, von den Gewohnheiten, von der Denkungs-Art des Landmannes in einer Nation, und von ihren Vorurtheilen für die alten hergebrachten Gesetze, herrühren.

18. Am meisten werden endlich folgende drey Dinge helfen. Erstens, der öffentliche Unterricht, welcher die Unwissenheit und eingewurzelten Vorurtheile aus dem Wege räumet, den Verstand aufklärt, und nützliche Kenntnisse verbreitet. Niemand kann dieses besser thun, als die Land-Pfarrer, neben den ihnen obliegenden geistlichen Amts-Verrichtungen. Zweytens, die beständige Ausübung der höchsten Gewalt in Beschützung des Eigenthumes und der Freyheit eines Jeden; und drittens, eine gute Regierung, wodurch das Vermögen des States und der Unterthanen vermehrt, und die einzige wahre Quelle des Reichthumes eines Landes ergiebiger gemacht wird.

9. Abschnitt.

Gemählde, darin der gedachte Stat auf einer Seite ohne die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln, und auf der andern mit derselben, geschildert wird.

Nachdem ich meine Gedanken über die Preis-Aufgabe bisher mitgetheilt habe, will ich nun ein doppeltes Gemählde des darin gemeinten States entwerfen, und ihn zuerst mit allem Zwange der Verbothe, und hernach mit allen Vortheilen der Handels-Freyheit, vorstellen.

Sagen Sie selbst, hochzuehrende Mitglieder der oekonomischen Gesellschaft, ob man sich, der Lage nach, einen bessern Stat wünschen kann. Er ist weitläuftig, liegt beysammen, und hat theils von Natur, theils durch die Bemühung seiner Regenten, alle Bequemlichkeiten, die ihn reich, mächtig und furchtbar machen können. Allein der Handel mit den nöthigen Lebens-Mitteln ist auf mancherley Weise eingeschränkt, folglich lebt der Unterthan, ungeachtet aller Bequemlichkeiten, nicht in demjenigen Wohlstande, der das große Glück in einem jeden State ist. Der Zwang nimmt dem Grundbesitzer und dem Landmanne den Muth; daher wird die Land-Wirthschaft eingeschränkt, und derjenige Reichthum geschmählert, welcher die Kraft einer

tes Recht, daß die Uſucapion billig hinlänglich ſeyn ſollte, um das Eigenthum und den Gebrauch des Waſſers zu verſichern. Einige Rechtsgelehrte hägen, in Anſehung der Zeit, verſchiedene Meinungen; indeſſen ſind, wie *Bertrand* anmerkt, die Schwierigkeiten, welche denen, die Quell-Waſſer fänden, gemacht werden, der Land-Wirthſchaft ſehr nachtheilig; daher trifft man in manchen Ländern ein ſonderbares Gemiſche von Freyheit, die der Landes-Herr läßt, und von Zwang, der von den Gemeinheiten und von Vaſallen herrührt, an. „Als die Perſer noch Herren von „Aſien waren," ſchreibt *Montesquieu*: „erlaubten ſie „denen, welche Quell-Waſſer auf ſolche Ländereyen „hinführten, die niemahls gewäſſert waren, die Nutz„ung derſelben auf fünf Generationen. Weil auf „dem Gebirge Taurus eine Menge kleine Bäche ſind, „ſo ſpareten ſie keine Koſten, das Waſſer allenthal„ben hin zu leiten. Daher haben die Einwohner die„ſes weitläuftigen Landes heutiges Tages allenthal„ben, ohne zu wiſſen woher, in den Gärten und Fel„dern einen Vorrath von Waſſer."

16. Viele Beſitzer der Güter haben hier und da ein Stück Landes, welches ganz von ihren Nachbarn eingeſchloſſen iſt, und oft weit von dem Haupt-Gute entfernt liegt. Jedermann kennt den Nachtheil von ſolchen vertheilten Grundſtücken, und den Vortheil, den die National-Oekonomie davon haben würde, wenn man es durch Tauſch, Kauf, oder auf andere Weiſe, dahin bringen könnte, daß ein Jeder ſeine Grundſtücke in einem Zuſammenhange bey einander hätte. Je gröſſer die Schwierigkeiten einer ſolchen Einrichtung ſind, weil es hier auf eine Veränderung des Eigenthumes der Unterthanen ankommt, welche leicht Mißvergnügen nach ſich ziehen kann, deſto mehr Behutſamkeit hat der Geſetzgeber anzuwenden, die zum allgemeinen Beſten zielenden Abſichten auszuführen, und alle Schwierigkeiten zu heben.

17. Ich übergehe die für den Ackerbau ſo nützliche Aufhebung der überflüſſigen Feſt-Tage, die in vielen Ländern, und zuletzt im Oeſtreichiſchen, bewerkſtelliget worden iſt, und viele andere kleine Hülfsmittel zur Aufmunterung des Ackerbaues, welche von den

Local-Umſtänden, von den Gewohnheiten, von der Denkungs-Art des Landmannes in einer Nation, und von ihren Vorurtheilen für die alten hergebrachten Geſetze, herrühren.

18. Am meiſten werden endlich folgende drey Dinge helfen. Erſtens, der öffentliche Unterricht, welcher die Unwiſſenheit und eingewurzelten Vorurtheile aus dem Wege räumet, den Verſtand aufklärt, und nützliche Kenntniſſe verbreitet. Niemand kann dieſes beſſer thun, als die Land-Pfarrer, neben den ihnen obliegenden geiſtlichen Amts-Verrichtungen. Zweytens, die beſtändige Ausübung der höchſten Gewalt in Beſchützung des Eigenthumes und der Freyheit eines Jeden; und drittens, eine gute Regierung, wodurch das Vermögen des States und der Unterthanen vermehrt, und die einzige wahre Quelle des Reichthumes eines Landes ergiebiger gemacht wird.

9. Abſchnitt.

Gemählde, darin der gedachte Stat auf einer Seite ohne die Freyheit des Handels mit Lebens-Mitteln, und auf der andern mit derſelben, geſchildert wird.

Nachdem ich meine Gedanken über die Preis-Aufgabe bisher mitgetheilt habe, will ich nun ein doppeltes Gemählde des darin gemeinten States entwerfen, und ihn zuerſt mit allem Zwange der Verbothe, und hernach mit allen Vortheilen der Handels-Freyheit, vorſtellen.

Sagen Sie ſelbſt, hochzuehrende Mitglieder der oekonomiſchen Geſellſchaft, ob man ſich, der Lage nach, einen beſſern Stat wünſchen kann. Er iſt weitläuftig, liegt beyſammen, und hat theils von Natur, theils durch die Bemühung ſeiner Regenten, alle Bequemlichkeiten, die ihn reich, mächtig und furchtbar machen können. Allein der Handel mit den nöthigen Lebens-Mitteln iſt auf mancherley Weiſe eingeſchränkt, folglich lebt der Unterthan, ungeachtet aller Bequemlichkeiten, nicht in demjenigen Wohlſtande, der das groſſte Glück in einem jeden State iſt. Der Zwang nimmt dem Grundbeſitzer und dem Landmanne den Muth; daher wird die Land-Wirthſchaft eingeſchränkt, und derjenige Reichthum geſchmählert, welcher die Kraft

einer

einer Nation, die Stütze der Künſte und des übrigen Handels ausmacht, und die Bevölkerung vermehrt. Bedauernswürdiger Stat, darin die Cultur kaum mehr zureichend iſt, die Einwohner hinlänglich zu verſorgen! Bey den vorſichtigſten Verordnungen ſchwebt man, wegen des zu beſorgenden Mangels, in Furcht; und wenn gleich ein glückliches Jahr Ueberfluß liefert, ſo bleibt doch eine erkünſtelte Theurung, welche durch Aufkäufer und die ſogenannten guten Einrichtungen, zum Schaden aller Unterthanen und des Regenten unterhalten wird. Was hilft alsdann der Ueberfluß an Getreide und andern Lebens-Mitteln, wenn niemand das, was das Land nicht gebraucht, ausführen darf, ſondern es einen Raub der Inſecten werden laſſen muß? Bey dieſen Umſtänden iſt der Preis auſſerordentlich veränderlich, bald ſehr hoch, bald äuſſerſt niedrig. Dieſe Veränderlichkeit hat einen großen Einfluß auf den Hand-Lohn, auf alle Arbeiten der Induſtrie; und dadurch entſteht in der öffentlichen und Privat-Oekonomie eine beſtändige Verwirrung und eine allgemeine Noth. Dieſe Noth zieht den Verfall der Künſte und Handwerke nach ſich, hemmet die Bevölkerung, und unterdrückt ſogar die Liebe zum Vaterlande. Auf den ſchönſten und wohl unterhaltenen Heer-Straßen erblickt man, anſtatt der Wägen, die das Getreide von einer Provinz in die andere führen ſollten, Elende und Bettler, welche um Brod bitten, oder Haufen von Bauern und Manufacturiers, die davon gehen, entweder ihr Leben in Gefahren des Krieges dahin zu geben, oder um unter einem andern Himmel Arbeit und ein beſſeres Leben zu ſuchen. Was helfen alsdann die Heer-Straßen, was die ſchiffbaren Flüſſe? Sie ſind eine ſo überflüſſige Zierde des States, als die See-Häfen, die von wenigen Schiffen beſucht werden. Der fremde Schiffer zeigt in der Ferne mit Fingern auf das Land, wo der Handel durch Zwang und Einſchränkung gehemmet wird, und eilt mit vollen Segeln davon. Doch ich will mich nicht länger bey der Schilderung der traurigen Beſchaffenheit eines States, wo Zwang den Handel hemmet, aufhalten, ſondern eile vielmehr zu dem, wo die edle Freyheit ihn blühend macht.

Was für einen reizenden Anblick ſtellt dieſer dar! Wie lächeln ſeine Felder den Vorübergehenden an! Allenthalben ſieht man fruchtbare Bäume und nützliche Pflan-

zen. Die größten Gemeinheiten sind urbar gemacht, keine Handbreit Landes liegt ungenutzt. Sümpfe, Seen und tiefe Thäler sind ausgetrocknet. Die Saat-Felder stehen mit den natürlichen und künstlichen Wiesen in rechter Proportion. Die Heerden sind zahlreich, und dadurch werden die Aerndten, das Fleisch, Milchwerk und andere Lebens-Mittel wohlfeil. Der Ueberfluß scheint hier zu wohnen, und alle seine Reichthümer auszubreiten. Die Besitzer der Grundstücke und die Pächter sind zufrieden, sie stecken gern etwas in solche hinein, um einen desto größern Ertrag zu bewirken. Sie verdoppeln ihren Fleiß, weil die Gesetze ihnen den Vortheil davon versichern; die Gesetze, welche sie von dem Zwange befreyen, und ihnen durch einen langen Pacht ein bequemes Alter versprechen. Beyde gewinnen durch die Vortheile, welche aus dem immer mehr zunehmenden Ertrage entstehen. Bey diesen glücklichen Umständen bekommt ein Jeder Muth, sich zu verheurathen; das Land wird bevölkerter; jeder Einwohner hat sein Auskommen, und führt ein thätiges, tugendhaftes Leben, weil die Sitten durch den Unterricht verbessert, und die Menschen nutzbarer für die politische Gesellschaft gemacht werden. Eben so wird man über den Anblick der Städte und Flecken dieses States erstaunen. Wo man das Auge hinwendet, sieht man Künste, Manufacturen und Fabriken; ein Jeder nährt sich, und ist arbeitsam. Der Ueberfluß auf dem Lande macht, daß solcher auch in den Städten herrscht; die Freyheit der Ein- und Ausfuhre verursachet, daß die Preise der Lebens-Mittel immer in einer gewissen Gleichheit bleiben; und weil sie der Maßstab der Hand-Arbeit, des Lohnes, der Miethe ꝛc. sind, so bleiben diese auch gleichförmig. Die Einwohner fürchten weder Mangel noch Theurung, weil der Stat, vermittelst des freyen Handels, mit allen benachbarten und entlegenen Nationen in Verbindung steht. Eben dieser bringt auch die Manufacturen und Fabriken in Gang, befördert deren schleunigen und vortheilhaften Absatz, wodurch das Geld in geschwindern Umlauf kommt, und sowohl das öffentliche als Privat-Vermögen vermehrt, und der Zustand der Nation immer blühender gemacht wird.

Glücklicher Stat, und glückliche Einwohner! Das Meer macht die See-Häfen zu reichen Handels-Städten, und

Rücksicht genommen, damit die Armen auf alle nur ersinnliche Art Erleichterung bekommen. Jede Art der zum Verkauf gebrachten Waren hat seinen angewiesenen Bezirk, um alles desto leichter zu übersehen, und den Betrug zu vermeiden. Auf ähnliche Weise ist auch der Verkauf bey dem lebendigen Vieh eingerichtet, um das Einkaufen der ländlichen Lebens-Mittel auf alle nur mögliche Art den Bürgern bequem zu machen, die Theurung zu verhindern, und dem Schleichhandel nebst der Mäklerey Gränzen zu setzen. Ein gleiches wird bey den übrigen, zum öffentlichen Verkauf gebrachten Land-Producten, an Butter, Käse, frischen und trocknen Gemüsen, und andern Waren, genau beobachtet, um allen Mäklereyen und Betrügereyen gehörig vorzubauen. Wo man viele Mäkler, Aufkäufer, Mehlhändler, Butter- und Käse-Krämer in einer Stadt antrifft, da kann man sehr leicht schließen, wenn nicht besonders gute Aufsicht dabey beobachtet wird, daß der Ankauf von Lebens-Mitteln den Armen äusserst erschweret, daß die Theurung durch dergleichen Händler unterhalten, und daß der erhöhete Preis der Waren nicht sowohl der vermehrten Volks-Menge, als vielmehr der außerordentlichen Pfuscherey zu zuschreiben seyn werde. Man bemerkt dieses deutlich beym Obst-Handel. Alle Obst-Gärten werden bereits um Johannis von den Mäklern in Beschlag genommen, aufs höchste erpachtet, und das Obst einzeln wieder auf das theuerste verkauft. Kommt ja einiges auf den Markt, so wird es ebenfalls bald wieder aufgekauft, und in den Häusern einzeln vertrödelt. Wenn aber der Aufkauf auch nicht erfolgt, so findet sich doch eine besondere Art Menschen, die als Gelegenheitsmacher anzusehen sind. Diese Leute suchen sich sowohl Bekanntschaft bey dem Landmanne, als auch in den Häusern zu erwerben, von denen beyden sie Gewinn ziehen, und sind noch schädlicher, als die Aufkäufer selbst werden (*).

(*) Aber, wenn nun diese Pachter nicht sind, wenn dem Landmanne und den Gartenbesitzern das Obst überm Halse gelassen wird, was soll dann geschehen? Der Landmann kann es so wenig, als der Obst-Cultivateur, weder im Ganzen, noch im Einzelnen verkaufen. Ersterer hat dazu keine Zeit, und Lezterer ist mehrentheils gar nicht in der Lage, den Gewinnst

gesellen. Die Geistlichen hatten vor diesem dergleichen Auswürfe genug, und noch findet man hin und wieder ein Kreuz-Luft-Vögelein. Die Rechtsgelehrten haben ebenfalls ihre Brodfeinde, und Vor- und Nachardeiter. Kaufleute giebt es so viel als Menschen, und im weitläuftigen Verstande kann sich jedermann für einen Kaufmann halten, der mit den Waren seiner verschiedenen erworbenen Geschicklichkeit Gewerbe treibt.

Es wird dieser Eingang in Betracht der Ueberschrift sonderbar scheinen, da ich Bemerkungen aus guten polizeylichen Anstalten bey Verkaufung der Lebens-Mittel an Markt-Tagen anstellen will. Man wird aber bald sehen, daß die Pfuscher hier nur einen andern Nahmen führen, und Mäkler, Hausirer, Aufkäufer, u. s. w. heißen. Denn alle, die eine ihnen nicht zukommende Beschäftigung treiben, andern ihr Brod durch Eingriff und fremde Hantierung entwenden, und auf unrechtmäßige Weise schädlich sind; alle, die aus Faulheit, u. d. gl., Vortheile über andere zu gewinnen suchen, kann man insgesammt mit dem allgemeinen Nahmen der Pfuscher belegen. Solche Pfuscherey findet sich nun häufig bey dem öffentlichen Verkauf der Nahrungs-Mittel in den Städten, und an den Markt-Tagen vorzüglich, wodurch sowohl Käufer als Verkäufer sehr vielen Schaden leiden.

Die guten und wohl eingerichteten polizeylichen Anstalten verstatten nicht, daß an Markt-Tagen Aufkäufer verschiedener Art seyn dürfen. Jedermann soll die Freyheit haben, seine Bedürfnisse ohne einigen Zwang, oder Ueberbiethung der Aufkäufer, zu erhandeln. Der Land-Mann muß nicht nach Beschaffenheit der Jahrszeit, des Gewinnstes vom Lande und des Viehstandes, nach seiner Willkür, auf seine zum Verkauf eingebrachten Waren aufschlagen können.

In den Städten der Ober-Lausitz, und andern, wo gute Verfassung ist, dürfen Bäcker und Mehlhändler, Kornhändler, und andere Personen, vor einer gewissen festgesetzten Stunde, oder bis das, Jedermann bekannte Kennzeichen der Freyheit eingezogen oder abgenommen worden, keine Getreidearten erkaufen; auch darf es nicht vor der Zeit, ohne besondere Ursachen, eingesetzt, oder zum künftigen Verkauf in Verwahrung gegeben werden. Es wird auch, in Ansehung der Güte der Waren, darauf Rück-

Rückſicht genommen, damit die Armen auf alle nur erſinnliche Art Erleichterung bekommen. Jede Art der zum Verkauf gebrachten Waren hat ſeinen angewieſenen Bezirk, um alles deſto leichter zu überſehen, und den Betrug zu vermeiden. Auf ähnliche Weiſe iſt auch der Verkauf bey dem lebendigen Vieh eingerichtet, um das Einkaufen der ländlichen Lebens-Mittel auf alle nur mögliche Art den Bürgern bequem zu machen, die Theurung zu verhindern, und dem Schleichhandel nebſt der Mäklerey Gränzen zu ſetzen. Ein gleiches wird bey den übrigen, zum öffentlichen Verkauf gebrachten Land-Producten, an Butter, Käſe, friſchen und trocknen Gemüſen, und andern Waren, genau beobachtet, um allen Mäklereyen und Betrügereyen gehörig vorzubauen. Wo man viele Mäkler, Aufkäufer, Mehlhändler, Butter- und Käſe-Krämer in einer Stadt antrifft, da kann man ſehr leicht ſchließen, wenn nicht beſonders gute Aufſicht dabey beobachtet wird, daß der Ankauf von Lebens-Mitteln den Armen äuſſerſt erſchweret, daß die Theurung durch dergleichen Händler unterhalten, und daß der erhöhete Preis der Waren nicht ſowohl der vermehrten Volks-Menge, als vielmehr der außerordentlichen Pfuſcherey zu zuſchreiben ſeyn werde. Man bemerkt dieſes deutlich beym Obſt-Handel. Alle Obſt-Gärten werden bereits um Johannis von den Mäklern in Beſchlag genommen, aufs höchſte erpachtet, und das Obſt einzeln wieder auf das theuerſte verkauft. Kommt ja einiges auf den Markt, ſo wird es ebenfalls bald wieder aufgekauft, und in den Häuſern einzeln vertrödelt. Wenn aber der Aufkauf auch nicht erfolgt, ſo findet ſich doch eine beſondere Art Menſchen, die als Gelegenheitsmacher anzuſehen ſind. Dieſe Leute ſuchen ſich ſowohl Bekanntſchaft bey dem Landmanne, als auch in den Häuſern zu erwerben, von denen beyden ſie Gewinn ziehen, und ſind noch ſchädlicher, als die Aufkäufer ſelbſt werden (*).

(*) Aber, wenn nun dieſe Pachter nicht ſind, wenn dem Landmanne und den Gartenbeſitzern das Obſt überm Halſe gelaſſen wird, was ſoll dann geſchehen? Der Landmann kann es ſo wenig, als der Obſt-Cultivateur, weder im Ganzen, noch im Einzelnen verkaufen. Erſterer hat dazu keine Zeit, und Lezterer iſt mehrentheils gar nicht in der Lage, den Gewinnſt

Der Landmann sagt: ich befinde mich izt wohl, alles gilt, was ich zu Markte bringe, und ich werde es sehr leicht los. Wenn man aber dabey aufmerksam ist, und oft genug den größten Ueberfluß an den Markt-Tagen bemerkt, so wird man doch finden, daß es der Bürger immer noch theurer bezahlen muß, als es eigentlich nach der Menge seyn sollte. Denn sehr viele der Landleute handeln nicht selbst mit ihren zum Verkauf gebrachten Waren, sondern sie haben ihre Unterhändler, denen es der Käufer sehr häufig abnehmen muß. Ich darf nicht erst den Getreide-Handel in Erwegung bringen, mit dem auf die erwähnte Art genug Handel getrieben wird. Der Landmann wendet sich an dergleichen Personen, und diese haben wieder ihre Bestellung. Würde es nicht zuträglicher seyn, wenn es auf freyem Markte erkaufet werden könnte? (*)

Mit Erkaufung des zum Markte gebrachten Viehes hat es eine gleiche Beschaffenheit. Die sogenannten Hausschlächter sind so eingerichtet, daß der Landmann und der Bürger sich an dieselben zu verwenden genöthigt sieht, wenn er etwas erkaufen will (**). So ist es auch mit den vielerley Arten Federvieh, da sogleich Weiber vorhanden sind, die es den Bauerfrauen abnehmen, in den Häusern zum

winnst durch Verkauf aus seinem Obstbaue zu ziehen. Obst-Handel und Obst-Pacht sind daher äußerst nöthige Geschäfte im gemeinen Wesen; zumahl da dieses Producte sind, die weder aufgeschüttet, noch sonst auf Speculation erhalten werden können, und gleichwohl dem Leben und der Gesundheit der Menschen so sehr zuträglich werden. Diese Obst-Pächter weggenommen, so hat es mit dem ganzen Obstbaue sogleich eine Endschaft. T.

(*) Und wenn nun, wie es täglich geschieht, das Getreide auf dem Markte nicht abgeht? welches der Fall in allen Städten ist, wo kein angelegter Korn-Handel Statt hat. Mit dem Korn ist eigentlich keine Mäklerey, außer was die Mehlhändler thun; und auch diese müssen des Armuths wegen seyn. Aber, das Aufschütten des Getreides und das Anlegen der Vorräthe sind Anstalten, die fürs gemeine Wesen von äusserster Wichtigkeit werden. T.

(**) Und eben diesen Hausschlächtern trägt es doch der Bürger selbst auf, ihm ein Stück einzukaufen, und zu schlachten, weil er es selbst weder versteht, noch sich beschäftigen will. Das sind also seine Bevollmächtigten im Kaufe, nicht aber Aufkäufer. T.

zum Verkauf herum, und ihre Pfuscherey damit treiben. Ist man ja so glücklich, entweder von einem geizigen Landmanne etwas zu erhandeln, so muß man es gleichfalls theuer bezahlen, oder man erhält das schlechteste, welches dergleichen Trödler nicht haben mögen (*). Bey dem zum Verkauf gebrachten geräucherten Fleisch und Schinken, sieht man mit Verwunderung, wenn dasselbe zur Wage gebracht wird, wie es dem Landmanne aus den Händen genommen wird, da es denn immer heißt: es ist bereits bestellt. Aber die Mäkler stehen schon zur Hand. Bringt eine halbwege in guten Umständen sich befindende Bauer-Frau Butter, Käse, Eyer, Tauben, trocknes Obst und andere Zugemüse zum Markte, so hat sie schon ihre Weiber, denen sie ihre Waren übergiebt, von welchen man sie wieder abkaufen muß; oder die Mäkler und kleinen Abnehmer sind bey der Hand, und tragen die Waren in den Häusern herum, oder sie haben wieder ihren Zusammenhang mit den Köchinnen. Jeder sucht seinen Vortheil zu ziehen, wodurch Herrschaften und Bürger leiden müssen (**).

Die nähmliche Bewandtniß hat es mit den sogenannten Kraut-Waren, die doch in unsern Gegenden in größtem Ueberfluß gewonnen werden, die wir auch in sehr wohlfeilem Preise erkaufen könnten. Man sehe aber an Markt-Tagen, wie die Aufkäufer die ersten sind, die die besten und mehresten Waren, oft um geringen Preis erhandeln, und dem Landmanne in ihre Orte zutragen. Dadurch

(*) Das eigentliche Aufkaufen der Producte auf den Dörfern wird freylich nicht gestattet; aber dem Landmanne zu verwehren, daß er seine Erzeugnisse so hoch, als er kann, ins Geld setzt, das ist allerdings bedenklich, zumahl da der Handel mit vielen Dingen nach dem Auslande noch die einzige Stütze ist, die ihn erhält und von der höchsten Landes-Obrigkeit mit vieler Stats-Klugheit geduldet wird. T.

(**) Aber an wem liegt hierbey die Schuld? an Herrschaften, oder an den Bauerweibern? Wie? wenn erstere, Frau und Magd, ihre Weiber an der Hand haben, welche sie mit Fleiß ausschicken, ihnen die Victualien auf dem Markte und auf Dörfern einzukaufen? da sind die Abgeordneten keine Aufkäufer und Trödelweiber mehr, sondern Leute, die im habenden Auftrag kaufen. Und das ist der Fall bey vielen Häusern. T.

Daß und warum das Hausirengehen mit Victualien, außer besondern Umständen nicht zu verbiethen seyn, siehe im XXII Th., S. 490, fgg.

Unter den zur Beförderung der Wohlfeilheit der Lebens-Mittel in verschiedenen Ländern ergangenen obrigkeitlichen Verordnungen, zeichnen sich folgende Vorschriften und Fingerzeige zur zweckmäßigen Beförderung der Wohlfeilheit der Lebens-Mittel, von dem weisen Gesetzgeber, Kaiser Leopold II, im J. 1791, vorzüglich aus:

So sehr Ich von der Nothwendigkeit überzeugt bin, die durch einen ungünstigen Zusammenfluß von Umständen, und allerdings auch zu sehr erweiterte Begriffe von Freyheit in Unordnung gerathene Polizey der Lebens-Mittel nach und nach wieder herzustellen, so sehr bin Ich ebenfalls überzeugt, daß diese Polizey, wenn sie in untauglichen Anordnungen besteht, an statt den heilsamen Zweck der öffentlichen Verwaltung zu erhalten, zulezt denjenigen selbst zum Nachtheil gereichen würde, denen dadurch Erleichterung verschafft werden sollte.

Ich will daher der Kanzley Meine Gesinnung deutlich erklären, und den Grundsatz bestimmen, nach welchem sie bey diesem wichtigen Gegenstande vorzugehen hat.

Es handelt sich aber gegenwärtig nicht um Lebens-Mittel, welchen eine Preis-Bestimmung zu geben, sondern um diejenigen, bey denen die zureichende Menge und der Mittel-Preis hauptsächlich von der beförderten Zufuhr erwartet werden muß. Als die Grundlage aller

auch für die Unwirthschaftlichen im gemeinen Leben, die im Großen nicht kaufen können, oder nicht wollen. Die Kleinkäufer werden aber dadurch reich, weil aller Klein-Handel nicht kann überlegen werden, und gemeiniglich Pfennig auf Pfennig abwirft, welches man bey allen Krämereyen mehr als zu richtig erweisen, zum Theil aber auch entschuldigen kann. T.

aller hierher einschlagenden Vorkehrungen muß angenommen werden:

1. daß zwar Ordnung, aber nicht Zwang herrsche;
2. daß das flache Land nicht, als wäre solches der Haupt-Stadt zinsbar, behandelt;
3. daß für das Eigenthum des Erzielers durchaus Achtung getragen werden muß.

Hieraus folgt, daß die Markt-Verordnungen für die Stadt nicht außerhalb der Linien sich erstrecken sollen; daß kein Markt-Gesetz auf den Erzieler unmittelbar gerichtet seyn könne, und demselben, als solchem, in seinem Verkaufe keine Hinderniß gelegt werden soll. Auf der andern Seite hingegen würde es unbillig seyn, die Haupt-Stadt in einer solchen Abhängigkeit von dem offenen Lande zu lassen, daß es ihr nicht erlaubt seyn sollte, zum Besten ihrer zahlreichen Bewohner Vorsehungen zu treffen, welche denselben die unentbehrlichsten Lebens-Mittel um einen ihren Erwerbungs-Umständen angemessenen Preis versichern.

Da dem flachen Lande und dem Erzieler frey steht, seine Waren der Stadt zu zuführen, oder mit denselben wegzubleiben, so verletzt es das Eigenthum des Erzielers nicht, wenn die Markt-Ordnung zur Herstellung des Gleichgewichts gewisse Bedingnisse vorschreibt, unter denen ihm der Vortheil des Verkaufs in der Stadt zugestanden wird. Eben so wird dem Eigenthum der Erzieler nicht zu nahe getreten, wenn den Stadt-Gewerben, die nicht erzielen, Vorschriften ertheilt werden, damit den Stadt-Bewohnern der Vortheil des Ankaufs aus der ersten Hand nicht entrissen werde; und es wäre ungerecht, solche Vorschriften mit der verhaßten Benennung eines Zwangs zu belegen, da sie nur die nöthige Ordnung zur Absicht haben.

Dieses vorausgesetzt, wird die Markt-Ordnung einfach und kurz seyn können; ihre Gegenstände sind Ermunterung der unmittelbaren Zufuhr, mithin Hinderung des Vorkaufs, und Aufsicht auf die mit Lebens-Mitteln Handel treibenden Stadt-Gewerbe.

Die Zufuhr wird ermuntert, wenn die Marktbefahrenden, auf dem Markte selbst keinem Zwange unterliegen, keinen Plackereyen preis gegeben sind, und

wenn

wenn ſie eine größere Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes vor ſich haben.

Die Verordnungen von dieſer Seite ſind alſo zureichend, wenn eigene Markt-Tage beſtimmt, die Markt-Befahrenden an beſtimmte Plätze angewieſen, auch verhalten werden, die Ware, mit welcher ſie an einem Markt-Tage zu Markte kommen wollen, wirklich und ganz zum Verkaufe auszuſetzen.

Auſſer dieſem muß es jedem Marktbefahrenden frey ſtehen, ſeine Feilſchaften wie, und an wen immer zu verkaufen, mit dem nicht verkauften Ueberreſte nach Hauſe zu kehren, oder ſolchen, wo er will, inzwiſchen einzuſetzen, auch insbeſondre an Händler zu überlaſſen.

Das Leztere iſt erforderlich, um den Marktbefahrenden eine größere Wahrſcheinlichkeit des Abſatzes zu zeigen, ohne die er ſonſt weniger zu Markte zu bringen bewogen ſeyn dürfte. Aus dieſer Urſache muß auch den Gewerbtreibenden erlaubt ſeyn, die Markt-Ueberreſte an ſich zu bringen, und zu dieſem Ende nach Verſchiedenheit der Ware, die Stunde beſtimmt werden, zu welcher den Gewerbsleuten auf den Markt-Plätzen zu erſcheinen geſtattet iſt.

Die Beförderung der unmittelbaren Zufuhr enthält in ſich bereits die Ausſchließung der zweyten Hand-Händler, als welche ihr Gewerbe nicht anders, als mit Vorkauf, treiben können.

Damit aber der Begriff des Vorkaufs nicht zu weit ausgedehnt werde, ſo muß darunter nichts anders verſtanden ſeyn, als der Ankauf der Feilſchaften, welche, wenn ſie nicht abgekauft würden, auf dem Markte erſchienen wären. Dieſer Vorkauf, der den Vortheil der Markt-Tage ganz vereitelt, muß gehindert werden. Er wird unter Weges, oder auf dem Markt-Plaze ſelbſt, und zwar nur von Händlern und Gewerbsleuten ausgeübet.

Um den Vorkauf unter Weges zu hindern, muß derſelbe unnüz gemacht werden, dadurch: daß den zweyten Händlern und Geberbtreibenden der Verkauf auf dem Markte unterſaget ſey. Vereinigt ſich mit dieſem Verbothe eine wohlgeordnete Aufſicht auf die Stadt-Gewerbe, ſo läßt ſich immer eine gute Wirkung erwarten,

ten, wenn gleich dadurch nicht Alles geleistet ist. Daher die gegen den Vorkauf der Körner insbesondere verhängte Bestrafung, aber nicht als ein Theil der Markt-Ordnung von Wien, sondern als ein allgemeines Provinzial-Gesetz gegen die Markt-Beeinträchtigungen, zu Hülfe gerufen werden kann.

Der Vorkauf auf den Markt-Plätzen selbst muß den Gewerbtreibenden von was immer für einer Eigenschaft untersagt seyn, bey Confiscation auf wiederhohlte Uebertretung. Zu desto sicherer Handhabung dieses Verboths wird es nützlich seyn, nach dem Beyspiel anderer Länder, den Gewerbtreibenden bey Strafe die Erscheinung auf dem Markte vor der zu ihrem Ankauf anberaumten Zeit zu untersagen.

Die Aufsicht auf die Stadt-Gewerbe zerfällt in zwey Theile: damit sie durch ihren Ankauf die Zufuhr der Märkte nicht vermindern, und durch ihre Menge nicht eine Theurung erzwingen.

Die Stadt-Gewerbe, von denen hier die Rede ist, sind von dreyfacher Art: solche, welche dem angekauften Materiale, um es genießbar zu machen, eine andere Gestalt geben, das sind Müller und Bäcker, welche auch aus dem Grunde auf den Märkten zu kaufen zu verhalten sind, weil der Markt-Preis das Regulativ ihrer Taxe wird. Eine zweyte Gattung von Gewerben hält ordentliche so genannte Gewölber oder Hütten, und Waren-Vorrath mit einer beträchtlichen Voraus-lage; diese sind zu dem Ankauf ihres Vorraths außer dem Umfang anzuweisen, von welchen die Märkte gewöhnlich befahren werden. Das sind die vier Meilen im Umkreise für Wien. Bey diesen Gewerben ist die Menge nicht leicht nachtheilig. Aber sie ist desto bedenklicher bey der dritten Gattung, die unter dem Nahmen der Ablöser bekannt ist. Diese Gattung treibt ihr Gewerbe hauptsächlich mit Vorkauf unter Weges, oder auf den Märkten. Ihre Feilschaften sind größtentheils Bedürfnisse der Volks-Classen, deren Verzehrung eine ungefähr bestimmte Größe hat, welche also nothwendig vertheuert werden, wenn von dem dabey zufallenden Gewinn zu viele Familien ihren Unterhalt finden müssen.

Noch eine Betrachtung kann der öffentlichen Aufsicht nicht gleichgültig seyn. Diese Gattung artet so leicht zu einer Pflanzschule des Müßigganges aus, wodurch den Beschäftigungen brauchbare Hände entzogen und häufige Unordnungen herbeygeführt werden. Weil aber diese Art von Kleinverkauf zum Bedürfnisse des gemeinen Volkes nöthig ist, so muß die nöthige Anzahl beybehalten, und gleichwohl die zu große Menge, und dadurch alles Ueble gehindert werden, was sonst unzertrennlich damit verbunden ist. Vielleicht daß diese Absicht am füglichsten erreicht werden könnte, wenn das Ablösung-Gewerbe auf Ständel, die an beständige Plätze gebunden sind, beschränkt, ihre Anzahl nach dem Lokal-Erforderniß und mit Rücksicht auf die Freyhaltung der Straßen bestimmt, das Befugniß zu solchen Ständeln aber nur an Leute von einem gewissen Alter, zur Erleichterung ihres Unterhalts, vertheilt, dadurch auch der allgemeinen Versorgung-Anstalt gewissermaßen zu Hülfe gekommen würde.

Wien, d. 9 Aug. 1791.

Leopold.

Königl. Preußische Verordnung, die Wohlfeilheit und Anschaffung der Lebens-Mittel betreffend, d. d. Bayreuth, d. 23 Jan. 1793.

Von Gottes Gnaden, Friedrich Wilhelm, König von Preußen ꝛc. ꝛc. Wir haben mit großem Mißfallen bemerkt, daß in einigen Landstädten Unsers untergebirgischen Fürstenthums die Brod-Taxe auf eine unverhältnißmäßige Art erhöhet worden sey. Vorfälle dieser Art sind meistens Beweise des Mangels an derjenigen Polizey-Aufsicht, die die Unter-Beamten und Stadt-Räthe am besten beobachten können, und die ihnen größtentheils zur vorzüglichen Pflicht gemacht ist. Denn a) die Ordnung und Strenge der Eintreibung der herrschaftlichen Gefälle, b) die Wachsamkeit über die landesherrlichen Befugnisse, c) die Auseinandersetzung rechtlicher Streitigkeiten machen nur

einen Theil der Incumbenz und Handlungen eines gewissenhaften Beamten aus. Auf ihm ruhet vorzüglich d) die Aufsicht und die Beförderung des Wohls der Unterthanen, und wenn er hierunter sich nachlässig bezeigt, so gewähren alle seine übrigen Beamten-Kenntnisse Uns und dem Lande wenig Nutzen. Wir allerhöchst unmittelbar wollen, daß e) in alle Puncte eingegangen werde, die auf die Erleichterung und Verbesserung des Schicksals Unserer Unterthanen Bezug haben, und daß Beamte, Magistrate und andere Unterstellen bis zu dem Grad hierüber wachen, daß sie f) dasjenige, was dem Wohl des Landes entgegen ist, so weit sie können, sogleich abstellen, bey wichtigern Vorfällen aber bey Unserer Regierung dahier gutächtlich anfragen. Insbesondre muß zu Abwendung einer Theurung auf die Preise des Getreides und anderer nöthiger Lebens-Bedürfnisse alle Aufmerksamkeit ununterbrochen gerichtet werden. Und, da Ihr, aufs genaueste bekannt mit dem Lokal der Euch anvertraueten Amts-Hauptmannschaft, am sichersten ermäßigen könnt, worin die Ursachen der Veränderung der Preise in dem Euch untergeordneten Districte liegen, und welche Mittel zu ergreifen seyn, um der Steigerung der Preise vorzubeugen, oder selbiger abzuhelfen: so erachten Wir für nöthig, daß vor der Hand alle Wochen, oder wenigstens, so oft eine Veränderung vorgeht, die Getreide-Preise, Brod-, Fleisch- und Bier-Taxen von den Unterstellen an Euch eingeschickt, und bey einreissendem Mangel von Euch schleunigst Berichte, welche sich über die Quellen desselben ausbreiten, und Vorschläge zu deren Verstopfung enthalten, an Unsere Regierung dahier erstattet werde. Diese Unsere allerhöchsten Gesinnungen, welche Wir zum Theil immediate in einer Verfügung vom 30sten des laufenden Monaths Unserer Regierung dahier eröffnet, habt Ihr ehemöglichst allen Euch subordinirten Beamten, Stadt-Räthen und übrigen Unterstellen umständlich und mit dem ausdrücklichen Anhang zu erkennen zu geben, daß diejenigen, welche zur Erreichung Unserer auf den steten Wohlstand Unserer getreuen Unterthanen gehenden Absichten sich eifrigst und überhaupt wohlthätig für den ihnen anvertraueten District bezeigen, sich Unserer Gnade

und

und Aufmerksamkeit zu versichern haben, wogegen wider die Säumigen mit aller Strenge verfahren und der Fiscal excitirt werden wird.

Bayreuth, den 23sten Jan. 1793.

Königl. Preuß. Regierung.

Im allgemeinen Landrecht für die preuß. Staten, Th. II, Tit. 20, §. 722 — 725, ist, in Ansehung der Vorbauungsmittel körperlicher Verletzungen bey Nahrungs-Mitteln und Getränken, Folgendes verordnet:

§. 722. Niemand soll Nahrungsmittel oder Getränke, die, nach ihrer Beschaffenheit, der Gesundheit nachtheilig sind, bey Vermeidung nachdrücklicher Geld- oder Leibes-Strafe, wissentlich verkaufen, oder Andern zu ihrem Gebrauche mittheilen.

§. 723. Wer dergleichen Lebensmittel auf eine der Gesundheit nachtheilige Weise verfälscht, mit schädlichen Materialien vermischt, besonders aber sich der Bleymittel bey Getränken bedient, soll, nach Bewandtniß der Umstände, und der daraus für die Gesundheit entstandenen Gefahr, mit ein- bis dreyjähriger Zuchthaus- oder Festungs-Strafe belegt werden.

§. 724. Ausser der Strafe, werden diejenigen, welche sich des wissentlichen Verkaufs verdorbener oder mit schädlichen Zusätzen vermischter Nahrungs-Mittel schuldig machen, des Rechts, das gemißbrauchte Gewerbe ferner zu treiben, auf immer verlustig.

§. 725. Der befundene Vorrath solcher Nahrungs-Mittel soll, wenn er keiner Verbesserung fähig ist, sofort vernichtet, sonst aber eingezogen, auf Kosten des Uebertreters in tauglichen Stand gesetzt, und zum Besten der Armen verwendet werden.

Lebens-Ordnung, die Ordnung in dem Gebrauche ſolcher Dinge, welche zur Erhaltung des natürlichen Lebens gereichen; mit einem fremden Kunſt-Worte, die Diät; L. Diaeta; Fr. Diète, Regime de vivre. Die Wiſſenſchaft, worin die Regeln enthalten ſind, wie man ſich geſund erhalten und vor Krankheiten hüten ſoll, und welche einen beſondern Theil der Arzney-Wiſſenſchaft ausmacht, wird Diaetetica, die Diätetik, genannt.

Zur Entſtehung einer Krankheit gehören nicht allein gewiſſe Umſtände, die im Körper ſelbſt verborgen liegen, und ihn dazu geſchickt machen, ſondern auch ſolche, die ſich zum Theil auſſer ihm befinden, und zu wirklichen Krankheiten Gelegenheit geben können. Jene ſind bey den Aerzten unter dem Nahmen der vorhergehenden oder disponirenden, dieſe unter der Benennung der gelegentlichen Urſachen bekannt. Jedes Alter der Menſchen hat eine Fähigkeit zu gewiſſen eigenthümlichen Unordnungen in der Natur. Es giebt daher beſondere Krankheiten der Kinder, der Jugend, der Erwachſenen, der Alten und abgelebten Perſonen. Eben dieſes läßt ſich von den unterſchiedenen Geſchlechtern behaupten. Wer weis nicht, wie vielen Zufällen das ſchöne Geſchlecht unterworfen iſt, von welchen das unſrige nichts zu befürchten hat! Die beſondere, ſowohl natürliche, als erbliche Leibes-Beſchaffenheit jedes fetten oder magern, ſtarken oder ſchwachen, geſund gebornen oder von kranken Aeltern erzeugten Menſchen, und die unterſchiedenen Temperamente, können von den disponirenden Urſachen eben ſo wenig ausgeſchloſſen werden, als die Gewohnheit, die Lebens-Art, und die beſondere Beſchaffenheit mancher Körper, die in den Schulen der Aerzte Idioſynkraſie heißt. Alle dergleichen vorhergehende Urſachen aber, die unſere Natur ſelbſt ausmachen, und deswegen natürliche Urſachen genannt wer-

werden, können, an ſich allein betrachtet, auch keine wirkliche Krankheiten hervor bringen; ſie machen, zuſammengenommen, bloß eine gewiſſe, jedem Körper einverleibte Beſchaffenheit aus, vermittelſt welcher dieſer geneigt wird, bey vorfallenden Gelegenheiten, in dieſe oder jene Krankheit zu fallen. Es müſſen alſo immer noch gelegentliche Urſachen hinzu kommen, welche aus den beſondern Fähigkeiten zu gewiſſen Uebeln wirkliche Krankheiten hervorbringen können. Je geringer die Diſpoſition eines Körpers zu Krankheiten iſt, deſto mehr gelegentliche Urſachen müſſen, zur Entſtehung derſelben, ſich vereinigen. Hierin liegt ein unwiderſprechlicher Grund von der gewöhnlichen Erfahrung: daß mancher Menſch, ohne Nachtheil ſeiner Geſundheit, vieles thun kann, was ein anderer nicht wagen dürfte, ohne in wichtige Krankheiten zu fallen.

Die gelegentlichen Urſachen ſind zwar zur Erhaltung unſerer Natur unentbehrlich, ſie gehören aber nicht unmittelbar zu derſelben. Aus dieſem Grunde werden ſie auch nicht-natürliche Urſachen von Krankheiten genannt. Man ſucht ſie: in der Luft, in den Nahrungs-Mitteln, oder in den Speiſen und Getränken, in der Bewegung und Ruhe, im Schlafen und Wachen, in den natürlichen Ausführungen oder in Verhaltung des Ueberflüſſigen, und in den Gemüths-Bewegungen oder Leidenſchaften. Aus dieſen ſechs Quellen gelegentlicher Urſachen, woraus alle Regeln der Lebens-Ordnung geſchöpft werden müſſen, fließen Geſundheit und Krankheit. Der Tod ſelbſt liegt in ihnen ſo gewiß, als das Leben, verborgen. Die Anwendung allein, oder der Gebrauch dieſer ſogenannten ſechs nicht-natürlichen Dinge (Res non-naturales) beſtimmt den Vortheil oder den Schaden, den wir davon zu erwarten haben.

Die bloße Disposition des Körpers zu dieser oder jener Krankheit, macht eben so wenig eine wirkliche Krankheit aus, als die gelegentlichen Ursachen solche hervorbringen können, wenn nicht schon eine vorzügliche Fähigkeit dazu im Körper liegt. Alle Menschen sind, vermöge ihres Alters, Geschlechtes, ihrer Leibes-Beschaffenheit, ihres Temperamentes, ihrer Gewohnheiten, ihrer Lebens-Art, u. s. w. zu einigen Krankheiten, besonders geneigt. Die Disposition dazu können sie sich nicht benehmen: sie liegt in ihrer Natur selbst. Das Alter, Geschlecht, die Leibes-Beschaffenheit ꝛc. lassen sich zwar auf eine Zeitlang verbergen, aber nicht verändern. Wenn Corinne ihren 20sten Geburts-Tag 10 Jahr hinter einander feyert, um nicht so früh an den Zeitpunct zu kommen, der den ledigen Schönen so viele geheime Seufzer ablockt; wenn Cassandra ihren zarten Körper und ihr Geschlecht noch so tief hinter Helm und Panzer verbirgt: so ist dies doch allemahl nur ein Blendwerk, wodurch bloß gefällige Liebhaber oder blödsichtige Augen hintergangen werden. Die Natur spottet sowohl der Corinne, wenn sie ihr einen Stillstand ankündigt, oder dem Alter Trotz biethet, als der Cassandra, wenn sie mit ihren zarten Gliedern die Thaten eines Helden auszuüben gedenkt. Wider ihren Willen wird Corinne täglich älter, und Cassandra unter der Last des Panzers täglich kraftloser. Die Neigung zu allen Krankheiten ihres Alters und Geschlechtes bleibt unverändert; und es ist thöricht, solche sich selbst abläugnen zu wollen. Allein, es ist etwas in unserer Gewalt, wodurch wir verhindern können, daß unsere natürliche Anlage zu körperlichen Uebeln nicht in wirkliche Krankheiten übergeht. Ein vernünftiger Gebrauch der sechs nicht-natürlichen Dinge, die unserer Willkür überlassen sind, kann, wenn wir gewaltsame Fälle ausnehmen, allen Gefahren vor-

vorbauen, die unserer Gesundheit oder unserm Leben drohen.

Wer einen Feind mit glücklichem Erfolge bestreiten will, muß vorher seine eigene Stärke und Schwäche untersuchen, hernach aber bemüht seyn, sowohl seinen Feind selbst, als alle Vortheile, die er wider uns brauchen kann, genau kennen zu lernen. Eben so muß ein Mensch, der gesund bleiben will, erst sich selbst und die Beschaffenheit seiner Natur, hernach die äussern Gelegenheiten, die ihn im Besitz des edelsten Schatzes, oder seiner Gesundheit stören können, auf das sorgfältigste ausforschen.

Es ist so wenig möglich, ohne Luft und Nahrungs-Mittel, als ohne gehörige Abführungen des Ueberflusses, zu leben. Abwechselnde Bewegungen und Ruhe, eine geschäftige Munterkeit und ein darauf folgender wohlthätiger Schlaf, sind zu unserer Dauer unentbehrlich. Ohne Leidenschaften würde der Mensch eine belebte Statüe, ohne den Gebrauch seiner Seelen-Kräfte unter das Vieh erniedrigt, ohne Bedeckung und Kleidung den Wilden ähnlich, und unter unserm Himmelsstriche in täglicher Lebens-Gefahr seyn. Indessen liegt in dem verkehrten Gebrauche aller dieser Vortheile der vorzüglichste Grund, aus welchem die meisten Hinfälligkeiten der menschlichen Natur hergeleitet werden müssen. In dem vernünftigen Gebrauche der sechs nicht-natürlichen Dinge, besteht die Lebens-Ordnung oder Diät. Eine weitläuftige Wissenschaft, die uns lehrt, allen Krankheiten, wozu die natürlichen Ursachen derselben geschickt machen, auszuweichen! Eine gänzliche Unwissenheit oder muthwillige Verachtung einer Kenntniß, die mit der Erhaltung unserer Gesundheit und der Verlängerung unsers Lebens in so genauer Verbindung steht, wäre unverzeihlich.

Die Urſache, warum man gemeiniglich die Vorſchriften einer guten Lebens-Ordnung weniger achtet, als ſie verdienen, liegt zum Theil mit in den ſo mannigfaltigen Abweichungen der Körper von einander, daß daher von Vielen mehrere Ausſchweifungen, ohne Nachtheil der Geſundheit, ertragen werden. Denn das verſchiedene Verhältniß der feſten zu den flüſſigen Theilen, die Stärke und Beweglichkeit, die Empfindlichkeit, Schwäche des Nerven-Syſtemes und der Muskeln, verurſachet, daß allgemein paſſende Regeln ſich nicht füglich geben laſſen. Hier muß Aufmerkſamkeit und eigene Erfahrung beſtimmen, wie man ſich am beſten verhalten ſolle. Unnöthig ſind alſo jene allgemeine Fragen: ob dieſes oder jenes nützlich oder ſchädlich ſey? Es kann beydes Statt finden, nach der Verſchiedenheit des Körpers. Indeſſen giebt es doch gewiſſe allgemeine Grund-Lehren der Diätetik, welche aus der Erfahrung gezogen und durch theoretiſche Gründe unterſtützet werden.

Ich werde zuerſt einige allgemeine Regeln von der Lebens-Ordnung, und ſodann das Nöthigſte von demjenigen, was ein vernünftiger Menſch, in Anſehung 1. der Luft, und der Bedeckungen dawider; 2. der Nahrungs-Mittel, oder der Speiſen und Getränke; 3. der Bewegungen des Leibes und der Ruhe; 4. des Schlafens und Wachens; 5. der Leidenſchaften; und 6. der Ausleerungen, zu beobachten hat, anführen, von jedem dieſer Stücke aber ausführlicher an ſeinem gehörigen Orte handeln.

Allgemeine Grund-Lehren oder Regeln.

Man ſey für ſeine Geſundheit nicht zu beſorgt; aber auch nicht zu kühn und unachtſam. Alles Uebermäßige iſt ſchädlich. Man trotze oder poche nicht auf ſeine Geſundheit und Stärke. Hat man einen Fehler gegen die Regeln der Geſundheit begangen, ſo verbeſſere

bessere man ihn sogleich durch ein entgegengesetztes Betragen.

Wer sich übereſſen hat, der faste. Wer sich verkältet hat, der wärme sich. Wer zu viel Wein getrunken hat, der trinke Wasser. Wer Verdruß hat, der suche sich zu ermuntern, u. s. w.

Man hüte sich vor bösen Gewohnheiten, weil sie immer stärker zunehmen, und dadurch schaden. Man sieht dieses am Tobakschnupfen, an Säufern, an Zornigen, u. s. w.

Bewegung, Mäßigkeit und Gemüths-Ruhe, sind die drey Haupt-Mittel ein hohes Alter zu erlangen. Daher findet man unter Landleuten die ältesten.

1. In Ansehung der Luft, und der Bedeckungen dawider.

Gehe in jede Luft, damit du sie ertragen lernest. Trockne und kalte ist die gesundeste; heiße schwächt; feuchte und kalte steckt an, und verderbt die Säfte. Ist die Luft eiskalt, so verwahre die äusserſten Glieder, und halte dich in Bewegung. Ist die Luft ungesund, und herrschen Krankheiten, so suche man sich warm zu kleiden, die Ausdunstung zu erhalten, und sich nicht abzukühlen. Auch ist nöthig zu eben dieser Zeit, in Essen und Trinken keine Ausschweifung zu machen. Ist man erhitzt, so stelle man sich dem Luft-Zuge nicht aus, oder entkleide sich nicht, um die Hitze zu lindern, sondern halte sich eine Zeitlang ruhig. Am Mittage setze man nie den enthlößten Kopf der Sonne aus.

Personen, die Flüssen unterworfen sind, haben sich bey plötzlicher Veränderung des Wetters, bey scharfem West-Winde, und im Frühlinge und Herbste in Acht zu nehmen. Wer einmahl von der Hitze oder Kälte der Luft krank geworden ist, hat eine Neigung in sich, von derselben Luft wieder angesteckt zu

werden. Warme Kleidung, mäßige Bewegung, und Mäßigkeit, ſchützt auch dieſe gegen Krankheiten. Wer immer an dem warmen Ofen ſitzt, kann feuchte Kälte weniger vertragen. Von einem ſehr warmen Zimmer gleich in die Kälte zu gehen, iſt ſchädlich.

Was insbeſondre die Bedeckungen wider die Luft betrifft, ſo habe ich zwar vom phyſiſchen Einfluß der Kleider-Tracht auf die Geſundheit, bereits im XL Th. S. 217, f.; von der Kleidung der Kinder in Abſicht auf ihre Geſundheit, im XXXVII Th., S. 638, fgg.; von der Kleider-Ordnung für den Land-Mann, im LX Th., S. 515, fgg. gehandelt; und, wie gut es ſey, zu allen Jahrszeiten einerley Art von Kleidung zu tragen, im XI Th., S. 355, fgg. gezeigt; ich werde aber izt eine etwas ausführlichere medicinische Kleider-Ordnung hinzufügen, und ich rechtfertige ſie mit folgendem Motto, welches ich zur Ueberſchrift davon machen will.

Der Krankheit Grund iſt oft ein Kleid geweſen;
Oft kann man durch ein Kleid geneſen.
Oft heilt des Schneiders kluge Hand
Ein Uebel, das kein Arzt gekannt.

Ein Kind wird ganz anders gekleidet, als ein Erwachſener. Der angehende Menſch ſieht einer ägyptiſchen Mumie nicht unähnlich; und man ſollte in ihm nimmermehr den zukünftigen Stutzer, oder die zukünftige Amazone, vermuthen. Das Alter hat wieder eine ganz andere Tracht; und es muß wohl ſeine Urſachen haben, warum ein Fräulein dasjenige offen und ohne Bedeckung trägt, wovon man bey ihrer Groß-Mama nicht das Geringſte mehr zu ſehen bekommt. Eine Mannsperſon iſt in der Kleidung ſo ſehr vom Frauenzimmer unterſchieden, daß man ſie beyde unmöglich für Geſchöpfe von einerley Gattung halten könnte, wenn ſie nicht andere Mittel wüßten, dieſes einander zu lehren. Die Stände, Aemter und Cha-

Charaktere der Perſonen, machen wieder einen groſſen Unterſchied in der Kleidung. Man kann die Religion ſelbſt hierher rechnen. Ein Jude ſieht einem Heiden, ein Chriſt einem Türken, ein Soldat einem Prediger, ein Doctor einem Schuſter ſo wenig ähnlich, als ein Franzoſe einem Braminen; und kurz, es iſt faſt keine Familie, wie die andere, gekleidet. Die Mode, dieſe Tochter der müßigen Wolluſt, deren jeder Monath eine, gleichſam bey der Hand, mit ſich in alle Länder führt, verwechſelt alle dieſe verſchiedene Trachten unaufhörlich, und macht, daß wir die Bilder unſerer Großältern in ihren ehemahligen Trachten, als gemahlte Masken betrachten, wie unſere Nachkommen im 19ten Jahrhundert uns wieder anſehen werden. Alle dieſe verſchiedene Arten der Kleidung haben ohne Zweifel gewiſſe Regeln vonnöthen, nach welchen ſie ſo einzurichten wären, wie ſie der Geſundheit am wenigſten ſchadeten. Dieſe Regeln würden in der That nützlich ſeyn, aber der gegenwärtige Artikel würde ſehr lang werden. Ich will vielmehr alle Arten, wie eine Kleidung der Geſundheit Schaden zufügen kann, zuvor überhaupt feſtſetzen, ehe ich mich in eine nähere Betrachtung der Geſundheits-Regeln einlaſſe, ſo wird man im Stande ſeyn, von der Nützlichkeit und Schädlichkeit aller nur möglichen Trachten und Moden zu urtheilen, ohne ſie weder zu nennen, noch der Reihe nach durchzugehen.

Es geſchieht aus mehr als Einer Abſicht, daß wir Kleider tragen. Dieſe Abſichten werden öfters in Geſellſchaften abgehandelt, wo man nicht weis, was man ſprechen ſoll; und ich kann dieſe Materie anpreiſen, weil ſich ſehr vieles davon ſagen läßt. Die eine Abſicht, welche mit derjenigen, warum Adam Feigen-Blätter zu Kleidern genommen hat, einerley iſt, gehört unſtreitig mehr in die ſchönen Wiſſenſchaften, als in die Arzeney-Wiſſenſchaft. Die andere, welche

kurz

kurz darin beſteht, weil Kleider Leute machen, gehört eben ſo wenig zu meiner Abſicht. Es iſt bekannt genug, daß durch die Kleider Geſchlechter, Stände, Aemter und Nationen unterſchieden werden; allein, was geht das einen Arzt an, ob ein nackender König und ein Bettler ſich gleich ſehen, oder nicht. Die dritte Abſicht hingegen, warum man Kleider trägt, und welche darin beſteht, weil ſie die erſten Anfälle einer rauhen Witterung von uns abwenden, und mithin zur Lebens-Ordnung gehören, iſt völlig medicinisch. Ein Arzt wird demnach von der Vollkommenheit einer Kleidung hauptſächlich nach dieſer Abſicht zu urtheilen haben. Allein, dieſe Vollkommenheit wird zuweilen auf eine ſolche Art erhalten, daß der Schade, den die Kleider anrichten, viel größer iſt, als der Nutzen, den ſie in dieſer Abſicht ſtiften. Aller Schade, der von Kleidern herrühren kann, beſteht darin, daß ſie einige Theile unſers Körpers in ihrer natürlichen Verrichtung hindern. Folglich muß ein Arzt bey Beurtheilung der Kleider folgende zwey Stücke unterſuchen, worauf hierbey alles ankommt: 1. Ob eine gewiſſe Kleidung geſchickt ſey, diejenige mediciniſche Abſicht zu erreichen, um deren willen ſie erfunden oder eingeführt worden iſt? 2. Ob ſie die natürliche Verrichtung eines Theiles unſers Körpers hindere?

Nach dieſen beyden Haupt-Regeln will ich izt einen Verſuch in einer Kleider-Kritik machen, woraus ein Jeder erſehen wird, wie er ſich am geſundeſten kleiden müſſe. Hierbey kommen zwey Fragen zu beantworten vor: 1. wie man den Leib überhaupt zu bekleiden habe? und 2. wie die einzelnen Theile der Kleidung beſchaffen ſeyn müſſen?

Sonne, Wind, Regen, Kälte, und andere Abwechſelungen in der Luft haben die Menſchen genöthigt, Kleider zu tragen, nachdem ſie die Wildheit der Na-

Natur abgelegt hatten. Es ist wahr, daß wir ohne Kleider würden leben können, wie alle Thiere zu leben pflegen, allein, wir müßten in solchem Falle auch in allen übrigen Stücken den wilden Thieren ähnlich werden. Unsere Kinder müßten wie die kleinen Bestien erzogen werden, damit sie in ihrem Alter alles Ungemach der Witterungen ausstehen könnten. So machen es noch heut zu Tage die Wilden, welche aber auch nur der Gestalt nach größten Theils von den Bestien unterschieden sind. Es würde demnach lächerlich seyn, wenn man erst weitläuftig beweisen wollte, daß es besser sey, Kleider zu tragen, als nacket zu gehen. Unsere ganze Erziehung ist so eingerichtet, daß wir die Kleider nicht ohne Gefahr, die Gesundheit zu verlieren, entbehren könnten; allein, nichts destoweniger ist es sehr vernünftig, daß man nicht allzu viel Hoffnung auf die Kleider setze, und daß man bey Erziehung der Kinder darauf sehe, sie, so viel als möglich, daran zu gewöhnen, alle Arten der Witterung zu ertragen. Die vornehmste Ursache hiervon besteht darin, weil die Witterungen einen desto stärkern Einfluß in unsern Körper haben, je weniger man an ihre Abwechselungen gewöhnt ist. In der ersten Jugend ist es am bequemsten, sich hierzu zu gewöhnen; und daher thun die Aeltern unrecht, wenn sie die Kinder so sehr verzärteln, daß sie wetterwendische Körper bekommen. Der Prof. Krüger erzählt, in seiner Lebens-Ordnung, daß die Kinder der Halloren in Halle auf eine solche Art erzogen werden: das kleinste Kind wird nur mit einem Hemde bekleidet, welches ihm kaum bis an die Knie reicht; der Kopf wird ihm abgeschoren und unbedeckt gelassen; und so kriechen diese kleinen wilden Thiere auf den Straßen im Staube auf Händen und Füßen herum, und werden mit der Zeit die allergesundesten, stärksten und abgehärtetsten Leute, die in Luft, Feuer und Wasser leben

kön-

klüger rathen ſollten, als die Erſten. Man ſollte billig alle Theile des Leibes gleich warm halten. Die Urſache iſt leicht zu finden. Wenn wir ganz nacket erzogen wären, ſo würden wir ſo geſund ſeyn, wie die Wilden. Wenn wir alle Theile des Leibes gleich warm mit Kleidern bedecken, ſo iſt es eben ſo gut, als ob wir nacket giengen, aber nur in einer wärmern Himmels-Gegend lebten, als die, worin wir wohnen. Wir können alſo auch hierbey vollkommen geſund und ſtark ſeyn. Wenn wir hingegen immer einen Theil viel wärmer halten, als den andern, ſo verſetzen wir den Körper in einen Zuſtand, in den die Natur kein Thier jemahls verſetzt, und hierdurch machen wir uns nur fähiger, ungeſund zu werden. Der Theil, welcher am wärmſten gehalten wird, ſteht in Gefahr, von einer Luft erkältet zu werden, die allen übrigen Theilen im geringſten nicht ſchädlich iſt. Wie weit entfernt uns alſo nicht eine ſolche Vorſicht von der guten Abſicht, um deren willen wir ſie erwählen!

Hieraus erhellet alſo, daß man den Leib mit ſo wenigen Kleidern bedecken ſollte, als möglich iſt, und daß man hierin keinem Theile einen Vorzug vor dem andern geben müſſe. Hieraus wird manche Gewohnheit tadelhaft, die ſehr im Gebrauche iſt. Wenn das Frauenzimmer den Kopf und die Bruſt ganz unbedeckt läßt, hingegen die Füße ſehr warm bekleidet, ja wohl gar auf Feuerſtübchen ſetzt, ſo iſt dieſes eben ſo nachtheilig für ihre Geſundheit, als wenn ein Menſchen-Freſſer ein Küſſen vor die Bruſt binden, und mit dem übrigen Theile des Leibes nacket gehen wollte. Doch dieſes iſt einmahl Mode; und wenn es gleich ein Fehler iſt, ſo rechtfertigt ihn die Gewohnheit.

Gewohnheit macht den Fehler schön,
Den wir von Jugend auf gesehn.
Vergebens wirds ein Kluger wagen,
Und, daß wir thöricht sind, uns sagen.
Wir selber halten ihn dafür,
Bloß, weil er klüger ist, als wir.

In einer so allgemeinen Abhandlung, als diejenigen sind, die man in einer Lebens-Ordnung für das ganze menschliche Geschlecht verfassen muß, lassen sich unmöglich die Regeln auf alle einzelne Fälle anwenden. Der Leser, der sich jederzeit in den Umständen eines so besondern Falles befindet, muß diese Anwendung selbst machen, da hingegen der Lehrer nur dahin zu sehen hat, seine Regeln so einzurichten, daß sie sich auf alle vorfallende Umstände leicht anwenden lassen. So ist es mit den gegenwärtigen Regeln beschaffen. Der Wohlstand, der Beruf, die Lebens-Art, die Mode, das Land und die Himmels-Gegend, worin man lebt, ja tausend andere Umstände zwingen die Menschen, sich an gewisse Trachten und Arten der Kleidung zu gewöhnen, davon einige an sich selbst, den Leib wärmer halten, als andere, und davon einige gewisse Theile mehr, als die andern, erwärmen. Ein Jeder muß selbst dahin sehen, wie er es vermittele, daß ihm seine Tracht am zuträglichsten werde. Ein Afrikaner muß, nach Proportion, weit leichter angezogen seyn, als ein Europäer; die verschiedenen Jahrszeiten erfordern ebenfalls in dieser Absicht einen Wechsel der Kleidung. Hierbey hat man überhaupt die vorhergehenden Regeln dergestalt anzuwenden, daß man jederzeit die leichteste Tracht wähle, die in einem gewissen Lande, in einer gewissen Jahrszeit, und in allen übrigen Verhältnissen des menschlichen Lebens möglich ist, und daß man auf eben die Weise dahin sehe, die Bekleidung aller Theile des Leibes, so viel als möglich ist, gleich auszutheilen.

Der Wechsel der Kleidung in verschiedenen Ländern, oder zu verschiedenen Jahrszeiten, hat einen so wichtigen Einfluß auf die Gesundheit, daß man hiervon besondere Regeln angeben muß. Die erste Regel bey dem Kleider-Wechsel ist die: daß man nicht zu sehr damit eilen muß. Wer aus Rußland nach Holland, und von da nach Ober-Sachsen reisete, der würde sich sehr betrügen, wenn er glaubte, daß ihm in Holland schon eben so luftige Kleider dienten, als er in Ober-Sachsen nöthig haben würde. Ein Reisender muß sich jedes Mahl an einem gewissen Orte schon eine Zeitlang aufgehalten haben, ehe er die Kleidung wärmer, oder kühler, einrichtet. Eben so ist es mit den Jahrszeiten. Die meisten Frühlings- und Herbst-Krankheiten nehmen von dem geschwinden Wechsel der Sommer- und Winter-Kleider ihren Ursprung. Die zweyte Regel ist die: den Unterschied in der Kleidung nie so merklich zu machen, als es etwa die veränderte Himmels-Gegend oder Jahrs-Zeit zu erlauben scheint. Aus den Pelzen gleich in die Seiden- und Sommer-Kleider zu ziehen, ist eine gefährliche Sache; und ich glaube gewiß, daß diejenigen der Gesundheit am gemäßesten handeln, die Sommers und Winters solche Kleidungen tragen, die ihnen im Sommer nicht zu heiß und im Winter nicht zu kalt sind, ohne jemahls damit umzuwechseln. Die dritte Regel ist die: die ganze Kleidung, und nicht bloß diesen oder jenen Theil derselben, zu verändern. Gleichwie es tausend Mahl gefährlicher ist, mit entblößter Brust an ein Fenster zu treten, und solchergestalt nur einen Theil des Leibes zu entblößen, als sich in eben der Luft ganz nacket auszuziehen, so ist es auch mit dem allgemeinen und dem besondern Wechsel der Kleidung beschaffen. Ein ganzer Sommer Anzug, den man zu früh im Frühlinge anlegt, wird verursachen, daß man zu frieren anfängt; hingegen

gegen ein Par seidene Strümpfe, bey einem Winter-Rocke, verursachen eine eigentliche Erkältung, die der Gesundheit viel nachtheiliger ist.

Ich habe oben gesagt, daß man die Kleidung in zweyerley Absichten medicinisch beurtheilen könne; erstens, in sofern sie die Absicht erreichen, oder nicht erreichen, unsern Leib gegen den Einfluß rauher oder unbequemer Witterung zu beschützen; und zweytens, in sofern sie die natürlichen Verrichtungen unsers Leibes hindern, oder nicht hindern. Bisher habe ich die Kleidung überhaupt in der ersten Absicht betrachtet; ich will sie nun auch noch in der andern Absicht betrachten.

Wenn eine Kleidung so beschaffen ist, daß sie die natürlichen Verrichtungen der Theile des Leibes hindert, so richtet sie wenigstens eben so viel Schaden an, als sie durch Abwendung des unmittelbaren Einflusses der Witterung in demselben Nutzen stiftet. Mehrentheils wird dieser Schade dadurch verursachet, wenn die Theile des Leibes von den Kleidern stark zusammengedrückt oder beschweret werden; denn hierdurch hemmen sie den nöthigen freyen Umlauf der flüßigen Theile, machen die festen Theile zu ihren natürlichen Bewegungen untüchtig, und schwächen die Empfindlichkeit der Nerven. Daher ist es eine allgemeine Regel für alle Arten der Kleidung, daß sie geräumig seyn sollten.

Die moderne Kleidung ist mehrentheils so eingerichtet, daß sie vermeintliche Fehler verstecken, oder eingebildete Schönheit erhöhen soll. Zur Erreichung dieser Absicht, ist die Kleidung bald zu weit, bald zu enge. Beydes hat seine Nachtheile. Das enge Kleidungsstück soll, durch das Zusammenpressen, eine Mißgestalt verbergen; das weite aber, durch die Ausfütterung, hohle Räume und Vertiefungen bedecken. Unter den neuern Schriftstellern von dieser Materie, geht insonderheit D. Baug-

han (*) alle Theile des Leibes durch, und zeigt die Nachtheile, welche die enge Kleidung für Hände, Füße, Kopf, Hals, Brust und Unterleib, hat. Enge Aermel schaden, wegen des natürlichen Baues des Armes, dem weiblichen Geschlechte mehr, als dem männlichen. Der weibliche Arm ist, gleich von der Schulter an, etwas stärker, wird gegen das Hand-Gelenk zu schwächer, ist auch mehr mit Fette ausgefüllt, und erhält dadurch eine größere Rundung, Glätte und Vollkommenheit. Der männliche Arm hingegen ist unter dem Ellbogen am stärksten; die Muskeln schwellen, bey der großen und fortdauernden Thätigkeit, mehr auf, und die Zwischenräume sind nicht so vollkommen mit Fette ausgefüllt. Der Arm einer arbeitenden Weibsperson wird dem männlichen sehr ähnlich. Bey diesem natürlichen Unterschiede nun, verursachen enge Aermel bey dem Frauenzimmer eine allgemeine Preßung des Armes, bey Mannspersonen aber nur eine partielle, nähmlich vom Ellbogen an, wo der männliche Arm am stärksten ist. Durch dieses Zusammenpressen wird der Kreislauf gehemmet, die Bewegung und Stärke gehindert. Auf ähnliche Art wirken auch die Maschinen, wodurch man die Schultern der Kinder mehr nach hinten, und die Brust mehr herauswärts zu drücken sucht; die Rücken-Bretter; diese drücken die großen Blut-Gefäße, die nach dem Arme gehen, erwecken ein stumpfes Gefühl, und hindern die Ernährung dieses Theiles; daher auch die kleinen, schwachen Arme. Eben dies gilt von dem Saume der Aermel an den Weiber-Hemden, und den Bändern und Binden an den Aermeln der Manns-Hemden; von den elastischen Bändern und Knöpfen, zur Befestigung der Handschuhe bey Frauenspersonen, die gemeiniglich von Draht, und mit Seide umwunden sind; von den knappen Bindchen an den Hemde-Aermeln, welche die Nerven und Gefäße drücken, Erstarrung, Auftreten der Adern der Hand, und Schwäche hervorbringen. Die Arm-Bänder über dem Hand-Gelenke, sind eine Erfindung magerer Personen, um den knöchelförmigen Umriß der Handwurzel zu verstecken. Ringe schaden selten; doch

(*) D. Walter Vaughans, Arztes zu Rochester, philosophisch-medicinischer Versuch über die moderne Kleidung. Aus dem Englischen. Lpz. 1793, 8. 8 B.

doch erzählt Vaughan ein Beyspiel einer empfindlichen Schulmeisterinn, deren Finger dadurch, daß sie einen Knaben mit der Hand auf den Rücken schlug, so aufschwollen, daß der Ring mit der Feile abgenommen werden mußte. — Die untern Gliedmaßen leiden auf ähnliche Art durch das Zusammenschnüren; noch mehr aber bey dem weiblichen, als bey dem männlichen Geschlechte. Enge lederne Beinkleider drücken zwar allgemein, aber nicht immer mit gleicher Kraft; daher dergleichen elastische Beinkleider Erstarrung und Kälte der Füße verursachen, und, nach dem Verfasser, ein unschickliches Kleidungs-Stück sind, wie derselbe nur ein Mahl erfahren, und nicht weiter zu erproben Lust hat. Enge, von dickem, hartem Leder verfertigte Stiefel, haben zur Absicht, die wohlgestaltete Bildung des Fußes zu zeigen, verfehlen aber diesen Endzweck ganz, und werden höchst beschwerlich. Die Strumpf-Bänder über oder unter dem Knie getragen, sind immer verwerflich; sie bereiten zur Wassersucht vor, hindern die Bewegung der Kniescheiben, ermüden beym Gehen, und geben Gelegenheit zum öftern Stolpern, Fallen und Kniescheiben-Bruche. Von der besten Einrichtung der Schuhe und der Schnallen, hat Camper am vollständigsten gehandelt, wovon an seinem Orte Nachricht erfolgen wird. Die Pressung des Kopfes durch Kinder-Mützen, Kopf-Binden, u. d. gl. zieht gewiß sehr große Beschwerden nach sich, die aber bis izt noch zu wenig erkannt sind. Die Bildung des Kopfes wird überhaupt dadurch verändert, aber noch mehr, wie der große Zergliederer Albin behauptet, drückt der beständige Gebrauch der Kopf-Binden die Ohren an den Kopf, und macht sie unbeweglich. Denn wozu rüstete wohl die Natur das äussere Ohr mit mehrern, nicht unbedeutenden Muskeln aus? Gewiß zur Bewegung desselben, wie bey andern Thieren, deren Gehör dadurch sehr verstärkt wird. Auch hat man Personen gesehen, die ihre Ohren bewegen konnten, und dadurch beym Hören Vortheile hatten, und den Schall besser auffiengen, wie dies der ganze äussere Bau des Ohres lehrt. — Der Hals wird auf vielfache Weise zusammen gepresset. Die Frauenzimmer ziehen oft ihren Hals, durch Hals-Bänder, so zusammen, daß sie solche, bey starker Bewegung, wohl gar aufschneiden müssen, wenn sie nicht, wie man öfters bey Tanzenden

bemerkt, durch die Gewalt des ſtarken Athemhohlens zerreiſſen ſollen. Die Frauensperſonen ſuchen, durch dergleichen Hals-Bänder, den am weiblichen Halſe ſo gelinde hervorragenden Kehlkopf künſtlich zu verſtecken. Die geſchnallten Hals-Binden, und Hals-Tücher ſind mehr unter Mannsperſonen gewöhnlich. Leztere, die meiſtens aus Muſſelin, oder lockerm Zeuge beſtehen, und vermittelſt eines leichten Knotens geknüpft ſind, ſchaden wenig; deſto mehr aber die erſtern, die jedoch izt faſt auſſer Gebrauch kommen, und nur, der Würde und Tracht wegen, von Einigen noch beybehalten werden. Auſſer dem erſchwerten Schlucken, werden auch Schwindel, Stumpfſinn, und Schlagfluß veranlaſſet; beſonders wenn der kurze, dicke Hals, ohne den ganzen Körper zu wenden, ſeitwärts gedrehet wird, wobey die Ausdehnung der Gefäße im Kopfe vermehrt, der Rückfluß des Blutes aber gehindert wird. Da nun alle Empfindung und Bewegung des thieriſchen Körpers vom Nerven-Syſtem abhängt, und der wechſelſeitige Einfluß der Nerven und Blut-Gefäße ſehr groß iſt, ſo müſſen nothwendig vom Drucke einzelner Theile, allgemeine und beträchtliche Nachtheile entſpringen. — Von Bruſt-Bekleidungen, z. B. von Schnürbrüſten, entſtehen die traurigſten Zufälle, wie ich an ſeinem Orte zeigen werde. **Vaughan** ließ ſich eine anlegen, und bemerkte, daß ſie am meiſten da drückte, wo das Vermögen der Bruſt am ſtärkſten iſt. Die Muskeln zwiſchen den Rippen konnte er faſt nicht bewegen. So beobachtete er auch, daß enge geſchnürte Frauenzimmer nach dem Eſſen, Tanzen, und andern heftigen Bewegungen, eine krampfhafte Engbrüſtigkeit und ein künſtliches Aſthma bekommen. Der gepreßte Unterleib verurſachet, wegen der ſchiefen Lage des Zwerch-Felles, Magen- und Leber-Beſchwerden, auch Brüche. Denn jede Verengerung eines Eingeweides, oder ſeiner Gefäße, beſonders durch anhaltenden Druck, veranlaſſet, indem die vorige Menge des Blutes noch immerfort zufließt, die gefährlichſten Stockungen, Verhärtungen, Blutflüſſe und Entzündungen.

Es erhellet ferner aus dem Vorhergehenden, daß keine Art der Kleidung ſehr ſchwer zu tragen ſeyn müſſe. Es iſt völlig einerley, ob die Kleider drücken, weil

ſie

ſie zu enge, oder weil ſie zu ſchwer ſind. Daher hat man in den neuern Zeiten ſehr vernünftig gehandelt, den Soldaten die allzu ſchwere Rüſtung abzunehmen; und man muß den Iphikrates loben, welcher derjenige römiſche Feld-Herr war, von welchem *Cornelius Nepos* erzählt, daß er dem Kriegs-Heere, ſtatt der ſchweren Rüſtung, leichte Panzer-Hemden von zuſammengeleimten Leinenzeuge angezogen habe.

Die Schweißlöcher der Haut ſind dazu beſtimmt, die abgenutzten Theile des Blutes in Geſtalt der Dünſte aus unſerm Körper heraus zu führen; und Sanctorius hat ſeine ganze Lebens Zeit daran gewandt, die Nothwendigkeit dieſer beſtändigen Ausführung unwiderſprechlich und dringend vorzuſtellen. Man hat demnach beſonders darauf zu ſehen, keine Art der Kleidung zu wählen, die dieſer heilſamen Ausführung ein Hinderniß in den Weg legen könnte. Dieſes könnte geſchehen, indem die Schweißlöcher der Haut allzuſehr zuſammen gedrückt, durch die Kälte zuſammen gezogen, oder verſtopft würden. Das erſte würden allzu enge zuſammen geſchnürte Kleider thun; das andere kann ſich zutragen, wenn die Kleidungen entweder allzu weit und luftig ſind, daß der Wind hindurch wehen kann; oder wenn man ſo dünne, oder ſo wenige Bedeckung auf dem Leibe trüge, daß ein einfallender Regen dieſelben den Augenblick durchnäſſen könnte. Das Verſtopfen der Schweißlöcher trägt ſich zu, wenn man den Leib mit oehligen Sachen einbalſamirt, oder, um den Schweiß und deſſen übeln Geruch zu vermeiden, den Leib mit Bleyweiß-Pulver u. d. gl. pudert, wie viele Frauenzimmer zu thun pflegen. Hierher gehören auch die Unreinigkeiten der Haut. Daher findet man in den Sitten-Büchern für Kinder mehrentheils in dem Capitel von der Kleidung auch die Regel, ſich fleißig zu waſchen; und ich rechne ſie billig mit unter die Gegenſtände gegenwärt-

iger Abhandlung. Bey Kindern, die ſich gemeiniglich öfter verunreinigen, als Erwachſene, iſt das öftere Waſchen und Baden des Leibes, noch viel nöthiger, als bey Erwachſenen. Indeſſen wäre doch zu wünſchen, daß auch Erwachſene das Baden wenigſtens ſo oft im Jahre wiederhohlen möchten, als ſie es für gut finden, den Leib von innen durch Purganzen und Präſervations-Curen zu reinigen. Die Griechen haben ſich bey dem öftern Baden ſehr wohl befunden, und der Prof. Krüger hat es auch in ſeiner Lebens-Ordnung angeprieſen.

Um eben der Urſache willen, warum das Waſchen und Baden der Geſundheit zuträglich iſt, iſt auch der öftere Wechſel der Kleidung, beſonders derjenigen, welche die Haut unmittelbar berührt, billig zu empfehlen. Eine durchgeſchwitzte Kleidung verſtopft, wenn ſie den Leib unmittelbar berührt, die Schweißlöcher der Haut, indem ihr Schmutz ſich auf die Haut anſetzt; und überdem erkältet ſie auch den Ort, wo ſie liegt, auf eine ſehr empfindliche Weiſe, ſobald nur die geringſte Luft zwiſchen dieſelbe und den Leib kommen kann.

Alle Kleidung, welche die Ausdunſtung der Haut allzu ſehr befördert, oder dieſelbe nicht an ſich nimmt, oder ihr keinen freyen Ausgang verſtattet, iſt zu verwerfen. Das erſte thun die groben Kleidungen, welche die Haut unmittelbar berühren, indem ſie dieſelbe reiben, und eine Röthe veranlaſſen, wodurch die ausdunſtende Materie häufiger nach der Ober-Fläche des Körpers geführt wird. Daher wären im Sommer z. B. feinere Unter-Hemden zu tragen, als im Winter. Daß die Ausdunſtung von der Wäſche nicht abſorbirt wird, geſchieht, wenn ſie zu ſehr durchgeſchwitzt iſt, und daher muß man im Sommer die Wäſche öfter verändern, als im Winter, damit der Schweiß ſich nicht auf der Haut ſammle, und von den

zurück-

zurückführenden Schweißlöchern wieder in das Blut gebracht werde. Eben um deswillen muß die Ausdunstung immer einen freyen Ausgang in die Luft haben, und dieses wird am meisten durch die große Menge der Kleider, welche man an sich trägt, gehindert. Daher sind Leute, die so tief in Pelzen und Betten stecken, mehrentheils ungesund, und haben ein verdorbenes Geblüt; ihre unreinen Ausdunstungen dringen beständig wieder in den Körper hinein, und dieses kann unmöglich lange anhalten, ohne daß nicht die ganze Masse des Blutes davon angesteckt werden sollte. Man hat gar nicht an der Gewißheit dieser schädlichen Wirkung zu zweifeln. Die Pelze und Betten erwärmen keinen Körper, der nicht selbst warm ist; sie thun es also nur, indem sie die warmen Ausdunstungen um die Haut herum anhäufen; die Wärme dieser Dünste dringt bis in unsere Nerven, denn sonst würde es unmöglich seyn, sie zu empfinden. Auf eben den Wegen finden auch die subtilsten, d. i. gerade die schädlichsten Theile der Dünste selbst einen neuen Eingang in unsern Leib. Ja, die warmen Theilchen selbst, die sie uns mittheilen, sind der schädlichste Theil der Ausdunstungen für unsern Körper.

Die natürlichste und heilsamste Kleidung, ist die wollene; denn der Mensch soll hierin die Thiere nachahmen, welchen die Natur eine Art von Bedeckung für alle Jahrszeiten und Himmelsstriche gegeben hat; diese erhält den Körper in einer immer gleichförmigen Temperatur. In jeder Himmelsgegend sind die Thiere mit Haaren bedeckt; nur in kalten Himmelsstrichen ist das Haar dicker, in wärmern dünner. Es sollte aber diese wollene Kleidung beständig, und auf bloßer Haut getragen werden; da sich, durch das beständige Tragen einer und derselben Kleidung, die Unannehmlichkeiten, Jucken, Schmerz, der mit dem Wechsel verbunden ist, verlieren. Ja, nach Thompson's Zeugniß, gewährt das Tragen des Flanelles eine angenehme Empfindung. Oft erlaubt die Zeit und Gelegenheit nicht, die Kleidung nach dem schnellen Wechsel der

Atmoſphäre umzuändern. Die wollene Kleidung läßt ferner die Hitze eben ſo langſam hindurch, als die Kälte. Thompſon trug dergleichen Kleidung in der heißeſten Himmelsgegend zu jeder Jahrszeit, und befand ſich dabey ſo wohl, daß er dadurch von den gewöhnlichen Unpäßlichkeiten ganz befreyet wurde. Wollene Kleidung iſt der leinenen darum vorzuziehen, weil dabey die Haut immer trocken und warm bleibt; denn durch den Flanell verfliegt die Ausdunſtungs-Materie in die Atmoſphäre; von der Leinwand aber wird dieſelbe zurückgehalten, verwandelt ſich in Tropfen, und erkältet die Haut. Die elektriſchen Wirkungen der Wolle, ſind auch nicht ganz auſſer Acht zu laſſen. Die gewöhnlichen Einwürfe wider den Flanell, daß er ſchwäche, Jucken und Ausſchläge veranlaſſe, ja Unreinigkeiten und Inſecten begünſtige, ſind ungegründet; nur muß man den Flanell ſo oft, als die leinene Wäſche, wechſeln.

Unter die allgemeinen Eigenſchaften aller Kleider gehört auch die, daß ſie biegſam genug ſeyn müſſen, um die willkürlichen Bewegungen nicht zu verhindern; wenigſtens muß dieſes in den Gegenden der Gelenke Statt finden. Wenn dieſes bey Kleidern verſehen wird, ſo entſtehen ſchlimme Zufälle daraus; wovon die Schnürleiber, die langen Stiefeln, die ſehr weit an den Schenkeln hinauf gehen ꝛc. traurige Beweiſe abgeben.

Man muß auch bey jeder Art der Kleidung dahin ſehen, daß ſie zu denjenigen Arten der willkürlichen Bewegungen am bequemſten eingerichtet werden, die derjenige, der ſie trägt, am meiſten zu wiederhohlen pflegt. Daher ſchickt ſich die Kleidung eines Tanzmeiſters für keinen Dragoner; und eben daher iſt der Urſprung der Handwerks-Kleider zu leiten.

Bey dem Aus- und Ankleiden hat man zu beobachten, daß es niemahls in freyer Luft, oder in einem Zimmer, wo ſich ein Zugwind oder eine Hohlung ſpüren läßt, geſchehe. Der Leib dunſtet beſtändig aus, und die freye Luft könnte dieſe heilſame Ausführung

ſehr

sehr leicht unterbrechen. Einige lassen sich die Wäsche zuvor wärmen, und diese Behutsamkeit ist löblich. Wenn man nach einer starken Bewegung heftig schwitzt, so ist es dienlich, die Kleider mit der izt erwähnten Behutsamkeit so bald, als man nach Hause kommt, zu vertauschen, damit die Kleider nicht auf dem nassen Leibe kalt werden. Der Trieb, den das Blut zu solcher Zeit noch hat, eröffnet die Schweiß-Löcher sofort wieder, wenn sie auch bey dem Kleider-Wechsel sich einen Augenblick verschließen sollten. Ist hingegen die Bewegung nicht so heftig gewesen, daß man wirklich schwitzen sollte, so ist es besser, die Kleidung eine halbe Stunde im Zimmer anzubehalten, ehe man sich entkleidet, um den Schlaf-Rock oder die andern Haus-Kleider anzulegen.

2. In Ansehung der Nahrungs-Mittel, oder der Speisen und Getränke.

Man gewöhne Kinder, alles zu essen; doch zwinge man sie auch nicht mit Gewalt, da es wirklich einige giebt, die nicht alles essen können. Sobald das Essen nicht schmeckt, so verlangt die Natur Ruhe und Enthaltung. Es ist also unsinnig, den Magen zwingen und überladen wollen. Ein starker und gesunder Mensch kann auch grobe und gesunde Speisen vertragen, wenn er nur nicht zu viel ißt.

Wer seine Gesundheit lieb hat, wird genau Acht geben, wie viel Speisen, und was für welche er genießt. Man muß trinken und essen, entweder Durst und Hunger zu stillen, oder um die Kräfte zu ersetzen; geht aber jemand weiter, als diese Nothdurft es erfordert, so wird er davon beläſtigt, und die gesundeste Nahrung verliert ihre gute Eigenschaft, weil ein jeder Körper nur eine gewisse Menge vertragen kann.

Man hat ein gewisses Gewicht an Speisen und Getränke, welches täglich hinreichend seyn sollte, fest-

feſtſetzen wollen; allein, wegen der verſchiedenen Lebens-Art, und des verſchiedenen Baues der Körper, läßt ſich hierin keine allgemeine Regel feſtſetzen. Derjenige, welcher am meiſten ißt, und die ſtärkſte Speiſe verzehrt, findet öfters darin, wegen ſchlechter Verdauung, die wenigſte Nahrung; und verdauet der Magen nicht ſo gut, ſo thun die andern Eingeweide auch nicht die gehörigen Dienſte.

Man will aus der Erfahrung bemerkt haben, daß Freſſer nicht ſo lange aushalten, als ſtarke Trinker; und es ſcheint auch leichter zu ſeyn, dem Ueberfluſſe hitziger Getränke abzuhelfen, ob ſie gleich im Anfange den Körper heftiger angreifen. Es wären wohl einige Beyſpiele von ſtarken Freſſern und Trinkern anzuführen, welche ziemlich lange gelebt haben; aber, wie viele haben nicht dieſen ſchädlichen Verſuchen unterliegen müſſen! Eine weit größere Anzahl von ſchwachen und kleinen Menſchen kann dagegen angeführt werden, welche durch eine mäßige Lebens-Art ein hohes Alter erreicht haben. Die Alten ſagten: daß der Körper den Ueberfluß beſſer, als den Mangel, vertrage; aber was Speiſe und Trank betrifft, ſo iſt wohl am rathſamſten, mit beyden aufzuhören, wenn ſie uns noch wohl ſchmecken. Der Hunger hingegen trocknet unſere Säfte aus, macht ſie ſcharf, und greift die Nerven an.

Hat jemand hungern müſſen, ſo handelt er am vorſichtigſten, wenn er den Hunger ganz langſam zu ſtillen ſucht; und eben ſo muß man ſich auch bey großem Durſt verhalten. Für eine Perſon von mittlerm Alter iſt es rathſamer, auf zwey bis drey Mahlzeiten allezeit wenig zu eſſen, als mit vielen auf ein Mahl den Magen auszudehnen; doch darf er nicht mit neuer Speiſe überladen werden, ehe die ältere verdauet iſt. Doch muß derjenige, welcher ſeiner Eßbegierde keine

Grän-

Gränzen setzen kann, lieber eine einzige Mahlzeit thun, als auf mehrere Mahle Ueberfluß zu sich nehmen.

Wer sich abgewöhnt hat, abends zu essen, wird sich allemahl übel befinden, wenn er von dieser Gewohnheit abweichen will.

Zwischen dem Genuß der festen und flüssigen Nahrungs-Mittel muß ein bestimmtes Verhältniß beobachtet werden. Fehler auf einer von beyden Seiten, sind allemahl nachtheilig. Im Winter ist es rathsamer, Fleisch zu essen, im Sommer aber Gemüse, Kräuter, Milch, oder Obst. Personen, die am Magen leiden, und zur Säure geneigt sind, müssen fette, gebackene, zähe Fleisch- und Mehl-Speisen meiden.

Unter den Sitten-Lehrern und Aerzten ist viel gestritten worden, ob auch Fleisch und Fische zur Speise dürften genossen werden. Ich will nur überhaupt von den Wirkungen solcher Speisen reden, welche aus dem Thier-Reiche genommen, und in unsern Tagen verzehret werden. Sie sind insgesammt mehr nährend, als die Speisen aus dem Gewächs-Reiche; sie erhitzen aber auch das Geblüt desto mehr, und machen unsere Sinne unbändig, so daß die Weltweisen entschuldiget werden können, welche geglaubt haben, die Seelen der Thiere könnten sich mit den Menschen vereinigen. Sie wurden in dieser Meinung bestärkt, da sie sahen, daß die Menschen durch Fleisch-Speisen den wilden Thieren nach gerade ähnlicher wurden. Bey hitzigen Krankheiten wird man die bewegenden Wirkungen der Fleisch-Speisen am deutlichsten gewahr. Zur Winterszeit, wenn wir mehr wärmende und dauerhafte Speisen nöthig haben, bekommen sie uns besser, als im Sommer. Das Fleisch alter Thiere ist schwerer zu verdauen, giebt aber auch mehr Stärke, als das Fleisch der jüngern. Alle zahme Thiere, und diejenigen, welche von Gewächsen leben, haben

Fleisch

Fleiſch von mildern Geſchmack, es iſt auch mehr kühlend, als das wilde, welches hingegen ſehr leicht zu verdauen und mürbe iſt. Wird das Wildpret genoſſen, wenn es ſchon angelaufen iſt, oder zu faulen anfängt, da es einen ſehr veränderten Geſchmack annimmt, ſo erhitzt es das Geblüt. Wilde Thiere, welche vom Raube leben, ſind noch hitziger, aber ſie werden zu unſern Zeiten von aufgeklärten Völkern wenig genoſſen. Sowohl vierfüßige Thiere, als Vögel, je ſtärker ſie ſind, oder je längere Zeit ſie brauchen, auszuwachſen, haben auch ein deſto härteres Fleiſch. Diejenigen, die ihrer Art nach ſehr fett werden, ſind auch am gefährlichſten zu genießen, zumahl jene, welche ihr Fett nicht in Talg, ſondern in Speck, verwandeln.

Oft können uns auch die Krankheiten der Thiere ſchaden, wenn wir nichts davon gewußt haben. Auch müſſen wir nicht denken, daß unſere eingeſperreten und gemäſteten Thiere uns eine geſunde, obſchon ganz leckere, Speiſen gewähren.

Alle Inſecten und Würmer ſind eine mehr unnatürliche Speiſe. Vermuthlich haben die Menſchen ſie anfangs nur aus Hunger angegriffen; und ſie ſind hernach aus Wolluſt darin fortgefahren.

Es kommt viel darauf an, wie die Koch-Speiſen zugerichtet werden. Die Säfte und Suppen von denſelben ſind am geſundeſten, wenn ſie nicht heiß genoſſen werden, nicht ſtark ſind, und nicht viel Gewürze haben. Nächſt dieſen iſt das gebratene Fleiſch das beſte, wenn es nicht ſehr fett, oder ſehr mager iſt, auch nicht verbrannt, oder ſehr ausgetrocknet wird. Einige rohe Völker, von denen man ſagt, daß ſie zu einem hohen Alter gelangen, ſind im Stande, alles Fleiſch ganz roh, oder doch ſehr wenig gebraten, zu eſſen, und das Blut ſo warm, wie es aus den Adern der Thiere rinnt, davon zu ſaugen. Nach dieſem

sem gebührt dem gedämpften oder gelinde gekochten Fleische der nächste Rang; aber das schwerste und undienlichste von allen ist das Fleisch, von welchem vorher eine kräftige Suppe gekocht worden ist. Eingebökeltes Fleisch, oder Speck, ist nicht so gesund, und geräuchertes ist noch ungesunder; das Fleisch aber, welches unmerklich schon zu verderben anfängt, und nicht eingesalzen ist, verursachet gar Scharbock und Fieber. Das Salz widersteht zwar der Fäulniß des Fleisches, doch hindert es nicht völlig die eigentliche Fäule des Fleisches, und den herben Geschmack des verderbenden Fettes; Dinge, welche öfters unsern Sinnen noch verborgen sind. Je härter ein solches Fleisch ist, desto nöthiger ist es auch, dasselbe wohl zu käuen, und langsam zu essen, auch mit genugsamen flüssigen Getränken zu verdünnen und aufzulösen. Das Blut von Thieren ist eine nicht minder ungesunde und unnatürliche Speise; die Milch der Thiere hingegen, insonderheit die dünneste und leichteste Art, ist uns ganz heilsam. Die geronnene Milch ist für diejenigen, welche sich daran gewöhnt haben, nicht undienlich. Butter, insonderheit unzerlassen, oder nur ganz gelinde geschmolzen, nährt und erweicht unsern Körper. Schmalz oder verdorbene Butter hingegen verdirbt den Magen, erhitzt das Blut, und macht beyde zur Fäulniß geneigt, obschon nicht so sehr, wie das verdorbene Fett der Thiere. Käse, auch von Milch zubereitet, ist, wenn er einiges Alter hat, eine gute, feste und starke Speise; frischer Käse hingegen ist weich, und ein sehr alter wird sehr scharf. Eyer von mancherley Vögeln sind nährend, und auch leicht zu verdauen, wenn sie frisch sind, und weich gekocht werden. Die meisten Fisch-Gattungen sind weich, zugleich aber auch sehr schleimig, insonderheit diejenigen, welche keine Schuppen haben, als: Aale, Schleihe. Alle Raub-Fische haben ein härteres

teres Fleiſch, zumahl diejenigen, welche in ſalzigem Waſſer leben. Die fettern Fiſch-Gattungen greifen den Körper am meiſten an. Eingeſalzene, getrocknete und geräucherte Fiſche ſind, ordentlicher Weiſe und nach allen Urſachen, weniger geſund, als die auf gleiche Art zugerichteten Fleiſch-Speiſen.

Aus dem Pflanzen-Reiche genommene Gerichte laſſen ſich zwar, gegen die allgemeine Lehre hiervon, langſamer, als die aus dem Thier-Reiche, verdauen; ſie geben hingegen eine mildere Speiſe, ſind keiner ſtinkenden Fäulniß unterworfen, erhitzen das Blut nicht, machen es auch nicht dick, und verurſachen auf ſolche Art weder Brennen, noch heftige Bewegung in der Lunge, oder in andern Eingeweiden.

Wir haben aus dem Gewächs-Reiche mancherley: Wurzeln und Rüben, Blätter und Kohle, Erbſen und Bohnen, Samen, Kerne, Beeren und Früchte, woraus man die ſchmackhafteſten Speiſen bereiten kann. Man könnte deren im freyen Felde noch viel mehrere ſammlen, worunter ſich manche für Unkraut müſſen anſehen laſſen, anſtatt daß ſie für die Menſchen eine höchſt dienliche Speiſe werden ſollten.

Alle Gewächſe und Früchte, welche ſpät reifen, ſind gemeiniglich am härteſten zu verdauen. Wir haben aus dieſem Natur-Reiche, von kühlenden und erwärmenden Sachen, von ſäuerlichen, bittern und herben, von erweichenden und verſtopfenden, welche nach Erforderniß der Umſtände, beſonders oder vermiſcht genommen werden können, zu wählen.

Der weiſe und gütige Schöpfer hat uns im Sommer das Gewächs-Reich zu einer natürlichen Speiſe gegeben, weil wir ohne daſſelbe in ſolcher Zeit faſt vergehen würden; aber manche von dieſen Geſchenken, wo nicht alle, können von einer verſtändigen und fleißigen Haus-Wirthinn, den ganzen Sommer hindurch, zu unſerer Speiſe und Erquickung aufbewahret werden.

den. Wir haben aus dem Schoße der Erde Brod, die vornehmste unter allen Speisen. Das von Weizen zubereitete, nährt am stärksten, verstopft aber auch am meisten. Daß unser ordinaires Brod eine der gesundesten Speisen sey, darf ich nicht erinnern.

Bey der Ordnung im Essen ist noch zu bemerken, daß alle Mischung schädlich ist; denn dadurch werden die gesundesten Speisen allemahl schlechter, als ein anderes Gericht, welches im übrigen nicht so nützlich ist. Bey den großen und langen Mahlzeiten, womit Freunde einander schaden und ermüden, sollten wir von den mancherley Gerichten, und vielen Arten der Getränke, die dabey herum gehen, nur diejenigen, welche für unsern Geschmack und für unsere Natur die besten sind, wählen. Von allen Gerichten zu essen, ist der Gesundheit schlechterdings nachtheilig.

Die dienlichste Speise, welche einer Person allezeit übel bekommt, muß eben deswegen auch für sie schädlich genannt werden. Es ist auch kein Wunder, daß ein fetter und ein magerer Mensch, ein saftvoller und ein ausgetrockneter, ein fester und ein weicher Körper, ein hitziger und ein kalter, ein starker und ein schwacher, wie auch ein solcher, der zu Verstopfungen geneigt ist, und der mit vieler Oeffnung geplagt ist, von allen diesen Speisen sich nicht gleich gut befinden, zumahl wenn sie nicht in einerley Gegenden wohnen. Die Gewohnheit hat auf die Wirkungen der Speisen großen Einfluß; denn man findet oft Landleute ausgezehrt und ungesund von gewürzten, starken und mürben Speisen der vornehmen Herrschaften; Einwohner der Städte hingegen und zärtliche Personen mit den Speisen der geringen Leute sehr schlecht genährt. Derjenige, der sich nur an wenigen Arten von Gerichten gewöhnt hat, kann nicht alle Mahlzeit etwas anders, noch weit weniger verschiedene Arten Speisen auf ein Mahl vertragen. Den Geschmack

Unverfälschte Weine, mäßig getrunken, beleben unsern Körper; wenn sie aber gemißbraucht werden, haben sie mit dem überflüssigen Genusse des Bieres gleiche Wirkung, doch so, daß die Weine unsern Körper erst mehr erhitzen, hernach aber kühlen und ausmärgeln, aus sich selbst Säure erzeugen, die Nerven angreifen, und Stein, Gicht und Gliederweh verursachen. Man weis aus Erfahrung, daß diejenigen, welche mit starkem Biere sich überladen, ihrer Gesundheit zwar von verschiedenen Seiten schaden, aber doch nicht von dem Podagra, und sehr selten vom Stein, geplaget werden; bey einer Natur hingegen, welche beständig Wein trinkt, ist auch der Bauer, seiner schweren Arbeiten ungeachtet, von diesen schmerzhaften Krankheiten nicht frey. Daß Wein und starke Getränke, in Ueberfluß genossen, schädlich seyn, bedarf keines weitern Beweises; aber sie werden es noch mehr, wenn sie mit vielen Speisen, oder diese insonderheit nach vorhergegangener Ausschweifung im Trinken, genossen werden. Sowohl Wein als Bier, (ich verstehe von der stärksten Gattung,) können beyde, mit gutem Bestande der Gesundheit, allezeit entbehret werden. Von Weinen ist der rothe gemeiniglich magenstärkend, der säuerliche weniger hitzig, der süße hingegen mehr nährend; lezterer greift aber auch zugleich am meisten das Haupt an. Die meisten, insonderheit von den weißen Arten, werden erst durch die Zeit veredelt, aber sie müssen auch alsdann sparsamer getrunken werden.

Dem menschlichen Geschlechte ist es eine Schande, daß die Branntweine, ohne Rücksicht woraus sie bereitet werden, unter seine Getränke gerechnet werden sollen; sie verursachen ein Brennen und eine Mürbigkeit in den festen Theilen, und trocknen die flüssigen aus. Sie reizen und stärken zwar erst die Sinne, hernach erwärmen sie auch den Magen, schwächen aber

her-

hernach denſelben. Durch ihren fortgeſetzten Gebrauch wird man zitternd, kraftlos, und endlich zu allen Sachen ungeſchickt, weil man alsdann zu keinem Geſchäfte Kräfte genug finden kann. Selten hat jemand, der ſich daran gewöhnt hat, durch Vernunft, Verboth oder gebrauchte Künſte, dieſes Getränk ſich abgewöhnt, durch welches das Land entvölkert, und das Getreide verſchwendet wird. Der Branntwein würde zu einer glücklichen Stunde erfunden worden ſeyn, wenn wir ſeinen Gebrauch nur dahin einſchränkten, durch ihn gewiſſe Arzeneymittel auszuziehen, welche auf eine andere Art nicht extrahirt werden können. Wird der Branntwein vom Getreide, oder Trauben, Arak oder Rum, mit Waſſer verdünnt, ſo wird er zwar weniger hitzig, ſchadet aber doch eben ſowohl, wenn er in Ueberfluß genoſſen wird.

Andere gegohrne Getränke, von Honig, Früchten, Beeren, und Säften aus dem Pflanzen-Reiche, ſie ſeyn hitzig oder kühlend, ſind nützlich, wenn ſie wohl zubereitet ſind, und nach ihrer Art mäßig getrunken werden.

Der Gebrauch des Tobakes iſt beſonders ſchwammichten und feiſten Körpern, welche wenig Bewegung haben, auch wohl eine ungeſunde Luft einathmen, zuträglich.

3. In Anſehung der Bewegung und Ruhe.

Bewegung ſtärkt, befördert den Umlauf des Blutes, reizt den Appetit, macht ſanften Schlaf, verarbeitet den Nahrungs-Saft, und erhält die Geſundheit. Iſt ſie allzuſtark und ungewöhnlich, ſo entkräftet ſie auch, und giebt zu verſchiedenen Krankheiten Anlaß. Noch beträchtlicher iſt der Schade, wenn man in großer Hitze große Bewegung vornimmt. Laufen, Springen, Ringen iſt den Kindern zu geſtat-

Unverfälschte Weine, mäßig getrunken, beleben unsern Körper; wenn sie aber gemißbraucht werden, haben sie mit dem überflüssigen Genusse des Bieres gleiche Wirkung, doch so, daß die Weine unsern Körper erst mehr erhitzen, hernach aber kühlen und ausmärgeln, aus sich selbst Säure erzeugen, die Nerven angreifen, und Stein, Gicht und Gliederweh verursachen. Man weis aus Erfahrung, daß diejenigen, welche mit starkem Biere sich überladen, ihrer Gesundheit zwar von verschiedenen Seiten schaden, aber doch nicht von dem Podagra, und sehr selten vom Stein, geplaget werden; bey einer Natur hingegen, welche beständig Wein trinkt, ist auch der Bauer, seiner schweren Arbeiten ungeachtet, von diesen schmerzhaften Krankheiten nicht frey. Daß Wein und starke Getränke, in Ueberfluß genossen, schädlich seyn, bedarf keines weitern Beweises; aber sie werden es noch mehr, wenn sie mit vielen Speisen, oder diese insonderheit nach vorhergegangener Ausschweifung im Trinken, genossen werden. Sowohl Wein als Bier, (ich verstehe von der stärksten Gattung,) können beyde, mit gutem Bestande der Gesundheit, allezeit entbehret werden. Von Weinen ist der rothe gemeiniglich magenstärkend, der säuerliche weniger hitzig, der süße hingegen mehr nährend; lezterer greift aber auch zugleich am meisten das Haupt an. Die meisten, insonderheit von den weißen Arten, werden erst durch die Zeit veredelt, aber sie müssen auch alsdann sparsamer getrunken werden.

Dem menschlichen Geschlechte ist es eine Schande, daß die Branntweine, ohne Rücksicht woraus sie bereitet werden, unter seine Getränke gerechnet werden sollen; sie verursachen ein Brennen und eine Mürbigkeit in den festen Theilen, und trocknen die flüssigen aus. Sie reizen und stärken zwar erst die Sinne, hernach erwärmen sie auch den Magen, schwächen aber

her-

langsame Menschen leiden indessen von der Bewegung des Gemüthes auf eine ungleiche Art. Von dem Gebrauche des Nachdenkens kann der Verstand verloren gehen; und einen denkenden Menschen von diesem Gebrauche abhalten wollen, wäre doch so viel, als ihm das Leben nehmen. Arbeitet man mäßig mit seinem Verstande, auch sich selbst zum Vergnügen, so kann man sagen, daß der ganze Körper so viel dabey gewinne, als bey einer andern Ruhe des Gemüthes. Doch ist nicht zu aller Zeit die Arbeit mit dem Körper und den Sinnen, gleich nützlich und schädlich. Mehrentheils ist sie nach der Mahlzeit nachtheilig, und ermüdet die Sinne und den Körper. Es ist gut, wenn man vor dem Essen seine vornehmsten Geschäfte verrichten, und den Nachmittag mehr zu seiner Ruhe anwenden kann. Mancher treue Arbeiter, oder fleißige Landmann, hat durch starke Arbeit nach der Mahlzeit, zumahl wenn sie in der Sonnen-Hitze geschieht, seiner Gesundheit Schaden gethan, oder sein Leben zugesetzt. Ein solcher thäte besser, gleich einigen südlichen Völkern, zu Mittage wenig, und zu Abend etwas reichlicher zu essen, ungeachtet sonst die starken Abend-Mahlzeiten nicht zu billigen sind. Schwachen und alten Personen, welche mehr als einer wachenden Ruhe bedürfen, ist der Mittags-Schlaf, auf einem bequemen Lehn-Stuhle, dienlich. Wenn der Nahrungs-Saft (Chylus) in das Blut steigt, so ist wieder die Bewegung des Körpers höchst nöthig, damit gesunde Säfte davon bereitet, oder die unndienlichen durch die Ausdunstung abgeführt werden. Die harten, oder auch öfters zur Fäulniß geneigten Speisen, welche der Landmann, oder ein anderer starker Arbeiter, verzehrt, werden solchergestalt durch die Bewegung ihm gesund, ohne daß daraus Scharbock oder bösartige Fieber entstehen. Wenn auch von demjenigen, was den Vornehmern

mern Stein- und Glieder-Schmerzen verursachet, in ihren Nieren und Gliedern sich etwas ansetzen wollte, so wird es durch die Arbeit wieder abgeschieden. Die gleiche Bewegung des Landmannes in einer reinen Luft, mit Mäßigkeit getrieben, gewährt ihm ein längeres Leben, als den Einwohnern der Städte.

Diejenigen, welche an viele Bewegung und Geschäfte gewohnt sind, haben von dem Stillsitzen und Ruhen die merklichste Empfindung. Alle Bewegung ist nicht gleich nützlich. Diejenige, welche mit Ermüdung und Beschwerung der Brust geschieht, ist nicht so gesund. Berg-an gehen, laut lesen, oder singen, ermüdet die Lungen und den Magen; doch wenn es mit genugsamer Mäßigung geschieht, so werden die nähmlichen Theile dadurch gestärkt. Diejenigen, welche sich nur um ihrer Gesundheit willen Bewegung machen wollen, können wählen, zu gehen, zu fahren, und insonderheit zu reiten; aber solche Mittel, welche den ganzen Körper, auch ohne heftiges Laufen, in Bewegung setzen, sind allezeit am besten. Im Sommer kann man die Bewegungen in freyer Luft anstellen, und im Winter desto mehr im Zimmer. Man kann von einer Art Arbeit müde werden, und doch das Vermögen behalten, eine andere zu verrichten, welche nicht sowohl zur Veränderung des Gemüthes, als zur Abwechselung der Muskeln und Sehnen, die noch nicht müde, schwach und ausgetrocknet sind, gereicht.

Der Körper leidet eben sowohl Schaden, wenn er in langer oder zu oft in einerley Stellung gehalten wird; daher auch gewisse Handwerker und stillsitzende Personen meistens besondern Krankheiten unterworfen sind.

Wenn ein gewisser Theil des Körpers mäßig beweget wird, so wird derselbe auch verhältnißweise stärker, als die andern.

Durch

Durch Faulheit sind schon mehrere umgekommen, als durch Arbeit; doch ist nichts natürlicher, als zu ruhen, wenn man müde geworden ist. Man muß dabey eine Stellung nehmen, in welcher man die Müdigkeit am meisten empfindet, damit aber auch nach Belieben umwechseln. Lange auf Einer Seite zu sitzen, ist auch eine Bemühung, denn gewisse Muskeln sind alsdann dabey beschäftigt.

Unmittelbar nach einer starken Mahlzeit, ist, bereits erwähnter Maßen, Bewegung, besonders fetten und starken Personen nicht zuträglich; so wie auch bey ganz leeren Magen eine starke Bewegung nachtheilig wird. Personen, die zu rheumatischen und gichtischen Zufällen geneigt sind, ist besonders die Bewegung zu Fuße zu empfehlen, wodurch der Kreislauf vorzüglich in diesen Theilen befördert wird.

4. In Ansehung des Schlafens und Wachens.

Einen sehr ermatteten Körper mit Speise und Trank erquicken, ist auch dienlich; allein, es muß nicht im Schweiße, und auch nicht gleich nach einer verrichteten Arbeit, geschehen. Wenn Kopf und Sinne gearbeitet haben, so ist ihnen die Ruhe eben so zuträglich, als dem übrigen durch die Arbeit ermüdeten Körper. Nun können wir aber wachend die nöthigen Kräfte nicht herbeybringen; diese können also nur durch einen zu rechter Zeit unternommenen und ruhigen Schlaf wieder gewonnen werden. Der bescheidene, mäßige, gesunde und vergnügte Arbeiter kann die Süßigkeit davon auf seinem harten Bette am besten schmecken, aber den Verlust desselben empfinden die Faulen, und diejenigen, die in ihren körperlichen und sinnlichen Begierden unbändig sind, desto schmerzlicher, ungeachtet sie mehr edle Zeit auf ihrem Bette verderben, als jener.

Der gesunde Schlaf muß ruhig, ohne Träume, und der Arbeit angemessen seyn, die Kräfte stärken und den Geist munter machen. Alle Bewegung, welche vom Willen abhängt, hört auf, wenn wir schlafen; es sammelt sich ein neuer Vorrath von Lebensgeistern und nöthigen Säften, das Blut wird abgekühlt, und man erwacht wieder als ein neuer Mensch. Opfert man dem Schlafe mehr als 7 oder 8 Stunden auf, so wird hingegen der Körper von der vielen Ausdunstung abgemattet, und man wird vom zu langen Schlafe träge und dumm. Nach dem Essen sogleich zu Bette gehen und schlafen, ist ungesund, wenigstens bey Erwachsenen. Man lege sich nicht auf feuchtes Gras, im Garten unter Bäume, oder an einen Ort, wo die Luft einen Durchzug hat, schlafen, weil Kälte und Feuchtigkeiten auf den schlafenden Körper wirken. Heftige, unruhige, fürchterliche Träume, öfteres Auffahren, Müdigkeit nach dem Schlafe, sind Zeichen einer verborgenen oder bevorstehenden Krankheit. Man gewöhne sich in gesunden Tagen, unter leichten und dünnen Bett-Decken zu schlafen, weil die dicken Feder-Säcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit, verursachen. Vieles Essen, Trinken und Leidenschaften, stören oder verhindern den Schlaf. Diejenigen, die unruhig schlafen, müssen Abends wenig essen, sich des Weines enthalten, vor dem Schlafengehen ein Glas kaltes Wasser trinken, sich leicht zudecken, und in einem kalten Zimmer schlafen.

5. In Ansehung der natürlichen Ausführung, oder Verhaltung des Ueberflüssigen.

Die Ausdunstung ist dem Körper nothwendig, und wird durch Bewegung, Arbeit, Kleider und gesunden Schlaf, unterhalten; doch geht sie öfters ohne Schaden zurück, oder vermindert sich, wie im Winter, vom Schrecken, nach jeder Verkältung. Bewegung,

Hitze,

Hitze, Leidenschaft, vermehrt die Ausdunstung; alles nähmlich, was das Blut in Bewegung und Wallung setzt. Den Schweiß muß man nicht mit Gewalt erzwingen oder zurück treiben, sondern man muß die Ursache, welche ihn verhält oder heraus treibt, heben. Langer und heftiger Schweiß ermattet, und zehrt den gesunden Körper ab. Der Schweiß, welcher von selbst kommt, ist zuweilen heilsam, zuweilen schädlich; im ersten Falle erleichtert er, im andern ermattet er. Nichts ist schädlicher, als den von Erhitzung und starker Arbeit schwitzenden Körper der kühlen oder kalten Luft bloß stellen; daher Gliederreissen, Gicht, Lähmung, Entzündung, Fieber. Schwache und von Verkältung leidende Personen, suchen ihre Füße warm zu halten! Schweiße, die örtlich sind, wie jene an Füßen, unter den Achseln, an Händen, darf man nie zurücktreiben; es entstehen die schlimmsten Folgen davon. Ist es gleich ungemächlich, manchmahl unangenehm, so ist das Vernünftigste: der Natur ihren Lauf lassen. Personen, die schwache Nerven haben, werden von der feuchten Kälte am geschwindesten belästiget, und ihre Ausdunstung dadurch verhindert. Reiben mit warmen Tüchern, Ofen-Wärme, und Beförderung der zurückgeschlagenen Ausdunstung durch vieles und warmes Theetrinken, stellt sie oft geschwinde wieder her. In Ansehung der Kleider, muß man auf Gewohnheit, Sauberkeit und Landes-Art, Rücksicht nehmen. Es ist vernünftiger, auch in der Kälte leicht, und nicht so warm gekleidet seyn, wenn der Körper stark genug ist, Kälte zu ertragen. Wer sich aber einmahl gewöhnt hat, sich warm zu kleiden, darf nicht dünne und leichte Kleider tragen; denn Gewohnheit, wenn sie auch böse ist, muß beybehalten werden. Doch kann man einen behutsamen Versuch machen, ob sie nicht nach und nach abzustellen wäre.

Der Urin ist in gesundem Zustande strohgelb, zuweilen etwas dunkler; nach vielem Trinken blasser und häufiger; nach vielem Schwitzen röthlich und sparsamer, immer hell, und bildet im Stehen ein Wölkchen. Allzu starker Abgang des Urins schwächt die Nieren und Blase, und trocknet das Blut aus; aber wo er gar zurückbleibt, oder auch nur so mangelhaft geschieht, daß bloß die dünnen wässerigen Theile abgesondert werden, so entstehen die schlimmsten Zufälle davon.

Eine ordentliche Leibes-Oeffnung trägt auch zur Gesundheit vieles bey. Eine überflüssige Oeffnung ist gemeiniglich eine Folge von einer schlechten Lebens-Ordnung und Verdauung, schwächt die Gedärme, und nimmt dem ganzen Körper die Kräfte. Ist hingegen die Oeffnung zu selten, so entsteht daraus auch viele Beschwerlichkeit und Unordnung. Bey Einigen erfolgt der natürliche Stuhlgang alle Tage, bey Andern jeden dritten oder vierten Tag. Diejenigen, welche sich an eine gewisse Stunde gewöhnen, haben selten abführende oder stopfende Mittel nöthig. Ein Durchfall ist zuweilen gesund, und die Natur hilft sich dadurch von selbst: deswegen ist das Stopfen desselben bedenklich. Man warte den zweyten oder dritten Tag ab, besonders wenn er ohne Schmerzen ist, und die Eßlust fortdauert. Harter Stuhlgang ist den Gesundesten eigen, und zeugt von der Stärke des Körpers; nur sey man besorgt, ihn durch Bewegung, kaltes Trinken, oder Genuß des Obstes zu befördern, indem er auch oft zu Krankheiten Anlaß giebt. Bey dem Durchfalle sind fette Speisen und Fleisch schädlich. Bier vermehrt den Durchlauf; zuweilen hilft ein Gläschen guter alter Wein, und Bewegung in der Sonne. Bleibt der Stuhlgang gegen Gewohnheit zurück, und erfolgt eine Verstopfung, so nehme man Abends Cremor Tartari, und

ver-

vermeide ſchwere Mehl-Speiſen, friſches Brod, hartes Fleiſch. Perſonen, die an der Galle leiden, müſſen mehr, als andere, auf die Oeffnung bedacht ſeyn.

Ausſchweifungen im Beyſchlaf, kommen dem Körper ſehr theuer zu ſtehen; er wird davon kalt, trocken, matt und zitternd. Es entſtehen davon verſchiedene Nerven-Krankheiten, Stein, Gicht, und andere Zufälle mehr.

6. In Anſehung der Gemüths-Bewegungen, oder Leidenſchaften.

Einige Leidenſchaften ſind angenehm, als: Freude, Hoffnung, und Liebe; andere ſind unangenehm, als: Zorn, Verdruß, Traurigkeit, Schreck, Furcht, Neid, Eiferſucht. Jene ſuche man zu unterhalten, dieſe zu entfernen. Die angenehmen ſind zugleich heilſam; die unangenehmen meiſtens ſchädlich, oft tödlich. Empfindſame und weiche Gemüther werden von ihnen ſtärker angegriffen; kaltblütige und träge, ſeltener und weniger. Je ſtärker ſie auf die Seele und den Körper auffallen, deſto heftiger ſind ihre Wirkungen. In dem höchſten Zorn, Schrecken, Furcht, iſt man unvermögend, und ſeiner nicht mehr bewußt. Sie verdunkeln den Verſtand, und hemmen die Ueberlegung; und das iſt das Schlimmſte der heftigen Leidenſchaften.

Mäßige Leidenſchaften ſchaden zwar weniger, doch ſchaden ſie immer. Man unterſuche ſich nach einem kleinen Zorn, Verdruß, Schrecken. Es ſehen es ja die Leute einem an dem Geſichte an, daß man heftig erſchrocken, erzürnt iſt, wenn ſie gleich nicht wiſſen, was vorgegangen iſt.

Gegen mäßige und leichte Gemüths-Bewegungen kann die Vernunft noch Widerſtand thun, ſich heben, oder ſich erleichtern. Gewaltſame und unvermuthete überrumpeln Verſtand und Sinne. Man

muß

muß also im Anfange, da die Flamme klein ist, löschen; die Gelegenheit, so viel möglich, meiden, sich zurückziehen, ehe man tiefer hinein kommt. Obgleich der Zorn zu den unangenehmen Leidenschaften gehört, so nützt er doch zuweilen der Gesundheit, und giebt ihr einen neuen Trieb. In trägen Körpern kann er eine Arzeney seyn, so wie das Lachen. Es hängt nicht allezeit, doch sehr oft, von dem Menschen ab, daß die Leidenschaften weniger Eindruck machen, und seltener anfechten. Die ganze Kunst, die Gewalt der Leidenschaften auf unsere Seele und auf unsern Körper zu vermindern, besteht in der Mäßigung, in der Lebens-Art, und in Vermeidung der Gelegenheit, einige wenige Fälle ausgenommen.

Die Mäßigung erwirbt man durch gute und strenge Erziehung, durch Ueberlegung und Religion. Man gebe von den ersten Jahren auf die Neigung und Gemüths-Bewegung der Kinder Acht, ob sie zornig, furchtsam, empfindlich, neidisch sind. Der herrschenden Neigung widerstehe man sogleich, ehe sie fest und starr wird. Man leide unter Kindern keinen Zorn, keine Ungeduld, keine Halsstarrigkeit, wofern sie mit der Zeit geduldig und folgsam werden sollen. An der Erziehung liegt alles; und doch sieht man so wenig darauf; leider aber haben oft die Aeltern selbst keine bekommen. Ueberhaupt gewöhne man Kinder zur Geduld, zur Nachsicht, zum Mitleid mit Andern, zur Menschen-Liebe; und die schlimmern Leidenschaften werden gewiß dann wenig schaden. So schützt Menschen-Liebe gegen Neid; Nachsicht, gegen Zorn; Geduld, gegen Verdruß. Durch Ueberlegung sehen wir, wie es Andern geht; durch Ueberlegung finden wir oft, daß die Handlung oder Worte nicht so böse gemeint waren, als man sich in der ersten Hitze vorstellt; durch Ueberlegung bekommt endlich die Vernunft die Herrschaft über den Willen.

Darum

Darum ist die Jugend ausschweifender, hitziger, weil sie wenig überlegt, und eher handelt als sie denkt; das Alter gesetzter und langsamer, weil es erfahrner und nachdenkender ist. Religion giebt uns innere Kraft, erhöhet unsern Geist, und reinigt unser Herz von dem bösen Sauerteige. Ohne sie ist die Vernunft meistens zu schwach.

Allgemeine Mittel. Untersuche dich selbst; hänge der Vorstellung nicht nach; suche unangenehme Eindrücke durch andere und angenehmere zu schwächen. Ist man verstört oder aufgebracht, so gehe man auf die Seite. Man betrachte öfters den Lauf der Welt, und die Menschen, wie sie sind. Man vermeide die Gelegenheit, welche die Leidenschaft aufweckt, oder nährt. Man sorge nicht bloß für das Zeitliche und für seinen Körper, sondern auch für seinen Geist, und gebe ihm durch Lesung christlicher Sittenlehre Nahrung. Vor allen fliehe man die Lieblings- und Gewohnheits Leidenschaft. Ohne Gewalt und Zwang kommt man aber nicht zur Bezwingung eingewurzelter Leidenschaften.

Verdruß verleitet zum Zorn; Furchtsamkeit, zum Schreck; Neid, zur Eifersucht. So entsteht das Größere aus dem Kleinern. Wer Verdruß hat, esse wenig, und bloß leichte Speisen, gehe öfters spazieren, meide den Wein, und suche, so viel möglich, die Sache sich aus dem Sinne zu schlagen.

Erhitzungen schaden, verfolgender Zorn und Unwille noch mehr; Vernunft kann, wenn der Mensch will, vieles thun. Leicht auffahrender Zorn ist meistens Unart, die gebessert werden muß; die Art aber sie zu bessern, besteht in der Selbst-Erkenntniß, und in dem ernstlichen Bestreben, sich zu überwinden. Nach und nach wird man sanfter.

Man wähle gute, vernünftige und tugendhafte Gesellschaft; diese erheitert den Geist, und stärkt das

Herz.

Herz. Aber man muß auch Vorstellung und guten Rath annehmen wollen, und nicht dummstolz seyn. Wir alle haben Fehler; der größte ist, keinen haben wollen. Im heftigen Zorne bemühe man sich, nur nicht loszubrechen, weil es sonst immer weiter geht, und zulezt den Menschen in Thätlichkeiten und Verdruß verwickelt. Hier heißt es wohl: Mensch, bedenke die zukünftigen Dinge! So geschehen Mord und Todschlag, Schlagflüsse, Lähmungen. Ist es nicht besser, etwas verbeißen und nachgeben, als sich oder Andere umbringen?

In der Wut des Zornes meide man kaltes Trinken, Wein, Meditiren, harte, unverdauliche, fette Speisen, und nehme niederschlagende Mittel. Wem es immer wohl geht, wer stets viel von Andern verlangt, und noch nichts in der Welt erfahren hat, der wird sich leichter und öfter erzürnen, grämen und traurig werden. Deswegen ist Armuth und Unglück oft die beste Tugend-Schule. Empfindlichkeit, wodurch wir von allem Unangenehmen scharf angegriffen werden, ist eine der unglücklichsten Neigungen zu Leidenschaften. Man bestrebe sich also, sie zu schwächen. Das beste ist: man erwarte nicht von den Menschen Gutes, traue nicht zu viel auf Worte, halte seinen Körper strenge, ermüde sich durch Arbeit, vermeide, was die Nerven anspannen und schwächen kann, verschaffe sich einen Freund und Liebe. Einsamkeit, Sorgen, Verdruß, Furcht, Nachsinnen, Wollust, erhöhen die Empfindlichkeit ungemein. In dem ersten Anfalle des Zornes widerspreche man dem Erzürnten nicht, sondern gebe ihm Recht, wenn er auch Unrecht hat; Widerspruch und auch vernünftige Vorstellung erbittert. Ist der Zorn erkaltet, dann stelle man ihm sein Unrecht vor, dann wird es Eindruck machen.

Will man Ruhe haben, so mische man sich nicht in anderer Leute Händel, weiche dem Zornigen aus, gebe dem Stolzen und Groben nach, bleibe vor sich, und mäßige sein Verlangen und Gelüsten. — Schreck erfordert Ruhe und gelinde Stärkung. Ein Gläschen guter Wein, warmer Thee, Kaffe, und das Bett, erleichtern ungemein. — Die Furcht benimmt Unterricht, männlicher und gesetzter Umgang, Versuch sich zu überzeugen und zu überwinden. Gegen furchtsame Kinder sey man gelinde und sanft, muntre sie auf, führe sie unter Leute. Da Furcht die bevorstehende Gefahr, das Unglück und den Gegenstand immer größer macht, als er ist, so bemühe man sich, die Gefahr klein, das Unglück unbeträchtlich, und das Leere der Vorstellung lächerlich zu zeigen. Vernünftige Spötterey ist hier wohl angebracht. — Zeit, Thränen und Sättigung, vermindern die heftigste Traurigkeit. Man lasse also Traurige weinen, so viel sie wollen, und suche nur ihr Gemüth nach und nach von dem unangenehmen Gegenstande ab-, und zu einem angenehmern zu leiten; man vermeide alles Gespräch, alle Erinnerung, und breche sogleich ab, wenn der Traurige davon reden will. Tröstende Besuche sind unnütz, oft schädlich. — Gegen den Neid ist jeder Rath vergeblich, weil er sich nicht bereden läßt. — Ein vernünftiger, geliebter und vertrauter Freund endlich, ist nicht nur das Glück des Lebens, sondern auch in den heftigsten Leidenschaften das beste Linderungs-Mittel; er ist das für den Verstand und für das Herz, was der Arzt für den Körper ist.

Lächerliche Genauigkeit in Beobachtung der Lebens-Ordnung, und übertriebener Leichtsinn darin.

Es giebt einzelne Pflichten, die wir auf die unverantwortlichste Weise vernachlässigen, ob sie gleich uns selbst viel näher angehen, als tausend andere, die wir auf die mühsamste Weise zu erfüllen suchen. Ich rechne dahin vornehmlich die Sorge für unsere Gesundheit und für das Wohlseyn unsers Körpers. Der angeborne Trieb der Menschen, den wir Eigenliebe zu nennen pflegen, breitet sich mehr über die Erhaltung unserer Ehre, über die Vermehrung unserer Güter, und über gewisse nichtsbedeutende Kleinigkeiten aus, als über die Sorge für die Dauer unsers Wohlbefindens. Man liebt sich entweder zu wenig, und vergißt die Erhaltung seiner Gesundheit gänzlich; oder man liebt sich zu sehr, und macht aus der Pflege seines Körpers ein Haupt-Geschäft, welches uns eben so viel Gefahr bringen kann, als die gänzliche Vernachlässigung desselben. Der leztere Fall ist seltsamer, als der erste, obgleich nicht weniger lächerlich und gefährlich. Ueberhaupt zeigen sich die Wirkungen schädlicher Vorurtheile, der Leichtsinn und die Gleichgültigkeit der Menschen in keinem Falle deutlicher, als in Ansehung der Regeln, die man, um ein hohes Alter zu erreichen, zu beobachten hat.

Ein langes Leben ist der allgemeine Wunsch der Menschen. Jedermann hält es für eine Wohlthat und für einen besondern Segen der Vorsehung. Die Würde eines hohen Alters, das ehrwürdige Ansehen eines Greises, der in seinen Kindern fortlebt, und in seinen Enkeln immer von neuem aufzublühen scheint, erbittet sich ein Jeder als eine vorzügliche Gnade des segnenden Himmels. Ist es wohl begreiflich, daß man auf das inbrünstigste um eine erkannte Wohlthat

that flehen kann, die wir doch so muthwillig von uns ſtoßen? So wenig Uebereinſtimmung findet ſich zwiſchen unſerm Verhalten und unſern eifrigſten Wünſchen! Gerade zu der Zeit, da der Menſch mit der heißeſten Sehnſucht einem hohen Alter entgegen ſeufzet, wendet er aus übertriebener Vorſorge, aus Mode-Sucht, aus Leichtſinn, oder aus Unverſtand, alle Mittel an, das Leben abzukürzen.

Phileuroſt iſt ein wahrer Märterer ſeiner Geſundheit. Alle ſeine Bemühungen, alle einzelne Bewegungen ſeines Körpers, alle Kräfte ſeiner kleinen Seele, ſind auf den einzigen Haupt-Gedanken gerichtet, alle mögliche, ſogar die lächerlichſten Mittel zu verſuchen, um nie krank zu werden. Sein Körper iſt der Abgott, dem er allein opfert, und Weihrauch ſtreuet. Er weis, daß Leib und Seele durch die feſteſten Bande mit einander verknüpft ſind. Unglücklicher Weiſe hat er in einem Buche geleſen, daß allzuſtarke Anſtrengungen der Seelen-Kräfte dem Körper nachtheilig werden könnten. Von dem Augenblicke an ließ er lieber alle Anſprüche auf eine geſunde Vernunft fahren, um vor allen Dingen einen geſunden Körper zu haben. Er erlaubt ſich keinen andern Gedanken, als den ihm die Pflege ſeines Körpers zur Pflicht macht. Den wechſelweiſen Einfluß, den die beyden weſentlichen Theile des Menſchen in einander haben ſollen, erklärt er ſich ſo vortheilhaft, daß er ſicher hofft, bey einer ſorgfältigen Pflege des Körpers könne die damit vereinigte Seele nie zu kurz kommen. Um allen Krankheiten vorzubeugen, begeht er tauſend Thorheiten, welche ihre Entſtehung mehr beſchleunigen, als verhüten. Er hat gehört, daß ſowohl eine allzu trockne und heiße, als eine ſehr kalte und feuchte Luft der Geſundheit nachtheilig ſey. Seitdem findet er die Luft im Frühlinge zu kühl, im Sommer zu heiß, im Herbſte zu feucht, und im Win-

ter zu kalt. Aus allzu zärtlicher Beſorgniß für ſein Leben, wird er nächſtens in der Atmoſphäre ſeiner eigenen Dünſte erſticken. Seine Speiſen wiegt er ſo ängſtlich ab, als ein Wucherer das Gold. In der Wahl ſeiner Getränke, beweiſet er eine übertriebene Sorgfalt. Vom Wein befürchtet er hitzige Fieber; von Chocolate, eine Unverdaulichkeit; vom Kaffe, ſchlafloſe Nächte; vom Thee, Erſchlaffung des Magens; von ſtarken Bieren, Schwindel und Magendrücken; vom Waſſer, Erkältung. Ein dünnes verſchlagenes Halb-Bier und Hafer-Grütze, ſind die einzigen Getränke, die er ſich erlaubt. Er wird dabey ſchwach und elend. Was würde aber nicht aus ihm werden, wenn er ſich minder ſtrenge gegen ſeine ſclaviſch gewöhnte Natur bezeigen wollte! Zu ſeiner Leibes-Bewegung hat er etliche Stunden feſtgeſetzt, die er nicht verſäumet, und gerade ſo viele Schritte abgezählt, als er täglich ohne Schaden gehen darf. Die Stunden ſeiner Ruhe ſind ſo richtig abgemeſſen, daß er, auch nach den ſchlafloſeſten Nächten, keine Viertel-Stunde länger im Bette zubringt, als ſein richtig geſtellter Wecker ihm erlaubt. Eben ſo wenig würde man ihn einen Augenblick früher aus dem Bette nöthigen können. Wenn um 6 Uhr ſein Haus in vollen Brand gerathen ſollte, ſo würde er ſich lieber mit dem Bette ſo lange an einen ſichern Ort bringen laſſen, bis er ſeinen Wecker hörte, als vor der Zeit vernünftige Anſtalten zur Rettung ſeines Hauſes machen. Das Capitel von den Leidenſchaften war für ihn anfänglich das beſchwerlichſte in der Lebens-Ordnung. Es war nothwendig, ſie zu beherrſchen, wenn er geſund bleiben wollte. Um ſich einen verdrießlichen Kampf zu erſparen, entwöhnte er ſich, vermöge ſeines glücklichen Temperamentes, gänzlich von allen Gemüths-Bewegungen; die Furcht vor Krankheiten und vor dem Tode allein ausgenommen. Er

ent-

entſagte allen Vergnügungen des Lebens, um gewiß zu leben, und allen Geſellſchaften, um deſto ſicherer allem Aerger und Verdruß auszuweichen. Die nöthigen Abführungen ſucht er mit weit mehrerm Eifer zu befördern, als ſeine Glückſeligkeit, die er, ohne Geſundheit, für eine bloße Chimäre hält.

Wenn man auch wirklich geſund wäre, ſo iſt es doch immer möglich, einmahl krank zu werden. Es müſſen alſo Mittel gebraucht werden, den künftigen Krankheiten zeitig vorzubauen. Phileuroſt iſt ſo thöricht nicht, dieſe kluge Vorſicht zu verabſäumen. Frühlings- und Herbſt-Curen ſtehen im Kalender zu weit aus einander. Ehe dieſe glücklichen Zeiten kommen, muß man doch wenigſtens zuweilen balſamiſche oder Polychreſt-Pillen, temperirende Pulver, Magen-Tropfen, Viſceral-Elixir, oder ſo etwas, nehmen, damit das Blut nicht verderben, oder ſich erhitzen, und der Magen nicht ſo leicht erſchlaffen kann. Phileuroſt bedient ſich ſolcher Arzeneyen ſo fleißig, als ob es die kräftigſten Nahrungs-Mittel wären. Kurz, er ſucht ſein koſtbares Leben durch lauter übelverſtandene Mittel zu verlängern, die es am zuverläſſigſten abkürzen müſſen. Sein frühzeitiger Tod iſt unvermeidlich: und man muß dereinſt von ihm ſagen: „Phileuroſt war da. — „Ehe er das wahre Leben kannte, ſtarb er aus über„triebener Neigung zum Leben. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich von der übertriebenen Sorge für die Erhaltung der Geſundheit, welche man die Diät-Sucht nennen könnte, im XVII Th., S. 807, fgg. geſagt habe.

Viel häufiger ſind die Beyſpiele derer, die ein frühes Opfer des Leichtſinnes, der Mode-Sucht, oder der Eitelkeit, werden. Die wenigſten Menſchen kennen den ganzen Umfang der Regeln einer vernünftigen Lebens-Ordnung, und die meiſten beobachten nur diejenigen, welche ihren Abſichten am

Der gesunde Schlaf muß ruhig, ohne Träume, und der Arbeit angemessen seyn, die Kräfte stärken und den Geist munter machen. Alle Bewegung, welche vom Willen abhängt, hört auf, wenn wir schlafen; es sammelt sich ein neuer Vorrath von Lebensgeistern und nöthigen Säften, das Blut wird abgekühlt, und man erwacht wieder als ein neuer Mensch. Opfert man dem Schlafe mehr als 7 oder 8 Stunden auf, so wird hingegen der Körper von der vielen Ausdunstung abgemattet, und man wird vom zu langen Schlafe träge und dumm. Nach dem Essen sogleich zu Bette gehen und schlafen, ist ungesund, wenigstens bey Erwachsenen. Man lege sich nicht auf feuchtes Gras, im Garten unter Bäume, oder an einen Ort, wo die Luft einen Durchzug hat, schlafen, weil Kälte und Feuchtigkeiten auf den schlafenden Körper wirken. Heftige, unruhige, fürchterliche Träume, öfteres Auffahren, Müdigkeit nach dem Schlafe, sind Zeichen einer verborgenen oder bevorstehenden Krankheit. Man gewöhne sich in gesunden Tagen, unter leichten und dünnen Bett-Decken zu schlafen, weil die dicken Feder-Säcke nur Hitze, Schweiß und Mattigkeit, verursachen. Vieles Essen, Trinken und Leidenschaften, stören oder verhindern den Schlaf. Diejenigen, die unruhig schlafen, müssen Abends wenig essen, sich des Weines enthalten, vor dem Schlafengehen ein Glas kaltes Wasser trinken, sich leicht zudecken, und in einem kalten Zimmer schlafen.

5. In Ansehung der natürlichen Ausführung, oder Verhaltung des Ueberflüssigen.

Die Ausdunstung ist dem Körper nothwendig, und wird durch Bewegung, Arbeit, Kleider und gesunden Schlaf, unterhalten; doch geht sie öfters ohne Schaden zurück, oder vermindert sich, wie im Winter, durch Schrecken, nach jeder Verkältung. Bewegung,

Hitze,

Hitze, Leidenschaft, vermehrt die Ausdunstung; alles nähmlich, was das Blut in Bewegung und Wallung setzt. Den Schweiß muß man nicht mit Gewalt erzwingen oder zurück treiben, sondern man muß die Ursache, welche ihn verhält oder heraus treibt, heben. Langer und heftiger Schweiß ermattet, und zehrt den gesunden Körper ab. Der Schweiß, welcher von selbst kommt, ist zuweilen heilsam, zuweilen schädlich; im ersten Falle erleichtert er, im andern ermattet er. Nichts ist schädlicher, als den von Erhitzung und starker Arbeit schwitzenden Körper der kühlen oder kalten Luft bloß stellen; daher Gliederreissen, Gicht, Lähmung, Entzündung, Fieber. Schwache und von Verkältung leidende Personen, suchen ihre Füße warm zu halten! Schweiße, die örtlich sind, wie jene an Füßen, unter den Achseln, an Händen, darf man nie zurücktreiben; es entstehen die schlimmsten Folgen davon. Ist es gleich ungemächlich, manchmahl unangenehm, so ist das Vernünftigste: der Natur ihren Lauf lassen. Personen, die schwache Nerven haben, werden von der feuchten Kälte am geschwindesten beläftiget, und ihre Ausdunstung dadurch verhindert. Reiben mit warmen Tüchern, Ofen-Wärme, und Beförderung der zurückgeschlagenen Ausdunstung durch vieles und warmes Theetrinken, stellt sie oft geschwinde wieder her. In Ansehung der Kleider, muß man auf Gewohnheit, Sauberkeit und Landes-Art, Rücksicht nehmen. Es ist vernünftiger, auch in der Kälte leicht, und nicht so warm gekleidet seyn, wenn der Körper stark genug ist, Kälte zu ertragen. Wer sich aber einmahl gewöhnt hat, sich warm zu kleiden, darf nicht dünne und leichte Kleider tragen; denn Gewohnheit, wenn sie auch böse ist, muß beybehalten werden. Doch kann man einen behutsamen Versuch machen, ob sie nicht nach und nach abzustellen wäre.

Der

Der Urin ist in gesundem Zustande strohgelb, zuweilen etwas dunkler; nach vielem Trinken blasser und häufiger; nach vielem Schwitzen röthlich und sparsamer, immer hell, und bildet im Stehen ein Wölkchen. Allzu starker Abgang des Urins schwächt die Nieren und Blase, und trocknet das Blut aus; aber wo er gar zurückbleibt, oder auch nur so mangelhaft geschieht, daß bloß die dünnen wässerigen Theile abgesondert werden, so entstehen die schlimmsten Zufälle davon.

Eine ordentliche Leibes Oeffnung trägt auch zur Gesundheit vieles bey. Eine überflüssige Oeffnung ist gemeiniglich eine Folge von einer schlechten Lebens-Ordnung und Verdauung, schwächt die Gedärme, und nimmt dem ganzen Körper die Kräfte. Ist hingegen die Oeffnung zu selten, so entsteht daraus auch viele Beschwerlichkeit und Unordnung. Bey Einigen erfolgt der natürliche Stuhlgang alle Tage, bey Andern jeden dritten oder vierten Tag. Diejenigen, welche sich an eine gewisse Stunde gewöhnen, haben selten abführende oder stopfende Mittel nöthig. Ein Durchfall ist zuweilen gesund, und die Natur hilft sich dadurch von selbst: deswegen ist das Stopfen desselben bedenklich. Man warte den zweyten oder dritten Tag ab, besonders wenn er ohne Schmerzen ist, und die Eßlust fortdauert. Harter Stuhlgang ist den Gesundesten eigen, und zeugt von der Stärke des Körpers; nur sey man besorgt, ihn durch Bewegung, kaltes Trinken, oder Genuß des Obstes zu befördern, indem er auch oft zu Krankheiten Anlaß giebt. Bey dem Durchfalle sind fette Speisen und Fleisch schädlich. Bier vermehrt den Durchlauf; zuweilen hilft ein Gläschen guter alter Wein, und Bewegung in der Sonne. Bleibt der Stuhlgang gegen Gewohnheit zurück, und erfolgt eine Verstopfung, so nehme man Abends Cremor Tartari, und ver-

vermeide ſchwere Mehl-Speiſen, friſches Brod, hartes Fleiſch. Perſonen, die an der Galle leiden, müſſen mehr, als andere, auf die Oeffnung bedacht ſeyn.

Ausſchweifungen im Beyſchlaf, kommen dem Körper ſehr theuer zu ſtehen; er wird davon kalt, trocken, matt und zitternd. Es entſtehen davon verſchiedene Nerven-Krankheiten, Stein, Gicht, und andere Zufälle mehr.

6. In Anſehung der Gemüths-Bewegungen, oder Leidenſchaften.

Einige Leidenſchaften ſind angenehm, als: Freude, Hoffnung, und Liebe; andere ſind unangenehm, als: Zorn, Verdruß, Traurigkeit, Schreck, Furcht, Neid, Eiferſucht. Jene ſuche man zu unterhalten, dieſe zu entfernen. Die angenehmen ſind zugleich heilſam; die unangenehmen meiſtens ſchädlich, oft tödlich. Empfindſame und weiche Gemüther werden von ihnen ſtärker angegriffen; kaltblütige und träge, ſeltener und weniger. Je ſtärker ſie auf die Seele und den Körper auffallen, deſto heftiger ſind ihre Wirkungen. In dem höchſten Zorn, Schrecken, Furcht, iſt man unvermögend, und ſeiner nicht mehr bewußt. Sie verdunkeln den Verſtand, und hemmen die Ueberlegung; und das iſt das Schlimmſte der heftigen Leidenſchaften.

Mäßige Leidenſchaften ſchaden zwar weniger, doch ſchaden ſie immer. Man unterſuche ſich nach einem kleinen Zorn, Verdruß, Schrecken. Es ſehen es ja die Leute einem an dem Geſichte an, daß man heftig erſchrocken, erzürnt iſt, wenn ſie gleich nicht wiſſen, was vorgegangen iſt.

Gegen mäßige und leichte Gemüths-Bewegungen kann die Vernunft noch Widerſtand thun, ſich heben, oder ſich erleichtern. Gewaltſame und unvermuthete überrumpeln Verſtand und Sinne. Man muß

Will man Ruhe haben, so mische man sich nicht in anderer Leute Händel, weiche dem Zornigen aus, gebe dem Stolzen und Groben nach, bleibe vor sich, und mäßige sein Verlangen und Gelüsten. — Schreck erfordert Ruhe und gelinde Stärkung. Ein Gläschen guter Wein, warmer Thee, Kaffe, und das Bett, erleichtern ungemein. — Die Furcht benimmt Unterricht, männlicher und gesetzter Umgang, Versuch sich zu überzeugen und zu überwinden. Gegen furchtsame Kinder sey man gelinde und sanft, muntre sie auf, führe sie unter Leute. Da Furcht die bevorstehende Gefahr, das Unglück und den Gegenstand immer größer macht, als er ist, so bemühe man sich, die Gefahr klein, das Unglück unbeträchtlich, und das Leere der Vorstellung lächerlich zu zeigen. Vernünftige Spötterey ist hier wohl angebracht. — Zeit, Thränen und Sättigung, vermindern die heftigste Traurigkeit. Man lasse also Traurige weinen, so viel sie wollen, und suche nur ihr Gemüth nach und nach von dem unangenehmen Gegenstande ab-, und zu einem angenehmern zu leiten; man vermeide alles Gespräch, alle Erinnerung, und breche sogleich ab, wenn der Traurige davon reden will. Tröstende Besuche sind unnütz, oft schädlich. — Gegen den Neid ist jeder Rath vergeblich, weil er sich nicht bereden läßt. — Ein vernünftiger, geliebter und vertrauter Freund endlich, ist nicht nur das Glück des Lebens, sondern auch in den heftigsten Leidenschaften das beste Linderungs-Mittel; er ist das für den Verstand und für das Herz, was der Arzt für den Körper ist.

that flehen kann, die wir doch so muthwillig von uns stoßen? So wenig Uebereinstimmung findet sich zwischen unserm Verhalten und unsern eifrigsten Wünschen! Gerade zu der Zeit, da der Mensch mit der heißesten Sehnsucht einem hohen Alter entgegen seufzet, wendet er aus übertriebener Vorsorge, aus Mode-Sucht, aus Leichtsinn, oder aus Unverstand, alle Mittel an, das Leben abzukürzen.

Phileurost ist ein wahrer Märterer seiner Gesundheit. Alle seine Bemühungen, alle einzelne Bewegungen seines Körpers, alle Kräfte seiner kleinen Seele, sind auf den einzigen Haupt-Gedanken gerichtet, alle mögliche, sogar die lächerlichsten Mittel zu versuchen, um nie krank zu werden. Sein Körper ist der Abgott, dem er allein opfert, und Weihrauch streuet. Er weis, daß Leib und Seele durch die festesten Bande mit einander verknüpft sind. Unglücklicher Weise hat er in einem Buche gelesen, daß allzustarke Anstrengungen der Seelen-Kräfte dem Körper nachtheilig werden könnten. Von dem Augenblicke an ließ er lieber alle Ansprüche auf eine gesunde Vernunft fahren, um vor allen Dingen einen gesunden Körper zu haben. Er erlaubt sich keinen andern Gedanken, als den ihm die Pflege seines Körpers zur Pflicht macht. Den wechselweisen Einfluß, den die beyden wesentlichen Theile des Menschen in einander haben sollen, erklärt er sich so vortheilhaft, daß er sicher hofft, bey einer sorgfältigen Pflege des Körpers könne die damit vereinigte Seele nie zu kurz kommen. Um allen Krankheiten vorzubeugen, begeht er tausend Thorheiten, welche ihre Entstehung mehr beschleunigen, als verhüten. Er hat gehört, daß sowohl eine allzu trockne und heiße, als eine sehr kalte und feuchte Luft der Gesundheit nachtheilig sey. Seitdem findet er die Luft im Frühlinge zu kühl, im Sommer zu heiß, im Herbste zu feucht, und im Win-

entſagte allen Vergnügungen des Lebens, um gewiß zu leben, und allen Geſellſchaften, um deſto ſicherer allem Aerger und Verdruß auszuweichen. Die nöthigen Abführungen ſucht er mit weit mehrerm Eifer zu befördern, als ſeine Glückſeligkeit, die er, ohne Geſundheit, für eine bloße Chimäre hält.

Wenn man auch wirklich geſund wäre, ſo iſt es doch immer möglich, einmahl krank zu werden. Es müſſen alſo Mittel gebraucht werden, den künftigen Krankheiten zeitig vorzubauen. Phileuroſt iſt ſo thöricht nicht, dieſe kluge Vorſicht zu verabſäumen. Frühlings- und Herbſt-Curen ſtehen im Kalender zu weit aus einander. Ehe dieſe glücklichen Zeiten kommen, muß man doch wenigſtens zuweilen balſamiſche oder Polychreſt-Pillen, temperirende Pulver, Magen-Tropfen, Viſceral-Elixir, oder ſo etwas, nehmen, damit das Blut nicht verderben, oder ſich erhitzen, und der Magen nicht ſo leicht erſchlaffen kann. Phileuroſt bedient ſich ſolcher Arzeneyen ſo fleißig, als ob es die kräftigſten Nahrungs-Mittel wären. Kurz, er ſucht ſein koſtbares Leben durch lauter übelverſtandene Mittel zu verlängern, die es am zuverläſſigſten abkürzen müſſen. Sein frühzeitiger Tod iſt unvermeidlich: und man muß dereinſt von ihm ſagen: „Phileuroſt war da. — „Ehe er das wahre Leben kannte, ſtarb er aus über„triebener Neigung zum Leben. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich von der übertriebenen Sorge für die Erhaltung der Geſundheit, welche man die Diät-Sucht nennen könnte, im XVII Th., S. 807, ſqq. geſagt habe.

Viel häufiger ſind die Beyſpiele derer, die ein frühes Opfer des Leichtſinnes, der Mode-Sucht, oder der Eitelkeit, werden. Die wenigſten Menſchen kennen den ganzen Umfang der Regeln einer vernünftigen Lebens-Ordnung, und die meiſten beobachten nur diejenigen, welche ihren Abſichten am

wenigſten widerſprechen. Die beſondern Erkältungen einzelner Theile unſers Körpers können ſehr leicht unſerer Geſundheit nachtheilig werden. Jotin weis dieſes wohl; er liebt ſich auch zärtlich genug, um einzelne Regeln der Diät, ſo weit der Wohlſtand es erlaubt, zu beobachten; es ſcheint ihm aber weit rühmlicher zu ſeyn, den Hut mit Anſtand unter dem Arme oder in der Hand tragen zu können, als gar zu ſehr für ſeinen Kopf zu ſorgen. Er erträgt die Folgen der Erkältung mit Gelaſſenheit; und was ſind nicht Katarrh, Schnupfen, Huſten ꝛc. für unbeträchtliche Kleinigkeiten gegen den ſchmeichelnden Ruhm, ein artiger Herr zu ſeyn!

Die Geſchicklichkeit, in muntern Geſellſchaften etliche Dutzend Gläſer Wein auszuleeren, ohne in einen taumelnden Schwindel zu verfallen, gehört unter die geſelligen Helden-Thaten, die ein Menſch von guter Lebens-Art in nöthigen Fällen nicht verabſäumen muß. Die fieberhaften Bewegungen, die der Wein dem Blute, und das ſchleichende Feuer, welches er dem ganzen Körper mittheilt, verurſachet zwar nicht die angenehmſten Empfindungen; allein, ein Glas Limonade löſcht alles wieder, und die Gewohnheit wird zur andern Natur. Wer kann ſich in Geſellſchaft ſo genau an eine gewiſſe Ordnung binden? Man muß ſeine Natur nach den Vorſchriften der Mode und nach den Geſetzen der Geſelligkeit gewöhnen. Iſt ſie halsſtarrig, ſo hat man Aerzte genug, die ſie wieder in Ordnung bringen können.

Die Gewohnheit und die Mode wollen, daß man den Sommer leichtere Bedeckungen trage, als im Winter. Wer zu leben weis, darf dieſes Geſetz des Wohlſtandes nicht übertreten. Eutin beobachtet alle Jahre mit der größten Strenge; aus dem Winter-Pelze wirft er ſich auf ein Mahl in ſein feinſtes Sommer-Fähnchen, und fängt die erſten

ſchwa-

schwachen Blicke der Frühlings-Sonne beynahe mit bloßer Haut auf. Sie lächelt ihn etliche Augenblicke liebreich an, und setzt, durch ihre Freundlichkeit, sein ganzes Blut in eine sanfte Bewegung. Mit lebhafter Eilfertigkeit flattert er, bis zur Ermüdung, auf den gewöhnlichen Promenaden herum. Er zeigt sich den Schönen, für die er lebt, so leicht und so bunt, als der artigste Schmetterling. Bald verhüllt die Sonne ihr lächelndes Antlitz wieder in feuchte Nebel, und nun schauert der Leichtsinnige fröstelnd nach seiner Wohnung zurück. Die Ehre, sein Sommer-Kleid früh gezeigt und den Wohlstand aufs pünctlichste beobachtet zu haben, liegt ihm viel näher am Herzen, als die kleine Unbequemlichkeit, etliche Wochen krank zu seyn. Es wäre doch unverantwortlich, wenn ein junger Herr, an einem so heitern Tage, den alten Mann im Winter-Kleide spielen wollte. Die Aerzte wollen doch auch leben; und wie schlecht würde es um sie alle stehen, wenn die Menschen aufhören wollten, der Thorheit, der Mode-Sucht, den Vorurtheilen und dem sogenannten Wohlstande zu opfern! Die Eutine haben einen innern Beruf, artig, aber kein Recht, lange zu leben.

Dort schleicht mit abgezählten Schritten eine liebenswürdige männliche Puppe auf den breitesten Steinen der Straße herum. Warum werden die Tritte so ängstlich abgemessen? — Was wollen die Züge des Schmerzes in diesem jugendlichen Gesichte? Hat etwan der wohlthätige Wein und die schmeichelnde Liebe unsern Helden zu dem hohen Range eines Podagristen erhoben? Sein Gang macht uns unschlüßig, ob wir ihn auslachen oder beweinen sollen. Er dreht sich um. — Ha! nun höre ich auf, mich zu verwundern. Es ist der artige Mikropus. Sein Gang ist so natürlich, als seine Denkungs-Art. Die Nothwendigkeit, im männlichen Alter noch die Füße

(und vielleicht auch die Seele) eines Kindes zu haben, bewog ihn, seine Schuhe im zwanzigsten Jahre noch immer über den Leisten eines zehnjährigen Knaben schlagen zu lassen. Nichts ist für ihn schmeichelhafter, als die Ehre, einen artigen Fuß zu spielen. Vermittelst der unnatürlichen Einspannung der Füße eräugnete es sich zufälliger Weise, daß ihm der eine Fuß im vorigen Winter erfror. Er triumphirte mit stoischer Herzhaftigkeit über diese unbedeutende Folge seiner Artigkeit, und blieb bey dem gewöhnlichen Leisten. Seitdem sind am andern Fuße einige harte Unebenheiten entstanden, die ihm ausserordentliche Schmerzen verursachen, und einen sehr vorsichtigen Gang erfordern. Weil aber die niedlichen Schuhe diese Unförmlichkeiten bedecken, und seine Zähne noch fest genug sind, viele Schmerzen verbeißen zu können, erhält sich Mikropus noch immer in dem Rufe, ein wohlgebauetes Herrchen zu seyn. Zuweilen fühlt er geheime Ahndungen trauriger Folgen; er hat aber Muth genug, sie zu unterdrücken, und ist fest entschlossen, seine Füße wenigstens noch so lange zu brauchen, als sie in die jezigen Schuhe passen.

Lucilie ist von der Natur mit dem liebenswürdigsten Körper beschenkt worden. Die Grazien können nicht reizender gemahlt werden, als sie wirklich ist. In ihren Augen wohnt Anmuth und Lebhaftigkeit. Jeder Zug ihres Gesichtes gehört zum Gemählde der regelmäßigsten Schönheit. Ihre Wangen sind der Sitz der Freundlichkeit; ihre Stirn ist der Sitz der Freude; ihre Lippen sind die reizenden Werkzeuge der einschmeichelndsten Beredsamkeit; und ihr Herz? — Schade für die schöne Lucilie! ihr Herz ist der Wohnplatz einer Eitelkeit, die allen äussern Vorzügen einen Theil ihres Glanzes benimmt, und ihrer Gesundheit die gefährlichsten Fallstricke legt. Zum Unglück sieht sie ihre eigenen Reize mit allzu partheyischen Augen an.

Sie

Sie ist noch nicht zufrieden, daß die gütige Natur sie bis zur Bewunderung schön gebauet hat. Nach ihren Begriffen von der Schönheit, ist der Umfang ihrer schlanken Taille noch einige Zolle größer, als er an einer geschickten Mode-Taille seyn sollte. Ihr neuer Schneider, der, aus Mitleiden für ihren zarten Körper, die erste Schnürbrust nach einer menschlichen Taille eingerichtet, und es für unanständig gehalten hat, aus der schönen Lucilie eine unförmliche Drechsler-Puppe zu machen, hat, nach vielen Verweisen, seine Arbeit wieder zurück nehmen, und ihr dafür einen großen Trichter verfertigen müssen, der oben eine unförmliche Weite hat, und unten ganz schmahl zuläuft. In dem engsten Theile dieses trichterförmigen Panzers wird der Unterleib der Lucilie aufs gewaltsamste eingepresset. Unlängst sagte eine ihrer Bekannten in öffentlicher Gesellschaft, daß es Lucilie der Stärke ihres Zwerchfelles allein zu danken habe, wenn die Eingeweide des Unterleibes nicht mit der Zeit in die Brust-Höhle hinauf gedränget würden, und alle Rippen ihre bogenförmige Gestalt veränderten. Die Vorhersagungen der Aerzte, daß sie durch unnatürliche Einpressung aller Verdauungs-Werkzeuge, durch den beständigen Druck der Leber, der Milz und aller Eingeweide, sich eine ganze Reihe beschwerlicher Krankheiten zuziehen würde, finden bey Lucilien kein Gehör, so lange ihre eitle Seele noch den großen Gedanken, die niedlichste Taille zu haben, in seinem ganzen Umfange fühlt. Die Reize ihres blendenden Halses, die ihren Augen selbst wohlgefallen, hält Lucilie für einen Vorzug, den sie bloß zur Ergetzung lüsterner Augen erhalten hat. Die treulose Witterung der rauhesten Jahrszeiten hält sie nicht ab, ihre Schönheiten, um sie gemeinnützger zu machen, allem Wetter und Winden bloß zu stellen. Ein beständiger Husten, ein Schnupfen, Heiserkeit,

böser Hals, abwechselnde Katarrhal-Fieber, sind zwar eben nicht die wünschenswürdigsten Folgen ihrer menschenfreundlichen Freygebigkeit; sie ist aber zu sehr überzeugt, daß man sein Pfund nicht muthwillig vergraben dürfe, als daß sie, um einiger unvermeidlicher Uebel willen, ihre Pflicht vergessen sollte. Genug, Lucilie ißt zu rechter Zeit; sie trinkt nicht zu wenig; sie schläft ihre ordentliche neun Stunden; sie ist nicht ärgerlich; und macht sich alle Tage mit Stricknadeln und Klöppeln eine gute Bewegung. Wie kann sie bey einer so guten Lebens-Ordnung jemahls wirklich krank werden? oder wer kann sie mit Recht anklagen, wenn sie unverschuldet einige zufällige Krankheiten dulden muß?

Polyphagus ist der ordentlichste Mann von der Welt; er geht zur gewöhnlichen Stunde zu Bette, und steht zu rechter Zeit wieder auf. An Bewegungen des Leibes läßt er es niemahls fehlen. Selbst mit allen Arten von Abführungen steht er im besten Vernehmen. Die Abend-Luft fürchtet er, wie einen geschwornen Feind. Kurz, er befleißigt sich einer vorzüglichen Lebens-Ordnung. Sein gesunder Appetit erfordert zwar, bey jeder Mahlzeit, einige Pfund Brod und Fleisch mehr, als der Appetit anderer Menschen, und seine Lüsternheit erlaubt ihm gar wohl, von fünf Gerichten dreyfache Portionen zu verschlingen. Weil er aber einen römischen Magen hat, der sich vom Ueberflusse nicht lange drücken läßt, so kann er in drey Stunden zwey starke Mahlzeiten thun, ohne seine Verdauungs-Kräfte zu überladen. Man hat ihm zwar einreden wollen, daß sein Magen, durch die öftern Umkehrungen, mit der Zeit gänzlich geschwächet werden, und daß Polyphagus endlich, bey dem reichlichsten Genusse der Speisen, dennoch an der Entkräftung sterben würde. Das macht ihm aber wenig Kummer; er weis davor schon Rath zu finden.

Zwey

Zwey Bouteillen Burgunder alle Mittage, und eine Bouteille Malaga alle Abend, werden seinen arbeitsamen Magen wohl warm halten. Er verspürt zuweilen fieberhafte Bewegungen; das ist aber immer nur ein kleiner Uebergang. Die Drohungen der Aerzte, daß er sein Blut zu sehr erhitzen, und sich gefährliche Fieber zuziehen werde, kann wohl nichts anders, als Scherz, seyn. Polyphagus hält die beste Ordnung im Schlafen, im Wachen und in Leibes-Bewegungen; er ist auch selten so sehr bey sich selbst, daß er sich über etwas ärgern, oder bekümmern, oder zu sehr erfreuen könnte; über Tische folgt er ja auch nur seinem Appetit. Mehr kann man doch kaum von dem ordentlichsten Menschen fordern.

Vom Philogyn weis die ganze Gegend, daß er sich selbst und seine Gesundheit von ganzem Herzen liebt. Er nimmt kein Loth Speise ausser den festgesetzten Stunden zu sich. Lieber würde er alle Martern des dringendsten Durstes ausstehen, als einen einzigen Schluck Wasser zwischen der Mahlzeit trinken. Die Empfindungen des Hungers und Durstes sind nicht die Gelegenheiten, durch welche er sich blindlings zum Essen oder zum Trinken verleiten lässet. Eine gewisse Anzahl Glockenschläge sind der eigentliche Ruf, dem er folgt. Er kann nirgends zu Gaste gehen, wo man nicht in seinen gewöhnlichen Stunden speiset, wo man ihm die Mund-Portionen gleichsam zuwieget, und wo es ihm nicht erlaubt ist, seinen eigenen Haus-Trunk nachbringen zu lassen. In den meisten Stücken gleicht er dem Phileuroſt. Seine Freunde haben ihm oft scherzhafte Vorwürfe wegen seiner Lebens-Art gemacht. Er bleibt unerschüttert bey dem Grundsatze, daß man in allen Dingen eine gewisse Ordnung halten müsse, daß man für seine Gesundheit nie zu viel Sorge tragen, und diesen edeln Schatz nicht mit Golde erkaufen könne. — Bey der

gröſsten Genauigkeit in der Lebens-Ordnung ſieht Philogyn doch immer dem kühnen Schatten eines wirklichen Menſchen ähnlich. Blaß, ausgetrocknet, entkräftet iſt er, bey der ſtrengſten Diät. Vielen Menſchen iſt er ein Räthſel. Wenn man einigen ſeiner ſchalkhaften Freunde glauben darf, ſo hat Philogyn nur eine einzige Empfindung, deren Befriedigung er nicht nach Stockenſchlägen beimißt, und der von geheimen Aufforderungen eine lebhaftere Folgſamkeit in ihm erregen, als ein ganzes Gebäude von Gründen. Die loſen Leute! Einen ſo ordentlichen Mann einer ſolchen Unordnung zu beſchuldigen! Was würde er ſagen, wenn er ſie hörte? Und doch behaupten ſie hartnäckig: Philogyn finde in dem Inſtincte, den er mit ſeinem Nierchen gemein hat, ſo viel anlockende Reize, daß er ſich niemahls den Aufforderungen derſelben verſagen könnte, wenn er ſie auch in den unbequemſten Stunden empfände. Man geht ſo weit, ihn zu beſchuldigen, daß er, um dieſem kräftigen Rufe nie ungehorſam zu ſeyn, ſchon einige Mahl ſeine Eß-Stunde verſchoben hätte. Seine Entkräftung gereicht ihm in vielen Fällen ſehr zur Laſt. Er iſt aber doch völlig unſchuldig, weil er die regelmäßigſte Diät führt, und ſich ſeinem natürlichſten Triebe nie gewaltſam widerſetzt. Sein Nierchen iſt ja immer geſund, und lebt doch lange nicht ſo ordentlich, wie er. Der arme Mann! Was mag ihn doch ſo elend machen, da er ſich ſo viele Mühe giebt, es nicht zu ſeyn?

Es würde mir nicht ſchwer fallen, noch eine Menge Beyſpiele von Leuten anzuführen, die entweder aus allzu groſſer Sorge für ihre Geſundheit, oder aus übertriebenem Leichtſinn, ſich zu einer höchſt verderblichen Lebens-Ordnung gewöhnen. Warum ſollte ich aber eine Materie ſo weit ausdehnen, die bereits von den gröſten Aerzten ausführlich abgehandelt,

und

und ſchon ſo lange tauben Ohren vorgepredigt worden iſt? Ich wünſche meinen Leſern nur begreiflich zu machen, daß man von den Regeln der Lebens-Ordnung noch ſehr irrige Begriffe habe, ſo lange man ſich einbildet, es ſey zur Erhaltung der Geſundheit entweder hinlänglich, nur die vorzüglichſten zu beobachten, oder nothwendig, ſich, ohne Bedingung, auf das ſtrengſte zu binden. Wer hat jemahls einen Verleumder darum, weil er nicht ſtiehlt, oder einen Betrieger darum, weil er noch keinen Straßen-Raub begangen hat, für tugendhafte Menſchen erklärt? Könnte man aber wohl einem Philogyn, weil er ſich weder überladet, noch betrinkt, oder einem Polyphagus, weil er ordentlich ſchläft, und ſich nicht von den Affecten hinreiſſen läßt, mit mehrerm Rechte eine ordentliche Lebens-Ordnung eingeſtehen? Was hilft es, wenn man, durch Vernachläßigung einer einzigen Regel, alles das Gute wieder vernichtet, was man durch genaue Beobachtung einer andern geſtiftet hat? Die Vernunft fordert von uns, die ſämmtlichen Vorſchriften einer guten Lebens-Ordnung als ein ganzes untrennliches Ganzes zu betrachten, deſſen einzelne Theile nie zureichend ſind, eine gewünſchte Abſicht zu befördern.

Lebens-Pflicht, eine Pflicht, welche man in Anſehung ſeines Lebens, d. i. ganzen Verhaltens, zu beobachten hat.

Lebens-Pulver, Pulvis vitalis; unter dieſer Benennung iſt inſonderheit das halliſche Lebens-Pulver berühmt, welches, nach Hrn. Prof. Gren, mit dem martialiſchen Spießglanz-Kalk (Bezoardicum martiale, Antimonium diaphoreticum martiale, Pulvis cachecticus Ludovici,) in allem einerley iſt.

Lebens-Regel, eine Regel oder Vorſchrift, welche unſer Leben, d. i. ſowohl unſer Verhalten in Anſehung der Erhaltung des natürlichen Lebens, (ſ. Lebens-

§. 1974. Iſt dies dennoch geſchehen, ſo muß jeder, ſowohl der Verſicherer, als der Verſicherte, die gezeichnete Summe, zum Beſten der Armen, als Strafe erlegen.

Lebens-Wandel, Vitae inſtitutio, das ganze ſowohl natürliche als moraliſche Verhalten eines Menſchen, welches auch nur ſchlechthin der Wandel genannt wird.

Lebens-Wärme, ſiehe Lebens-Licht, oben, S. 180.

Lebens-Waſſer, ein Nahme, welchen man den verſchiedenen Arten abgezogenen Branntweines beyzulegen pflegt, weil ſie die Lebens-Geiſter ermuntern, oder ſtärken ſollen; nach dem Lat. Aqua vitae, Aquavit. Siehe im II Th., S. 361, fgg.

Lebens-Weiſe, ſ. oben, S. 111.

Lebens-Zeit, (Menſchliche) deren Flüchtigkeit und Kürze; ſ. im LXVI Th., S. 795, fgg.

Lebens-Ziel, L. Terminus vitae. Es iſt unter den Gelehrten die Frage von dem Ziele des menſchlichen Lebens, worauf ſich daſſelbe gründe, oft unterſucht worden; und ſie iſt auch wirklich ſo beſchaffen, daß man mit beſonderm Fleiße dieſelbe zu erörtern hat, damit man ſich keine irrige Begriffe davon mache. Ehe ich die Sache ſelbſt nach der Wahrheit vortrage, will ich vorher die zwey Abwege zeigen, davor man ſich hier zu hüten hat. Einige behaupten, daß einem jeden Menſchen ein unveränderliches Lebens-Ziel geſetzt ſey, welches weder zu verlängern, noch zu verkürzen ſey, welche Nothwendigkeit entweder von dem unvermeidlichen Schickſale, oder von einem abſoluten Schluſſe Gottes abhänge. Solcher Meinung pflichteten unter den Alten alle diejenigen bey, die der Lehre von dem Fato zugethan waren, unter welchen dieſelbe inſonderheit den Stoikern eigenthümlich war, daher das Dilemma entſtanden iſt: Si fatum tibi eſt, ex hoc morbo conualescere, ſiue medicum adhibueris, ſiue non, conualesces, deſſen auch *Cicero* de fato, gedenkt

ungeschickte Aerzte diesen gemeinen Wahn statt einer Schutzwehr wider die Vorwürfe ihres Gewissens zu gebrauchen, wenn sie entweder durch ihre Unerfahrenheit, oder durch ihre Nachlässigkeit, die menschliche Gesellschaft eines Mitgliedes berauben, welches derselben noch länger hätte dienen können. Aus diesen und andern Ursachen, wird es nützlich und nöthig seyn, diese ziemlich verwickelte Frage zu erörtern.

Ueberhaupt wird ein Jeder leicht davon überzeuget werden können, daß die göttliche Vorsehung sich ganz besonders um das menschliche Leben, um dessen Schicksale und Ende, bekümmern müsse, wenn er bedenkt, was für wichtige Folgen von dem längern oder kürzern Leben, auch des geringsten Menschen, abhangen. Nach dem er frühzeitig oder später stirbt, nach dem hat er sich auch mehr oder weniger auf die Ewigkeit zubereiten, nach dem hat er viel oder wenig Gutes und Böses in der menschlichen Gesellschaft stiften können. Der schlechteste Soldat kann in einer Schlacht einem großen Feld-Herrn oder Könige das Leben erhalten, oder nehmen. Ein Bettler kann bisweilen eine Verrätherey entdecken, welche einen ganzen Stat in Unglück gestürzt hätte; er kann aber auch dem Feinde einen wichtigen Umstand entdecken, der das Schicksal eines ganzen Kriegs-Heeres entscheidet. Wäre aber dieser Mensch vorher gestorben, so würde auch die große Begebenheit vielleicht nicht erfolgt seyn.

Aber es fragt sich nun: Wie verhält sich die göttliche Vorsehung dabey, daß ein Mensch gerade jezt, nicht früher und auch nicht später, stirbt? und was trägt sie dazu bey, daß von tausend Menschen, die an Einem Tage auf dem Schauplatze der Welt zugleich mit einander aufgetreten sind, wohl kaum zehn wieder zu einerley Zeit denselben verlassen? Nach meiner Einsicht, werden folgende Anmerkungen die Entscheidung dieser Frage erleichtern.

Man unterscheidet das gemeine, das besondere, und das ganz besondere Lebens-Ziel. Was das gemeine Lebens-Ziel betrifft, so ist es klar, daß Gott überhaupt dem ganzen menschlichen Geschlechte eine Zahl von Jahren bestimmt habe, die kein einziger Sterblicher überschreiten kann, und daß dieses Lebens-Ziel nach dem verschiedenen Alter der Welt unterschieden gewesen sey. Die Zahl der Lebens-Jahre war, wie ich im LXVI Th., S. 708, fgg. gezeigt habe, vor der Sündfluth, da wegen der geringen Anzahl Menschen ein langes Leben zur Ausbreitung sowohl des menschlichen Geschlechtes selbst, als auch der Künste, nothwendig war, viel Mahl größer, als nach den Zeiten der Sündfluth; und jezt scheint die allerhöchste Zahl, die doch nur sehr wenige wirklich erreicht haben, ein Alter von 150 Jahren zu seyn. Die Engelländer, unter welchen fast alle Jahre Greise sterben, die ihr Leben über 100 und mehrere Jahre gebracht haben, führen in ihren Geschichtbüchern nur drey Männer an, welche das gemeine Ziel doppelt überschritten hatten. Einer derselben hieß Thomas Parr, und starb 1635 zu London im 152sten Jahre, (s. Th. LXVI, S. 757.). Tho. Damme hatte 155 Jahr gelebt, da ihn der Tod wegnahm. Heinr. Jenkins zählte 169 Jahr, da er aus der Welt gerufen wurde (s. Th. LXVI, S. 762). Doch nicht bloß unser Geschlecht kann sich dieses großen Privilegii wider die allgemeinen Rechte des Todes rühmen. Alberti gedenkt, in seinen Briefen, auch einer Frau, die, während seines Aufenthaltes in Engelland, im 154sten Jahre ihres Alters von unserm Planeten Abschied genommen, und einer andern, die damahls 130 Jahr erlebt hatte, da sie in jene Welt gieng. Diese ausserordentlichen Beyspiele beweisen, es sey möglich, daß die Maschine des menschlichen Körpers, wenn sie durch Mäßigung im Essen, Trinken, Schlafen,

ſen, Arbeiten und Leidenſchaften gehörig erhalten wird, nach den gegenwärtigen Umſtänden der Luft anderthalb Jahrhunderte dauern könne. Da aber auch ſelbſt diejenigen, welche die vollkommenſte Mäßigkeit in den angezeigten Stücken beobachten, doch lange nicht an dieſe Zahl hinan reichen, ſondern ſich aufs höchſte nur dem 90ſten Jahre nähern, ſo läßt ſich daraus ſchließen, daß die Vorſehung ſelbſt dieſes kurze Ziel dem menſchlichen Leben geſteckt habe, und daß unſere Maſchine vom 70ſten bis 90ſten Jahre aus natürlichen Urſachen ſo abgenutzet werden müſſe, daß die Seele ſich eines ſo verdorbenen Werkzeuges bey ihren Verrichtungen nicht länger bedienen könne, ſondern genöthiget werde, die baufällige Werkſtätte, ſo ungern ſie auch daran kommt, zu verlaſſen. Denn es werden nicht nur die Knochen, ſondern auch ſelbſt das Fleiſch und die übrigen weichern Theile eines alten Körpers, nach und nach dermaßen verhärtet, daß das Leben gleichſam allmählich aus einem Theile deſſelben nach dem andern weichen muß. Die Gänge der Ausdunſtung werden eben dadurch verſtopft, die Bewegungen langſamer, der Umlauf der Säfte wird aufgehalten, die Sinne werden ſtumpf, die Gelenke unbiegſam, das Athemhohlen wird dem Greiſe ſehr beſchwerlich, er fühlt in allen Gliedern widrige Empfindungen; und da ſeine Sinne nicht mehr ſcharf genug ſind, die Ergetzlichkeiten dieſes Lebens zu genießen, ſo iſt es kein Wunder, daß er faſt immer verdrießlich iſt; wie Horaz ſagt:

Wer machts dem Alten recht? er klagt bey allen Leuten:
Vor dieſem war es gut, und noch bey meinen Zeiten.

Endlich verläßt den ehrlichen, und ſowohl mit Jahren als Verdienſten beladenen Barſillai der Schlaf, dieſer Liebling der Arbeitſamen, der ihnen bey dem Einbruche der Finſterniß ihre Sorgen abnimmt, um ihnen dafür bey der Ankunft der Sonne

ein verjüngtes Leben zu geben. Kaum hat er sie eine Zeitlang verlassen, so verfliegt der Rest ihrer Kräfte zusehends; sie verwelken wie die Blumen von der Hitze des Tages, wenn der Thau der Nacht sie nicht mehr erfrischt; oder, wie Cicero in seinem angenehmen Cato sich ausdruckt: „so stirbt der Greis natürlicher „Weise nicht anders, als wie wenn ein reifer Apfel „von selbst abfällt; wie eine Lampe erlischt, wenn kein „Oehl mehr zufließt; wie ein altes Haus einfällt, „wenn die morschen und dürren Balken selbst nach „und nach aus ihren Fugen gehen. In diesem Falle," fährt er fort: „muß man sagen, daß die Natur selbst „ihr Gebäude ganz ordentlich wieder aus einander „nimmt. Eine Art des Todes, die sehr zu wünschen „ist, weil gar nichts gewaltsames dabey vorgeht."

Die Vorsehung muß aber ohne Zweifel sehr wichtige und heilsame Ursachen haben, daß sie dem menschlichen Geschlechte überhaupt kein längeres Lebens-Ziel gesetzt hat; wiewohl es an sich immer etwas Bewundernswürdiges bleibt, daß eine Maschine, die aus so vielen weichen und zarten Theilen besteht, unter den mannigfaltigen Abwechselungen der Witterung und widrigen Zufällen dieses Lebens, so lange aushalten kann, da doch, vergleichungsweise, die von Steinen aufgeführten Gebäude selten über 300 Jahr dauern, und selbst unsere zahmen Thiere, deren Körper doch weit gröber und fester gebauet ist, wie ich im LXVI Th., S. 735, f. dargethan habe, größten Theils lange nicht an die Hälfte des menschlichen Alters hinan reichen. Er würde aber auch, wenn es Gott gefallen hätte, seinen Körper etwa anders einzurichten, noch mehrere Jahre ausdauern können, wenn es nicht der Weisheit und Güte des Beherrschers der Welt [illegible] wäre, die Ziel [illegible] mehrere

dem Schauplatze der Welt ihre Rolle zu spielen, und sich dadurch eines edlern und erhabenern Lebens würdig zu machen. Indessen da diese kurze Dauer auf dem ganzen Erdkreise allgemein ist, so muß sie auch eine allgemeine Ursache haben; und diese trifft man theils in der Beschaffenheit des Körpers und der Luft, theils aber in der herrschenden Lebens-Art und der Mühseligkeit unserer Tage, an. Alle diese Umstände zusammen genommen, würden uns einen längern Aufenthalt auf unserm Planeten beschwerlich machen; und wer sie bedenkt, der wird eine Zahl von 70 Jahren für das vollkommen wohl abgemessene Maß halten, für einen Aufenthalt, der nicht zu kurz ist, um uns in den Stand zu setzen, alle Wohlthaten unsers gütigen Schöpfers zu genießen, aber auch nicht zu lang, daß er einen Ekel und Ueberdruß des Lebens bey Vernünftigen hervorbrächte.

Von dem allgemeinen Lebens-Ziele des menschlichen Geschlechtes, komme ich nun auf das besondere Lebens-Ziel, d. i. auf die größere oder kleinere Zahl von Jahren, welche ein Mensch vor dem andern erlebt. Dieses längere oder kürzere Leben rührt entweder aus ganz begreiflichen, oder aus verborgenen, Ursachen her. Man könnte jenes das ordentliche, dieses leztere aber das ausserordentliche Lebens-Ziel nennen. Was das erste, oder das ordentliche, betrifft, so sterben die Menschen gewöhnlicher Weise so, daß man ganz begreifliche Ursachen angeben kann, warum sie jezt gestorben sind. Diese Ursachen, welche die Zerstörung unserer Maschine befördern, sind zum Theil bloß physische, zum Theil aber physische und moralische zugleich. Unter den physischen Ursachen verstehe ich solche widrige und allzustarke Kräfte anderer Körper ausser aus, welche [illegible] plötzliche und gewaltsame Veränder[illegible] in den flüssigen Theilen unsers Kör-

pers, verursachen, durch welche nothwendig der ordentliche Zustand desselben alterirt wird, die Lebens-Bewegungen aber zerrüttet, oder bisweilen schnell und auf ein Mahl gehemmet werden. Einige Kinder bringen schon einen Samen zu Krankheiten mit aus Mutterleibe. Ihre Aeltern haben ihnen, unglücklicher Weise, einen Keim von schlimmen Zufällen mitgetheilt, der sich nach und nach entwickelt, und ein Gewebe von elenden Tagen ausmacht. Es giebt Erb-Krankheiten, welche ganze Familien, ohne mit den Vorfahren abzusterben, befallen, und die nicht eher ausgerottet werden, als bis der ganze Stamm gleichsam mit der Wurzel abgestorben ist. Eine vernünftige Ueberlegung würde diese Personen in ihrem Gewissen von der Pflicht, für eine Nachkommenschaft zu sorgen, frey sprechen. Sie würde Aeltern gewisse Vorsichtigkeiten lehren, deren nur allzugewöhnliche Vernachlässigung die traurigsten Folgen denen zuzieht, die daran völlig unschuldig sind. Und es ist eine mit Recht zu bedauernde Nothwendigkeit, welche die Sitten-Lehrer fesselt, daß sie diesen Punct nicht berühren dürfen. Es würde vielleicht manchmahl gut seyn, wenn wir in Absicht auf gewisse Pflichten, die Gewohnheit der alten Mysterien bey den Versammlungen hätten, und daß alte Prediger einige Lehren und Pflichten nur verheuratheten, andere nur obrigkeitlichen, wiederum andere Regeln nur andern Ständen in abgesonderten Versammlungen vorstellten; und es ist nicht wohl zu begreifen, warum man bey dem öffentlichen Unterrichte so wenig die einzelnen Pflichten der Moral und des Rechtes der Natur berührt, und nur immer bey allgemeinen Ermahnungen zur Tugend stehen bleibt, da es doch gewiß ist, daß die beständige Uebertretung jener Regeln in besondern Fällen, die vornehmste Ursache von den gemeinen Uebeln ist, welche die menschliche Gesellschaft zerrütten

und

und verderben. Und doch weis man, daß der gröſte Theil der Zuhörer weder Zeit, noch andere Gelegenheiten, wie ein Gelehrter, hat, ſie durch andere Wege kennen zu lernen. Wie viele beſondere Anmerkungen könnte ich nicht über die verſchiedenen Fehler bey der Erziehung, in Abſicht auf den Körper, machen, von denen es doch gröſten Theils herrührt, daß ſo viele Kinder beſtändig kränkeln, und entweder frühzeitig ſterben, oder doch hernach mit gröſer Mühe und Beſchwerlichkeit ein Gebäude kaum 20 oder 30 Jahr lang erhalten, welches gleichſam aus lauter verdorbenen Materialien zuſammengeſetzt iſt. Die Kinder der Vornehmen und Reichen haben insgemein das Unglück, daß ſie von ihren Müttern keine weitere Pflege nach der Geburt genieſen, hingegen unter den Händen einer Perſon aufwachſen müſſen, welche ſich ihrer nicht aus Liebe, ſondern allein aus Noth, annimmt. Was Wunder alſo, daß ſo viele derſelben gebrechlich ſind? Unzählige andere werden ſowohl von den Müttern, als den Wärterinnen, verzärtelt, indem ihre Säfte durch ſchädliche Speiſen und Getränke gleich anfangs verdorben werden. Die übrigen Erziehungs-Fehler, welche eigentlich die Seele der Kinder anſtecken, gehören auch hierher. Denn alles, wodurch die Begierden und Affecten rege, heftig und ausſchweifend gemacht werden, befördert Krankheiten und einen frühen Tod. Und ich darf eine Anmerkung, welche die tägliche Erfahrung beſtätigt, nicht erſt beweiſen, daß nähmlich die wenigſten Menſchen eines natürlichen Todes, die meiſten hingegen eines gewaltſamen ſterben, indem ſie ſich nach und nach ſelbſt durch die vielen Unordnungen in der Lebens-Art hinrichten. Denn, wer den zarten und ſubtilen Bau des menſchlichen Körpers kennt, der wird leicht einſehen, daß unſere Unmäſigkeit, daß unnütze und grämende Sorgen, daß ſtarke Affecten,

welche unſer Geblüt in eine plötzliche Wallung ſetzen, der Geſundheit höchſt nachtheilig ſeyn müſſen; der wird zugleich begreifen, daß ſelbſt die Arzeneyen, die wir wegen eines wider die diätetiſchen Regeln begangenen Fehlers einnehmen müſſen, den natürlichen und ordentlichen Zuſtand des Körpers zu unſerm großen Nachtheil verändern.

In ſofern wir nun durch unſere eigenen Fehler unſere Lebens-Tage verkürzen, in ſofern darf man nicht ſagen, daß Gott eigentlich uns ein Ziel geſetzt habe. Wir hätten allerdings, vermöge der guten Natur, die er uns gegeben hat, länger auf dieſer untern Welt dauern können. Vielmehr muß man ſagen, daß Gott, als Richter, einen frühen Tod über uns verhänge, indem er eine ſolche Einrichtung in der Natur gemacht hat, daß eine jede Uebertretung ſeiner uns ſo heilſamen Geſetze ordentlicher Weiſe ſowohl für unſere Seele, als auch für unſern Körper und unſern geſammten äuſſerlichen Zuſtand in der Welt, ſchädliche Folgen hat.

Hingegen giebt es Fälle, da man ſagen muß, daß Gott uns aus weiſen und heiligen Urſachen ein Ziel geſetzt habe. Ich rede von ſolchen, da wir ohne unſer Verſchulden früher ſterben, als wir ſonſt, wegen der dauerhaften Beſchaffenheit unſers Körpers und wegen unſers Verhaltens, geſtorben ſeyn würden. Hierher rechne ich gewiſſe Lebens-Arten, Geſchäfte und Profeſſionen, bey welchen die wenigſten Menſchen alt werden können, weil durch dieſelben der Leib gar zu ſehr geſchwächt, oder das Leben allzu oft in Gefahr geſetzt wird. Ich rechne dahin: ſchädliche Witterungen, anſteckende Krankheiten, und diejenigen traurigen Zufälle, da Menſchen von Menſchen ihres Lebens durch gewaltſame Mittel beraubet werden. In dieſen und andern Fällen kann man mit Recht ſagen, daß Gott den Tod eines Menſchen gerade

rade zu der Zeit, da derselbe erfolgt ist, beschlossen habe. Doch muß man dieses nicht so verstehen, als wenn Gott deswegen auch die unrechtmäßige Handlung, wodurch Andere unser Leben verkürzen, gewollt oder veranlasset habe. Wenn man sagt: die Vorsehung hat den Tod dieses oder jenes Menschen beschlossen, so heißt dieses nur so viel: sie hat es für besser angesehen, diejenigen Ursachen, welche uns den Tod zuziehen werden, nicht durch Wunder zu verhindern, sondern vielmehr sie frey wirken zu lassen. Denn dieses ist allein ein Vorrecht der göttlichen Regierung, daß sie solche Anstalten zu treffen weis, daß aus dem Bösen gute Wirkungen erfolgen müssen. Als der Allerweiseste, übersieht Gott, der Beherrscher der ganzen Welt, eine jede Handlung und Begebenheit in ihrem ganzen Umfange; und als unumschränkter Monarch, hangen alle, auch die entferntesten Folgen von seinem allmächtigen Wollen ab. Vielleicht wird es uns erlaubt seyn, dereinst in der Ewigkeit in die Bücher der menschlichen Schicksale zu sehen. Dann werden wir erkennen, aus was für wichtigen und heiligen Ursachen Gott den Tod dieses oder jenes Menschen vor der Zeit zugelassen habe.

Es ist nun auch noch das ganz besondere Lebens-Ziel zu betrachten übrig. Man versteht darunter: wenn sich die göttliche Vorsehung auf eine merkliche Art bey gewissen Todes-Fällen äussert, so daß sie einem Menschen seine Lebens-Jahre entweder weit über die Kräfte der Natur verlängert, oder auch dieselben verkürzet, wenn gleich weder die Lebens-Säfte verzehrt, noch andere Ursachen, menschlichen Einsichten nach, vorhanden sind, welche vor sich einen frühen Tod befördert hätten. Man theilt dieses Lebens-Ziel in das Ziel der Gnade, und das Ziel des Zornes, ein, ob ich gleich gestehe, daß diese Eintheilung nicht völlig bequem ist.

Gott

Gott läßt Menschen, bey noch völligen Leibes-Kräften sterben, und verkürzet also ihr natürliches Lebens-Ziel aus verschiedenen Ursachen. Sind es fromme Personen, so thut er es, so viel wir einsehen können, hauptsächlich deswegen, damit sie desto früher in den vollkommenen Besitz der Belohnung, die er ihnen aus freyer Gnade, für ihre standhafte Tugend bestimmt hat, kommen, und hingegen dem mannigfaltigen Uebel, besonders aber ausserordentlichen Straf-Gerichten, die er über gewisse Provinzen, Städte oder Familien, verhängen muß, glücklich und noch zu rechter Zeit entgehen mögen. In diesem Verstande sagt der Prophet: daß heilige Leute vor dem Unglück weggerafft werden, Jes. 57, 1; und in diesem Verstande pflegt man auch zu sagen, daß, wenn Gott den Umsturz der Länder verhängen wolle, er vorher die Säulen wegnehme, und seine Loths aus Sodom heraus ziehe. Ich gebe es zu, daß es öfters eine Strafe sey, wenn Gott aus einem Lande die Weisen, Frommen und Redlichen wegnimmt, und daß es allemahl ein sehr empfindlicher Verlust für eine Stadt oder das gemeine Wesen sey, wenn es einen tugendhaften und rechtschaffenen Mann in der besten Blüthe seiner Jahre verliert; man bemerkt auch gemeiniglich alsbald die sehr nachtheiligen Folgen, wenn ein Platz, den vorher ein würdiger Mann, ein Freund Gottes und der Menschen, bekleidet hat, von einem andern, der seine vortrefflichen Eigenschaften nicht mit seinem Titel geerbt hat, besetzt wird; aber bisweilen wird Gott selbst durch das allzu große Vertrauen, welches man auf rechtschaffene Männer setzt, genöthiget, daß er sie wegnehmen muß; er muß das bisher gebrauchte Werkzeug weglegen, weil eine lange Zeit aller Augen nur auf dasselbe, nicht aber auf seine unsichtbare Hand, welche es regiert hat, gerichtet gewesen sind. Also braucht er ein anderes Werkzeug, dem wir nichts zu-

trau-

trauen, und wobey wir doch sehen, daß alles in der vorigen guten Verfassung bleibt.

Lässet Gott hingegen Gottlose früher sterben, als sie ihres Alters und ihrer Constitution halber gestorben seyn würden, so geschieht dieses darum, damit die menschliche Gesellschaft von solchen ansteckenden Gliedern befreyet werden, sie selbst aber durch das Wühlen im Irdischen nicht noch mehr alles Menschliche verlieren möchten. Man könnte zwar einwenden, daß ihnen gleichwohl durch eine solche frühzeitige Hinwegrückung auf ein Mahl vollends aller Weg, zur Erkenntniß Gottes und ihrer selbst zu gelangen, abgeschnitten werde; allein, diese Einwendung findet durchaus nicht Statt, weil es mit der Güte Gottes nicht bestehen könnte, daß er sie aus dem Reiche der Gnaden weggerafft hätte, wenn er vorhergesehen hätte, daß sie sich endlich noch gewinnen lassen würden. Vielmehr muß man also schließen: weil sie Gott aus dem Zubereitungs-Lande weggenommen hat, so hat er vorhergesehen, daß sie sich doch niemahls bessern werden; er hat ihnen also ein Leben wieder genommen, welches sie in Sünden würden beschlossen haben, und er hat eben dadurch das Maß ihrer Bosheiten, und ihrer damit verknüpften größern Verschuldung, zugleich abgekürzet.

Aus eben so weisen und gnädigen Absichten verlängert im Gegentheil die Vorsehung öfters das Leben solcher Menschen, die, wenn man nach der Beschaffenheit ihrer Jahre und Leibes-Constitution, oder nach den harten Zufällen und entkräftenden Arbeiten, die sie haben ausstehen müssen, von der Dauer ihres Lebens urtheilen wollte, schon längst gestorben seyn müßten. Sind es Gottlose, die ein hohes Alter erreichen, so geschieht es theils, um ihrer ihnen so höchstnöthigen Vorbereitung willen auf jenes Leben, theils aber um Anderer willen. Denn auch die verdor-

ben-

wir aller Gefahr, die wir, ohne dadurch wichtigere Pflichten zu übertreten, vermeiden können, mit aller nur möglichen Vorsicht ausweichen; wenn wir endlich allen Krankheiten vorbeugen, oder, wenn wir von denselben wirklich befallen werden, doch gleich anfangs, so lange sie noch schwach sind, alle dienliche Mittel zu ihrer Besiegung anwenden. Versäumen aber oder übertreten wir im Gegentheil diese Pflichten und Vorsichtigkeiten, so sind wir vor Gott Selbst-Mörder, wo nicht auf eine gewaltsame, doch gewiß auf eine subtile Weise.

2. Eben diese Vorsorge müssen wir auch anwenden, um das Leben Anderer zu erhalten. Wenn wir sie hingegen zur Unmäßigkeit und zu Ausschweifungen verleiten, wenn wir ihnen die Nahrungs-Mittel entziehen, wenn wir sie kränken und in heftige Affecten setzen, wenn wir als Aerzte aus Nachlässigkeit, oder aus wissentlicher Ungeschicklichkeit, oder auf irgend eine andere Art ihren Tod befördern, so sündigen wir wider das fünfte Geboth, und werden subtile Mörder unserer Brüder. Wir schaden dadurch oft ganzen Familien, ja selbst dem State, den wir seiner Mitglieder berauben. Wir schaden aber dadurch nicht allein der zeitlichen Wohlfahrt unsers Nächsten, sondern selbst seiner ewigen. Denn, ist nicht das Leben der Inbegriff, der Mittelpunct aller übrigen Arten der Glückseligkeit? Was nützen einem Kranken, und noch vielmehr, was nützen einem Todten die unzähligen Güter, die Gott uns auf dieser Welt aus väterlicher Güte bestimmt hat? Ich sage noch mehr. Muß uns nicht ein jeder Augenblick dieses kurzen Lebens ganz unschätzbar seyn, da uns derselbe die wichtige Gelegenheit verschaffet, etwas zur Verherrlichung Gottes und zum gemeinen Besten auszurichten, viel Gutes zu thun, und große Tugenden auszuüben; ja, hängt nicht von unserm längern Aufenthalte auf dieser

Unter-

Unter-Welt die nöthige und würdige Vorbereitung auf einen glücklichen Zustand in jener unendlichen Ewigkeit ab? Oder können wir auch hiernieden zu lange Gott und göttliche Wahrheiten ausstudieren, an unserer Heiligung arbeiten, und Andern wohlthun?

3. Hieraus folgt: 1) daß Aeltern und Lehrer verbunden sind, jungen Leuten oft und nachdrücklich die Pflichten und Mittel der Erhaltung sowohl ihrer Gesundheit, als ihres Lebens, vorzustellen; 2) daß Obrigkeiten, als Väter ganzer Gesellschaften, für die Gesundheit ihrer Städte und Provinzen alle nur mögliche Sorgfalt tragen, und in dieser Absicht durch eine gute Polizey verhindern müssen, daß weder die Luft durch Unreinigkeiten und böse Dämpfe in den Städten angesteckt, noch schädliche Speisen und Getränke eingeführt werden; hingegen werden sie alle ihre Sorge darauf richten, daß die ganze Gesellschaft mit den geschicktesten Aerzten, Wundärzten und Apothekern versehen, alle Marktschreyer aber, und dergleichen privilegirte Marodeurs von den Gränzen abgehalten werden; wovon im Art. Medicinal-Anstalten ausführlich gehandelt werden wird.

Ein besonderer Beweis von der Weisheit und Güte Gottes ist es, daß kein Mensch mit Gewißheit die Stunde seines Todes voraus wissen kann. Hr. geh. Justizr. Pütter hat hiervon gute Gedanken, in dem einzigen Weg zur Glückseligkeit, (Gött. 1775, 8) S. 135, f. geäussert, die ich hier anführen will. „Wenn ich glaube, die Gesundheit und „Stärke selbst zu seyn, so muß ich doch denken, daß „in dem Augenblicke eine tödtliche Krankheit mich „überfallen, oder ein Unfall meinem Leben ein Ende „machen kann. Wenn ich hingegen noch so schwächlich „oder wirklich krank bin, so ist es für Gottes Allmacht „doch ein Leichtes, mir mein Leben noch über mein

„Vermuthen zu friſten. In beyden Fällen iſt es Weis„heit und Güte Gottes, daß ich die eigentliche Zeit mei„nes Todes zum voraus nicht weis; denn wenn ich „voraus wüßte, daß ich nur noch ſo viel Tage, Wo„chen oder Monathe, nur noch ein Jahr, oder nur „noch ſo viel darüber, zu leben hätte, ſollte ich dann „noch wohl in Geſchäften meines Berufes das thun, „was ich in der Zeit nach der mir einmahl zugedach„ten göttlichen Beſtimmung noch zum Beſten des „gemeinen Weſens und der Meinigen thun kann? „Oder, wenn ich noch mit Gewißheit 10, 20 oder „mehr Jahre zu leben wüßte, würde ich dann auch „wohl in der Verfaſſung bleiben, die ich jezt einer täg„lichen Erinnerung eines vielleicht nahe bevorſtehenden „Todes zu danken habe? Würde ich wohl ſeit 10, „20 Jahren, mich ſo betragen haben, wie ich wirklich „gethan habe, wenn ich gewiß geweſen wäre, noch ſo „lange zu leben? — — Wachen muß ich immer, „und mich bereit halten, es ſey nun, wenn es wolle, „früh oder ſpät, heute oder morgen, dieſen wichtigen „Schritt aus der Zeit in die Ewigkeit zu thun.“

Lebenos, ein Hafen auf der Süd-Küſte der Inſel Kreta. Er gehörte der Stadt Gortynna. Jezt Sli Linini.

1. Leber, (die) Diminut. das **Leberchen**, Oberd. **Leberlein**. Dieſes Wort ſcheint ehedem,

1. Ueberhaupt, einen jeden erhabenen, oder ſeinen Theilen nach feſt verbundenen Körper bezeichnet zu haben; im Gegenſatze ſowohl eines niedrigern, als auch eines weichern.

Hornek, und einige andere alte oberdeutſche Schriftſteller, nennen eine Anhöhe, einen erhöheten Ort, mehrmahls eine Leber, welche Bedeutung in einigen oberdeutſchen Gegenden noch jezt gangbar iſt. König Mela in Ungarn belaib (blieb) enhalb der March und trat an ain Leber, und wollt davon den Feinden des Streites zuſehen, Hagen in ſeiner oeſterreich. Chronik bey dem Frifch, der dieſes Wort aber nicht zu erklären weis.

Im

Im Oesterreichischen werden die Flur- und Gränz-Steine noch jezt Lebern und Leber-Steine genannt.

2. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, in den thierischen Körpern, ein großes und ansehnliches Eingeweide in dem Unter-Leibe, gleich unter dem Zwerch-Felle, welches oben und von vorn erhaben ist, die Galle von dem Geblüte absondert, und wegen seiner festern Beschaffenheit oder erhabenern Gestalt, im Gegensatze der weichern und flachern Lunge, den Nahmen der Leber bekommen zu haben scheint.

Deutsch von der Leber weg sprechen, freymüthig, offenherzig reden.

Es läuft ihm eine Laus über die Leber; s. im LXVI Th. S. 246.

In der Chemie, pflegt man die auf dem trocknen Wege gemachten Verbindungen der Laugen-Salze mit Arsenik, mit Phosphorus, mit Schwefel oder mit geschwefelten Metallen, Lebern zu nennen. So wird z. B. die Vereinigung des weißen Arseniks mit dem flüssigen feuerbeständigen vegetabilischen Alkali, Arsenik-Leber genannt.

In der zweyten engern Bedeutung im Oberd. Läber, im Nieders. Lewer, im Dän. Lever, im Angels. Lyfer, im Engl. Liver, im Schwed. Lefwer, im Isländ. Lifur.

Schon Wachter sahe es ein, daß dieses Wort mit liefern, geliefern, Eines Geschlechtes sey, doch nur in so fern dasselbe in der weitesten Bedeutung erhaben, fest werden, bezeichnet; ob ihm gleich die erste allgemeine Bedeutung des Wortes Leber, welche diese Verwandtschaft ausser allen Streit setzt, unbekannt war. Siehe Lab, im LVIII Th., S. 8, f. und Kleben, im XXXIX Th., S. 394, welche gleichfalls zu dessen Geschlechts-Verwandten gehören. Das Griech. ἧπαρ scheint auf ähnliche Art mit Haufe verwandt zu seyn.

Die Leber, L. Hepar, Jecur, Fr. Foie, ist ziemlich das größte und ansehnlichste Eingeweide unter allen, welche in der Höhle des Unterleibes anzutreffen

ſind, auch ſogar im Verhältniſſe gegen alle übrigen gewiß das ſchwerſte (x). Sie liegt eigentlich auf der rechten Seite, und nimmt in Erwachſenen einen groſſen,

(x) Man hat zuweilen die Leber von auſſerordentlicher Gröſſe und Schwere gefunden, wovon ich hier einige Beyſpiele anführe.

GE. SEGER obſ. de hepate inſolitae magnitudinis, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* A. 1673 et 1674, obſ. 142; und in *Mangeti Biblioth. med. pract.* To. II, p. 784, f.

JO. FR. HULDENREICHII obſ. de hepate inſolitae magnitudinis, pendente quatuordecim libras ciuiles, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* A. 1675 et 1676, obſ. 219; und in *Mangeti Biblioth. med. pract.* To. II, p. 783, f.

JO. DOLAEI obſ. de hepate magno, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* A. 1678 et 1679, obſ. 139.

JO JAC. HARDERI ad Jo. Conr. Peierum epiſtola de hepate magno, (quod dimidiam ventriculi partem exacte occupabat, et vltra renis dextri regionem protendebatur,) data Baſil. d. 13 Jul. 1678, ſt. in *Paeonis et Pythagorae exercitatt. anat. et med. familiar.* (Baſil. 1682, 8.) S. 75, f.

JO. CONR. PEIERI ad Jo. Jac. Harderum epiſtola de teſtibus muliebribus, hydrope aſcite, hepate magno, (quod non ſolum dextrum hypochondrium occupavit, ſed etiam ſiniſtri maximam partem impleuit) etc. data Pariſ. d. 29 Jul. 1678, ſt. eb. daſ. S. 77, f.

JOSEPHI LANZONI animadverſio de exceſſiua hepatis magnitudine, ſt. in Deſſen *Animadverſ. var. ad Medicinam, Anatomiam etc. facient.* (Ferrar. 1688, 8.) animadv. 100. recuſ. in Ej. *Opp. omn. med. phyſ.* (Lauſann. 1738, gr. 4. To. III., S. 577, f.

MATTHI. TILINGII obſ. de hepatis magnitudine exceſſiua in puella duorum annorum, atrophia lenta in vita laborante, ſt. in *Miſc. Nat. Cur.* Dec. II. A. 2, obſ. 71.

ALARDI MAUR. EGGERDES obſ. de hepate humano, pondus librarum XXVII medicarum excedente, ſt. eb. daſ. Dec. II. A. 6, obſ. 203

GE. FRANCI *de Frankenau* obſ. de hepate humano ſtupendae magnitudinis, ſt. eb. daſ. Dec. III. A. 1, obſ. 122.

HIER. LAUBII obſ. de hepate magno et purulento, haemorrhagiae narium diuturnae cauſa, ſt. in *Eph. Nat. Cur.* Cent. 10, obſ. 86.

JO. SEBAST. ALBRECHTI obſ. de hepatis nimia mole in puello, variorum morborum cauſa, ſt. in *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. IV, obſ. 52.

ANT. OTTOM GOELICKE obſ. de hepate inſolitae magnitudinis, extremae maciei cauſa in puella 7 annorum,

ßen, bey Kindern und Leibes-Früchten aber einen noch größern Theil dieser Höhle ein. Ueber sich, vor und hinter sich berührt sie der Quer-Muskel (Musculus transversus abdominis). Sie nimmt fast den ganzen Ober-Theil des Unter-Leibes ein, neiget sich doch aber um desto mehr auf die linke Seite, sowohl in Menschen als in Thieren, je jünger nähmlich der Körper ist, wie man sie denn bey den Vögeln und Fischen fast beständig in der linken Seite antrifft, weil nähmlich bey diesen Thieren der Magen und die Milz mehr in der Mitte des Körpers liegen. Ueberhaupt ist es sehr schwer, die Gränzen der Leber allgemein zu be-

norum, Anatomiae subiecta, st. im Anhang zu Dessen *historia anatomiae nova aeque ac antiqua.* Jen. 1713, 8.

D. Bönnekens Sen. Anmerkung von einer ungewöhnlich großen und schweren Leber, deren ganze Substanz in eine Breygeschwulst verändert worden war, st. im 15 St. der Fränk. Samml. ꝛc. (Nürnb. 1757, 8.) S. 212 — 235.

JO. CHR. REINMANNI obs. de hepate per totum abdomen vsque in hypochondrium sinistrum transverlim se extendente, st. in *Nov. Act. phys. med. Acad. Caes. N. C.* To. I. (Norimb 1757, 4.) obs. 75, S. 303, f.

Conr. Dietr. Gutkens Betrachtung einer widernatürlichen Größe der Leber und Milz, da die Leber 8 bürgerliche Pfund gewogen, st. im 18 St. der Fränk. Samml. ꝛc. (Nürnb. 1758, 8.) S. 528 — 531.

Chr. Wilh. Rothkeppels Anmerkung von einer verhärteten Leber, so 12 schwere Pf. und 6 Loth gewogen, st. im 16 St. ders. S. 340 — 343.

ED. SANDIFORT *exercitatt. acad.* To. 2, obs. 76.

Ein Beyspiel einer ausserordentlich kleinen Leber, beschreibt PAUL. HAASII obs. de hepatis mole iusto minore, im *Commerc. litter. Nor.* A. 1742, hebd. 45, S. 360.

Am seltensten ist wohl der gänzliche Mangel einer Leber; doch findet man ein Beyspiel in CASP. BAUHINI libellus variar. historiar. ea quae in libro de partu caesareo tractantur, comprobantium, inter quas Corporis sine hepate et liene etc. continetur historia, in *Isr. Spachii Gynaeciorum libris.* (Argent. 1597, f.) p. 480 — 491.

ſtimmen, weil in dieſem Eingeweide diesfalls überaus viele Verſchiedenheiten und ganz ſonderbare Spiele der Natur vorzukommen pflegen. Man kann unter andern hierher den beſondern und ſeltenen Fall rechnen, da die Leber bisweilen, nach den Erfahrungen einiger Zergliederer, ihren angewieſenen Platz mit der Milz verwechſelt, und dieſe in der rechten, jene aber in der linken Seite angetroffen worden iſt (z). Meiſtentheils füllet ſie auf der rechten Seite die ganze Wölbung des Zwerchfelles aus, bedeckt nach vornzu, einen großen Theil des Magens von oben her, und erſtreckt ſich ſogar bis zur Milz, und hinterwärts bis an den Rückgrath.

Die

(z) THO. BARTHOLINI obſ. de visceribus corporis inſerſis, ſt. in Deſſen *Hiſtoriar. anatom. rarior.* Cent. I et II. (Amſt. 1654, 8.) Cent. II. hiſt. 29. S. 199, f.

D. überſ. Von dem verkehrten Eingeweide des Leibes, in Deſſen ungewöhnl. anatom. Geſchichten, 1 und 2 Hundert, (Frf. M. 1657, 8.) S. 266, f.

An obſervation made by Dr. HENRY SAMPSON, of a Man anatomiſed, that had the order of all his Bowels inverted, ſt. in *Philoſ. Tranſact.* Vol. IX, for A. 1674, No. 107, S. 146, f.

Wahrnehmung einer beſondern Verſchiebung des Zwerchfelles, der Leber, des Herzens ꝛc. in einem waſſerſüchtigen Todten-Körper, von H. de Glatigny, ſt. in der aus dem Franz. überſ. Sammlung auserleſ. Wahrnehm. ꝛc. 7 B. 1 St. (Straßb. 1763, 8.) S. 44 — 47. Die Leber ſtand einen Querfinger breit von der Verbindung der Schlüſſelbeine mit dem Bruſtbeine ab.

LAUR. HEISTER obſ. de inſolito prorſus ſitu hepatis, a dextro hypochondrio ad latus deorſum vsque in peluim ſingulariter pertingentis, ſt. in *Act. phyſ. med. Acad. N. C.* Vol. 10, obſ. 1.

Hr. Hofr. Sömmerring ſahe ebenfalls die Leber, durch einen Fehler in der Urbildung, auſſerhalb der Bauch-Höhle liegen, wovon er in ſeiner Beſchreibung und Abbildung einiger Mißgeburten, (Mainz, 1791, f.) zwey Fälle anführt. In einem Falle nähmlich, befand ſich die Leber in einem Nabel-Bruche, wie auf Taf. 10, Fig. 2, zu ſehen iſt. Siehe auch *Buchholz* diſſ. de Hepatomphalocele congenita. Argent. 1768, 4. mit einer Abbild. Im andern Falle lag die Leber mit den Därmen auſſerhalb dem Unterleibe, wie auf der 3ten Tafel abgebildet iſt.

Die Farbe der Leber ist, nach Verschiedenheit der Thiere, sehr mannigfaltig und abwechselnd. In den meisten Fischen ist sie entweder gelblich oder weißlich, in einigen aber auch bisweilen blau und grün, und in andern purpurfarbig. In einem Hühnchen, welches noch im Ey liegt, ist sie anfangs aschgrau, wird bald darauf blaßroth, und endlich gelb, mit grün vermischt. Bey einem erwachsenen Menschen hat sie meistentheils ein dunkelrothes, und mit einem mehr oder weniger Gelben vermischtes Ansehen. In fetten Hühnern und Gänsen ist sie weiß, oder fleischfarbig.

Man theilt die Leber in zwey besondere Seiten-Theile, Flügel oder Lappen, wovon der eine, oder der größte, weil er zur rechten Seite liegt, der rechte Leber-Flügel, der zweyte, welcher kleiner, als jener, ist, und die linke Seite einnimmt, der linke Leber-Flügel, genannt wird. Der Grund dieser Abtheilung liegt sowohl in dem daselbst befindlichen Bande der Leber, wovon ich sogleich sprechen werde, als auch in einer zum Vorschein kommenden großen Spalte oder Ritze, die mit dem Bande selbst einerley Richtung hat, wodurch eben diese Absonderung bewerkstelligt wird. Der rechte oder große Leber-Flügel, oder Leber-Lappen, L. Lobus dexter, s. maior, macht den rechten Seiten-Theil, und zugleich das dicke Ende der Leber aus, liegt ziemlich abhängig, und bedeckt mit seiner untern und hohlen Fläche sowohl die rechte Niere und Neben-Niere, mit der er durch Zell-Gewebe verbunden ist, als auch einen Theil vom Bogen des Grimm-Darmes, und erstreckt sich über die untere Magen-Oeffnung und den Zwölffinger-Darm hin. Es hat derselbe einen kleinen dreyeckigen, pyramidenförmigen oder eyrunden Anhang oder Fortsatz, der sich gegen die Mitte der nächstgelegenen Wirbel hin erstreckt, und welchen man für einen besondern und dritten Flügel angesehen, und den eyrunden, oder, von seinem Er-

finder, den Spigelſchen Leber-Flügel oder Lappen, L. Lobulus Spigelii, genannt hat. Dieſer kleine, eyrunde Flügel befindet ſich unter dem kleinen Netze an der kleinen Magen-Krümmung, und kann, ſo lange die Leber im Leichname, und dieſes Netz nicht zerſtört iſt, nicht geſehen werden. Der linke oder kleine Leber-Flügel oder Lappen, L. Lobus ſiniſter ſ. minor, liegt horizontal, 1 oder 1½ Zoll unter dem degenförmigen Knorpel des Bruſtbeines. Zwey Drittel davon nehmen den mittlern Theil von der obern Gegend der Bauch-Höhle ein, und der übrige Theil geht vollends, nach dem linken Seiten-Theile dieſer Höhle hinein, wo eben der Lappen ſelbſt mit ſeiner hohlgebogenen Fläche auf dem vordern Theile des Magens ruhet, und ſelbſt den Grimm-Darm einiger Maßen bedeckt, auch ſich oft vornehmlich bey jungen Perſonen bis an den Schlund erſtreckt. Man hat auch eine Leber mit fünf Flügeln oder Lappen geſehen (3).

Ungeachtet die Leber bey Menſchen an einigen Orten geſpalten iſt, ſo iſt ſie doch allemahl, in Vergleichung mit der Leber der Thiere, mehr einfach, und weniger getheilt. Bey den vierfüßigen Thieren mit geſpaltenen Klauen iſt ſie bald ganz einfach, bald wie eine Menſchen-Leber zweyfach getheilt, da ſie hingegen bey andern dergleichen, mit Zehen verſehenen Thieren mehrentheils aus vielen Flügeln beſteht. Bey den Vögeln iſt ſie oft ſo groß, daß ſie beynahe beyde Dünnungen ausfüllt, übrigens zwar eigentlich nur zweyflügelig, aber doch mit vielen Riſſen und Einkerbungen verſehen, die man faſt als ſo viele Flü-

(3) An extract of an Italian letter, written from Venice by Sr JACOMO GRANDI, containing an obſervation on a Liver divided into five Lobes, ſ. in *Philoſ. Tranſact.* Vol. V, No. 58, S. 1188.

Flügel ansehen könnte. Unter den Amphibien, ist bey einigen die Leber in zwey, bey andern in drey, bald auch in vier und mehrere Flügel getheilt, und überhaupt ist dieser Umstand so mannigfaltig, daß sogar in einer und derselben Gattung dergleichen Abtheilungen der Leber sehr unbeständig sind, und oft anders ausfallen. Bey den Fischen liegt die Leber, erwähnter Maßen, ohne Unterschied bald in der rechten, bald in der linken Seite, oder auch vorwärts, und nimmt beynahe zwey Drittel der Bauch-Höhle ein; übrigens ist sie bisweilen einfach, in den mehresten aber zwey- oder dreyflügelig. Bey den meisten Schal-Thieren, Insecten, und einigen Würmern, findet man zwar auch so etwas, was verschiedene Naturgeschichtschreiber als ein solches Eingeweide nahmhaft gemacht haben, welches aber im Grunde einer wahren Leber nicht ganz ähnlich, sondern vielmehr hohl und fächerig ist, und eher den Pförtner-Anhängen gleich sieht, an deren Gegenwart man vielleicht aber darum nicht zweifeln muß, weil man wenigstens bey vielen Gallen-Gefäße, die in den Magen laufen, wahrgenommen haben will.

Die Leber wird von dem Bauch-Felle (Peritonaeum) bis auf ein Par kleine Stellen, genau umgeben, und erhält dadurch nicht nur eine dauerhafte Decke, sondern auch zugleich unter dem Nahmen der Bänder (Ligamenta), hinlängliche Befestigung. Nähmlich von dem Quer-Muskel herab steigt diese Haut auf den erhabenen Rücken der Leber, und bildet an der Stelle, wo der Durchgang der Hohl-Ader (Vena cava) im Quer-Muskel sich befindet, bis zur Quer-Furche dieses Eingeweides, eine Verdoppelung oder Falte, die nach vorn zu immer breiter wird, den Nahmen des aufhängenden, breiten Hänge- oder Schwebe-Bandes, Ligamentum suspensorium, erhält, und, die Leber in den rechten und linken Flügel theilt. Von

ſich theils in die Gallen-Gefäße, theils in die Leber-Blutadern, endigen, aber auch mit den Schlag-Adern dieſes Eingeweides Gemeinſchaft haben.

Die Leber-Blutadern, Leber-Venen, Venae hepaticae, die das Blut, welches die Pfort-Ader und die Leber-Schlagader in die Leber bringen, wieder zurück in die große Hohl-Ader, Vena caua, führen, nehmen zum Theil ihren Urſprung aus den Pfort-Ader-Aeſten, zum Theil aber aus den Zweigen der Leber-Schlagader, und ſtehen neben bey in Verbindung mit den Gallen-Gefäßen. Ihre Entſtehung aus der Pfort-Ader iſt die ſtärkſte und ausgebreitetſte, minder zahlreich hingegen iſt die aus der Leber-Schlag-Ader. Dieſes Gefäß-Syſtem nimmt nach der Pfort-Ader den größten Theil der Leber ein, und iſt überall zu finden, wo ein Pfortader-Aſt ſich einfindet, mit dem es ziemlich lang in einem fortläuft. Alle Zweige ſammeln ſich nach dem hintern dicken Rande der Leber zu, in verſchiedene Aeſte, und dieſe in 10 und mehrere Stämmchen, die größer, oder kleiner, mehr, oder weniger von einander entfernt, in die Hohl-Ader ſich einpflanzen. So ſieht man, wenn die Hohl-Ader aufgeſchnitten wird, gemeiniglich unterwärts etliche kleine, 5 bis 8 mittlere, und oberwärts 4 bis 5 große Mündungen, davon eine der Blut-Ader aus dem linken Leber-Flügel, eine der, die von dem ſcharfen Rand kommt, zwey denen, die ſeitwärts aus dem rechten Leber-Flügel zurücklaufen, und eine der, die von hinten kommt, gehören. Alle dieſe Stämmchen ergießen ihr Blut nahe am Quer-Muskel in die Hohl-Ader, und nehmen auf dieſem Wege nicht ſelten das Blut des Quer-Muskels mit ſich fort; die kleinen oder oberflächigen Leber-Blutadern nimmt ſehr oft die Quermuskel-, Nieren- und ungepaarte Ader auf, oder zuverläſſig ſtehen die Leber-Venen, die aus der Pforte kommen, mit ihnen in Verbindung. Alle dieſe

Blut-

Blut-Adern beſitzen keine Klappen, oder etwas ähnliches.

Die Leber-Puls- oder Schlag-Ader, Arteria hepatica, als Haupt-Stamm betrachtet, entſpringt aus der Oberbauch-Schlagader zur rechten Seite, ſteigt hinter dem obern Theile des Kopfes von der groſſen Magen-Drüſe (Bauch-Speicheldrüſe, Pancreas) und dem obern Theile des Zwölffinger-Darmes in die Höhe, und theilt ſich, wenn ſie über den Zwölffinger-Darm hervorgekommen iſt, in einen herabſteigenden Aſt, der für den Magen, das Netz, für die Magen-Drüſe und den Zwölffinger-Darm beſtimmt iſt, und einen aufſteigenden, welcher eigentlich erſt die Haupt-Schlagader für die Leber genannt werden ſollte. So wie ſie in dieſes Eingeweide kommt, ſpaltet ſie ſich in einen rechten und linken Aſt. Der rechte tief liegende iſt beträchtlich lang und weit, und giebt, ehe er ſich durch den rechten Leber-Flügel verbreitet, zwey Seiten-Aeſte für den eyrunden Spigelſchen Leber-Flügel, und zwey andere, die neben einander laufen, für die Gallen-Blaſe. Der linke Aſt liegt ſeichter, läuft zur Nabel-Grube, zum Blutader-Gang, zum breiten Leber-Band, und verliert ſich allmählich im linken Leber-Flügel.

In ſeltenen Fällen breitet ſich die ganze Leber-Pulsader bloß im rechten oder linken Leber-Flügel allein aus. Im erſten Falle erhält der linke Theil der Leber einen eigenen Aſt aus der groſſen Kranz-Pulsader des Magens; im leztern bekommt der rechte Leber-Flügel eine eigene Schlag-Ader aus der obern Gekröſe-Pulsader, welche ebenfalls die Aeſte für die Gallen-Blaſe abgiebt. In andern noch möglichen Fällen wird der vernachläſſigte Theil von den benachbarten groſſen Schlag-Adern verſorget. Auſſer dieſem Haupt-Stamme erhält noch die Leber verſchiedene kleine Schlag-Adern; z. B. kleine Zweige von

den Gabel-Schlagadern, von der innern Drosſel-Schlagader von der Unterbauch Schlagader, von der Bein-Ader des Zwerch-Felles, der Nieren-Ader, des Harn-Leiters, und von den Samen-Schlagadern. Auch gehen mehrentheils die Kreuz-Schlagader des Rückens dem dicken Darme und der Ende des Grimmen Darmes einer Zweig, der nicht selten sehr beträchtlich ist.

So groß auch der Umfang aller dieser Schlag-Adern ist, so sind sie doch noch sehr Haar-klein, und sie doch nicht so zahlreich, als die Blut-Adern, und viel weniger als das Pfortader-System. Wann diese Gefäße die Leber durchdringen und sich in sehr viele Zweige vertheilet haben, so umfangen sich selbe mit den Leber-Bläschen, welche eben so viele in die Galen Gefäße, und die wenigsten und zarte in das Zell-Gewebe, zur Befeuchtung der Leber-Haut eingedrungen sind. Auch die Lymph-Adern der Leber stehen mit diesem Systeme in einer Verbindung.

Die Zellen-Gefäße, oder Zellen-Gänge, Vasa biliosa, sind darum, weil sie das ganze Gefäß-System in der Leber ausmachen, eine Haupt-Sache, als die Blut-Gefäße, nehmen die abgesonderte Galle auf, und bringen sie an den Ort ihrer Bestimmung. Die feinsten Zellen-Gänge gehen sich in der Leber schon durch die feinste Lupe sehr deutlich, welche sie von den durchgehenden Galle erhalten. Sie haben an einer verschiedenen Färbung, oder wenigstens sehen sie mit verschiedenen Farben der Gefäße in Verbindung. Die meisten Wurzeln gehen sie aus den Blut-Adern heraus, und in natürlichen Zustande nur wenige aus den Leber-Schlagadern. Insonderheit haben sie mit den Blutader-Aesten, und eine sehr enge mit den Lymph-Adern. Wann diese Wurzeln nun einen Zeugungen an-

kam

ſtanden ſind, gehen ſie in Zweige, und dieſe in Aeſte unter ſehr ſpitzigen Winkeln über, bis zulezt in der querliegenden Leber-Grube aus zwey Haupt-Aeſten, davon der eine aus dem linken, der andere aus dem rechten Leber-Flügel gekommen iſt, ein Stamm entſteht, welchen man mit dem Nahmen des Leber-Gallenganges, Ductus hepaticus, belegt. Dieſer Stamm ſteigt ſchräge zum Zwölffinger-Darm herab; ehe er aber dieſen erreicht, verbindet er ſich unter einem ſehr ſpitzigen Winkel mit dem Gallen-Gange der Gallen-Blaſe, Ductus cyſticus, oder, genauer genommen, geht von ihm dieſer beträchtliche Seiten-Aſt ab, und zur Gallen-Blaſe. So wie dieſes an der angegebenen Stelle geſchehen iſt, vollendet er gar ſeinen Gang zum Zwölffinger-Darme, und pflanzt ſich in ihn, wie bereits geſagt iſt, dergeſtalt ein, daß ſeine äuſſere Einſenkung von der innern Oeffnung um eine oder mehrere Linien entfernt iſt. Man nennt dieſes Ende des Gallenganges den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang, Ductus choledochus, weil er die Leber- und die Blaſen-Galle, erſtere beſtändig, leztere zu gewiſſen Zeiten, abführt. Bey leerem Magen weicht die Leber von ihrer horizontalen Lage ab, hängt abwärts, und giebt ebenfalls der Gallen-Blaſe eine tiefere Lage. Da nun in dieſem Zeitraume die Blaſe mit ihrem Grunde tiefer liegt, als der Theil des Gallen-Ganges, von dem der Blaſen-Gang abgeht, ſo kann die aus der Leber kommende Galle leicht von hier aus in dieſes Behältniß kommen, und dieſes um ſo mehr, da ihr der Ausfluß in den Zwölffinger-Darm, der in dieſer Periode gleichfalls zuſammengefallen iſt, etwas erſchweret wird. So wie aber der Magen angefüllt iſt, in die Höhe ſteigt, die Leber drückt und mit ſich in die Höhe nimmt, findet die Blaſen-Galle durch ihren Gang einen Rückweg in den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang, und läuft von

ſtier aus, in Gemeinſchaft mit der Leber-Galle, in den Zwölffinger-Darm.

Das lezte Gefäß-System in dieſem Eingeweide begreift unter ſich die Saug-Adern, lymphatiſchen oder Waſſer-Gefäße, Vaſa lymphatica, welche häufig im Innern und auf deſſen beyden Oberflächen angetroffen werden. Sie ſind leicht zu entdecken, wenn man warmes Waſſer in die Blut-Gefäße und in die Gallen-Gänge ſprüßet; man ſieht ſie hauptſächlich deswegen gut, weil die Oberfläche der Leber von einer dunkeln Farbe und glatt iſt, und weil ſie gleich unter derſelben und in der Subſtanz der äuſſern durchſichtigen Haut liegen. Man befördert die Injectionen in dieſes Eingeweide durch einen Druck, den man von den Stämmen in die Aeſte, und von dieſen in die feinſten Zweige führt; daher kann man ſich in dieſem Eingeweide eine Idee von den feinſten Zweigen dieſes Syſtemes der Gefäße machen. Das Queckſilber dringt bey dem Einfüllen von ſelbſt in dieſe Gefäße ein; und man ſieht dieſelben ſo lange allein, bis der Widerſtand, den das Queckſilber in den Drüſen findet, daſſelbe nöthigt, wieder rückwärts zugehen. Es iſt ein ſchöner Anblick, dieſes Halb-Metall in viele der feinſten Gefäße plözlich eindringen zu ſehen; unterſtüßt man nun noch die Kraft des Queckſilbers durch einen nach hinterwärts zu angebrachten Druck, vermittelſt eines glatten Meſſer-Heftes, ſo ſieht man, wie die Leber mit einem ſehr feinen Neße von den zarteſten Gefäßen überzogen wird, und dieſes Eingeweide ſcheint, wenn man es von fern betrachtet, gleichſam wie mit einer ſilbernen Platte belegt zu ſeyn. Man ſieht, daß zur Bildung des beſagten Neßes alle Haupt-Stämme mit ihren ſubtilſten Zweigen das ihrige beytragen; ſie ſind alle dadurch mit einander verbunden, und bey der Ausſprüßung des einen kann man durch den Druck faſt alle, ſowohl die oberflächigen

igen von der hohlen und erhabenen Fläche der Leber, als auch die tiefliegenden, einsprützen, wofern nähmlich keine Extravasation geschieht, da dann das Queck-Silber an dem Orte, wo die Oeffnung ist, heraus dringt. Man findet diese Gefäße in Werner's und Feller's Werke (*), auf der 3ten Kupfert. abgebildet.

Paul Mascagni, öffentlicher Lehrer der Anatomie zu Siena, theilt, in der vorläufigen Anzeige eines Werkes über das System der lymphatischen Gefäße (*), die lymphatischen Gefäße der Leber in 3 Theile ab: in die auf der erhabenen, in die auf der hohlen Oberfläche, und endlich in die tief liegenden.

1. Die auf der erhabenen Oberfläche, befinden sich theils auf dem rechten, theils auf dem linken Leber-Flügel.

Die Haupt-Stämme des rechten Flügels machen, in Ansehung der Orte wohin sie gehen, 5 Partien aus. a) Die erste Partie, welche sehr beträchtlich ist, geht zu dem Hänge- oder Schwebe-Bande, wo sie sich mit einem Theile der vom linken Flügel kommenden Gefäße vereinigt; hierauf fließen sie in einen oder zwey sehr starke Stämme zusammen, welche zwischen den Lamellen des gedachten Bandes eingeschlossen, aus der Bauch-Höhle in die Brust-Höhle unter dem schwertförmigen Knorpel, und

(*) Vasorum lacteorum atque lymphaticorum anatomico-physiologica descriptio. Fascic. I. ediderunt *Paul Chr. Fr. Werner*, *Chr. Gotth. Feller*, cum tab. IV. Lipſ. 1784. gr. 4. 9 B. Aus dieſer Fülle von Gefäßen, wird, S. 45, die ſchnelle Entſtehung der Gelbſucht nach heftigem Zorn erklärt. Auch aus der Verbindung derſelben mit den Brüſten, die ſchnelle Wirkung der erſten Wege auf die Milch der Säugenden. — Man könne vielleicht beym Entwöhnen oder wenn die Mutter gar nicht ſtillt,) die Ableitung der Milch aus den Brüſten durch ein Blaſen-Pflaſter auf die Leber-Gegend erleichtern.

(*) Prodrome d'un Ouvrage ſur le Syſtéme des vaiſſeaux lymphatiques, contenant 24 planches in folio: par *Paul Maſcagni*. à Sienne, 1784. 4.

D. überſ. ſt. in der Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 10 B. 3 St. (Lpz. 1785. gr. 8.) S. 417. f.

ſodann zu einer oder zwey Drüſen gehen, welche zwiſchen den Blättern des Mittel-Felles (Mediaſtinum) unter- und vorwärts an dem Orte liegen, wo eine Menge Fett denjenigen Zwiſchenraum ausfüllt, den die Blätter des Mittel-Felles an dieſer Stelle übrig laſſen. Aus dieſen Drüſen kommen zwey oder drey Stämme wieder hervor, welche zu andern Drüſen gehen, die zwiſchen den Knorpeln der Rippen, da wo dieſe leztern ſich mit dem Bruſt-Beine vereinigen, ihren Sitz haben; es vereinigen ſich dieſelben in dieſen Drüſen mit denjenigen lymphatiſchen Gefäßen, die von dem Zwerch-Felle und den Bauch-Muskeln kommen, welche leztere an den innern Bruſt-Gefäßen (Mammaria interna) liegen, und endlich auch mit den Gefäßen der Haut-Decken des vordern Theiles des Ober-Leibes, und der Decken des vordern und obern Theiles des Unter-Leibes. Dieſe Gefäße gehen von Drüſe zu Drüſe, formiren Geflechte (Plexus), laufen über die linke Schlüſſelbein-Ader weg, und endigen ſich in den Milch-Bruſtgang (Ductus thoracicus), da wo derſelbe ſich in dem Winkel der Droſſel-Blutader und der Schlüſſel-Blutader ergießt, nachdem diejenigen, welche von dem Herzen der großen Bruſt-Drüſe (Thymus) und dem Herz-Beutel kommen, ſich in die eben gedachten Gefäße vorher geöffnet haben.

b) Die zweyte Partie nimmt ihren Lauf nach dem rechten Leber-Rande zu, und geht mit 2 oder 3 Stämmen in daſſelbe hinein, welche bey ihrem Fortgange zwiſchen den Blättern dieſes Randes ſich in 2 Theile, nämlich einen obern und einen untern, theilen. Der obere Theil durchbohrt das Zwerch-Fell, und geht zwiſchen dem Rippen-Fell (Pleura) und Zwerch-Fell von der rechten nach der linken Seite, wo er ſich bald in viele Aeſte theilt, und bald wieder vereinigt: hierauf zieht ſich dieſer Theil zwiſchen dem rechten Schenkel des Zwerch-Felles und der Hohl-Ader in die Bauch-Höhle, wo er auf eine oder zwey Drüſen ſtößt. Aus dieſen Drüſen kommt er mit einigen Zweigen zu andern Drüſen, in welche auch einige von den nechſtbenachbarten Gefäßen der Leber ſich begeben; von dieſen leztern Drüſen geht er wieder zu andern, und endlich ergießt er ſich in den Milch-Bruſtgang. Der untere Theil ſteht mit dem obern in Verbindung; er durchbohrt gleichfalls das Zwerchfell, und nimmt ſeinen Weg längſt dem untern

Rande

Bande der lezten Rippe; am Anfange dieser Rippe theilt er sich, und kommt zu zwey Drüsen. Die aus diesen Drüsen hervorkommenden Zweige vereinigen sich in einen Stamm, welcher zwischen derselben Rippe und dem lezten Rücken-Wirbel auf eine andere Drüse trifft. Aus dieser Drüse kommen verschiedene Zweige zum Vorschein, welche, indem sie durch verschiedene Drüsen gehen, sich in einen oder zwey Stämme vereinigen, die über dem eilften Rücken-Wirbel sich in den Milch-Brustgang ergießen.

c) Die dritte Partie besteht aus verschiedenen Gefäßen, welche zwischen dem rechten und dem Hänge-Bande liegen. Einige vereinigen sich mit dem vorerwähnten obern Theile der zweyten Partie; andere vereinigen sich ebenfalls, durchbohren das Zwerch Fell, und gehen zu denjenigen Drüsen, welche in der Gegend an der Hohl-Ader, wo dieselbe durch das Zwerch-Fell dringt, und an andern Stellen, um die Speise-Röhre (Oesophagus) herum, ihren Sitz haben; von diesen Drüsen begeben sie sich zu andern, und endigen sich zulezt in dem Milch-Brustgange auf seinem Wege durch die Brust-Höhle. Die übrigen gehen zwischen dem rechten Schenkel des Zwerch-Felles und der Hohl-Ader weg, und laufen zu den erwähnten Drüsen; von diesen gehen sie zu andern, und endlich in den Milch-Brustgang.

d) Die vierte Partie besteht aus 3 oder 4 Stämmen, welche sich in die Spalte der Leber hinab senken, wo dieses Eingeweide an dem Hänge-Bande befestigt, und worin die Nabel-Blutader befindlich ist. Diese Gefäße gehen durch diese Spalte, nachdem sie mit den tief liegenden sich eingemündet (anastomosiret) haben, und laufen durch die Glisson'sche Kapsel zu zwey Drüsen, welche am innern Theile des untern Magenmundes (Pylorus) liegen, wo der Zwölffinger-Darm seinen Anfang nimmt. Es nehmen viele Stämme von den tief liegenden lymphatischen Gefäßen ihren Weg auch zu diesen Drüsen, deren bey Beschreibung dieser leztern Erwähnung geschehen wird.

e) Die fünfte Partie machen einige Zweige aus, welche von den untern Rändern dieses rechten Leber-Flügels, und den nahe an diesen Rändern gelegenen Theilen, entstehen. Sie vereinigen sich unter der Gallen-Blase in einen oder zwey Stämme. Eben dieselben Gefäße von

gen, werden durch Hülfe des Zell-Gewebes in gewiſſe, einiger Maßen ſechseckige Körner vereiniget, und mit einem ſchlaffen Zell-Stoffe umgeben. In dieſen unregelmäßigen Verwickelungen findet eine wechſelsweiſe Verbindung zwiſchen den Aeſten der Pfort-Ader und der Leber-Schlagader mit den Wurzeln der Leber-Blutadern, und der Pfort-Ader mit den Anfängen der Gallen-Gefäße, Statt. Durch dieſe Bau-Art iſt dieſes Eingeweide zu einem der künſtlichſten, aber auch zugleich zum ſchwerſten, feſteſten und größten in der Bauch-Höhle gemacht worden.

Da eine genaue anatomiſche Unterſuchung der Leber ſich auf glückliche Einſprützungen ihrer ſämmtlichen, oder einzelnen Gefäße gründet, ſo iſt vor allen Dingen auf die gehörige Wahl dieſes Eingeweides zu ſehen. Von kranken Lebern wird, auch bey Anwendung der beſten Kunſtgriffe, wenig oder nichts zu erwarten ſeyn. Auch die aus alten Körpern, wenn ſie auch übrigens geſund ſeyn ſollten, ſind nicht ſehr brauchbar. Nicht alle Lebern endlich, wenn ſie auch geſund und aus jungen Leichnamen genommen ſind, geben die beſten ab, weil, wie häufige Verſuche beweiſen haben, auf die Art des Todes ſehr vieles ankommt. Die von jungen todgebluteten Perſonen, oder, nach Walter's Verſuchen (*), die, ſo von Perſonen genommen werden, welche an ſchleichenden oder hektiſchen Fiebern geſtorben ſind, ſind unſtreitig, wenn ſich nicht Local-Fehler an ihnen bemerken laſſen, die beſten.

Hat man nun in der Wahl die gehörige Vorſicht beobachtet, ſo wäſſert man die mit einem Stücke von der Hohl-Ader ausgeſchnittene Leber in warmen Waſſer

(*) *Frid. Chriſt. Walter* annotationes academicae, Berol. 1754. 4. Die 2te Abh. handelt de lingua et valvis Euſtachii.

ser etliche Stunden aus, durchwärmt sie gehörig, drückt gelinde so viel Blut aus ihr, als nur immer gehen will, und schreitet zur Einsprützung. Die Pfort-Ader wird mit einer blauen, die Leber-Blutader mit einer grünen, die Leber-Schlagader mit einer rothen, und der Gallen-Gang mit einer gelben oder braunen feinen, doch körperlichen Masse angefüllet, indessen der Druck der Sprütze gemäßiget, damit die Masse des einen Gefäße-Systemes nicht in ein anderes zu geschwinde übergehe. Nach vollbrachter Arbeit wird diese Leber zu fernern Untersuchungen in Weingeiste mit Salmiak-Geist oder Salz-Säure vermischt, aufgehoben, und eine andere vorgenommen, in welcher die Schlag-Ader mit eben der rothen, die Pfort-Ader aber mit blauer Masse eingesprützet wird. Unter glücklichen Umständen, wird die Leber-Blutader durch die Pfort-Ader mehr oder weniger angefüllt erscheinen. Füllet man in einer dritten Leber die Schlag-Ader mit rother, und den Gallen-Gang mit gelber oder brauner Masse an, so wird die Schlag-Ader-Masse in die Aeste der Pfort-Ader und der Leber-Blutadern übergehen. Sprützt man in einer vierten Leber einzig die Pfort-Ader mit blauer Masse ein, so geht die Masse häufig in die Blut-Adern, etwas sparsamer in den Gallen-Gang, und am wenigsten in die Schlag- und Saug-Adern über. Bey fortgesetztem mäßigen Drucke aber können jedoch alle Systeme gleich gut angefüllet werden, und an der obern und untern Fläche der Leber wird endlich, besonders in Embryonen, wo der äussere Ueberzug der Leber sehr dünn ist, in Schweiß-Gestalt die blaue Masse hervor dringen. Treibt man in einer fünften Leber die grüne Injections-Masse einzig in die Leber-Blutadern, so geschieht der Uebergang größten Theils in die Pfort-Ader, zum Theil aber auch in den Gallen-Gang und in die Leber-Schlagader. Sprützt man in einer sechsten Leber

len-Gänge. Ueberdies erscheinen die Aeste dieses Gefäße-Systemes etwas zusammengedrückt oder platt, und die feinsten Endungen etwas wulstig oder aufgeschwollen, so, daß man durch dieses charakteristische Merkmahl in Stand gesetzt wird, sie von allen übrigen zu unterscheiden. Die lezten und feinsten Zweige der Schlag-Adern sieht man zum Theil in das Zell-Gewebe der Leber sich begeben, größten Theils aber in die Pfortader-Aeste sich einpflanzen, nachdem sie sich in Stern-Gestalt durch die Leber-Masse ausgebreitet haben. Die Aeste der Leber-Blutadern erscheinen größer und stärker, als die übrigen, und ihre Verbindungen mit der Pfort-Ader deutlicher, als irgend etwas. Endlich läßt sich der einfache Gang der Gallen-Gefäße, wie dürre und platte Baum-Aeste, leicht bemerken, und ihre Verbindung mit der Pfort-Ader und den Saug-Adern nach einiger Mühe auffinden. Macht man sich Scheiben in verschiedenen Richtungen schief durch die Leber, so sieht man an ihnen fast eben das, was an den vorigen gesehen werden konnte, nur weniger deutlich und bestimmt. Schneidet man horizontale Scheiben, d. i. solche, die mit beyden Leber-Flächen parallel laufen, aus der Tiefe und von der Oberfläche dieses Eingeweides, und hat man an einigen das Bauch-Fell zurück gelassen, an andern aber weggenommen, so sieht man an den erstern, daß diese Haut von der Leber keine Gefäße bekommt, sondern ihre eigenen Gefäße besitzt, welche anderswo herkommen, und keine Gemeinschaft mit den Leber-Adern haben. An den leztern nimmt man wahr, daß die verschiedenen Gattungen der Gefäße nicht so häufig, wie innen, mit einander anastomosiren, sich größten Theils von aussen nach einwärts schlagen, und nur kleine Aestchen zurück lassen, die sich hier strahlenförmig ausbreiten und im Zell-Gewebe verlieren. Die Scheiben, welche aus der Mitte

genom-

genommen ſind, zeigen eben das, was die vorigen ſenkrecht geſchnittenen gezeigt haben. Am beſten verwahrt man ſie zum fernern Gebrauch im Branntweine, der mit etlichen Tropfen Salz-Säure vermiſcht iſt. Sie zu trocknen, iſt nicht in jedem Falle rathſam, weil dadurch mehr verſchwindet, als man gern ſieht.

Ein anderer Verſuch, den man noch mit Lebern anſtellen kann, in welchen bloß die Schlag-Ader eingeſprützt iſt, beſteht darin, daß man mit Vorſicht und Fleiße den Stamm nebſt den Aeſten der Pfort- und Blut-Ader, ingleichem des Gallen-Ganges, aus der Leber-Maſſe heraus präparirt, aufſchneidet und trocknet, oder ganz in Flüſſigkeiten aufbewahrt. Iſt man bey dieſer Arbeit mit gehöriger Geſchicklichkeit zu Werke gegangen, ſo zeigt ſich rings um dieſe Gefäße ein überaus ſchönes Netz von feinen Schlag-Adern, die dieſen Canälen ohne Zweifel zur Ernährung dienen.

Hat man ſich von dieſem Eingeweide die angegebenen Präparate verfertigt, und ſie gehörig aufbewahrt, ſo iſt nichts weiter zu thun übrig, als daß man noch, wofern man es für nöthig erachtet, einige ganze Lebern, der Form und Größe wegen, die ſie in verſchiedenen Perioden des menſchlichen Lebens haben, aufhebt, und bey Embryonen dahin ſieht, daß die Nabel-Blutader und der Blutader-Gang gut betrachtet werden können. Die hierzu nöthigen Handgriffe werde ich im Art. Leibes-Frucht, bey Beſchreibung der Einſprützung und Zubereitung derſelben, anzeigen.

Nerven hat die Leber eher viele, als große, daher ſchmerzt ſie bey Verwundungen und Entzündung nur mäßig. Ihr Urſprung iſt doppelt. Die meiſten kommen von dem großen knotigen Geflechte des Eingeweide-Aſtes, des ſympathiſchen, mit Hinzufügung eines Aſtes vom hintern Geflechte des umſchweifen-

den Pares; ſie begleiten die Leber-Arterie, laufen rings um ihren Stamm, und gehen mit ihr und der Pfort-Ader in die Leber. Ein anderes Bündel pflegt mit dem Blutader-Gange beyzutreten, welches von dem hintern Geflechte des umſchweifenden Pares, auch bisweilen von dem großen Geflechte, entſpringt.

So wenig auch der eigentliche Nutzen der Leber den Alten bekannt war, (wovon ich im Art. Leber-Fluß Beweiſe anführen werde,) ſo weis man doch heut zu Tage deſto zuverläſſiger, daß ſie eigentlich zur Abſonderung und Ausarbeitung der Galle beſtimmt iſt. Hiernächſt hat ſie auch einen offenbaren Nutzen in der Leibes-Frucht (dem Embryo), das aus dem Mutter-Kuchen zurückkommende Blut durchzulaſſen, und ſeinen Andrang, wie es ſcheint, zu brechen. Auch im erwachſenen Menſchen hat ſie den, doch weniger offenbaren, Nutzen, den Rückfluß des Blutes aus den Eingeweiden, die zur Bereitung des Speiſe-Saftes beſtimmt ſind, aufzuhalten.

Was beſonders die Leber der vierfüßigen Thiere betrifft, ſo iſt dieſelbe, nach der gemeinen Meinung, eine in dem Bauche enthaltene drüſige Maſſe. Man bemerkt daran:

1. die Lage, an der vordern Seite dieſer Höhle. Dieſes Eingeweide nimmt nicht allein dieſen Theil ein, ſondern es erſtreckt ſich auch in denjenigen Theil, welchen die Zergliederer des menſchlichen Körpers die hypochondriſche Gegend nennen. In den wiederkäuenden Thieren liegt ſie nur auf der rechten Seite.

2. Die Farbe iſt dunkler und ſchwärzer, als die der menſchlichen Leber; aber nicht ſo ſchwarz, als in den eben erwähnten Thieren.

3. Den Umfang oder die Größe. Die Leber des Pferdes hat ungefähr $2\frac{1}{2}$ Fuß im Umfange, und ihre Dicke iſt an ihrem ſtärkſten Theile 4 Zoll. Bey dem Rindviehe iſt der Umfang, oder die Größe, geringer;

ringer; sie ist bey diesem Thiere 1½ Fuß lang, und 1 F. breit; ihre Dicke kommt mit der von dem Pferde an dem Orte, wo sie am dicksten ist, überein. Die Leber des Schafes hat, verhältnißmäßig, einen grö-ßern Umfang; er beträgt ungefähr 10 Zoll in der Länge und Breite, und ihre Dicke gleicht ungefähr der Dicke der Leber vom Rindvieh.

4. Ihre vordere Fläche ist erhaben, sehr glatt, und stößt an das Zwerch-Fell.

5. Ihre hintere Fläche ist breit, an gewissen Or-ten ausgehöhlt, und hat Ungleichheiten, welche Spal-ten, Löcher und Erhöhungen vorstellen. Die Leber der wiederkäuenden Thiere hat eine äussere und eine innere Fläche. Die erstere ist gleichfalls glatt, erha-ben oder gewölbet, und stößt an die falschen Rippen; die zweyte ist theils erhaben, und theils vertieft, stößt an den Wanst an, und hat einige Spalten, wie auch einige Löcher.

6. Den Rand, der ihren Umfang ausmacht, und welcher sehr dünn ist. In den wiederkäuenden Thie-ren ist er verhältnißmäßig an der Seite der Wirbel-Beine, und an dem hintern Theile, viel dicker.

7. Die Spalten, die sich an diesen Rand erstre-cken, und welche sie in verschiedene Portionen thei-len, die eben so viele Stücke ausmachen.

8. Die Stücke oder die Lappen der Leber, an der Zahl drey: ein großer, ein mittlerer, und ein kleinerer. Der erste begreift die ganze große Portion in sich, welche auf der rechten Seite ist, sich von dem obern Theile derselben bis den ersten Spalt aus-breitet, und an seinem Ende ein Läppchen hangend hat, dessen Figur pyramidalisch ist: dieses Läppchen, welches durch ein Seiten-Ligament unterstützt wird, bedeckt einen Theil der rechten Niere, und eben dieses Läppchen enthält in einer Vertiefung den vordern Theil dieser Niere. Der zweyte, oder der mittlere,

Einweichens oder Wässerns, des Kochens oder des Vergrößerungsglases, entdeckt, und eben diese Körperchen stoßen auf die Gefäße.

16. Die Häute, welche bey den wiederkäuenden Thieren viel fester zusammen hangen; an der Zahl zwey. Die eine davon ist die allgemeine, die andere aber ist die besondere. Die erste entspringt von dem Bauch-Felle, welches an dem Orte, wo es das Zwerch-Fell nicht überzieht, oder vielmehr an dem Orte des Mittelpunctes der sehnigen Ausbreitung, sich in sich selber vertieft, und diesem Eingeweide eine sehr große und beträchtliche Tasche darbiethet, die es umschließt. Die zweyte, die vermittelst des Zellgewebes mit der ersten vereinigt ist, hängt sehr fest an der Leber an, schleicht sich in die Substanz selbst hinein, und dringt zwischen die kleinen drüsigen Körperchen dieses Eingeweides.

17. Die Verbindung a) mit der Hohl-Ader, und b) mit dem Zwerch-Felle, welche theils durch Anhangen, theils durch festere Ligamente, geschieht. Die Verbindung durch das Anhangen geschieht 7 bis 8 Quer-Finger breit unmittelbar an dem Zwerch-Felle, an dem Orte, wo das Bauch-Fell sie nicht bedeckt; und die Leber, die an dieser Gegend angeleimt zu seyn scheint, wird überdies noch durch weißliche Fäserchen daran befestigt, welche in ihre Substanz eindringen. Bey den wiederkäuenden Thieren geschehen die Verbindungen an dem Zwerch-Fell, an der Hohl-Ader, an der Gekröse-Drüse, an dem Netze und an dem Psalter; die Verbindung mit dem Zwerch-Felle geschieht aber nicht vermittelst weißlicher Fäserchen, noch auch durch ein Ligament, von welchen beyden man hier keine Spuren findet.

18. Die Bänder oder Ligamente, an der Zahl drey, nähmlich zwey Seiten-Ligamente, und ein mittleres. Die Seiten-Ligamente, eines an der rechten, und das

andere

ſtößt an die drey lezten falſchen Rippen an, und nimmt ebenfalls die Nabel-Blutader auf, welche, um dahin zu gelangen, ſich nach der rechten Seite wendet. Bey dem Schafe iſt dieſe Höhle auch viel beträchtlicher.

11. Die Vertiefung, welche die Alten die Pforte der Leber genannt haben, und weshalb ſie der an dieſem Orte eindringenden Blut-Ader den Nahmen der Pfort-Ader beygelegt haben, welche bey den erwähnten Thieren noch viel größer iſt. Dieſe ziemlich große Vertiefung iſt in der Mitte des ausgehöhlten Theiles dieſes Eingeweides, und in der Nachbarſchaft des Endes von dem großen Spalte.

12. Die beträchtlichen Löcher, die in eben dieſer Vertiefung ſind; die weiteſten ſind zum Durchgange der Aeſte der Pfort-Ader beſtimmt, die andern dienen zum Durchgange der Zweige der Leber-Puls-Ader, und geſtatten dem Canale, welcher den Nahmen von der Leber hat, einen Ausgang.

13. Die beträchtliche Rinne, welche auf derſelben Seite, und nahe an den Wirbelbeinen, die Hohl-Ader in ſich ſchließt; die aber bey den wiederkäuenden Thieren ſehr geringe iſt, indem ſie nur ungefähr ein Drittel von der Hohl-Ader verbirgt.

14. Der runde Ausſchnitt, welcher 1 Zoll breit von dieſer Rinne entfernt iſt, und durch welchen die Speiſe-Röhre, bey ihrem Austritte aus der Bruſt, ſchlüpfet. Bey den wiederkäuenden Thieren fehlt dieſer ganz.

15. Die Subſtanz. Wenn man alle Gefäße, die in ihr Gewebe hinein gehen, abrechnet, ſo kann man nicht ſagen, es beſtehe dieſes Eingeweide aus einem verdickten Blute, welches man in alten Zeiten das Parenchyma der Leber genannt hat, ſondern es iſt aus kleinen, auf einander gehäuften drüſigen Körperchen zuſammengeſetzt, welche man vermittelſt des

von ihrem Urſprunge ſchief auf die rechte Seite niederwärts, und nachdem ſie die rechte vom Magen nach dem Netze hinlaufende (gaſtro-epiploica dextra), und die Puls-Ader des untern Magenmundes (pylorica) von ſich ausgeſchickt hat, verſenkt ſie ſich in die Subſtanz der Leber, in der Gegend der Vertiefung in der Mitte der vertieften Fläche, worin ſie ſich verliert, nachdem ſie ſich gleich anfangs wieder in 3 oder 4 Aeſte vertheilt hat, welche alle ſich hernach in ſehr viele Zweige ausbreiten.

20. Die Venen oder Blut-Adern, deren einige von der Leber-Pfortader, andere von der Hohl-Ader herkommen. Die Leber-Pfort-Ader verliert ſich in der Leber gänzlich; ſie geht aus dem Ende des Stammes heraus, welchen man überhaupt die Höhle der Pfort-Ader (Sinus Venae portarum) nennt. Dieſer Stamm iſt aus der Vereinigung aller Blut-Adern des Bauches entſtanden, und liegt zwiſchen dem Magen, der Leber und dem Zwölffinger-Darm; er läuft 5 bis 6 Quer-Finger breit ſchief nach der rechten Seite, um die Leber zu erreichen, und auf dieſer Seite findet man die kleine Pfort-Ader, welche ſich durch verſchiedene Zweige in die Subſtanz der Leber verſenkt, und an der Seite des Leber-Canales durch vorerwähnte Vertiefung hinein dringt. Ein jeder dieſer Zweige vertheilt ſich darin wieder, und alle zuſammen verbreiten ſich in das ganze Eingeweide; ihre verſchiedene und vermehrte Zweige ſtoßen an eben ſo viele markige und drüſige Körperchen, wovon ſie ſehr ſchwer abzuſondern ſind, und vereinigen ſich mit den Enden der Leber-Blutadern, die von der Hohl-Ader herkommen. Dieſe Leber-Blutadern, deren gleich anfangs drey oder vier ſind, und welche ſich nachher in die ganze Leber, den andern Zweigen entgegen laufend, zerſtreuen, werden von der Hohl-Ader abgegeben, ſobald ſie durch das Zwerch-Fell gegangen iſt.

21. Die

21. Die Nerven entſpringen aus dem Intercoſtal-Pare, aus dem groſſen ſympathiſchen Nerven, und aus dem achten Pare, welche die Leber-Flechte bilden; verſchiedene Aeſte aus eben dieſer Flechte umwickeln die Leber-Pulsader, und gehen mit ihr in die Leber hinein, wo ſie ſich verlieren.

22. Die Lymphen-Gefäſſe zeigen ſich auf der Oberfläche dieſes Eingeweides, laufen unter der gemeinſchaftlichen Haut weg, und nachdem ſie bald auf der ausgehöhlten, bald aber auf der gewölbten Fläche herum gelaufen ſind, begeben ſie ſich in den Bruſt-Milchgang, oder in das Behältniß des Nahrungs-Saftes.

23. Die Gallen-Gefäſſe ſind die der Leber eigenen Gefäſſe, und müſſen als ausführende Canäle aus dieſer zuſammengeſetzten Drüſe angeſehen werden. Ihr Urſprung iſt an allen drüſigen Körperchen, aus welchen ſie zuſammengeſetzt iſt. Sie folgen allen Vertheilungen der Pfort-Ader; viele pflanzen ſich fort, und machen den Leber-Canal aus, der den ganzen mittlern Theil der Leber an der hintern Fläche, von dem Eingange der Pfort-Ader an, bis an das Ende des linken Lappens, einnimmt. Auſſer dieſem Canale findet man bey dem Rindviehe unzählige Zweige, welche aus dem Umfange des mittlern Lappens abgehen, und in den Mittelpunct dieſes Lappens ſich begeben; ihre Vereinigung macht verſchiedene beſondere beträchtliche Canäle aus, welche vermittelſt ſehr vieler merklicher Oeffnungen ſich in den Gallenblaſen-Gang öffnen, von dem Halſe der Gallen-Blaſe an, wo ſie viel ſtärker ſich zeigen, bis an den Gallen-Gang, von welchem ſie nicht unterſchieden ſind, und von welchem ſie Aeſte zu ſeyn ſcheinen. Die Röhrchen, die aus dem rechten Lappen kommen, laufen von der ganzen Oberfläche ab, bilden verſchiedene beträchtlichere Canäle, die zu dem erſten ſtoßen, und ſich mit

ihm vereinigen, wodurch sie seinen Durchmesser vermehren, weil sie zusammen nur einen einzigen Canal, einen Finger dick, ausmachen, welcher aus der Leber heraus geht, und sich alsdann noch ungefähr 3 Zoll lang verlängert, damit er den Anfang der dünnen Därme, 5 bis 6 Quer-Finger breit, unter dem untern Magenmunde, erreiche. Er durchbohrt dessen Häute, sein Gang zwischen den Häuten ist im geringsten nicht schief, und er endigt sich darin vermittelst einer Klappe, welche der Flüssigkeit, die er führt, einen Ausfluß verstattet, den Rückfluß aber verhindert. Von der Seite des Darmes ist eine kleine zirkelrunde Geschwulst, welche die Oeffnung des Canales genauer verschließen hilft. In dem Innern dieses Canales bemerkt man auch noch die eyrunde Oeffnung des vornehmsten Gekröſedrüſen-Canales, welcher sich dahin begiebt, und sich darein ergießt, nebst einer Menge kleiner Höhlen oder Bläschen, die von seinem Ausgange aus der Leber an, bis zu dem Orte, wo er sich endigt, häufig angetroffen werden. Wenn man endlich durch diesen Canal Wasser einsprützt, so schwellt man die Leber auf, und das Wasser kommt zum Theil durch die Pfort-Ader, zum Theil aber durch die Hohl-Ader, zurück; und wenn man an dem Rande dieses Eingeweides einige Einschnitte macht, so schwitzt dasselbe Wasser gleichsam heraus. Dieser Canal, welchen man hier den gemeinen Gallen-Gang nennen könnte, ist bey dem Pferde der einzige, welcher die Galle aus der Leber führt; denn da dieses Thier keine Gallen-Blase hat, so sind weder der Gallen-Blasen-Gang, noch die aus der Leber und Gallen-Blase gemeinschaftlich herkommenden Canäle (Ductus hepatico-cystici), in ihm zu entdecken. Bey den wiederkäuenden Thieren hingegen verhält es sich anders; diese Thiere haben eine Gallen-Blase, welche man auch bey den meisten derjenigen Thiere, die zu einem heftigen Laufen bestimmt,

ſtimmt, oder dazu gewöhnt ſind, als: bey dem Dromedar, dem Hirſch, und ſogar auch bey vielen Fiſchen, nicht antrifft. Die Gallen-Gefäße machen den Leber-Canal aus; dieſer 4 Zoll lange Canal ſteigt bey dem Rindvieh von oben herunter, bey dem Schafe aber mehr wagerecht von vorn nach hinten, um den Darm zu erreichen, in deſſen Höhle er, bey den erſtern Thieren in Geſtalt einer Warze, bey den andern aber in Geſtalt eines Schnabels von einer Schreib-Feder, ohne die geringſte Klappe, ſich zeigt. Einen ſehr merkwürdigen Unterſchied findet man bey den leztern, daß er den Canal der Gekröſe-Drüſe ungefähr anderthalb Zoll, ehe er in den Darm hinein dringt, in ſich aufnimmt. Uebrigens geſchieht es ſehr oft, daß bey dem Schafe und dem Kalbe, ſeltener hingegen bey dem Rinde, dieſer Canal, und deſſen Zweige mit einer Art von Würmern angefüllt ſind, welche man Egel-Schnecken, Leber-Egel, Leber-Würmer, Fr. Douves, nennt, die ſich auch zuweilen in dem Gallenblaſen-Gange und in der Gallen-Blaſe ſelbſt einniſteln. Ein Mehreres von dieſen Egel-Schnecken findet man im X Th., S. 133, fgg.

24. Die gemeinſchaftliche Haut liefert den durch die Leber-Pforte eindringenden und herauskommenden verſchiedenen Leber-Gefäßen eine Scheide, welche Gliſſon in dem Menſchen entdeckt hat; dieſe Kapſel entſpringt von dem Bauch-Felle.

25. Der Nutzen dieſer Gefäße iſt, a) von Seiten der Leber-Pulsader, dieſes Eingeweide zu ernähren, und vielleicht einen geringen Theil der Flüſſigkeit, aus welcher die Galle abgeſondert wird, dahin zu bringen. b) Von Seiten der Leber-Pfortader, die Verrichtung einer Puls-Ader hier zu übernehmen, und in die Durchſeiher der Leber eine große Menge Blut zu führen, aus welchem dieſe Flüſſigkeit heraus gezogen werden ſoll; und dieſes wird auch durch ihre Richt-

Richtung bewiesen, welche, ehe sie sich mit den Enden der Leber-Blutadern vereinigen, nach allen kleinen drüsigen Körpern gerichtet ist; dieses zeigt auch die Beschaffenheit des durch diese Gefäße herbeygeführten Blutes, welches, da es aus allen Blut-Adern des Magens, der Därme, des Gekröses, des Netzes und der Milz, kommt, nothwendig mit wenigerm Wasser beladen seyn muß, weil es dieses in den Durchseihern aller dieser Eingeweide in Menge hat absetzen müssen; es muß aber auch mit mehr brennbaren Theilen, welche es in dem Gekröse und in dem Netze in sich gezogen hat, versehen seyn. c) Von Seiten der Hohl-Ader, das Blut der Pfort-Ader, nachdem die Galle davon abgesondert worden ist, wieder aufzunehmen; die Leber-Aeste empfangen es, und bringen es in den Kreislauf zurück. d) Von Seiten der Lymphen-Gefäße, Wasser an sich zu ziehen, welches sich in den Bläschen von der Galle vielleicht möchte abgesondert haben, oder welches wegen der Langsamkeit des Kreislaufes in diesem Eingeweide, sich von dem Blute könnte abgesondert haben. e) Von Seiten der Nerven, die zur Unterhaltung der Bewegung und des Lebens nöthige Flüssigkeit, so wie durchgehends an alle andere Orte, also auch hierher, zu liefern. f) Von Seiten der Gallen-Canäle endlich, die in den kleinen drüsigen Körperchen abgesonderte Feuchtigkeit bis in den Leber-Canal, und bis in den ersten Theil des dünnen Darmes zu führen.

26. Der Nutzen der Leber ist also überhaupt der, den eine wahre zusammengesetzte Drüse leistet; also der Nutzen eines absondernden Werkzeuges, welches durch seine Vereinigung die Galle hervorbringt, d. i. eine Feuchtigkeit von ziemlich dicker Beschaffenheit, von einer gelblichen in das Grüne spielenden Farbe, und von einem sehr bittern Geschmacke.

Diese

Dieſe Feuchtigkeit iſt eine Art von Seife, welche vermögend iſt, die zähen Theile des Futters aufzulöſen; und dieſes verrichtet ſie in den dünnen Därmen, wo ſie ſich mit ihnen vermiſcht. Man muß ſie als ein bey der Verdauung ſehr wirkſames Weſen anſehen.

Aus Menſchen-Lebern ſollen die Hottentotten ſich eine gute Mahlzeit zubereiten.

Bey etlichen Thieren gelangt die Leber zu einer ganz beſondern Größe; und von manchen Thieren wird ſie gegeſſen, und als ein Leckerbiſſen angeſehen.

Die Leber vierfüßiger Thiere iſt überhaupt etwas ſchwer zu verdauen; doch ſind die von jungen und in guter Weide gegangenen Thieren, viel ſaftiger, zarter und größer, als die von altem und ſchlecht gefütterten Vieh. Am meiſten wird die Lamms- und Kalbs-Leber geachtet; die von den Schweinen wird, nachdem ſie gereinigt, entädert und gehäutelt iſt, in Därme geſtoßen, und es werden Leber-Würſte daraus bereitet. Die Zurichtung der Kalbs-Leber iſt im XXXII Th., S. 415 — 419, beſchrieben worden. Die von Ziegen oder Böcklein, hält man für höchſtſchädlich.

Die Leber der Vögel iſt derber, und daher ſchwerer zu verdauen; doch iſt die Gänſe-Leber ausgenommen, welche, wie ich im XVI Th., S. 62, fgg. gezeigt habe, auſſerordentlich zu vergrößern iſt, und ſodann als ſchöne und geſunde Speiſe angeſehen wird. Von Hühnern und Kapaunen, iſt die Leber ſehr beliebt. Man pflegt Semmel-Scheiben zu röſten, mit einer feinen Farße zu beſtreichen, mit fetten Hühner- oder Kapaunen-Lebern zu belegen, und hernach im Ofen oder in einer Torten-Pfanne zu backen, welches in

der

der Koch-Kunſt Foies gras en canapé (fette Lebern en canapé) genannt wird.

Unter den Fiſchen, haben die Quappen (Aalraupen), Welſe und Hechte, die ſchmackhafteſte Leber, welche zu den Leckerbiſſen gerechnet wird. Die erſten haben einen angenehmen Geſchmack; die mittlern ſind ziemlich ſüß und faſt ekelhaft; die lezten aber ſind die beſten. Von Zurichtung der Quappen-Leber, ſ. im I Th. S. 22.; und von der Hecht-Leber, im XXII Th., S. 602, f.

Von dem aus Lebern von allerley Gattungen Fiſche zubereiteten Thran, welcher in Bohuslehn zum Brennen in Lampen gebraucht wird, ſ. im LIX Th., S. 156.

Bey den alten Römern wurde die Leber beſonders mit zur Wahrſagerey gebraucht, welche Ἡπατοσκοπία hieß. Bey der Haupt-Unterſuchung der Eingeweide der Opfer-Thiere, machten die Aruſpices den Anfang mit der Leber, welche gleichſam der Haupt-Siz, oder, wie ſie *Philoſtratus* (7) nennt, der Tripos aller Wahrſagungen war. Obwohl die andern Eingeweide, als: Herz, Milz, Nieren, auch mit in Betrachtung genommen wurden, hatte es doch, wenn es nur mit der Leber gut ausſahe, mit den übrigen nicht viel zu bedeuten (8). Sie betrachteten ihre Farbe, ob ſie die rechte gehörige Röthe hatte, oder ob man Eiter und kleine Geſchwüre daran wahrnahm; ob ſie die natürliche rechte Conſiſtenz hatte, oder ob Verhärtungen und Steine darin angetroffen wurden; ob ſie im Körper ſich an der rechten Stelle befand, oder ob ſie eine widernatürliche Lage hatte; ob die Opfer-Schlächter bey dem Schlachten die Leber verlezt, und darein unverſehends geſchnitten oder geſtochen hatten;

(7) In vita Apollon. l. 8. 7. §. 15.

(8) Strack de ſacrific. p. 190. apud Pitiſc. in Lexic.

ten (9); ob ſie ſehr klein und angefreſſen war; ob gar keine Leber da war, oder ob ſie ganz ſchwammicht war; denn das alles waren ungemein böſe und traurige Zeichen (10); ob ſie im Kochen aufſchwoll, oder zerriß, und eiterhafte Stellen zeigte; ob ſie groß, und gleichſam doppelt erſchien, welches ein gutes Zeichen war (11). Es wurde dabey ſonderlich auf ihre Fibras, Fiſſuram und Caput geſehen. Fibrae hießen die Ränder (12); und wenn dieſe wie zurückgeſchlagen waren, bedeutete es etwas beſonders gutes (13). Die Fiſſura, oder Fiſſum, war, wenn die Leber ſich in 2 Spitzen theilte, welche die Capita hießen (14), von denen das eine den Opfernden, das andere die Feinde deſſelben angieng, und nachdem eins gegen das andere gut oder ſchlecht beſchaffen war, darnach urtheilten die Extiſpices (15). Fehlte aber dergleichen Caput gar, war es ein unglückliches Zeichen; war es doppelt, hieß es deſto beſſer (16); und was der Tändel-

(9) *Plin.* l. 11, 37. Caput extorum caeſum triſtis quoque oſtenti eſt; praeterquam in ſolicitudine et metu, tunc enim perimit curas. („Man hält es für ein unglückliches „Vorbedeutungszeichen, wenn dieſes Haupt-Eingeweide „etwa durch einen Schnitt verletzt war; ausgenommen, „wenn derjenige, welcher opfert, in Bekümmerniß und „Furcht iſt, in welchem Falle es die Sorgen benimmt.")

(10) *Liu.* l. 30, 2. *Cic.* de diuin. l. 2, 13. *Liu.* l. 27, 26. 41, 15.

(11) *Suet.* Aug. c. 95. *Plin.* l. 11, 37. *Dio Caſſ.* l. 46. v. 35.

(12) *Virg.* Aen. l. 10, v. 176. et *Serv. Honor.* ad h. l. Fibrae ſunt iecoris extremitates. Parent autem, id eſt, peritiſſime agnoscuntur. Id. ad *Virg.* Georg. 1, v. 120. Fibrae per iecur, ſunt venae quaedam ac nerui. *Virg.* Georg. 1, v. 484.

(13) *Suet.* Aug. c. 95. (14) *Cic.* de diuin. l. 1, c. 10.

(15) *Lucan.* l. 1, v. 626.

(16) *Plin.* l. 11, 37. *Val. Max.* l. 1, 6. §. 9. *Alex. ab Alex.* l. 5, 25. ad eumq. *Tiraquell.* l. c. *Struv.* Antiqu. Rom. c. 6.

Leberwurm alle mehr warmen, die endlich der Meiſter *Wepfer* M. insgeſammt ſiebenzig zählte (17).

Die Leber, welche ſehr mit Blute angefüllt, und ein Eingeweide iſt, welches ſich ſehr ſchnell und ungemein ſehr gern in Fäulniß ſetzt, kann ſich, wenn es gefault worden iſt, ganze Jahre halten, ohne zu ſtinken. Nivian verſichert, daß eine gefaulte Leber, welche er in dem medicinischen Hör-Saale geöffnet, ſich ein ganzes Jahr lang gehalten hätte, ohne von der Fäulniß angegriffen zu werden.

Ueber eine beſondere, durch die Fäulniß bewirkte Veränderung in der menſchlichen Leber, von *de Fourcroy* (*). „Hr. *Pouletier de la Salle* hatte ein Stück Leber an einem Faden aufgehangen; ohne zu faulen, hatte es einen unangenehmen Geruch von ſich gegeben; Inſecten-Larven, beſonders die des Speck-Käfers, hatten es angefreſſen; endlich war es nach und nach verwandelt. Auf dieſe Art war es länger als 10 Jahr aufgehangen geweſen, doch ſchien es ſeit 3 bis 4 Jahren weiter keine Veränderung zu leiden. Dem erſten Anblicke nach, hätte man es für eine erdige Subſtanz, faſt für ſogenannte Mond-Milch halten ſollen; doch konnte man noch einige Spuren vertrockneter Häute wahrnehmen. Zwiſchen den Fingern gerieben, war es fett und weich anzufühlen, faſt wie eine Seife.

Als man es bey der Unterſuchung 1) auf glühende Kohlen brachte, erweichte es ſich, und gab einen Geruch wie verbranntes Fett von ſich; es ſchmolz bald ganz, wurde aufgetrieben, ſchwarz, und ließ eine kohl-

(17) L. 2. C. de pag. et Baer. et Templ.

(*) Annal. de Chym. To. III. p. 120. s. Crell Beytr. zu den chem. Annalen, 4 Th. S. 378 fgg.

kohlige leichte Materie zurück, welche, sehr stark erhitzt, zu einer weißen Asche ward.

2) Eine halbe Unze davon, gab bey der Destillation anfangs einige Tropfen eines weißen Wassers, ohne merklichen Geruch; die folgenden weißen dicken Dämpfe verdickten sich zu einer weißen, festen Materie, die am Retorten-Halse hangen blieb; hierauf entstand ein äusserst widriger Geruch; das verdickte Oehl ward braun, und es entband sich brennbare Luft nebst Luft-Säure. Es schien ein beträchtlicher Theil der Leber unzersetzt übergegangen zu seyn. Das verdickte Oehl im Halse und in der Vorlage schien blättericht und krystallinisch, und man bemerkte weder Zeichen von Säure, noch von Alkali.

3) Von 1 Qu. Leber schien sich etwas in 2 Unzen destill. Wassers durch Digestion aufzulösen. Es war weißlich undurchsichtig, roch ein wenig seifenhaft, und bey dem Schütteln zeigte sich eine Menge Luft-Blasen; es machte den Veilchen-Saft merklich grün. Kalk-Wasser, ohne einen merklichen Niederschlag zu machen, machte seinen Geruch etwas unangenehmer. Der nicht aufgelöste Theil schmolz in der Wärme, und krystallisirte sich wieder im Erkalten. Man bemerkte einen Fett-Geruch, und zulezt entzündete sich die Masse.

4) 1 Qu. mit kaustischem Laugen-Salze, kalt zusammengerieben, schien merklich dadurch verändert; es entband sich ein schwacher Geruch von flüchtigem Alkali, und die Lauge ward schaumig. Durch Erwärmung ward sie braun, und roch wie erwärmte Seife. Nach ½stündigem Kochen wurde die Flüssigkeit heiß durchgeseihet; nach dem Erkalten ward sie steif und braun. Kochendes destill. Wasser löste sie in allen Verhältnissen auf, ohne ein Rückbleibsel (selbst nicht der häutigen Theile) zu lassen. Sie schäumte ungemein. Beym Erkalten setzte sie einige weiße flockige Theile ab.

Kalk-Waſſer ſchlug daraus eine Menge nieder; die Säuren zerſetzten ſie, ſo wie auch die erdigen Mittel-Salze. Das Alkali hatte alſo eine fette oehlige Materie aufgelöſet, und eine gleichförmige Seife gebildet. Es war alſo noch nöthig, die Art dieſer oehligen Materie zu wiſſen.

5) 1 Qu., zu einer Art eines fettigen Pulvers gerieben, wurde mit 2 Unzen Alkohol, (von 36° nach *Beaume's* Aräometer) in gelinde Digeſtion geſetzt; nach 2 Tagen hatte der Weingeiſt eine bräunliche Farbe, und gab zugleich einen etwas ſtinkenden Geruch. Nach dem Durchſeihen machte dieſe Tinctur, wie Waſſer, eine ſehr dicke weiße Wolke, und einen beträchtlichen Niederſchlag. In einem Porzellan-Schälchen im Sandbade abgedampft, ließ ſie eine gelbliche Maſſe zurück, die zwar harzig ſchien, doch in etwas vom Waſſer aufgelöſet wurde, und ihm eine weiße Farbe und ein etwas körnichtes Anſehen, als wie eines grauen geronnenen Oehles, gab. Der vom Weingeiſt unaufgelöſete Theil betrug ungefähr 30 Gr.; doch auch hiervon löſeten 4 Unzen, (in zwey Mahlen) noch 10 Gr. auf; der Reſt war nichts, als Häute und Gefäße. Dieſe zulezt aufgelöſeten 10 Gr. verhielten ſich eben ſo, wie die erſten. Man unterſuchte die daraus durch Waſſer abzuſcheidenden Flocken; ſie betrugen, in allem, nach Abzug des im Waſſer auflöslichen Theiles, 37 Gr., von gelblicher Farbe, und waren weich und fettig anzufühlen; man that ſie in eine Phiole, welche man in heißes Waſſer ſteckte; ſie erweichten ſich, und waren eher geſchmolzen, ehe das Waſſer kochte. Waren ſie ganz flüſſig, ſo hatten ſie eine braungelbe Farbe, und einen geringen Geruch von geſchmolzenem Wachſe; (denn der üble Geruch war nach der Auflöſung im Weingeiſte ganz verſchwunden,) ausgegoſſen und erkaltet formirten ſie eine feſte, zerbrechliche und glatte Maſſe; ſie

gab

gab einen glatten Bruch, war inwendig blätterich und deutlich kryſtalliſirt. Heißer Weingeiſt löſete ſie völlig auf, und verhielt ſich genau wie der Wallrath, nur daß ſie nicht ſo trocken, ſo weiß, ſo durchſichtig, und etwas leichter in Weingeiſt aufzulöſen war.

6) 2 Qu. kleingeſchnitten, wurden in einer Phiole in heißes Waſſer zu 98° Reaum. geſetzt. Ein Theil erweichte ſich und ſchmolz, und wurde durch Auspreſſen von dem übrigen geſchieden. Nach dem Erkalten glich er ſehr dem Weſen, was der Weingeiſt ausgezogen hatte; nur war jener dunkler gefärbt und übler riechend, und hatte das ſeifenhafte Waſſer bey ſich, welches aus dieſem das Waſſer in ſich genommen hatte.

7) Der ſeifenhafte Theil war zu geringe, um ihn genau zu unterſuchen; er ſchien aber aus demſelben fettigen Weſen, etwas flüchtigem Alkali und Soda zu beſtehen; und es iſt glaublich, daß das ganze Fett anfangs in der Leber ſich als Seife befand; welches auch daraus zu vermuthen war, weil im tiefſten, der Luft am wenigſten ausgeſetzten Theile das Seifenartige häufiger zu ſeyn ſchien.

Bey Menſchen ſowohl, als Thieren, iſt die Leber verſchiedenen Krankheiten und Zufällen unterworfen, wovon ich weiter unten im Art. Leber-Krankheiten handeln werde.

2. **Leber**, (die) ein Fluß im Nieder-Elſas, im Leberthal, welche in die Scheer fließt; Fr. la Lievre. Siehe Leberthal.

Leber-Aar, Fr. Happe-foie, ein gewiſſer Raub-Vogel, der nach der Stockfiſch-Leber ſehr begierig iſt, und ſich daher gern um die auf dem Stockfiſch-Fange begriffenen Schiffe aufhält.

Leber-Abſceß, ſ. unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber.

Leberachthal, ſiehe Leberthal.

Die ältern Aerzte empfahlen die Pflanze zu Eröffnung der verstopften Leber, und rechneten sie unter die Wund-Kräuter; sie schrieben den Samen eine urintreibende, und dem Safte der Blätter, so wie dem mit der Wurzel abgekochten Wasser eine besondere Kraft in Augen-Krankheiten zu; es ist aber der Gebrauch ganz und gar aus der Mode gekommen, und wir werden dadurch gewiß nichts verlieren. In Westmannland pflegen die Landleute die Pflanze mit Bier zu kochen, und diese wider das Sodbrennen zu trinken. Die Bienen besuchen die Blumen fleißig, und hohlen daraus Stoff zu Honig.

Leber-Blutadern, Venae hepaticae; s. oben, S. 352, und 376.

Leber-Blutstürzung, siehe unten im Art. Leber-Krankheiten.

Leber-Brand, siehe eben daselbst.

Leber-Brassen, siehe Leber-Fisch.

Leber-braun, der lichten, braunen, ein wenig in das Graue fallenden Farbe der Leber gleich; leberfarben, leberfarbig.

Im Oberdeutschen ist der Leberbraune, eine Art süßer Weintrauben von leberbrauner Farbe, welche auch Ruhländer, in Sachsen aber der Kleinbraune genannt wird.

Leber-Distel, siehe Sonchen-Kraut.

Leber-Egel, **Leber-Würmer**, der Schafe; s. im X Th., S. 133, fgg.

Leber-Eitergeschwür, s. unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber.

Leber-Entzündung, siehe eb. daselbst.

Leber-Erz. 1. Ein durch Arsenik und Schwefel, mit Kupfer, Eisen und Spießglaskönig vererztes braunes Silber-Erz. Siehe Silber-Erz.

2. Ein leberfarbenes, zuweilen gelbliches Kupfer-Erz, welches sehr reichhaltig ist, und oft gewachse-

nes

im folgenden April auf ein Miſtbeet wieder ausſäet; man kann ſie auch durch Zertheilung der Wurzeln, im Frühlinge oder Herbſte fortpflanzen. Die ganze Pflanze hat einen gewürzhaften Geruch, und dergleichen etwas bittern und zuſammenziehenden Geſchmack. Man hat dieſelbe ehedem wider hartnäckige viertägige Fieber, und wider Krankheiten der Leber, des Magens und anderer Eingeweide, als ein ſtärkendes und auflöſendes Mittel, gebraucht. Sie ſoll auch die Würmer tödten; und Simon Pauli behauptet, daß der Same an ſtatt des bekannten Wurm-Samens (Semen Santonicum) gebraucht werden könne. Eben Derſelbe hat das durch Aufgießen davon bereitete Oehl zu etlichen Tropfen eingegeben, auch mit Baumwolle auf den Nabel gelegt, und will dadurch Kinder von Würmern befreyet haben. In unſern Zeiten iſt dieſe Pflanze ganz aus der Mode gekommen; und da wir mehrere dergleichen und weit kräftigere haben, können wir dieſelbe leicht entbehren.

Folgende Varietäten ſind nicht officinell, ſondern nur Blumen-Pflanzen. a) Mit langen Blumen-Sträußen, Long-corymbous flowered Achillea *Mawe*, oder mit größern Blumenbüſcheln; eine den Luſt-Gärten ſehr ſchätzbare Pflanze. b) Mit breiten Blättern und kleinern Blumendolden.

2. Leber-Balſam, eine Benennung der im LIV Th., S. 52, f. beſchriebenen Kropf-Blume, Erinus *Linn.*

Leber-Band, Ligamentum hepatis; ſ. oben, S. 345, f. und 374.

Leber-Blume, weiße Leber-Blume, weißes Leber-Blümlein, weißes Leber-Kraut, Einblatt, Parnaſſer-Kraut, Parnaſſer-Gras, Parnaſſie, Hepatica alba, Parnaſſia, Engl. Graſs of Parnaſſus, iſt bey den meiſten neuern Schriftſtellern eine Gattung Pflanzen mit fünf Staubfäden, vier Staubwegen,

ner Art von Auszehrung, oft auf die rechte Ruhr folgt, und den Nahmen daher hat, weil oft ganz geronnenes, glänzendes und ſchwarzes Geblüt dabey abgeht, als ob es wirkliche Stücke der Leber wären, ungeachtet es gar kein eigentlicher Fehler der Leber iſt. Die Alten erfanden dieſen Nahmen, weil ſie von dem Geſchäfte der Leber in Anſehung der Zubereitung des Blutes einen Begriff hatten, welchen die Anatomie und Phyſiologie uns heut zu Tage verwerfen heißt. Denn obgleich, wie ich im Folgenden zeigen werde, eine in Schwärung gehende Leber dieſes Uebel verurſachen kann, und *Bontius* (1) einen Fall von einem ſolchen chroniſchen Blutfluſſe aufgezeichnet hat, wo dieſer Fehler wirklich durch die Leichen-Oeffnung entdeckt wurde, ſo giebt es doch weit zahlreichere Wahrnehmungen, welche beweiſen, daß die Leber meiſt unverletzt ſey, folglich jene Vorausſetzung bey dieſer höchſt ſeltenen, und um deswillen von Vielen ganz in Zweifel gezogenen Krankheit nicht allemahl zutreffe.

Herr Hofr. Richter (2) hat neulich eine eigene Meinung von der Entſtehung des Leber-Fluſſes geäuſſert; und es haben gewiß wenige Krankheiten zu mehrern Theorien und Widerſprüchen Gelegenheit gegeben. So viel Schriften neuerer Aerzte man über den Leber-Fluß nachlieſet, ſo viel verſchiedene Beſchreibungen und Cur-Methoden findet man. Bey den ältern herrſcht zwar mehr Uebereinſtimmung, aber auch deſto mehr Erdichtung. Alle Parteyen kommen nur darin überein, daß bey dem Leber-Fluß ein blutiges Waſſer, dem, worin das Fleiſch friſch geſchlachteter Thiere abgeſpühlt worden iſt, ähnlich, durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber dieſes einzige Sym-

(1) De Medicina Indorum, Tr. IV. obſ. 9.

(2) Im 1 B. ſeiner vortrefflichen medic. und chirurg. Bemerkungen. (Goett. 1795, 8.) S. 144, ſqq.

aufgerichtet, hernach biegt sich einer nach dem andern, und zwar wechselweise, als: der erste, hernach der dritte, u. s. f. gegen die Oeffnung des Fruchtkeimes, bringt den Staubbeutel in die Oeffnung, und wenn dieser das Pulver ausgeschüttet hat, richtet sich der Staubfaden wieder in die Höhe, schlägt sich auswärts, und legt sich auf das Blumenblatt. Der Fruchtbalg ist eyförmig, fast viereckig, mit den vier Griffeln besetzt, öffnet sich mit vier Klappen, und an diesen hangen einige längliche gelbrothe Samen, welche im Sept. reif werden.

In Gärten unterhält man auch eine Varietät, mit gefüllten Blumen, Parnassia flore pleno *Mill.*, welche von Liebhabern sehr geschätzt wird. Beyde Sorten werden im Herbste, im Winter, oder zeitig im Frühlinge, ehe sie wieder Blätter treiben, durch Zertheilung vermehret. Sie kommen am besten in einem feuchten und schattigen Boden fort, und blühen alsdann jährlich. In einem trocknen und hitzigen Boden aber haben sie keine rechte Art, wofern sie nicht beschattet, und bey trockner Witterung alle Abende regelmäßig begossen werden. Die einfache Sorte kann aus Samen gezogen werden, welcher im Herbste, sobald er reif ist, in leichte fette Erde gesäet werden muß, zum Theil aber erst im folgenden Frühlinge aufgeht. Die jungen Pflanzen müssen gehörig verdünnet, und, wenn das Beet nicht im Schatten liegt, von der Zeit an, da die Sonne im Frühlinge heiß zu scheinen anfängt, gegen ihre Hitze beschattet, und diese Beschattung den ganzen Sommer über fortgesetzt, auch von Unkraute rein gehalten, bey trockner Witterung gehörig begossen, und, wenn ihre Blätter sich verlieren, mit einem Ballen Erde um ihre Wurzel aufgenommen, und auf einen zu ihrer fernern Dauer bestimmten schattigen, feuchten Platz im Garten gepflanzt werden.

die nur ſo lange als ausgemachte Wahrheiten galten, bis man nach ihren Beweiſen zu fragen anfieng. Gleichwohl iſt es, um ſeine Beſchreibung ganz zu verſtehen, nothwendig, mit ihnen bekannt zu ſeyn.

Die Leber hatte bey Galen und den ältern Aerzten, das Geſchäft Blut zu erzeugen. Durch die Blut-Adern des Gekröſes (Venae meſaraicae) wurde, nach ihrer Meinung, der Nahrungs-Saft aus den Därmen in die Pfort-Ader geleitet, aus ihr entſprangen eine Menge Aeſte, die ſich auf der hohlen Fläche der Leber verbreiteten, und mit den Aeſten der Hohl-Ader (Vena caua), welche vorzüglich die erhabene Leber-Fläche einnahmen, in Verbindung ſtanden. Der Nahrungs-Saft wurde nun von der hohlen Leber-Fläche zu der gewölbten, und von da, bereits in Blut verwandelt, zur Hohl-Ader geführt (4). Man beſchenkte ferner alle Theile unſers Körpers, zum Behuf ihrer Ernährung, mit vielerley Kräften. Die erſte war die anziehende (attractrix); ſie zog die gleichartigen zur Ernährung des Theiles beſtimmten Säfte an ſich. Die zweyte, die verändernde (alteratrix), wandelte den beygezogenen Saft ſo um, daß er dem zu ernährenden Theile ähnlich ward. Ihnen waren zwey andere untergeordnet, nähmlich; die anhaltende (retentrix), die den Saft ſo lange kochte, bis er dem Theile ganz gleich ward; und die reinigende (expultrix), die alles Unbrauchbare und Schädliche abſonderte, und forttrieb (5). Eben dieſe Kräfte ließ man nun auch bey den abſondernden Organen wirken, wovon die Anwendung ſich leicht auf die Leber machen läßt. Bey ihr war die Facultas alteratrix folglich diejenige, die in dem Haupt-Geſchäfte der Leber, nähmlich der Blutmachung, beſtand, und Galen nennt ſie deshalb Facultas hepatis propria ſ. ſanguifica.

War

(4) De loc. affect. L. 5, c. 7. 8. (5) Am ang. O. c. 8.

nes Kupfer enthält. In einigen Kupfer-Gruben wird auch ein röthlicher Eisen-Stein Leber-Erz oder Leber-Schlag genannt; doch verſteht man unter Leber-Schlag eigentlich den braunen Kupfer-Mulm. Siehe im LV Th., S. 526.

3. Ein leberfarbenes Queckſilber-Erz zu Idria, welches auf 80 Pfund Queckſilber im Centner hält. Siehe Queckſilber.

Leber-Farbe, Franz. Couleur de Muſc, eine lichtbraune Farbe, welche der gewöhnlichen Farbe der Leber gleicht, und von den Färbern aus Roth und Braun zuſammengeſetzt wird.

Daher die Bey- und Neben-Wörter leberfarben und leberfarbig, dieſe Farbe habend. Siehe Leber-braun.

Leber-Fiſch. 1. Eine Art Felſen-Fiſch, Teuthis Hepatus *Linn.*; wovon in den Supplem. unter Felſen-Fiſch zu handeln ſeyn wird.

2. Eine Art Lipp-Fiſch, Labrus Hepatus *Linn.* Leber-Braſſen; ſiehe Lipp-Fiſch.

Leber-Flecken, ein leberfarbener oder leberbrauner Flecken.

Beſonders pflegt man gewiſſe braune, oder gelblich ſchwarze, leberfarbige, breite Mahle und Flecken, welche zuweilen unter dem äuſſerſten Häutchen zum Vorſchein kommen, und ehedem einer Erhitzung der Leber zugeſchrieben wurden, Leber-Flecken, L. Lenticula, Lentigo, Maculae hepaticae, zu nennen. Sie kommen nicht nur im Geſichte, wo ſie oft das Frauenzimmer verſtellen (*), ſondern auch auf der

(*) Daß Frauenzimmer, die zur Zeit des Monathlichen, Milch oder Leber eſſen, Leber-Flecken davon bekommen, iſt wohl ein Aberglaube; hoffentlich bekommen ſie dergleichen davon ſo wenig, wie vom Honig; mehr von der ſchlechten Beſchaffenheit ihrer Säfte und ihres Körpers. Dann iſt ſchlechte Farbe, mit und ohne Flecken, leicht zu erwarten. Uebrigens kann man dem Frauenzimmer zu ſolcher

ner Art von Auszehrung, oft auf die rechte Ruhr folgt, und den Nahmen daher hat, weil oft ganz geronnenes, glänzendes und schwarzes Geblüt dabey abgeht, als ob es wirkliche Stücke der Leber wären, ungeachtet es gar kein eigentlicher Fehler der Leber ist. Die Alten erfanden diesen Nahmen, weil sie von dem Geschäfte der Leber in Ansehung der Zubereitung des Blutes einen Begriff hatten, welchen die Anatomie und Physiologie uns heut zu Tage verwerfen heißt. Denn obgleich, wie ich im Folgenden zeigen werde, eine in Schwärung gehende Leber dieses Uebel verursachen kann, und *Bontius* (1) einen Fall von einem solchen chronischen Blutflusse aufgezeichnet hat, wo dieser Fehler wirklich durch die Leichen-Oeffnung entdeckt wurde, so giebt es doch weit zahlreichere Wahrnehmungen, welche beweisen, daß die Leber meist unverletzt sey, folglich jene Voraussetzung bey dieser höchst seltenen, und um deswillen von Vielen ganz in Zweifel gezogenen Krankheit nicht allemahl zutreffe.

Herr Hofr. Richter (2) hat neulich eine eigene Meinung von der Entstehung des Leber-Flusses geäußert; und es haben gewiß wenige Krankheiten zu mehrern Theorien und Widersprüchen Gelegenheit gegeben. So viel Schriften neuerer Aerzte man über den Leber-Fluß nachliefet, so viel verschiedene Beschreibungen und Cur-Methoden findet man. Bey den ältern herrscht zwar mehr Uebereinstimmung, aber auch desto mehr Erdichtung. Alle Parteyen kommen nur darin überein, daß bey dem Leber-Fluß ein blutiges Wasser, dem, worin das Fleisch frisch geschlachteter Thiere abgespühlt worden ist, ähnlich, durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber dieses einzige Sym-

(1) De Medicina Indorum, Tr. IV. obſ. 9.

(2) Im 1 B. seiner vortrefflichen medic. und chirurg. Bemerkungen. (Goett. 1793, 8.) S. 144 ff.

Symptom iſt, weil es bey mehrern weſentlich verſchiedenen Krankheiten Statt finden kann, nicht einmahl hinreichend, die Exiſtenz des Leber-Fluſſes, als einer eigenen Krankheit-Gattung zu beweiſen; denn ſonſt müßte es mit gleichbleibenden aus Einer Quelle herzuleitenden Zufällen, immer weſentlich verbunden angetroffen werden. Ob dieß der Fall nun ſey, oder nicht, verdient doch wohl unterſucht und beſtimmt zu werden; denn da bis jezt der Leber-Fluß wenigſtens noch nicht allgemein aus der Reihe der Krankheiten ausgeſtrichen iſt, ſo verliert man ſich, ohne dieſe Beſtimmung, im Reiche der Möglichkeiten und Speculationen. Soll aber eine ſolche Unterſuchung von einigem Nutzen ſeyn, ſo muß man nothwendig bis auf die älteſte Beſchreibung der Krankheit, als der Quelle, welche von den ſpätern Aerzten mehr oder weniger benutzet wurde, zurückgehen. Hier findet man wenigſtens was die Alten unter dieſem Nahmen verſtanden wiſſen wollten, und kann dann beurtheilen, worin der Grund der ſpäterhin entſtandenen Widerſprüche zu ſuchen ſey. Auf dieſem Wege werden wir vielleicht am erſten das Wahre von dem Eingebildeten, und das Willkürliche von dem Feſtbeſtimmten unterſcheiden können.

Galen war, ſo viel ich weis, der Erſte, der des Fluxus hepaticus an mehrern Stellen ausführlich erwähnt; daß man aber ſchon vor ihm dieſe Ausleerung gekannt, und daß man ſie Dyſenteria hepatica genannt habe, erhellet aus mehrern, zum Theil unten angeführten Stellen (3). Im Hippokrates und Celſus findet ſich indeſſen keine Spur davon. Galen's Meinung von der Natur deſſelben, ſtützt ſich aber auf eine Menge von Hypotheſen und Behauptungen, die jezt, wie billig, ganz veraltet ſind, und die

(3) De ſymptom. cauſſ. L. 3. c. 7.

vom Laufe der Krankheit überſehen (16). Man hat demnach auf dasjenige, was ſie ſagten, keine weitere Rückſicht zu nehmen.

Sobald die ſpätern Aerzte aufhörten, an Galen's Unfehlbarkeit zu glauben, und ihn blindlings nachzubeten, auch eine vernünftigere Phyſiologie, die Leber von dem Geſchäfte, Blut zu machen, frey ſprach, gewann die Meinung vom Leber-Fluß eine ganz andere Geſtalt, ja, man wagte es ſogar, an ſeiner Exiſtenz zu zweifeln. Sylvius (17) ſahe den Fluxus hepaticus nie, und zweifelt, ob ihn Andere je geſehen hätten; und Ettmüller (18) erklärt den, aus einem Unvermögen der Leber Blut zu erzeugen, hergeleiteten Fluxus hepaticus für ein Unding. Er, und die meiſten folgenden Aerzte, ließen ihn nun aus andern Quellen entſtehen, und wichen in ihren Beſchreibungen immer bald mehr, bald weniger vom Galen ab, ſo daß, ſo viel ich weis, keine einzige glaubhafte Beobachtung eines neuern Arztes vorhanden iſt, in welcher der Leber-Fluß ſo, wie ihn Galen geſehen haben wollte, und in Begleitung der oben genannten Symptome, beſchrieben wäre. Man hielt ſich faſt allein an die von ihm angegebene Beſchaffenheit der Ausleerung, ohne auf ſeine andern Beſtimmungen Rückſicht zu nehmen.

Billig dringt ſich uns nun, bey Betrachtung deſſen, die Frage auf: was ſollen wir von Galen's Fluxus

Arten von intemperies dabey Statt finden könnten. *Galen*, de compoſ. medic. p. loc. L. 8, c. 6, und *Alex. Trallian.* L. 8, c. 3.

(16) Sie begnügten ſich daher, jeden blutig-wäſſerigen Durchfall Fluxus hepaticus zu nennen, wie die unten angeführten Erfahrungen des Bontius ꝛc. beweiſen.

(17) *Franc. de le Boe Sylvii* Prax. med. L. 1, c. 13. 24.

(18) Oper. med. (Frf. M. 1697.) II. p. 167.

War dieſe eigene Kraft der Leber zu ſchwach, ſo nannte er den Zuſtand dieſes Eingeweides imbecillitatem (ἀτονίαν), und die daher rührenden Zufälle, affectiones hepaticas im engern Sinne. In Abſicht der Urſachen dieſer Atonie, konnte Galen nicht in Verlegenheit ſeyn, denn bey ihm hieng das Wohlbefinden des ganzen Körpers und ſeiner einzelnen Theile, ſo wie die Wirkſamkeit der Kräfte der Leber, von dem gehörigen Verhältniſſe und der paſſenden Miſchung der Elemente (6), des warmen, kalten, feuchten und trocknen ab, und ein unzählbares Heer von Krankheiten wurde auf Rechnung des Zuviel oder Zuwenig in dieſer Miſchung geſchrieben. So ſollte, z. B. die calida hepatis intemperies, die in der Leber enthaltenen, ſo wie die durch die Gekröſe-Blutadern dahin gebrachten Säfte, braten und verbrennen; die frigida aber, jene dick, und gegen Flüſſigkeit und Bewegung widerſtehend, dieſe aber ſchleimig, roh und gleichſam nur halb-gekocht machen.

Galen (7) giebt überhaupt viererley Arten von blutigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, als Folgen von eben ſo vielen verſchiedenen Krankheit-Zuſtänden, an. Alle nannte man im Allgemeinen Dyſenterias ſanguineas. „Eine Art dieſer Ausleer-„ungen," ſagt er: „wo wirkliches Blut abgeht, findet „bey denen Statt, denen ein Glied abgelöſet worden, „oder welche die gewohnten Leibes-Bewegungen un-„terlaſſen haben, wo ſie periodiſch erfolgt, oder bey „Frauensperſonen nach unterdrückter monathlicher „Reinigung. Eine andere, wobey wäſſeriges Blut, „welches man mit Fleiſch-Waſſer (Lotura carnis) „vergleicht, abgeht, rührt von Atonie der Leber her.

(6) De different. morbor. c. 4, ſqq. De loc. affect. L. 5, c. 8.

(7) De ſymptom. cauſſ. L. 3, c. 7.

Bontius (19) erzählt folgende Kranken-Geſchichte. Ein engländiſcher Soldat bekam nach einer Leber-Entzündung den Fluxum hepaticum, wobey die Geſchwulſt, welche vorher im rechten Hypochondrium war, ganz verſchwand. Nach Verlauf von 6 Monathen ſtarb er, abgezehrt wie ein Skelet. — Bey der Leichen-Oeffnung fand man, ſtatt der Leber, bloß die ſie umgebende Haut, in welcher ſich noch eine Portion von der Gauche, die er ſo lange ausgeleert hatte, und die der lotura carnis ähnlich war, fand. Eben Derſelbe ſagt, daß bey Eröffnung der Geſchwüre, die nach Leber-Entzündungen entſtehen, ſanioſus humor carnium loturae ſimilis heraus fließe.

Andere Schriftſteller, als: *Ballonius* (20), *Jordanus* (21), *Lieutaud* (22), führen ähnliche Fälle an, wo ſich bey der Leichen-Oeffnung immer eine beträchtliche Deſtruction der Leber fand.

Foreſtus (23) ſagt, daß diejenigen, die am Leber-Fluß ſtürben, nicht allein blutig-wäſſerigen Stuhlgang hätten, ſondern daß ſie ipſam quaſi hepatis ſubſtantiam ausleerten.

Indeſſen beweiſen alle dieſe Erfahrungen, deren ſich vielleicht noch weit mehrere auffinden laſſen, weiter nichts, als daß bey Leber-Geſchwüren bisweilen eine blutige Gauche in die Gedärme überfließe, und lange Zeit durch den Stuhlgang ausgeleeret werde. Aber daß Galen ſolche Leber-Geſchwüre bey ſeiner Be-

(19) Medic. Indor. L. 3, obſ. 9.

(20) Conſil. med. L. 1, c 53.

(21) De peſte phaenom. c. 19.

(22) Hiſtor. anat. L. 1, obſ. 779.

(23) Obſervat. et curat. med. (Frk. 1602, f.) p. 200. 386. An letztern Orte findet ſich ein ausführliches Capitel von dem Fluxus hepaticus, in welchem *Foreſtus* nicht nur Galens Lehre von demſelben, ſondern auch die Meinungen derer, die damahls Neoterici hießen, vorträgt.

„freſſene Stücke von der innern Haut der Därme, „wie bey der rothen Ruhr (Dyſenterie), findet man „nie. So iſt auch im Anfange die Krankheit biswei„len, ob frigidam intemperiem, ohne Fieber, in der „Folge aber, wenn das Blut in der Leber in Fäulniß „übergeht (corrumpitur), kommt ein Fieber hinzu. „Bisweilen wird die Ausleerung 2 bis 3 Tage un„terdrückt, dann kehrt aber das Uebel von neuem zu„rück, und die Excremente ſehen weit ſchlimmer, als „vorher, aus. Bisweilen kann auch mit dieſem Aus„fluſſe eine Entzündung der Leber verbunden ſeyn.

So viel mag hinreichend ſeyn, um Galen's Meinung vom Leber-Fluß zu verſtehen. Die auf Galen folgenden Aerzte waren, bekannter Maßen, bis zum Ende des vorigen (17ten) Jahrhundertes, faſt alle ſeine Nachbeter, und bey ihnen dürfen wir alſo keine neue Aufklärungen über die Natur der Krankheit, und keine Beſtätigung durch eigene Erfahrung, erwarten. Selten ſetzten ſie ſeiner Beſchreibung etwas Wichtiges zu (13), wohl aber verunſtalteten ſie ſeine Meinung durch noch mehrere Hypotheſen, als ſie bey ihm fanden (14), oder ſie hatten ihn unrecht verſtanden (15), und ſeine Beſchreibung vom

(13) So ſagt *Avicenna*, L. 4, fen 14, tr. 4, c. 2, daß die Ausleerung beym Leber-Fluß unſchmerzhaft ſey, und bald mit den Excrementen, bald ohne dieſelben, erfolge; wovon Galen, wenigſtens ausdrücklich, nichts erwähnt.

(14) So begnügt ſich Sennert, Pract. med. L. 3, P. 2, Sect. 2, c. 8, nicht damit, die Atonie der Leber ab intemperie herzuleiten, ſondern er nimmt noch überdies das Calidum innatum zu Hülfe.

(15) *Bernardus de Gordonio*, im Lilio Medicinae, (Venet. 1496,) p. 182, nennt alle blutige Ausleerungen durch den Stuhlgang, ſie mögen nun, ſeiner Meinung nach, von der Leber, oder von andern Eingeweiden herrühren, Fluxus hepaticus. Andere ließen die Leber bloß an intemperie frigida leiden, da doch Galen ausdrücklich ſagt, daß alle Ar-

vom Laufe der Krankheit überſehen (16). Man hat demnach auf dasjenige, was ſie ſagten, keine weitere Rückſicht zu nehmen.

Sobald die ſpätern Aerzte aufhörten, an Galen's Unfehlbarkeit zu glauben, und ihn blindlings nachzubeten, auch eine vernünftigere Phyſiologie, die Leber von dem Geſchäfte, Blut zu machen, frey ſprach, gewann die Meinung vom Leber-Fluß eine ganz andere Geſtalt, ja, man wagte es ſogar, an ſeiner Exiſtenz zu zweifeln. Sylvius (17) ſahe den Fluxus hepaticus nie, und zweifelt, ob ihn Andere je geſehen hätten; und Ettmüller (18) erklärt den, aus einem Unvermögen der Leber Blut zu erzeugen, hergeleiteten Fluxus hepaticus für ein Unding. Er, und die meiſten folgenden Aerzte, ließen ihn nun aus andern Quellen entſtehen, und wichen in ihren Beſchreibungen immer bald mehr, bald weniger vom Galen ab, ſo daß, ſo viel ich weis, keine einzige glaubhafte Beobachtung eines neuern Arztes vorhanden iſt, in welcher der Leber-Fluß ſo, wie ihn Galen geſehen haben wollte, und in Begleitung der oben genannten Symptome, beſchrieben wäre. Man hielt ſich faſt allein an die von ihm angegebene Beſchaffenheit der Ausleerung, ohne auf ſeine andern Beſtimmungen Rückſicht zu nehmen.

Billig dringt ſich uns nun, bey Betrachtung deſſen, die Frage auf: was ſollen wir von Galen's Fluxus

Arten von intemperies dabey Statt finden könnten. *Galen.* de compoſ. medic. p. loc. L. 8, c. 6, und *Alex. Trallian.* L. 8, c. 3.

(16) Sie begnügten ſich daher, jeden blutig-wäſſerigen Durchfall Fluxus hepaticus zu nennen, wie die unten angeführten Erfahrungen des Bontius ꝛc. beweiſen.

(17) *Franc. de le Boe Sylvii* Prax. med. L. 1, c. 13. 24. Oper. med. (Frf. M. 1697.) II. p. 167.

xus hepaticus halten? So viel leidet wohl keinen Zweifel, daß Galen solche Ausleerungen, die einem blutigen Wasser glichen, (so wie mehrere andere Aerzte nach ihm,) wirklich gesehen habe. Er spricht von ihnen, als einer eben nicht ungewöhnlichen Krankheit, und bedient sich an mehrern Stellen, bey ihrer Beschreibung, des Ausdruckes: „ihr werdet oft gesehen „haben ꝛc.“ Auch führt er ausdrücklich die Kranken-Geschichte eines sicilischen Arztes an, bey welchem diese Ausleerung mit Entzündung der Leber verbunden war. Man wird auch leicht begreifen können, warum er die Leber als die Quelle der meisten blutigen Ausleerungen durch den Stuhlgang, und folglich auch als die, der ebengenannten ansahe; sobald man sich nur an seine Hypothesen von den Verrichtungen der Leber erinnert. Allein diese Hypothesen waren es, die ihn darauf leiteten, die Leber anzuklagen. Er sagt ausdrücklich, daß bey der Affectio hepatis die Substanz der Leber fehlerfrey sey, und daß bloß die (ihr angedichteten) Kräfte litten. Auch führt er kein einziges Symptom an, das auf eine wirklich verletzte Leber hindeutete. Wir würden also, um wenigstens zur negativen Bestimmung des Galenischen Fluxus hepaticus etwas beyzutragen, hieraus, ohne zu irren, schon jezt den Schluß machen können, daß die blutig-wässerige Ausleerung, die Galen beschreibt, und die er als das Haupt-Symptom seiner Affectio hepatis ansieht, von keinem wirklichen Fehler der Leber hergerührt habe. Da indessen mehrere Aerzte, sogar solche, die seine erklärte Anhänger waren, aus ihren Erfahrungen das Gegentheil behaupten wollten, und dadurch zu mancherley Verwirrungen Anlaß gaben, so muß ich, ehe ich mich weiter zur Beantwortung der obigen Frage wende, diese zu widerlegen suchen.

oben, S. 402, nur beyläufig sagte: mir ist keine glaubhafte und zuverlässige Erfahrung eines spätern Arztes bekannt, die mit Galen's Beschreibung vollkommen übereinstimmte. Foreſt (28) führt zwar vier eigene Beobachtungen vom Fluxus hepaticus an, in welchen, wenigstens in der ersten und zweyten, nichts vorkommt, was der Galenischen Beschreibung widerspräche; allein, erstlich gedenkt er der von Galen ausdrücklich bestimmten stufenweisen Veränderungen in der Beschaffenheit der Ausleerung gar nicht; und zweytens, mangeln seinen Kranken-Geschichten die Eigenschaften guter Beobachtungen, und hauptsächlich die nöthige Vollständigkeit so ganz, daß sie unmöglich auf Beweis-Kraft Anspruch machen können. Mehrere andere Beobachtungen dieser Krankheit, die mir bekannt sind, passen noch weit weniger zu Galen's Beschreibung; und ich halte es daher für unnöthig, mich bey deren Anführung und Beurtheilung noch länger aufzuhalten, da doch das endliche Resultat immer dasselbe bleiben würde. Existirten wirklich dergleichen glaubhafte Beobachtungen, so würden die spätern Aerzte, wenn sie gleich Galen's Theorie verwerfen mußten, doch über die Krankheit selbst einverstanden seyn. Daß Galen seinen Fluxus hepaticus wirklich so beobachtet habe, wie er ihn beschreibt, ist möglich. Es kann seyn, daß er ihn sogar, wie er sagt, oft gesehen hat, wenn ihn gleich alle folgende Aerzte morbum rariſſimum nennen. Es kann aber auch seyn, daß er Symptome zusammensetzte, die er bey keinem Kranken wirklich vereinigt sahe, und daß sein „oft gesehen haben," nicht eben im strengsten Sinne zu nehmen sey. Galen's Glaubwürdigkeit hat ohnehin schon manchen beträchtlichen Stoß leiden müssen; er wird aber doch immer der bewunderns-

würdi-

(28) Obſerv. et curat. med. L. 22, obſ. 21. 22. 23. 24.

Beſchreibung des Leber-Fluſſes nicht im Sinne gehabt habe, und daß bey Leber-Geſchwüren ganz andere Symptome vorkommen müſſen, und wie in dem unten vorkommenden Art. Leber-Geſchwür gezeigt werden wird, iſt leicht einzuſehen (24).

Auch ſagen dieſe Schriftſteller nicht, daß bey ihren Kranken nur anfangs eine blutige Gauche ausgeleert worden ſey, in der Folge aber Excremente von mannigfaltiger anderer Beſchaffenheit, was doch Galen ausdrücklich behauptet (25).

Eben ſo wenig kann man die Haemorrhagiam hepaticam, deren *Morgagni* und *Portal* (26) erwähnen, wobey das Blut durch den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang ausfließt, für Galen's Leber-Fluß halten, weil hier ſchwarzes und geronnenes Blut ausgeleeret wird.

Auch unter den neuern Aerzten ſind einige, welche die Leber als Quelle des Leber-Fluſſes anſehen, (z. B. R. A. Vogel, Selle, u. a.); da ſie ſich aber nicht an die Galeniſche Beſchreibung deſſelben binden,

(24) Galen kannte die Zufälle einer verletzten Leber ſehr gut, und er ſpricht über ihre Entzündung, Verhärtung, Vereiterung ꝛc. mit viel Wahrheit und praktiſchen Sinn; ſ. de loc. affect. L. 5, c. 7; aber er unterſcheidet ſie ausdrücklich von der Affectio hepatis, ſowohl a. ang. O., als: de compoſ. medicam. ſec. loc. L. 8. Affectio igitur hepatica peculiariter, veluti etiam coeliaca et ſtomachica, citra tumores praeter naturam circa ipſas partes contingit. Inflammatum enim eſſe hepar, aut abſceſſu laborare, aut induratum eſſe, medici dicunt, aut aliud quidpiam tale, non tamen hepaticum vocant hominem ipſum, cui tale quidpiam accidit: verum quando *citra manifeſtum* aliquod in viscere malum, in propriis actionibus debilitatur, tunc aegrum hepaticum appellant.

(25) Am ang. O. Aucta autem affectione, nihil amplius tale excernitur, ſed multiformes aliae qualitates et conſiſtentiae, velut a ventre ex cruditate laborante.

(26) Von den Krankheiten der Leber, in Samml. auserleſ. Abhandl. zum Gebr. prakt. Aerzte, 8 B. 1 St., S. 19.

ſo gehört die Beurtheilung ihrer Meinung noch nicht hierher. Allein einen Schriftſteller, der ſich beſonders um die Krankheiten der Leber verdient gemacht hat, und der bey ſeiner Beſchreibung des Leber-Fluſſes die Galeniſche zum Grunde legt, darf ich nicht unerwähnt laſſen. Es iſt *Bianchi* (27), deſſen Stimme hier allerdings gehört zu werden verdient, wenn ihn gleich ſein Eifer, die Ehre der Alten zu retten, vielleicht in gegenwärtigem Falle zu Inconſequenzen verleitete. Er nimmt ſich des Leber-Fluſſes (den er einen Catarrhum hepatis nennen zu können glaubt,) mit allem Ernſte an, und eifert mit Heftigkeit gegen die neuern Aerzte, die es wagen könnten, eine Krankheit unter die eingebildeten zu zählen, auf deren genaue Beſtimmung die Alten ſo vielen Fleiß gewandt hätten. Er ſucht nun den Begriff, den die Alten ſich vom Leber-Fluß machten, aus einigen Stellen des Galen's feſtzuſetzen; ohne ſich aber damit zu begnügen, fügt er, (ohne jedoch zu ſagen woher, oder ſich auf eigene Erfahrungen zu berufen,) eine Menge Symptome hinzu, die alle auf einen Fehler der Leber deuten, deren aber Galen mit keinem Worte gedenkt; z. B. häufige gallige Stühle, beſonders nach dem Schlafe und Mittags-Eſſen, abzehrendes Fieber, trocknen Huſten, mehr oder weniger ſchmerzhafte Auftreibung des rechten Hypochondrii, Ekel, gelbe Zunge, bittern Geſchmack, ſchluchzendes Athemhohlen ꝛc. Als den vornehmſten Beweis, daß wirklich die Leber beym Leber-Fluß leide, beruft er ſich auf die Erfahrungen des *Bontius*, *Ballonius* ꝛc. die aber, wie ich oben gezeigt habe, hier gar nicht als Beweiſe gelten können. Ueberhaupt erhellt aus der ganzen Abhandlung des *Bianchi*, daß es ihm ganz an eigener Er-

(27) *Jo. Bapt. Bianchi* hiſtoria hepatis. (Genev. 1725.) P. 2. c. 9. P. 3. p. 455.

Erfahrung fehlte, und daß er ſelbſt nicht wußte, was er unter dem Fluxus hepaticus verſtehen ſollte, ſondern ſich theils aus Galen's Beſchreibung, theils aus den Beſchreibungen der folgenden Aerzte, ein ſehr verworrenes Bild davon entwarf. Unmöglich würde er ſonſt die Stelle des *Hippocrates*, in Coac. „Quibus hepati dolor, ſanguine per aluum egeſto „ſeruantur, non autem egeſto moriuntur," als einen Beweis für einen kritiſchen Fluxus hepaticus angeführt haben. So häuft er auch Widerſprüche auf Widerſprüche, wenn er am Schluſſe ſeiner Abhandlung eine Kranken-Geſchichte aus *C. A. Alidii* animadverſionib. anführt, wo eine Kranke, die ein dreytägiges Fieber hatte, welches mit dem ſiebenten Paroxysmus in ein heftiges anhaltendes übergieng, binnen 4 Stunden über 6 Pfund reines Blut (ſinceri ſanguinis) durch den Stuhlgang von ſich gab. *Alidius* nennt dieß ſpecimen fluxus hepatici; und *Bianchi* führt die Behandlung deſſelben als Muſter der Cur des Fluxus hepatici an.

Es bedarf nun wohl keines weitern Beweiſes, um überzeugt zu ſeyn, daß Galen's Fluxus hepaticus nicht von einem Fehler der Leber hergeleitet werden könne. Ich wende mich nun zur fernern Beantwortung der obigen Frage: was man von Galen's Fluxus hepaticus zu halten habe? die ich nun, beſtimmt zu reden, ſo abfaſſen will: „Giebt es wirk„lich eine für ſich beſtehende Krankheit, die zu Ga„len's Beſchreibung paßt, und den Nahmen Fluxus „hepaticus verdient; oder, iſt ein blutig-wäſſerigter „Durchfall bloß ein Symptom mehrerer, weſentlich „verſchiedener Krankheiten, und welche ſind dieſe?"

Was den erſten Theil dieſer Frage: „Giebt es „wirklich eine für ſich beſtehende Krankheit, die zu „Galen's Beſchreibung des Fluxus hepatici paßt?" betrifft, ſo wiederhohle ich hier nochmahls, was ich

die Rede nicht,) ein Abſteß, oder vielmehr, da wegen der Anhäufung von Blut und Galle, eine gute Eiterung nicht wohl Statt finden kann, ein Geſchwür, welches eine ſolche blutige Jauche erzeugt (29), entſteht, ſo kann ſich dieſelbe, anderer Wege nicht zu gedenken, entweder nach vorhergegangener Verwachſung der Leber mit dem Grimm-Darme in denſelben ergießen, oder ſie fließt durch den gemeinſchaftlichen Gallen-Gang in den Zwölffinger-Darm. In beyden Fällen wird eine blutig-wäſſerige Ausleerung Statt finden können, und nach Maßgabe des Umfanges des Geſchwüres, und der größern oder geringern Abſonderung in denſelben, wird eine bald mehr bald weniger häufige blutig-wäſſerige Diarrhoe entſtehen müſſen. Die vorhergegangenen Zufälle einer Entzündung, die in Eiterung übergegangen iſt, oder, wofern dieſe überſehen werden, die eben gegenwärtigen Zeichen einer verletzten Leber, als: ſchmerzhafte Spannung des rechten Hypochondrii, Schmerz der rechten Schulter, Gelbſucht (die wenigſtens ſelten fehlen wird,) abzehrendes Fieber ꝛc. müſſen in dem Fall unterſcheiden. Nach den oben erwähnten Erfahrungen, kann eine ſolche Diarrhöe mehrere Monathe hindurch fortdauren, und der Patient ſtirbt abgezehrt oder waſſerſüchtig. Will man dieſes Symptom des Leber-Geſchwüres ausſchließend Flumen hepaticum nennen, ſo iſt wenigſtens der Name der Sache angemeſſen. Auch Frank belegt es mit dieſem Namen (30). *Sauvages* führt dieſe Ausleerung als erſte Species ſeiner Hepatirrhoea an (31), und ſieht

zu

(29) S. die oben, S. 404, angeführten Erfahrungen, die zur Genüge beweiſen, daß eine blutige wäſſerige Jauche in einem Leber-Geſchwüre entſtehen kann.

(30) Frank epitome L. 2, §. 240.

(31) Sauvages Nosol. methodic. T. 1. Class. 3. Ord. 2. gen. 2. Er nennt ſie Hepatirrhoea vera.

zu der Erfahrung des *Bontius* hinzu: similem obſeruaui ipſe, Mantae ad Sequanam, anno 1730.

Aehnliche Ausleerungen können aber auch bey andern Geſchwüren in der Höhle des Unterleibes, die ſich in den Darm-Canal ergießen, Statt finden. Von einem Geſchwüre im Gekröſe, welches einen ſo genannten Leber-Fluß verurſachete, führt *Bonetus* aus *Jo. Rhodius* einen Fall an (32). Einer unſerer achtungswürdigſten Aerzte, Herr geheim. Rath Selle (33), läßt den unſchmerzhaften fieberloſen Abgang einer röthlich gefärbten Flüſſigkeit, den er Fluxus hepaticus nennt, von Eroſionen und Auflöſungen, oder auch von Erſchlaffungen in den Extremitäten der Gefäße der Leber und der Gedärme entſtehen. „Nicht „immer," ſagt er: „iſt die Leber, ſondern auch oft „und mehrentheils ſind die Gefäße des Gekröſes, die „Quelle der abgehenden Feuchtigkeit." Ich bleibe jezt bloß bey dem Falle ſtehen, wo die Leber die Quelle ſeyn ſoll. Hr. Selle nennt als Urſachen Eroſionen und Auflöſungen der Gefäße. Mit andern Worten ſoll dieß doch wohl ſo viel heißen, als Geſchwüre oder faulige Verderbniß der Leber? Hier müßten dann aber doch gewiß Entzündung, oder wenigſtens Verhärtung der Leber vorhergegangen ſeyn, wovon aber Hr. Selle, ſo wie von andern Zufällen, die nothwendig die Deſtruction dieſes Eingeweides begleiten müßten, nichts erwähnt. Auf eigene oder fremde Erfahrungen, ſo wie auf Leichen-Oeffnungen, beruft ſich Hr. Selle auch nicht; und ich muß aufrichtig bekennen, daß ich ſeine Meinung, von der Natur der Krankheit, wenigſtens unvollſtändig und undeutlich

(32) *Boneti* Sepulchr. anat. To. 2, L. 3, ſect. 12, obſ. 6. *Sauvages* macht hieraus eine eigene Species; Hepatirrhoea meſenterica.

(33) Medicina clinica, Sechste Aufl. (Berl. 1793, gr. 8.) S. 452.

ſich ausgedrückt finde. Seiner Cur-Art wird weiter unten Erwähnung geſchehen.

2. Blut-Anhäufungen in den Arterien des Gekröſes. Gehemmter Blut-Umlauf im Syſtem der Pfort-Ader, und daher rührende Ueberfüllung deſſelben, wird die gewöhnlichſte und vornehmſte Veranlaſſung dazu ſeyn; und es läßt ſich dann leicht einſehen, daß bey immer fortdauerndem Andrange und erſchwertem Rückfluſſe des Blutes, beſonders bey hinzukommender Schlaffheit und Erweiterung der aushauchenden Arterien-Enden, reines Blut, oder wenigſtens blutiges Serum, in den Darm-Canal ausſchwitzen müſſe, auch wohl gar durch die ſchwarzgallige Verderbniß mürbe gewordene Gefäße zerreiſſen können. Wenigſtens iſt dieſe Erklärung den Grundſätzen einer vernünftigen Pathologie angemeſſen (34), und durch analoge Erfahrungen beſtätigt. Es wird dieſes aber um ſo mehr der Fall ſeyn müſſen, wenn in der Leber, der Milz, oder dem Gekröſe, Verſtopfungen vorhanden ſind; wenn andere Ausleerungs-Wege nicht durch reichlichere Ausſonderung ihrer Feuchtigkeiten das Gleichgewicht der Circulation herſtellen; wenn gewohnte Ausleerungen unterdrückt ſind, u. dgl. Höchſt wahrſcheinlicher Weiſe trifft dieſer Fall bey den fließenden Hämorrhoiden (wenn ſie nicht bloß Local-Krankheit ſind,) ein, als bey welchen Stockungen im Syſtem der Pfort-Ader, Ueberfüllung der Arterien des Maſtdarmes und Ergießung des Blutes aus denſelben, veranlaſſen. Es treffen mehrere Umſtände zuſammen, welche Congeſtionen und Anhäufungen des Blutes gerade nach dies-

(34) Boerhaave praelect. ad inſtit. §. 824. Quando impetus per [illegible] vincit eundem ramos reperit [illegible] [illegible] impetus [illegible] [illegible] [illegible]

lang anhielt, und wobey dem Kranken unter einem immerwährenden, bald gelindern, bald lebhaftern Kolikartigen Schmerz in der Nabelgegend eine Feuchtigkeit durch den Stuhlgang abging, die völlig einer lotura carnis glich; bald häufiger, bald sparsamer abging, bald mehr, bald weniger gefärbt war. Der Kranke nahm während der ganzen Zeit einen schwachen Tamarinden-Molken.

Als dieser Abgang 8 bis 10 Tage gedauert hatte, entschloß ich mich, ihm ein gelindes Brechmittel zu geben. Der Kopf war ihm eingenommen, die Zunge braungelb belegt, er klagte über einen unangenehmen Geschmack, hatte keinen Appetit, die Empfindungen in der Nabelgegend minderten sich nicht, und Purgirmittel hatten nie eine merklich gute Wirkung gehabt.

Das Brechmittel leerte eine bräunliche Materie mit einiger Erleichterung aus. Den Tag drauf gab ich den Tartarus solubilis und Tamarindenmolken. Und nun erfolgten kohlschwarze pechartige Stuhlgänge. Bey dem fortgesetzten Gebrauche der ebengenannten Mittel continuirten diese Stuhlgänge mit einer sichtbaren Erleichterung. Die Spannung und Geschwulst des Bauchs nebst der schmerzhaften Empfindung in der Nabelgegend verlohr sich, der Kranke ward munter, und Kräfte und Appetit kamen allmählich wieder.

Vierzehn Tage und drüber dauerte dieser schwarze Kothabgang, da er denn allmählich seine natürliche Farbe wieder annahm. Die China mit dem Lichen island. stellte die Kräfte wieder her. Ein paar Monathe hatte ich Gelegenheit den Mann nachher täglich zu sehen; und er befand sich sehr wohl. Er reisete darauf von hier ab, da ich denn weiter nichts von ihm gehöret habe.

Ich dächte, die Quelle des Blutes sowohl, als des Blutwassers, welches durch den Stuhlgang abging, war in diesem Falle sichtbarlich in den kleinen Gedärmen. Der Mann hatte übrigens nie die güldne Ader gehabt, auch hatte er jezt keine Empfindung davon."

Schon *Bartholdi* (36) scheint eine ähnliche Meinung vom Leber-Flusse gehabt zu haben. Er handelt ihn

(36) *G. Theod. Bartholdi* Opera medica (posthuma), Part. 2, c. 4. Auch folgende Stelle, die hier vorkommt, verdient ange-

und einen immerwährenden tauben Schmerz in der Gegend des Nabels verspühre; daß ihm der Kopf eingenommen sey, und daß er sehr unruhig schlafe.

Da er alle Zeichen atrabilarischer Stockungen in den Eingeweiden des Unterleibes auf seinem Gesichte trug, gab ich ihm auflösende Mittel; vorzüglich den Tartarus solubilis mit dem Extracto taraxaci.

Den dritten Tag, vorzüglich gegen Abend war er sehr beängstigt und unruhig. Ich verordnete ihm ein Purgiersalz, welches er den folgenden Tag nehmen sollte; aber in der Nacht ward er übel, und brach Blut aus. Jedoch waren die Zufälle dabey nicht heftig; des Blutes, was er ausbrach, war nur wenig, und betrug dem Anscheine nach kaum 10 Unzen. Als ich des Morgens zu ihm kam, hatte sich das Erbrechen glücklich gelegt, und er war jezt ruhiger, und von unangenehmen Empfindungen im Unterleibe freyer, als den Tag vorher.

Er nahm das bereits verordnete Abführungsmittel, welches nichts bemerkliches schadhaftes ausleerte, und den Tag drauf wieder Tartarus solubilis.

Den achten Tag fing die Empfindung in der Nabelgegend wieder an, lebhaft zu werden; zugleich wurde der Bauch aufgetrieben und gespannt. Ich gab eine Abführung ohne sonderlichen Nutzen. Die Empfindung in der Nabelgegend nahm zu.

Den dreyzehnten Tag des Morgens wurde ich zu ihm gerufen. Ich fand ihn auf dem Nachtstuhle, todtenbleich, mit kaltem Schweiße im Gesichte, heftigem Poltern im Bauche, fast ohne Puls, und einer Ohnmacht nahe. Unter ihm stand ein Eimer, der beynahe halb mit geronnenem Blute angefüllt war, welches seit ein paar Stunden von ihm ging. Dieser Blutabgang continuirte noch immer. Vor jeder Ausleerung wurde der Schmerz in der Nabelgegend heftiger, der Bauch mehr ausgedehnt, und es erfolgte ein Poltern im Bauche. Ich ließ kalte Umschläge machen, und Ipecacuanha in kleinen Dosen, und ein Infusum Millefolii, nebst besänftigenden Klystieren, geben; und die Ausleerungen wurden allmählich seltner und schwächer, und verlohren sich endlich gänzlich.

Nach drey Tagen erschien ein neuer Anfall, der aber durch die eben genannten Mittel bald gestillt wurde. Von nun an entstand ein wahrer Fluxus hepaticus, der 10 Tage

lang

lang anhielt, und wobey dem Kranken unter einem immerwährenden, bald gelindern, bald lebhaftern Kolikartigen Schmerz in der Nabelgegend eine Feuchtigkeit durch den Stuhlgang abging, die völlig einer lotura carnis glich; bald häufiger, bald ſparſamer abging, bald mehr, bald weniger gefärbt war. Der Kranke nahm während der ganzen Zeit einen ſchwachen Tamarinden-Molken.

Als dieſer Abgang 8 bis 10 Tage gedauert hatte, entſchloß ich mich, ihm ein gelindes Brechmittel zu geben. Der Kopf war ihm eingenommen, die Zunge braungelb belegt, er klagte über einen unangenehmen Geſchmack, hatte keinen Appetit, die Empfindungen in der Nabelgegend minderten ſich nicht, und Purgirmittel hatten nie eine merklich gute Wirkung gehabt.

Das Brechmittel leerte eine bräunliche Materie mit einiger Erleichterung aus. Den Tag drauf gab ich den Tartarus ſolubilis und Tamarindenmolken. Und nun erfolgten kohlſchwarze pechartige Stuhlgänge. Bey dem fortgeſetzten Gebrauche der ebengenannten Mittel continuirten dieſe Stuhlgänge mit einer ſichtbaren Erleichterung. Die Spannung und Geſchwulſt des Bauchs nebſt der ſchmerzhaften Empfindung in der Nabelgegend verlohr ſich, der Kranke ward munter, und Kräfte und Appetit kamen allmählich wieder.

Vierzehn Tage und drüber dauerte dieſer ſchwarze Kothabgang, da er denn allmählich ſeine natürliche Farbe wieder annahm. Die China mit dem Lichen island. ſtellte die Kräfte wieder her. Ein paar Monathe hatte ich Gelegenheit den Mann nachher täglich zu ſehen; und er befand ſich ſehr wohl. Er reiſete darauf von hier ab, da ich denn weiter nichts von ihm gehöret habe.

Ich dächte, die Quelle des Blutes ſowohl, als des Blutwaſſers, welches durch den Stuhlgang abging, war in dieſem Falle ſichtbarlich in den kleinen Gedärmen. Der Mann hatte übrigens nie die güldne Ader gehabt, auch hatte er jezt keine Empfindung davon."

Schon *Bartholdi* (36) ſcheint eine ähnliche Meinung vom Leber-Fluſſe gehabt zu haben. Er handelt ihn

(36) *G. Theod. Bartholdi* Opera medica (poſthuma), Part. 2, c. 4. Auch folgende Stelle, die hier vorkommt, verdient ange-

ihn mit dem Vomitu cruento in Einem Capitel ab, und ſagt, daß beyde Krankheiten einerley Heil-Art erforderten.

Auch verdient, zur Beſtätigung der Meinung, daß dergleichen Ausleerungen ex anaſtomoſi vaſorum exhalantium ihren Urſprung nehmen, die von Vogel angeführte Leichen-Oeffnung des *Klaunigius* Erwähnung (37).

Hierher gehören nun auch die Meinungen mehrerer Aerzte, welche, ohne jedoch beſtimmte Erfahrungen anzuführen, den Leber-Fluß von den obern Hämorrhoidal-Gefäßen herleiten, und für nichts weiter, als eine Anomalie der goldenen Ader, halten. *Sauvages* macht die aus dieſer Quelle entſpringende blutigwäſſerige Ausleerung, zur zweyten Species ſeiner Hepatirrhoea (38).

3. Folge

angeführt zu werden: Fluxus hepaticus adſcribitur hepati, ſed perperam, legibus enim anatomicis repugnat. Provenit potius ex valis meſaraicis, vbi ſanguis congeſtus tandem membranas inteſtinorum rumpit, et in inſigni quantitate ater ille ſuccus plus minus ſeroſus ad Libr. ij. vel Libr. iij. interdum eiicitur, cum virium et appetitus proſtratione.

(37) *R. A. Vogel* Praelect. §. 283. ſagt, indem er ſich auf *Klaunigii* Noſocom. charit. obſ. 23. beziehet: Alias vero videtur, malum ex arteriis inteſtinorum lymphaticis relaxatis — — deriuari poſſe. — — Haecque ſententia — ipſâ autopſiâ confirmata fuit, dum in cadauere non ſolum turgidae meſenterii venae ac arteriae reportae, ſed et ilei, coli ac recti internae ſuperficies, punctulis rubris obſeſſa viſa eſt, vnde adeo guttulae ſanguinis exprimi potuere.

(38) Hepatirrhoea inteſtinalis. — Et fluxus alui lotiuae carniuni ſimilis, doloris expers, cuius materia per inteſtinorum vaſa ſecretoria anaſtomoſin paſſa et dilatata, in inteſtina effunditur. *Sauvages*, t. 224. C.

Bey Blut-Ausdünſtungen in den Gefäßen des Gekröſes und der Därme, und beſonders bey ſogenannten der Gefäße würde machenden Stockungen derſelben, entſteht oft ein varicöſer Zuſtand in dieſen Theilen. *J. E. Fehl*, reſp. *C. C. F. Menz*, diſſ. de Varice interno Lpz. 1785. 4.)

Die

3. Folge der Ruhr. Mehrere Schriftſteller behaupten, daß der ſogenannte Leber-Fluß, oder eine blutig-wäſſerige Diarrhöe, bisweilen nach der Ruhr folge. Auch Ettmüller führt dieſen Fall, unter den drey verſchiedenen Arten von blutig-wäſſerigen Ausleerungen, die er für möglich hält, an, und beruft ſich auf Sydenham, bey welchem ich doch keine Stelle finden kann, wo von einem blutig-wäſſerigen Abgange nach der Ruhr die Rede wäre (39).

Aus einer, wiewohl einzigen, Erfahrung, glaube ich endlich 4. Fiſteln und Geſchwüre des Maſt-Darmes, als die Quelle eines lange dauernden blutig-wäſſerigen Durchfalles anführen zu können. Bey einem vierzigjährigen Gelehrten, der ſchon ſeit mehrern Jahren an blinden Hämorrhoiden und andern Hämorrhoidal-Beſchwerden litt, auch vor 8 Jahren eine kleine Fiſtel an der Oeffnung des Maſt-Darmes ſich operiren ließ, finden ſich noch folgende Umſtände: An der äuſſern Oeffnung des Maſt-Darmes ſieht

Die übermäßig ausgedehnten Gefäße zerreiſſen endlich, und es erfolgt ein Ausfluß einer blutig-wäſſerigen Feuchtigkeit, deſſen angegebener Urſprung ſich oft bey Leichen-Oeffnungen zeigt, und der mit hierher gerechnet werden muß.

(39) Die einzige Stelle, welche hierher gezogen werden könnte, iſt: *Tho. Sydenham* Opuscula, (Amſt. 1683.) p. 167. Accidit nonnunquam, licet raro admodum, vt dyſenteria, ſub initio non rite curata, particulare ſubiectum ad annos aliquot discruciet — aegro interim ſingula vitae munia mediocriter bene obeunte. Huius ſpecimen ſe mihi obtulit non ita pridem in muliere quadam — quae per tres annos — hoc malo continenter exercebatur. — Dieſe Stelle beweiſet indeſſen weiter nichts, als daß, wie auch Andere beobachtet haben, bisweilen auf wirkliche Ruhr, nachdem die fieberhaften Zufälle, das Bauchgrimmen und der Stuhlzwang, ſich ſchon ſehr vermindert haben, noch ein Durchfall mit Blute vermiſcht, fortdauert, der aber, wenn man auch bloß auf die Beſchaffenheit der Ausleerung ſehen wollte, den Nahmen Fluxus hepaticus doch nicht verdient.

ſieht man zu beyden Seiten zwey traubenförmige Auswüchſe, wovon der größere etwa 1 Zoll lang iſt. Sie waren beyde anfangs kleiner, und im Maſt-Darme verborgen. Zu Anfange dieſes (1794) Jahres traten ſie aus dem Maſt-Darme heraus, wurden nach einiger Zeit weggeſchnitten, wuchſen aber bald von neuem wieder. Unter dem größern iſt der Eingang in eine kleine Fiſtel, die unter der Haut des Mittel-Dammes (Perinaeum) etwa 1 Zoll weit fortläuft. Die Oeffnung des Maſt-Darmes iſt von auſſen ſchwielig (callös) anzufühlen, und kann ſeit einem Jahre nicht mehr geſchloſſen werden. Bringt man den kleinen Finger in den Maſt-Darm, welches aber nicht ohne große Schmerzen geſchieht, ſo fühlt man da, wo der innere Schließ-Muskel (Sphincter ani internus) ſitzt, eine ringförmige, knorpelartige Verhärtung, und auch weiter hinauf im Maſt-Darme mehrere einzelne callöſe unebene Stellen. Gewöhnlich, doch ein Mahl mehr als das andere Mahl, gehen die Excremente unwillkürlich, und nach und nach, zuweilen derb und hart, aber dann nie dicker als ein Feder-Kiel, ab; oft iſt auch der Stuhlgang dünn und flüſſig. Die flüſſigern Excremente ſind immer mit Blut-Klümpchen, Blut-Streifen, und einer zähen, ſchleimigen, Eiter-ähnlichen Maſſe vermiſcht, die dichtern aber damit überzogen. Hat der Maſt-Darm ſich von den Excrementen entledigt, ſo geht nun bald ein weißes ſchleimiges Weſen fort, bald nur gelbrothe oder blutrothe, dem Fleiſch-Waſſer ähnliche Gauche, die ſehr empfindlich brennt; dies hört aber auf, ſobald wieder Excremente in den Maſt-Darm kommen. Dieſe blutige Gauche fließt beſonders des Nachts ſehr häufig, doch auch bey Tage, nur bald mehr, bald weniger. Manche Speiſen gehen unverdauet, die meiſten aber recht wohl verdauet, nach 24 Stunden ab. Der Kranke hat den beſten Appe-

tit,

3. Die ſo nöthige Dauung beſter Maßen wieder her zu ſtellen, und folglich auch
4. durch behörige Tonica und Subadſtringentia den Gedärmen ihre gehörige Elaſticität und motum peri-ſtalticum wieder zu verſchaffen.
5. Da dieſer Morbus ſehr gern in Tabem oder Hecticam degenerirt, taugliche Nutrientia und Gelatinoſa, wie auch hauptſächlich evpepta alimenta, weil ſolcher Fluxus auch mit ſolcher Cachexie, oder wohl gar der Hydrope bisweilen begleitet wird, zu verordnen.
6. Die Symptomata zu mindern, den Schmerz im After zu beſänftigen, und die Haemorrhoides ſymptomaticas à ſero nimis acri et arrodente exortas, in etwas zu mäßigen.

Der erſten Indication nach, ſind die Pilulae Beecherianae oder Stahlianae, wie auch remedia rhabarbarina, zu brauchen.

Der zweyten Indication nach, müſſen die Abſorbentia cum ſalibus neutris atque nitro remixta eingegeben werden.

Nach der dritten Indication, ſind folgende Pillen zu verordnen:

℞. Extr. cent. min.
fumar.
gentian. āā ℈j.
tamariſc.
tormentill.
cort. caſcar. c. ▽a parat.
Gumm. Thur.
heder. āā ℈ß.

M. f. c. Eſſ. traymat. Pilulae, no. LXX. conſp. Pulv. cinam.

D. S. Stärkende Pillen, des Morgens und Abends jederzeit 10 zu nehmen.

In welcher Abſicht zugleich folgende Tinctur verſchrieben werden kann:

3. Die ſo nöthige Dauung beſſer Maßen wieder her zu ſtellen, und folglich auch
4. durch behörige Tonica und Subadſtringentia den Gedärmen ihre gehörige Elaſticität und motum peri-ſtalticum wieder zu verſchaffen.
5. Da dieſer Morbus ſehr gern in Tabem oder Hecticam degenerirt, taugliche Nutrientia und Gelatinoſa, wie auch hauptſächlich evpepta alimenta, weil ſolcher Fluxus auch mit ſolcher Cachexie, oder wohl gar der Hydrope bisweilen begleitet wird, zu verordnen.
6. Die Symptomata zu mindern, den Schmerz im After zu beſänftigen, und die Haemorrhoides ſymptomaticas à ſero nimis acri et arrodente exortas, in etwas zu mäßigen.

Der erſten Indication nach, ſind die Pilulae Beccherianae oder Stahlianae, wie auch remedia rhabarbarina, zu brauchen.

Der zweyten Indication nach, müſſen die Abſorbentia cum ſalibus neutris atque nitro remixta eingegeben werden.

Nach der dritten Indication, ſind folgende Pillen zu verordnen:

℞. Extr. cent. min.
fumar.
gentian. āā ℈j.
tamariſc.
tormentill.
cort. caſcar. c. ▽a parat.
Gumm. Thur.
heder. āā ℈ß.

M. f. c. Eſſ. travmat. Pilulae, no. LXX. conſp. Pulv. cinam.

D. S. Stärkende Pillen, des Morgens und Abends jederzeit 10 zu nehmen.

In welcher Abſicht zugleich folgende Tinctur verſchrieben werden kann:

geſetzt hat, und gute Folgen davon bemerkt, ſo beſchließt man die Cur mit Mitteln aus der ſtärkenden Claſſe, wobey man unter Infuſionen, Eſſenzen, aufgelöſeten Extracten ꝛc. die Wahl hat.

Herr geheim. Rath Selle, deſſen Meinung von der Natur dieſer Krankheit ich oben, S. 411, angeführt habe, hält dieſelbe für äuſſerſt ſchwer zu heilen, beſonders wenn ſie etwas eingewurzelt iſt. „Laxantia," ſagt er: „ſchwächen, ohne zu helfen. Aderläſſe „finden, der Kacherie wegen, äuſſerſt ſelten Statt. „Temperantia ſchicken ſich eben ſo wenig, da die „Kranken mehr kühl als warm ſind, und einen klei„nen Puls haben. Hält man den Abgang an, ſo entſte„hen gemeiniglich Aengſtlichkeiten, und andere noch „ſchlimmere Zufälle. Alles was man thun kann, iſt: „die Congeſtionen des Blutes zu verhindern, welches „man durch emollientia und antiſpasmodica, und „durch Blutigel und Schröpfen zu bewirken ſu„chen muß."

In meiner dreyßigjährigen Praxis (von 1749 bis 1779) iſt mir nur ein einziger Fall dieſer Krankheit vorgekommen, und zwar im J. 1752, als ich noch in Frankfurth an der Oder wohnhaft war. Eine Frau von ungefähr 36 Jahren klagte über einen beſtändigen drückenden Schmerz in der rechten Seite, im rechten Hypochondrio unter den falſchen Rippen, und über Beängſtigungen; ſie bekam öftere Uebelkeiten, hatte dabey ein ſchweres Athemhohlen, Spannen im Rücken, auch bisweilen im Unter-Leibe, und ziemlich heftige Leib-Schmerzen; dabey nahm ſie beſtändig ab, und verlor nach und nach die Kräfte; der Appetit ward täglich geringer; der Schlaf war ziemlich ordentlich, doch zuweilen unterbrochen. Weil ſie ſich in dürftigen Umſtänden befand, ließ ſie etliche Tage verſtreichen, ehe ſie, ſich an einen Arzt zu wenden, ſich entſchloß. Endlich ſchickte ſie zu mir, und ließ ſagen: ſie hätte Herzens-Angſt, Spannen im Rücken, Reiſſen im Leibe, und kurzen Athem. Weil ich eben damahls nach Küſtrin zu einem kranken Officier war gefordert worden, und ich die kranke Frau in Frankfurth nicht ſelbſt beſuchen konnte,

konnte, so verordnete ich ihr, weil ich anfangs ihre Krankheit für hysterisch hielt, den Spiritum nitri dulcem. Dieser minderte zwar die Zufälle, hob aber nicht das Haupt-Uebel. Hierauf ließ es die Frau wieder anstehen, bis sie mir, bey meiner Rückkunft, nach etlichen Tagen melden ließ, sie hätte sich plötzlich legen müssen, weil auf etliche Quart Blut mit dem Stuhlgange abgegangen waren. Bey meinem persönlichen Besuche fand ich, nach näherer Untersuchung, daß es kaum 2 bis 2½ Pfund Blut gewesen. Es war lauter geronnenes Blut, und etwas dunkel, wie ein aus der Ader gelassenes, welches sich coagulirt hat. Ich erkannte diese Krankheit sogleich für einen Leber-Fluß, wovon ich folgende Theorie hatte. Das Blut kann unmöglich aus der Leber kommen. Die Arterien der Därme, sind Zweige von den Gekröse-Arterien; in der innern Fläche der Därme sind viele Vascula hiantia, welche, ordentlicher Weise, niemahls Blut, sondern nur ein Serum, ausfließen lassen. Die Venen der Därme sind gleichfalls Ramificationen von der Gekröse-Vene, welche ihr Blut in die Pfort-Ader ergießt. Die Anhäufung des Blutes nun in dieser Krankheit, geschieht im Gekröse. Die großen Gefäße des Gekröses werden erweitert, die kleinern Seiten-Gefäße und Arteriolae aber können zersprenget werden, und Lezteres ist wohl am gewöhnlichsten. Es geschieht gleichsam eine wirkliche Haemoptysis in den Därmen. Diese Ausdehnung der Arteris entsteht von einer Verstopfung der zurückführenden Venen, und weil das abgegangene Blut coagulirt erscheint, so geht die Extravasation vielleicht in den dünnen Därmen vor (*), weil daselbst das Blut länger liegt, einen weitern Weg zu gehen hat, und sich also mehr und mehr coaguliren muß. Daß es in den dicken Därmen so lange dauern sollte, ist nicht wahrscheinlich; doch kann dergleichen zu gewissen Zeiten auch gar wohl im Grimm-Darme (Colon) geschehen, da aber alsdann, sobald Zerreissung und Extravasation geschehen wären, das Blut bald fortgehen, und noch sehr flüssig, auch zugleich häufig seyn würde. Mehrentheils

(*) Daß die Quelle des Blutes sowohl, als des Blutwassers, welches durch den Stuhlgang abgeht, in den kleinen Gedärmen sey, bekräftigt Hr. Hofr. Richter; s. oben, S. 413.

theils iſt auch bey ſolchen Perſonen die Leber und Pfort-Ader verſtopft, wie denn meine Kranke auch lange zuvor einen drückenden und ſpannenden Schmerz im rechten Hypochondrio, dem Orte der Leber, empfunden hatte. Sie hatte eine ſitzende Lebens-Art, und dabey beſtändig viel Gram und Kummer gehabt, und ihre monathliche Reinigung war ſchon ſeit etlichen Jahren irregulair und geringe geweſen, welches alles zur Verſtopfung der Pfort-Ader und der Gekröſe-Gefäße hat beytragen können. Begangene Diät-Fehler geſtand ſie nicht, doch aber daß ſie ſich zuweilen geärgert hätte. Da ich ſie nach dem Blutfluſſe ſehr ſchwach fand, ſo konnte ich keinen Aderlaß bey ihr anſtellen laſſen, ob ſich gleich etwas Fieberhaftes bey ihr bemerken ließ, denn ſie hatte Unruhe, ſchnellen Puls, und etwas Hitze.

Ich verordnete ihr, an ſtatt des ordinairen Getränkes, einen Gerſten-Trank, aus Rad. ſcorzon. 2 Loth; Rad. gram. arv. 1 Loth; Raſur. C. C. 4 Loth, und reiner Gerſte, 5 bis 6 Händevoll; davon mußte ſie, verſchlagen, ſo viel als möglich, trinken, ſowohl um das dicke Blut zu verdünnen, als auch die Verſtopfung in der Leber und Mutter zu eröffnen, wie auch den Blut-Verluſt einiger Maßen durch eine temperirte Flüſſigkeit wieder zu erſetzen; die Mucilaginea wählte ich, um die zerriſſenen oder ſehr erweiterten Theile in den dünnen Därmen zu verkleiſtern. Mit dieſem Decocte mußte ſie 14 Tage lang fortfahren; alle ſcharfe und hitzige Getränke aber wurden ihr verbothen. Zugleich verordnete ich ihr folgendes Tränkchen:

℞. Aqu. endiv.
lactuc. āā ℥iij.
Crem. tart.
Conch. citrat. āā ℈j.
Nitr. depur ʒij.
Mucilag. ſem. cydon. ʒj.
Pulv. paeon. ℈ß. M. D.

Hiervon mußte ſie anfangs alle Stunde einen, hernach aber, etliche Tage hindurch alle 2 Stunden, einen Eßlöffel voll nehmen. Darauf kam ferner kein Blut, und in Anſehung der übrigen Zufälle hatte ſie gute Linderung; indeſſen

indessen ließ ich mit diesem Tränkchen noch 8 Tage lang continuiren. Alsdann veränderte ich dasselbe, ließ den Mucilag. sem. cydon. weg, und setzte, an dessen statt, Liquor. terrae fol. tart. ℥j. hinzu, um die Verstopfung mehr und mehr zu resolviren. Um auch die irregulaire und verminderte monathliche Reinigung wieder herzustellen, verschrieb ich folgendes Pulver, welches sie aber, des Geschmackes wegen, nicht lange ertragen konnte.

℞. Lap. cancr. ppt.
Tart. solub.
Sal. acetosell.
Rhab. orient. āā ℥j.
Nitr. dep. ℥j.
Gran. cherm. gr. IV.
M. F. Pulv. divid. in vij. p. æ. D.

Dieses Pulver bekam sonst gut, es trieb den Urin, eröffnete, abstergirte auch gelinde, denn ich ließ des Tages 3 Theile davon brauchen; des Morgens hatte sie allezeit darnach einen Stuhlgang, wodurch viele Unreinigkeiten abgingen. Ich mußte aber, wegen des übeln Geschmackes, den Rhabarber weglassen, und setzte, an dessen statt, Sal. Ebsham. ℥j. dazu. Als sie hiermit eine Zeitlang continuirt hatte, ließ ich auch lezteres weg, und setzte Borac. venet. ℥ß. dazu, um das Monathliche in Gang zu bringen. Nach Verlauf von 4 Wochen war sie völlig besser. Sie hatte zwar, die ganze Zeit über, einen Insultum febrilem dabey; allein, dieses Fieber war durchaus nicht schädlich, indem es die Säfte verdünnte, und die Verstopfungen öffnete, zumahl da ich mit Incidentibus zu Hülfe kam. Ich rieth der Patientinn, noch mehr zu brauchen, um das Monathliche gänzlich in Ordnung zu bringen. Weil es gegen das Frühjahr ging, verordnete ich ihr Bäder aus Herb. serpill. et menthae, und Flor. cham. romanæ, und um eben die Zeit setzte ich auch unter das eröffnende Pulver 3 Gran vom Croc. orient.; vorher aber mußte sie am Fuße aderlassen. Hierauf kam der Fluxus menstruus wieder stärker zum Vorschein, und die Person hat sich nach der Zeit vollkommen gesund befunden.

Einen

* * *

Einer Leber-Ruhr bey Pferden, geschieht, im 2 B. des von den Herren Busch und Daum herausgegebenen Archivs für Roßärzte und Pferdeliebhaber, (Marb. 1784, 8.) S. 78, flg. Erwähnung.

„Im verflossenen Winter wurde ein altes Pferd zum hiesigen zootomischen Theater lebendig abgeliefert, das eine unheilbare Leber-Ruhr hatte, die wenigstens durch keines von den angewandten Mitteln hätte gehoben werden können. Wegen dieses sonderbaren Zufalles will ich hier kürzlich die Erscheinungen bemerken, die sich bey der Oeffnung des Körpers vorfanden. In der Leber war nehmlich kein Tropfen Galle zu finden, so genau ich auch dieses Eingeweide durchsuchte. Der Gallengang war durch eine offenbare Verwachsung gänzlich verschwunden. Neben der linken Niere lag eine mit Luft angefüllte Blase, in der Größe eines neugebornen Kindskopfs, nur war sie etwas cylindrisch verlängert, und bestand aus zwey getrennten Schichten des Bauchfells. An der linken Nebenniere hing ein Stückchen Fleisch, das einem fingerlangen und schmahlen Ligament glich, das in einen unauflösbaren einfachen Knoten geschlagen war. Der ganze Canal der Gedärme war mit einer Menge Wasserbläschen und Knoten besetzt, die größtentheils wie Hühnerärsche aufgebürstet standen. Die dicken Gedärme waren im Lichten noch einmahl so weit ausgedehnt, als gewöhnlich. Die übrigen innerlichen Theile waren alle gesund. Das ganze Thier war, wie leicht zu erachten ist, schrecklich mager, und fiel gleich von einem einzigen Schlage auf den Kopf völlig todt zur Erde nieder.“

Leber-Fuchs, ein Fuchs, d. i. röthliches Pferd, dessen Haare in die Leber-Farbe fallen. Siehe im XV Th. S. 411.

Leber-Gallengang, siehe das Folgende.

Leber-Gang, in der Anatomie, ein jeder Gang oder Canal, welcher nach und von der Leber führt.

In engerer Bedeutung ist es ein Gallen-Gang, welcher die Galle aus der Leber in den Zwölffinger-Darm

Darm führt; Leber-Gallengang; zum Unterschiede von dem Blasen-Gange und gemeinen Gange; Siehe oben, S. 355.

Leber-Geschwulst, siehe unten im Art. Leber-Krankheiten, bey Entzündung der Leber und bey Verstopfung derselben.

Leber-Geschwür, siehe eb. daselbst.

Leber-Kies, im Bergbaue einiger Gegenden, ein bräunlicher, leberfarbener Kupfer-Kies. Siehe im LV Th. S. 561, fgg.

Leber-Klee, Trifolium hepaticum; siehe Leber-Kraut.

Leber-Klette, eine Benennung der im I Th., S. 453, fgg. beschriebenen Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.* wegen ihrer guten Wirkung in den Verstopfungen der Leber.

Leber-Knoten; gemeine Knötchen der Leber; große weiße, weiche braune, und skrophulöse Knoten der Leber; siehe unten im Art. Leber-Krankheiten.

Leber-Kolik, siehe eb. daselbst.

Leber-Krankheiten, der Menschen und Thiere. Unter Leber Krankheit, L. Morbus hepaticus, versteht man eine jede Krankheit, d. i. widernatürlichen Zustand der Leber in den Körpern der Menschen und Thiere.

Unter allen Krankheiten, welchen der Mensch unterworfen ist, sind fast keine gefährlicher, als diejenigen, davon der eigentliche Sitz uns unbekannt ist. Ein jedes Eingeweide hat eine ihm besonders eigene Art von Bau; und es ist daher dasselbe nicht nur gewissen Krankheiten unterworfen, von denen andere Eingeweide befreyet bleiben, sondern es wird auch auf eine ihm besonders eigene Art wieder hergestellt. Da nun aber bey der Behandlung einer Krankheit die größte Kunst eines Arztes darin besteht, daß er die Natur

Natur unterſtützt, ſo wird er nie dieſe Abſicht erreichen, wofern er nicht den Sitz der Krankheit vollkommen gut erkennt.

Die Leber, die in der Einrichtung und den Geſchäften des thieriſchen Körpers ſo wichtige Dienſte leiſtet, iſt eines von denjenigen Werkzeugen, deren widernatürliche Veränderungen man am wenigſten kennt. Man ſchreibt ihr viele Krankheiten zu, von denen ſie ganz frey iſt, daß aber wenn man diejenigen, die ihren Sitz in dieſem Eingeweide haben, wieder ſo ſehr, daß man ſolche in andern Theilen ſucht, die ſich in dem gemäßeſten und natürlichſten Zuſtande befinden. Die gleichen Irrthümer ſind aber von deſto größerer Wichtigkeit, weil ſie gewiß vielen Kranken das Leben gekoſtet haben, die man auſſerdem wenn man den wahren Sitz ihrer Beſchwerden erkannt hätte, leicht retten haben würde. Da man aber oft zur Erkenntniß der Krankheiten nicht anders als dadurch gelangen, daß man ihre Urſachen entdeckt, ſo muß man ſie auch durch Oeffnung der Leichname zu entdecken ſuchen; und man muß geſtehen, daß wenn die Anatomie dem Arzte Licht giebt, dieſes alsdann der Fall iſt, wenn ſie ihn vom begangenen Fehler ſichert.

Die Entzündungen und Verhärtungen von beyden Lappen in der vordern Hälfte, und die Vergrößerung derjenigen Theile der Lunge, welche dieſe Höhle einſchließt, bringen in der Lage der Leber eine ſolche Veränderung hervor, daß man oft eine Vergrößerung dieſes Eingeweides vermuthet, welches ſich alsdann in einem ganz andern Zuſtande befindet. Einige Beyſpiele werden dieſen Satz klar machen, als wel-

[illegible] Krank-

chen erhellt, daß die Leber bey allen Schwindsüchtigen, bey denen der rechte Lungen-Flügel verstopft ist, sehr stark unter den falschen Rippen hervorraget, und daß dieses Eingeweide, so wie die in dem besagten Lungen-Flügel enthaltene Materie durch den Auswurf ausgeleeret wird, auch sich immer nach und nach wieder unter die kurzen Rippen zurückzieht. Es ist dieses in der That eine sehr wichtige Bemerkung. Diese Verminderung der Geschwulst in der rechten Seite, die sich in dem Fortgange der Krankheit eräugnet, hat oft viel dazu beygetragen, die Aerzte in ihrer falschen Meinung über den Sitz der Krankheit zu bestärken.

Bey denjenigen Verstopfungen, die in der linken Lunge entstehen, empfindet man auch einen Widerstand unter den falschen Rippen auf der linken Seite, der aber von der Milz entsteht, die alsdann gegen die Niere herunter gedrückt wird. Da aber die Milz weit kleiner, als die Leber, ist, und auch noch mehr unter den Rippen liegt, so ist der Widerstand, welchen man unter den linken kurzen Rippen verspüret, nie so groß, als es solcher auf der rechten Seite zu seyn pflegt. Man muß diese Umstände wissen, um der Milz nicht die Krankheiten zu zuschreiben, die eigentlich in der linken Lunge ihren Sitz haben.

Eine andere Art von Irrthum, in den man öfters verfällt, besteht darin, daß man allemahl, sobald eine Gelbsucht vorhanden ist, auch gleich die Leber krank zu seyn glaubt. Es ist wahr, daß diese Krankheit sich bey vielen Fehlern der Leber einstellt; allein, so wie, nach verschiedener Aerzte Bemerkung, bey einigen Fehlern der Leber doch keine Gelbsucht erfolgt, so giebt es auf der andern Seite wieder gelbsücht-

Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuschreibt, und von denjenigen Krankheiten, deren Sitz man gemeiniglich in der Leber sucht, ob er sich gleich nicht eigentlich darin findet.

ſüchtige Kranke, bey denen die Leber ſehr geſund iſt, und bey welchen die Abſonderung der Galle auf die regelmäßigſte Art geſchieht. Verſchiedene Beyſpiele davon, führt Portal, a. ang. O., an; und im XVI Th., S. 767, habe ich Fälle nahmhaft gemacht, wo eine Gelbſucht nach dem Biſſe giftiger oder zorniger und raſender Thiere, folglich ohne vorhergegangene Krankheit der Leber, erfolgt iſt.

So wie man aber auf der einen Seite, der Leber gewiſſe Krankheiten zuſchreibt, von denen dieſelbe frey iſt, ſo giebt es auch auf der andern Seite wieder einige Krankheiten, die wirklich ihren Siz in der Leber haben, ob man ſie gleich öfters andern Eingeweiden zuſchreibt. Da dieſes Eingeweide an das Zwerch-Fell, an die rechte Niere, an den Grimm-Darm und an den Magen ſtößt, welchen leztern es zum Theil mit bedeckt, ſo geſchieht es daher, daß man die genannten Eingeweide für krank hält, ob ſie gleich in der That geſund ſind, und ungeachtet nur bloß die Leber leidet. Dieſes Irrthumes wird an verſchiedenen Stellen der Werke von *Morgagni* (de ſedibus & cauſſis morborum), und von *Lieutaud* (Hiſtoria anatomico-pathologica) gedacht. Man vergleiche hiermit dasjenige, was ich unten von Verſtopfungen und Stockungen in der Leber ſagen werde.

Eine gewiſſe widernatürliche Veränderung der Leber, deren *Morgagni* Erwähnung thut, welche die übrigen Aerzte faſt gar nicht zu kennen ſcheinen, die Portal aber ſelbſt zu beobachten Gelegenheit gehabt hat, iſt die Blutſtürzung aus der Leber, Haemorrhagia hepatica, wobey das Blut durch den gemeinſchaftlichen Gallengang (Ductus choledochus) aus der Leber herausfließt, und welchen man nicht, wie ich bereits oben erinnert habe, für Galen's Leber-Fluß zu halten hat. Portal hatte ſchon vorher in 5 oder 6 Körpern, die er auf ſeinem Zergliederungs-

Sahle

Sahle öffnete, die Gallengänge und dünnen Gedärme mit Blute angefüllt gefunden, als er zu einem Kranken gerufen wurde, der eine sehr heftige Entzündung der Leber hatte, die aber gleich von ihrer ersten Entstehung an, sehr vernachlässigt worden war. Ungeachtet dem Kranken verschiedene Mahle zur Ader gelassen wurde, gab doch derselbe noch immer viel schwarzes und geronnenes Blut durch das Erbrechen von sich. Es gieng auch viel dergleichen durch den Stuhl ab; und man bemerkte deutlich, daß, so wie diese Ausleerung anhielt, auch die Größe der Leber immer verhältnißweise abnahm. Das Athemhohlen ward weit leichter, und der heftige Schmerz, welchen der Kranke im Halse in der Gegend des Ursprunges des Zwerchfell-Nerven empfunden hatte, ward schwächer, und verschwand endlich gänzlich. Unterdessen zeigten sich doch in dem Blute, welches der Kranke von sich gab, einige Streifen Eiter, es entstand ein schleichendes Fieber, und der Kranke starb in kurzer Zeit. Durch die Oeffnung des Körpers überzeugte sich Portal, daß die Krankheit ihren Sitz vornehmlich in der Leber gehabt hatte, und daß alle andere Theile des Körpers gesund waren. Die Leber hatte eine so beträchtliche widernatürliche Größe erlangt, daß sie einen Raum einnahm, der doppelt so groß war, als er es sonst gewöhnlicher Weise zu seyn pflegt. Sie hatte eine dunkle schwarze Farbe, und ihre Substanz war ganz faulicht, inwendig aber fanden sich in diesem Eingeweide viele Eiter-Geschwülste, die unter sich zusammenhiengen. Der Leber-Gallengang und der ausführende Gang der Gallen-Blase, die Gallen-Blase, der gemeinschaftliche Gallengang, und die kleinen Gedärme, waren insgesammt mit Blut und Eiter angefüllt.

Doch haben die Blutstürzungen aus der Leber nicht immer den übeln Ausgang, welchen sie in

dem izt angeführten Falle gehabt hatte; ja, ſie ſchaffen ſogar oft dem Kranken dadurch Nutzen, daß die damit verknüpften Ausleerungen des Blutes durch den Mund, oder durch den Stuhlgang, welche eine Folge dieſer Blutſtürzungen ſind, die Entzündung der Leber verhüten, oder dieſelbe, wenn ſie bereits vorhanden iſt, wieder zertheilen.

Ein junger Menſch, welcher ſich verſchiedenen Arten von Ausſchweifungen ergeben hatte, wurde mit einem ſehr heftigen hitzigen Fieber befallen, und klagte dabey über einen ſtarken Schmerz in der rechten Seite unter den kurzen Rippen, welcher Ort auch beträchtlich aufgeſchwollen war. Sobald man die Gegend des Magens nur etwas berührte, fieng der Kranke ſogleich an auf das heftigſte zu ſchreyen. Er bekam hierauf Ekel und Neigung zum Erbrechen, und gab endlich ſowohl durch das Erbrechen, als durch den Stuhlgang, eine ſo groſſe Menge Blut von ſich, daß man dieſelbe auf 2 Pfund ſchätzte. Dieſer Blutſturz hatte die heilſamſte Wirkung; die Geſchwulſt der rechten Seite ſetzte ſich, die Schmerzen vergiengen, das Fieber verſchwand, und der Kranke ward vollkommen geſund.

Wenn die Blutſtürzungen aus der Leber, die durch den gemeinſchaftlichen Gallengang geſchehen, ſehr klein ſind, und nur von Zeit zu Zeit erfolgen, ſo ſind ſie weit ſchwerer zu erkennen, als dieſes bey denen Kranken, deren Geſchichte kurz vorher erzählt worden iſt, der Fall war. Das Blut vermiſcht ſich ſodann zuweilen mit der Galle, oder mit dem Magen-Safte, und geht, bald mehr bald weniger verändert, durch den Mund von dem Kranken ab. Die Aerzte irren ſich hier leicht in Anſehung der Quelle, woraus dieſes Blut kommt, und ſetzen gewiſſe Krankheiten der Lunge, die doch gar nicht zugegen ſind, als gegenwärtig voraus; ja, ſie behandeln ſogar die Kranken ſo, als wenn dieſe Krankheiten wirklich vorhanden wären. Portal hat dieſes in zwey Fällen durch die Leichen-Oeffnungen beſtätigt gefunden. Geht ein in

ſo

so kleiner Menge aus der Leber kommendes Blut in die Gedärme, so wird die Krankheit oft für einen Hämorrhoidal-Fluß gehalten.

Portal meldet bey dieser Gelegenheit, daß er gesehen habe, daß sehr große Geschwülste der Milz sich auch mit dem glücklichsten Erfolge durch solche Blut-Stürzungen endigten.

Der berühmte Botaniker, *Aublet*, hatte seit langer Zeit eine Geschwulst auf der linken Seite des Unterleibes, die sich unter den Rippen zu verlieren schien; dabey fiel ihm das Athemhohlen beschwerlich, und es waren ihm auch die Füße geschwollen. Man fragte Hrn. Portal um Rath, welcher nach einer genauen Untersuchung der Geschwulst glaubte, daß dieselbe in der Milz ihren Sitz hätte; da sie aber sehr hart war, so ließ er sich nicht einkommen, daß sie, wie solches doch der Ausgang bestätigte, bloß von einer Stockung des Blutes in diesem Eingeweide herrührte. Der Patient gab durch das Erbrechen und den Stuhlgang zu einer Zeit, wo seine Geschwulst ihn am allerwenigsten beschwerte, eine so große Menge Blut von sich, daß man solche auf 3 Kannen schätzte. Durch diesen Blutfluß verlor sich die Geschwulst in der linken Seite gänzlich, indem wahrscheinlicher Weise das Blut, welches durch seine Stockung dieselbe hervorbrachte, sich in dem Magen durch die sogenannten kurzen Gefäße (Vasa brevia), und die zu denselben gehörigen zurückführenden Adern ausgeleeret hatte. Dem sey aber wie ihm wolle, so erlangte doch der Kranke dadurch vollkommen seine Gesundheit wieder. Portal ertheilte ihm indessen doch den Rath, sich, so oft als er wieder verspürte, daß ihm die linke Seite etwas aufträte, sogleich eine Ader öffnen zu lassen. Er hat dieses auch immer, und zwar mit dem besten Erfolge, gethan, indem allemahl seine Geschwulst, so wie er sich das Blut abzapfen ließ, auch verhältnißweise kleiner ward; wenn er aber dieses Aderlassen vernachlässigte, oder sich eine ungewöhnlich stärkere Bewegung machte, schwoll die Milz auf, und füllte sich mit Blute an, bis endlich das Blut sich in den Magen ergoß.

Unter der Benennung Leber-Brand, wird in Hrn. Rath Adelung Wörterbuche, Th. III, Col. 107, dasjenige angeführt, was ich im VI Th., S. 407, Leber-Brand genannt habe.

Von den Leber-Egeln der Schafe, habe ich im X Th. S. 133, fgg. gehandelt.

Die Leber-Entzündung, Gr. und Lat. Hepatitis, Inflammatio hepatis, welche den Nahmen Leber-Krankheit in engerer Bedeutung führt, unterscheidet sich von der Bruſtfell-Entzündung (Pleuritis) dadurch, daß bey ihr kein ſtechender, ſondern ein drückender Schmerz in der Gegend der Leber in der rechten Seite unter den kurzen Rippen iſt, wobey man öfters eine Geſchwulſt an beſagtem Orte verſpüret. Das Athemhohlen iſt hierbey frey, und die Lungen können, ſo viel der Kranke will, ausgedehnet werden.

Die Leber-Entzündung findet entweder nur in der äuſſern Membran, oder auch in der Subſtanz derſelben, Statt. Bey der Entzündung der äuſſern Membran der Leber, iſt entweder das Bauch-Fell durchaus in der Höhle des Unterleibes entzündet, oder die Entzündung iſt auf die Membran der Leber eingeſchränkt. Im leztern Falle iſt ſie nicht ſehr oft über die Membran ganz ausgebreitet, ſondern zeigt ſich gemeiniglich an dem Theile, welcher die vordere oder gewölbte Oberfläche der Leber überzieht. Auch ſieht man nicht ſelten Entzündung, oder wenigſtens ihre Wirkung, an der Seite der Leber, welche den Magen und den Zwölffinger-Darm berührt.

Findet Entzündung in der Membran der Leber Statt, ſo zeigt ſie genau dieſelben Erſcheinungen, welche man bey der Entzündung des Bauch-Felles, von welchem ſie ein Theil iſt, wahrnimmt. Sie iſt

mit

mit einer groſsen Menge von sehr kleinen Gefäſsen überzogen, welche rothes Blut führen; auch ist sie dicker, als im natürlichen Zustande, und es wirft sich auf ihre Oberfläche eine Lage von gerinnbarer Lymphe. Diese Lage ist in einigen Fällen dicker, als in andern, und leimt oft die Leber mehr oder weniger an die benachbarten Theile; zugleich wird auch eine Menge einer serösen Flüssigkeit abgesondert.

Es ist gewöhnlicher, Verwachsungen als Folge einer vorgängigen Entzündung der Membran der Leber zu sehen, als die Membran selbst in einem Entzündungs-Zustande zu finden. Diese Verwachsungen werden von der gerinnbaren Lymphe des Blutes, welche sich stufenweise verändert, gebildet. Sie bestehen gemeiniglich aus einer dünnen, durchsichtigen Membran, welche die Leber mit den benachbarten Theilen verbindet. Diese Verwachsung kann entweder allgemein seyn, und über eine der Oberflächen der Leber sich erstrecken, oder sie kann aus einer Anzahl von Verwachsungs-Processen bestehen. Die Verwachsung geschieht bisweilen durch eine Membran von ansehnlicher Länge; bisweilen ist die Verwächsung sehr kurz, indem die Oberfläche der Leber unmittelbar an den benachbarten Theilen liegt. Die Oberfläche der Leber, wo diese Verwachsungen am meisten gefunden werden, ist die vordere, durch welche sie mit dem Bauch-Felle verbunden wird, welches die Muskeln am obern Theile der Bauch-Höhle überzieht. Bildet sich ein Abscеß in der Substanz der Leber, der sich nach aussen spitzt, so sind diese Verwachsungen von groſsem Nutzen, indem sie hindern, daß der Eiter sich nicht in die allgemeine Höhle des Unterleibes begeben kann. Man findet auch öfters Verwachsungen der hintern Oberfläche der Leber mit dem Magen und Zwölffinger-Darme; und diese mögen ebenfalls bey Abscessen der Leber an

Schmerzen, wenn man sie anfühlt. Die Entzündung des untern und innern Theiles der Leber äussert sich nur durch einen stumpfen drückenden Schmerz, welcher durch die Bewegung des Zwerch-Felles nicht vermehrt wird; dabey zeigen sich gemeiniglich gelbsüchtige Zufälle, weil hier die Absonderungs- und Ausführungs-Werkzeuge der Galle unmittelbar leiden. Der Puls hat nicht die Härte, die er im ersten Falle hat, sondern ist oft, so wie bey der Peripneumonie. Ueberhaupt kann diese Entzündung leicht verkannt werden, und sie erfordert daher die genaueste Beobachtung. Zuweilen erhebt sich eine Geschwulst nach aussen.

Die Zufälle bey dieser Krankheit sind theils schon erwähnt, theils sind es noch: ein anhaltendes hitziges Fieber, heftiger Durst, trockner Husten, brennender Urin, und Verstopfung des Leibes. Bey der Entzündung der erhabenen Fläche ist gemeiniglich der Schlucken; ist diese aber am untern Theile der Leber, mehr Brechen, Beklemmung und Aengstlichkeit.

Franz Home (*) theilt die Leber-Entzündung noch in eine wahre, und in eine falsche, ab; den Sitz der leztern weiset er in dem die Leber umkleidenden Bauch-Fell und falschen Rippen, an.

Die Ursachen der idiopathischen Leber-Entzündung, können alles das, was eine Entzündung hervor zu bringen vermögend ist, seyn. Vorzüglich aber kann man hierher rechnen: Vollblütigkeit, ein Schlag oder Stoß in die rechte Seite, Verstopfungen und steinartige Verhärtungen in der Leber, heftige Leidenschaften, unterdrückter Hämorrhoidal Fluß, und gehemmte monathliche Reinigung, bey gallichter Constitution der Luft und des Körpers. Die nächste Ursache bey der Entzündung des untern Theiles der

(*) Principia medicinae, p. 152.

Leber ſcheint eine Anhäufung eines ſcharfen gallichten Blutes in dem Syſtem der Pfort-Ader zu ſeyn.

Eine ſymptomatiſche Leber-Entzündung, kann irgend leicht durch Verſetzung einer Fieber-Materie, bey Rheumatismen und Podagra, und von einem Schlage oder Falle auf den Kopf, entſtehen.

Der Ausgang dieſer Krankheit iſt verſchieden; entweder die Entzündung zertheilt ſich, oder es entſteht ein Abſceß, oder eine Verhärtung der Leber daraus. Die kritiſche Ausleerung bey einer Leber-Entzündung, ſind: gallichter Stuhlgang, wobey die Excremente mit etwas Blut vermiſcht ſind; ein Naſenbluten aus dem rechten Naſenloche; dicker Urin mit einem weißlichen Bodenſatze, und ein anhaltender Schweiß. Giebt aber der Kranke eine ſchwarze ſtinkende Materie durch das Erbrechen und den Stuhlgang von ſich, welches mit anhaltendem Schlucken und großem Durſte begleitet iſt, und ſind Hände und Füße kalt, ſo ſind dies Kennzeichen des gegenwärtigen Brandes und des bevorſtehenden Todes.

In Beziehung auf eine richtige Cur-Methode bey der Leber-Entzündung, theilt man dieſelbe am füglichſten in eine rein entzündliche Leber-Entzündung (Hepatitis mere inflammatoria), und in eine gallichte Leber-Entzündung (Hepatitis biliosa), bey welcher ſich auch leicht ein faulichter Zuſtand einfinden, oder welcher auch vorhergehen kann, ein.

Bey der erſten Art hat man nun vorzüglich dahin zu ſehen, daß man den Antrieb der Säfte auf die Leber vermindere, die dicken zähen Säfte verdünne, und das Aufgelöſete ausführe. Die erſte Abſicht zu erreichen, wird eine große Menge Blut gelaſſen, und der Aderlaß wird, wenn der Schmerz nicht nachläßt, und die Kräfte des Kranken es verſtatten, wiederhohlt. Zur Erreichung der zweyten Abſicht, muß der Kranke viel verdünnendes Getränk mit Salpeter und andern

Mittel-

Mittel-Salzen zu sich nehmen; äusserlich kann man auf die schmerzhafte Stelle das flüchtige Linument einreiben, und warme Bähungen darüber schlagen. Einige rathen auch Blasen-Pflaster aufzulegen, die gewiß alsdann gute Dienste leisten werden, wenn durch eine auf die Leber verschlagene rheumatische Materie die Leber-Entzündung verursachet worden ist. Nach der dritten Absicht endlich, muß man darnach gelinde abführende Mittel geben, die aus Weinstein-Rahm, Rhabarber, Tamarinden, Seignette-Salze und andern Mittel-Salzen, bestehen. Reizende Klystiere werden auch gute Dienste thun, und überhaupt muß man mit diesen gelinden Abführungen einige Tage anhalten. Hat sich nun der Schmerz und das Fieber verloren, so ist es doch noch nöthig, um vor einer Verhärtung in der Leber ganz gesichert zu seyn, den Kranken eine Zeitlang auflösende Pillen nehmen zu lassen. Diese Pillen können aus spanischer Seife, Ammoniak-Gummi, Rhabarber und Calomel, bestehen; wobey noch ein Decoct von der Gras-Wurzel zum gewöhnlichen Getränk zu empfehlen ist.

Die zweyte Art, nähmlich die gallichte Leber-Entzündung, erfordert weit mehr Vorsicht. Mit dem Aderlassen muß man hier vorsichtig verfahren; besser wird es hier seyn, Blut-Egel an den Mast-Darm zu setzen. Vornehmlich suche man die angehäufte Galle auszuführen; turgescirt dieselbe gleich anfangs, so kann man auch gleich im Anfange der Krankheit zuerst ein Brech-Mittel geben, und dann mit antiphlogistischen Laxier-Mitteln continuiren. Dabey läßt man den Kranken Molken, mit Tamarinden gekocht, oder ein Decoct von der Gras-Wurzel, mit Weinstein-Rahm und Sauer-Honig (Oxymel) versetzt, fleißig trinken. Aeusserlich kann man, wie man auch in Ost-Indien zu thun pflegt, eine Queckſilber-Salbe einreiben, wovon weiter unten Nachricht

erfolgen wird. Nach hinlänglichen Ausleerungen, und wenn Schmerz und Fieber ſich verloren haben, kann man den Kranken, der ſehr von Kräften ſeyn wird, die China-Rinde mit etwas Rhabarber und etlichen Granen Calomel verſetzt, nehmen laſſen.

Wenn in beyden Fällen der Leber-Entzündung, die Zertheilung nicht ſpäteſtens am zwölften Tage erfolgt iſt, ſo hat man bey guten Umſtänden Eiterung zu erwarten. Wenn ein Eiter-Geſchwür (Abſceß) entſteht, und ſich derſelbe durch eine Geſchwulſt nach auſſen zeigt, ſo ſuche man, durch Eröffnung derſelben, dem Eiter Ausfluß zu verſchaffen, und das Geſchwür zu heilen. Man öffne aber nicht jede Erhöhung, zumahl vorwärts am Rande der falſchen Rippen, weil ſich auch hier eine von vieler Galle aufgelaufene Gallen-Blaſe zeigen, und dieſe Erhöhung veranlaſſen kann. Der Wund-Arzt erforſche daher vorher, ob er ein Schwappen (eine Fluctuation) in der Erhöhung fühle, und ob an dieſer Stelle ein klopfender Schmerz vorhergegangen iſt. Iſt es ein wirklicher Abſceß, ſo wird man nicht leicht ein Schwappen darin bemerken, und man fühlt es auch nur anfangs im Mittelpuncte der Geſchwulſt, der noch von einer gewiſſen Härte umgränzt wird. Zuweilen aber wird der Eiter in die Schenkel oder Waden abgeſetzt, und es entſtehen Geſchwüre, die, da ſie faſt immer von der fortdauernden Exulceration der Leber unterhalten werden, meiſtentheils unheilbar ſind, oder doch nicht geheilet werden dürfen. Der Eiter kann durch die Gallen-Gänge nach den Därmen, und durch die Leber-Venen in das Blut geführt, und von hier aus durch die Urin-Wege, durch die Lungen und durch die Därme ausgeführt werden. Auch kann in der erſten der Leber-Entzündung, der Magen, und in der en Art ein Darm zerfreſſen werden, wodurch der ſeinen Ausweg erhält, da dann im Falle der

Heil-

Heilung die Leber entweder mit dem Magen oder mit dem Darme verwächſt. Wenn die Einſaugung langſam geſchieht, ſo folgt ein abzehrendes Fieber; und wenn der Abſceß ſich in den Unterleib öffnet, folgt die Eiter-Bauchwaſſerſucht (Ascites purulentus), und in beyden Fällen der Tod.

Wenn weder Zertheilung, noch Eiterung, noch Gangrän erfolgt, ſo bleiben Verhärtungen, wo zwar der Schmerz aufhört, aber beſchwerliches Athemhohlen und üble Verdauung zurückbleiben, und Kachexie und Waſſerſucht erfolgen.

Nähere Anweiſung zur Behandlung der Leber-Entzündung, und der damit verknüpften Zufälle. Die Cur dieſer Krankheit, richtet ſich nach der Entzündung. Meiſtentheils macht man zuerſt, weil die Krankheit nicht gleich heftig anfängt, einen kleinen Aderlaß am Fuße der leidenden Seite, und ſieht wie die Erleichterung darauf wird, weil zuweilen ein gaſtriſches oder gallichtes Fieber dieſe Larve von Entzündung annehmen, und in dieſem Falle der Aderlaß ſchaden kann. Spürt der Kranke Erleichterung, ſo läßt man mehr Blut weg, oder ſetzt am untern Rande der falſchen Rippen der rechten Seite Blut-Egel oder Schröpf-Köpfe, doch nicht bis zur Entkräftung, worauf Stockungen, und zulezt Verhärtungen der Leber folgen. Ferner giebt man verdünnende und auflöſende Getränke; z. B.

No. 1.

Rc. Rad. gramin.
ſcorzon. aa. Vnc. j.
carlin. Vnc. dim.
M. C. coqu. c. Aqu. Menſ. jij.
Colat. add.
Oxym. ſimpl.
Syr. de 5 aper. aa. Vnc. d.
D. S. Oefters eine Taſſe davon zu trinken.

Oder No. 2.

Rc. Aqu. fl. ſamb. Vnc. viij.
Spirit. Mindereri Vnc. iv.
M. D. S. Alle Stunden 2 Eß-Löffel voll zu nehmen.

Oder No. 3.

Rc. Aqu. fl. chamom. Vnc. vj.
Liqu. terr. f. tart. Vnc. ij.
M. D. S. Alle halbe Stunden 1 Eßlöffel voll zu nehmen.

Fer-

Entſteht ein Brechen, und werden viele Unreinigkeiten mit ausgeleert, ſo unterhält man es dadurch, daß man öfters eine Taſſe Kamillen-Thee mit einem Löffel voll Honig trinken läßt. Sind aber die Unreinigkeiten ausgeleert, ſo ſtillt man es mit dem Rivierſchen Tränkchen, welches aus Wermuth-Salz und Citronen-Säure beſteht, und welches man während des Aufbrauſens nehmen läßt; oder man verſchreibt zu eben dieſer Abſicht Folgendes:

No. 9. a)
Rc. Sal. tart. dep. Drachm. j.
Solv. in
Aqu. deſtill. Vnc. vj.
D. S. No. 1.

b)
Rc. Spir. vitr. Drachm. dim.
Dilue cum
Aqu. font. Vnc. vj.
D. S. No. 2.

Von dieſen beyden Mitteln läßt man den Kranken von No. 1. zuerſt eine halbe Taſſe voll nehmen, und dann gleich darauf von No. 2. ebenfalls eine halbe Taſſe, und eine ſolche Portion alle 2 Stunden wiederhohlen, bis das Brechen nachläßt. Dann giebt man ein gelindes Purgier-Mittel, als:

No. 10.
Rc. Aqu. chamom.
menth. criſp. aa. V. ij.
Anim. rhei Vnc. j.
M. D. S. Alle halbe Stunden 2 Eßlöffel voll zu nehmen.

Oder: No. 11.
Rc. Pulp. tamarind. Vnc. ij.
Sal. mirab. Glaub. Dr. vj.
Mann. calabr. Vnc. i. dim.
M. ſolv. in Aqu. Vnc. viij.
Colat. D. S. Auf 2 Mahl zu nehmen.

Hört das Brennen noch nicht auf, ſo giebt man das Opium; z. B.

No. 12.
Rc. Opii puri gr. IV.
Sacch. alb. Scrup. j.
M. div. in 3 p. æ. D. S. Alle Stunden ein Pulver zu nehmen.

Rührt aber das Brechen von der Entzündung her, ſo läßt man zur Ader, legt ein Blaſen-Pflaſter auf die Leber-Gegend, oder ſetzt Blut-Egel dahin.

Ent-

Entſteht Brennen in den Nieren, ſo legt man Umſchläge auf dieſe Gegend; z. B. die oben, S. 444, beſchriebenen, No. 4 und 5; giebt ein urintreibendes Mittel, als:

No. 13.

Rc. Rad. gramin.
tarax. aa. Vnc. j.
Sem. foenic. Drachm. ij.
C. C. M. Coqu. in Aqu. font.
Lib. iv.
Col. add. Oxymelquill. V. d.
D. S. Oefters eine Taſſe davon zu trinken.

Oder: No. 14.

Man giebt die Molken mit ein wenig Weinſtein-Rahm, oder mit ein paar Eßlöffel Meerzwiebel-Honig, oder mit ein paar Theelöffel Salpeter.

und ſetzt die andern ausleerenden Mittel aus; mit den Klyſtieren aber fährt man fort.

Entſteht ein Bluten aus dem rechten Naſenloche, ſo unterſtützt man es dadurch, daß man den Dampf von warmen Waſſer, vermittelſt eines Trichters in die Naſe ziehen läßt. Wird daſſelbe aber zu heftig, ſo legt man mit Eſſig befeuchtete Tücher auf die Stirn, den Nacken, die Schläfe, oder ſteckt, im äuſſerſten Nothfalle, eine Wieke von Charpie, die man mit einer ſchwachen Alaun-Auflöſung getränkt hat, in die Naſe.

Zeigt ſich der Goldader-Fluß, ſo läßt man den Kranken auf den Nachtſtuhl, worin ein Topf mit einem Decocte von bittern Kräutern ſteht, von denen der Dampf an den Maſtdarm geht, ſetzen, legt einen von oben beſchriebenen Umſchlägen auf das Kreuz; giebt zum Abführ-Mittel, No. 8, und ſetzt 6 bis 8 Blut-Egel an den Maſt-Darm.

Treten mäßige Schweiße ein, und, wegen erſchwerten Ausbruch deſſelben, Aengſtlichkeiten, ſo läßt man ſie etwas warm halten, und einige Taſſen Thee von Hohlunderblumen, Lachenknoblauch, Ehrenpreis und etwas Weinmolken dazwiſchen trinken. Wird der Schweiß zu ſtark, ſo verändert man die Betten behutſam, ſprengt im Sommer mit kaltem Waſſer die Stube, und läßt die naſſe Wäſche mit trocknen, wohl ausgeräucherter verwechſeln.

Zeigt ſich eine roſenartige Entzündung, die nicht mißfarbig ausſieht, ſo giebt man Purgier-Mittel mit

ſchweißtreibenden verbunden, als z. B. No. 7, nur ſtatt des Fenchel-Samens mit einem Zuſatz von ½ Scrupel Campher.

Iſt ein Auswurf im Anzuge, ſo giebt man, um denſelben zu unterhalten, einen Bruſt-Thee; z. B.

No. 15.

℞. Spec. herb. pect. Lib. dim.
Flor. verbaſc.
rhoead. aa. Mj.
Rad. liquir.
foenic. aa. Vnc. iij.

C. C. M. in 4 p. D. S. Hiervon einen Theil eine Stunde lang mit 4 Pfund ſiedendem Waſſer zu übergießen, und alle Stunden 1 Taſſe davon mit einem Löffel voll von folgenden beyden Leck-Säften No. 16. 17. zu geben.

No. 16.

℞. Syr. de ſymphyt.
rhoead.
Oxym. ſimpl. aa. Vnc. iv.

M. f. Linctus. D. S. Zu brauchen, wie ſo eben geſagt iſt.

Oder: No. 17.

℞. Gumm. tragac. vitello ovor. ſol. Vnc. j.
Sperm. cet. Vnc. dim.
Syr. diacod.
alth. aa. Vnc. iv.

M. f. Linctus. D. S. Zu brauchen wie der vorhergehende Leck-Saft.

Iſt die Krankheit heftiger, ſo muß man mehr Blut weglaſſen, und zwar gleich 12 Stunden nach dem erſten Aderlaß. Will die Entzündung hierauf nicht nachlaſſen, ſo kann man den Kranken, wenn er hinlängliche Abführ-Mittel bekommen hat, in ein warmes Bad ſetzen, eine mit warmer Milch gefüllte Blaſe, oder Umſchläge aus erweichenden Mitteln, z. B. No. 4, auflegen, und die Eibiſch-, oder auch die Pringlſche Salbe, die aus 1 Th. Hirſchhorn-Geiſt, und 2 Th. Baum-Oehl, beſteht, einreiben laſſen, aber keine kalten Umſchläge auflegen, denn dieſe reizen zu ſehr. Am allernützlichſten aber ſind hier die Blaſen-Pflaſter, und über dieſe die Brey-Umſchläge oder feuchten Bähungen. Wird der Kranke nach dem eine zeitlang fortgeſetzten Gebrauche der ſo eben beſchriebenen Mittel matt und ſchwach, ſo muß man ihm nun bittere Mittel geben, als:

No. 18.

℞. Extr. cort. peruv. tarax. aa. Vnc. dim.
Solv. in Aqu. meliſſ. c. vin. Vnc. viij.
D. S. Alle Stunden 2 Eß-Löffel voll zu nehmen.

Oder: No. 19.

℞. Decoct. cort. peruv. Lib. j.
Pulv. cort peruv. Vnc. j.
Elix. vitriol. arom. Dr. ij.
M. D. S. Alle Stunden 3 Eß-Löffel voll zu nehmen.

Erhohlt ſich hierauf der Kranke, und wird beſſer, ſo kann man ſchlieſſen, daß die Entzündung zertheilt und die Krankheit gehoben ſey, ſo wie dieſes auch der natürliche Stuhl- und Urin-Abgang, die Nachlaſſung des Schmerzens in den Weichen, die Wiederherſtellung der vorigen guten Geſichts-Farbe, und die Abnahme und nach und nach gänzliche Verſchwindung der Aengſtlichkeit nach dem Eſſen, beweiſet. Und nun läßt man den Kranken den Eger-Brunnen, oder, noch beſſer, das Karlsbad, brauchen.

Geht aber die Entzündung in Eiterung über, ſo entſteht entweder ein verſchloſſenes Geſchwür, und alſo eine wahre Vomica, die zuweilen nach auſſen eine Geſchwulſt bildet, und mit gutem Erfolge geöffnet werden kann; oder es entſteht ein offenes Geſchwür, wenn die Geſchwulſt nach innen geborſten iſt, und ſich nun der Eiter in die Därme ausleert. Hier giebt man Klyſtiere, und folgende Purgier-Mittel:

No. 20.

℞. Mannae calabr. Vnc. ij.
Extr. cort. aurant. Dr. ij.
Solv. in Aqu. ſimpl. Vnc. vj. et add.
Sal. mirab. Glaub. Vnc. d.
D. S. Auf zwey Mahl zu nehmen.

Oder: No. 21.

℞. Tinct. rhei aquoſ. Vnc. j.
Extr. gent. rubr. Dr. j.
Solv. in Aqua cinam. V. iv. et add.
Tart. tartariſ. Vnc. dim.
D. S. Zu nehmen wie voriges.

Auch kann man die Molken mit Manna oder Tamarinden und etwas Weinſtein-Rahm nehmen laſſen; und, wenn ſolcher Geſtalt der Darm-Canal gereinigt iſt, ſtärkende Mittel geben, als:

No. 22.

℞. Pulv. cort. peruv. Vnc. j.
Tart. vitriol. Dr. j. dim.
Extr. millefol. Dr. ij.
Conſ. fumar. q. ſ.
M. F. Electuarium. D. S.
Alle Stunden ungefähr 1 Quent, oder ſo viel wie eine Muskatennuß groß, zu nehmen.

Oder: No. 24.

℞. Hb. cent. min. Mj.
Cort. Winter.
Rad. galang. aa. Dr. ij.
Flaved. cort. aur. Dr. dim.
Sem. foenic. Dr. dim.
C. M. D. S. Species mit 1 Maß Rhein-Wein zu infundiren, und vor der Mahlzeit 1 Spitzglas voll zu nehmen.

Oder: No. 23.

℞. Extr. card. ben. Dr. ij.
caſc. aquoſ.
Gumm. ammon. el.
Limat. mart. n. rub. aa.
Drachm. j.
M. f. c. Elix. Pr. Pilulae
No. 150. conſp. ſem. lycop.
D. S. Früh und abends 10 Stück zu nehmen.

Oder: No. 25.

℞. Lim. mart. n. rub. Vnc. j.
Succi citri Vnc. dim.
M. dig. et adde
Extr. abſinth.
cort. aur. aa. Dr. iij.
Vini rhen. Libr. ij.
M. ſtent per 24 hor. in loco temperato.
Colat. D. S. Vor- und nachmittags 1 Spitzglas voll zu nehmen.

Geht die Eiter-Materie nach den Nieren, ſo legt man äuſſerlich einen ſtärkenden Umſchlag auf, und braucht ein urintreibendes Mittel. Vorſchriften zu beyden ſind folgende:

No. 26.

℞. Aqu. chaerefol. Vnc. iv.
cinam. ſ. v. Vnc. j.
Acet. ſquill. Drachm. iij.
Syr. de eryſ. Lob. Dr. ij.
M. D. S. Alle 2 bis 3 Stunden ein halbes Theeköpfchen voll zu nehmen.

Oder: No. 27.

℞. Herb. rutae
abſinth.
ſcordii
Fl. cham. rom. aa. Mj.
C. M. D. S. Species zum Umſchlag, wovon die Hälfte mit 1 Pf. Waſſer zu kochen.

und dann giebt man oben erwähnte innerliche ſtärkende Mittel.

Nahmt ſich die Materie einen Weg nach den Lungen, ſo iſt der Ausgang meiſtentheils unglücklich. Manchmahl geht ſie nach den Waden, und macht da einen Abſatz, ohne daß das Schwatzen des Eiters in der Leber aufhört. Dieſe Abſetze helfen faſt gar nicht zu, weil der Eiter aus der Leber ſich vielleicht unter dem Zellgewebe fortſchleicht. Noch ein anderer Ausgang iſt die Verhärtung oder der Skirrhus. Sind ſolche Skirrhen klein, ſo hat es nicht viel zu bedeuten; ſind ſie aber groß, ſo gehen ſich die Kranken dabey ab. Bey erſtern muß man ſich vor ſtarken heftigen Purgier-Mitteln hüten, ſo wie auch vor Brech-Mitteln, welche die Leber zu ſehr erſchüttern, und öfters den Krebs verurſachen. Man brauche hier bloß gelinde auflöſende Mittel, als:

No. 28.

Rc. Sap. venet.
Extr. fumar.
cichor. aa. Dr. iij.
Gummi ammon. Dr. ſem.
Oxymel. ſimpl. q. ſ.
M. f. Pilulae ad pond. gr. ij.
D. S. Täglich 4 Mahl 6 Stück zu nehmen.

Oder: No. 29.

Rc. Sap. venet. Drachm. vj.
Gummi ammon.
Extr. taraxac. ex ſacc.
rhei aquoſ. aa.
Drachm. iij.
Balſ. peruv. q. ſ.
M. f. Pilulae gr. ij.
D. S. Täglich 4 Mahl 8 St. zu nehmen.

Zum Nachtrinken auf dieſe Pillen, kann man Folgendes verordnen:

No. 30.

Rc. Rad. taraxac. Unc. iv.
Herb. fumar.
trif. fibr. aa. Mvj.
C. C. M. D. S. Hiervon den 4ten Theil zu nehmen, in 5 Quart Waſſer 1 Stunde lang zu kochen, durchzuſeihen, auszudrücken, und 2 Taſſen voll zu trinken.

Oder: No. 31.

Rc. Rad. cichor.
lapath. acut.
taraxac. aa. Unc. j.
Herb. fumar.
abſinth.
trif. fibr. aa. Mvj.
C. C. M. D. S. zu behandeln und zu brauchen wie voriges.

Ferner

Ferner kann man auch den Unterleib mit Tüchern, die mit Wachholder-Beeren durchräuchert ſind, frottieren, und folgende Salbe in der Leber-Gegend beym Ofen gelinde einreiben, oder einen gewürzhaften Umſchlag auflegen laſſen; z. B.

No. 32.

℞. Vngu. popul. Vnc. iij.
nervin. Vnc. j.
M. D. S. Salbe zum äuſſerlichen Gebrauch.

Oder: No. 33.

℞. Vngu. alth. Vnc. iij.
Spir. ſal. ammon. Vnc. d.
M. D. S. Salbe zum äuſſerlichen Gebrauch.

No. 34.

℞. Bacc. junip.
Sem. aniſi
carvi
Herb. menth. criſp. aa. Vnc. ij.
Inc. cont. M. c. ſ. q. Mellis deſpum. ut fiat Cataplasma.
D. S. Aeuſſerlich aufzulegen.

Mit Nutzen giebt man auch hier die Queckſilber-Mittel ſowohl innerlich als äuſſerlich, wie aus dem Folgenden zu erſehen ſeyn wird.

In Europa pflegt, bereits erwähnter Maßen, die Leber-Entzündung ſo ſelten vorzukommen, daß einige angeſehene Aerzte, und unter denſelben auch Fried. Hoffmann (*), an dem wirklichen Daſeyn derſelben gezweifelt haben. In Weſt-Indien iſt ſie eben ſo ſelten, als in Europa, allein ſie kommt dagegen ſehr oft in Oſt-Indien (**) vor, und befällt die Europäer in ſolchen Gegenden. Wenn dieſe Krankheit urſprünglich iſt, und nicht durch remittirende Fieber oder andere Krankheiten hervorgebracht wird, ſo nimmt dieſelbe mit einem ſpannenden,

(*) Opusc. pathol. practic. Dec. II. Diſſ. VIII. p. 484.

(**) *Andr. Murray* diſſ. de Hepatitide, maxime Indiae orientalis, Goett. 1779, 4. 7 Bog.

drückenden, doch aber auch zuweilen ſtechenden Schmerz in der rechten Seite unter den Rippen ihren Anfang, wobey der Schmerz ſich ſehr vermehrt, wenn man die Leber in die Höhe drückt, oder der Kranke auf der linken Seite liegt. Die Augen ſind gemeiniglich gelb gefärbt, und der Kranke empfindet einen heftigen Schmerz auf der Spitze der Schulter, welcher der pathognomiſche Zufall dieſer Krankheit iſt. Der Puls iſt zuweilen geſchwinde und ſtark, zu andern Zeiten aber iſt derſelbe ſehr wenig von dem natürlichen Pulſe unterſchieden. So wie die Krankheit ſich vermehrt, nimmt die Haut gemeiniglich eine dunkle, fahle Farbe an; das Athemhohlen wird dem Kranken ſchwer, und derſelbe wird von einer ſtarken Uebelkeit beſchweret, welche öfters mit einem gallichten Erbrechen und Durchfalle verbunden iſt. Wenn die Entzündung anhält, ſo folgen bald kleine Anfälle von Fröſteln, und eine Vereiterung. Macht der Eiter nach auſſen zu eine Spitze, und wird er durch einen gemachten Einſchnitt ausgeleeret, ſo wird der Kranke oft wiederhergeſtellet. Allein, die Krankheit hat ſelten einen ſo glücklichen Ausgang, wenn das Eiter-Geſchwür ſich nach innen zu öffnet, weil in dieſem Falle entweder der Tod unmittelbar, oder doch bald darauf, erfolgt, indem der Kranke, weil der Eiter ſich in die Bauch- oder Bruſt-Höhle ergoſſen hat, an der Abzehrung ſtirbt.

In Oſt-Indien pflegt man, ſobald man überzeugt iſt, daß die Leber leidet, (welches man daraus, daß der Kranke Schmerzen an dieſem Theile empfindet, wenn die Leber in die Höhe gedrückt wird, noch eher als der Schmerz in der Schulter ſich einſtellt, ſchlieſſet,) ein wenig Blut dem Kranken abzuzapfen. Man ſetzet ihn alsdann auf ein gehöriges antiphlogiſtiſches Verhalten ein, und macht nun den Anfang, Queckſilber-Salbe in die kranke Seite einzureiben, und

und zu gleicher Zeit das Calomel, oder alkalisirtes Queckſilber, (welches aus lebendigem Queckſilber, davon man 3 Theile mit 5 Theilen Krebsſteinen ſorgfältig zuſammen reibt, bereitet wird,) innerlich zu geben, wobey man ſich alle mögliche Mühe giebt, es bald dahin zu bringen, daß ein Speichelfluß entſtehe, weil, ſobald derſelbe ſich zeigt, der Schmerz gemeiniglich aufhört; und wenn die Wirkungen des Queckſilbers vorüber ſind, welches gemeiniglich in 14 Tagen oder 3 Wochen geſchieht, ſo iſt alsdann die Cur des Kranken völlig zu Stande gebracht.

Den zuverläſſigſten Bericht von dem Verlaufe dieſer Krankheit und der Cur-Methode derſelben in Oſt-Indien, ertheilt Hr. D. Schwartze (*), aus eigenen Wahrnehmungen, in Folgendem:

„Die erſten Zufälle der Leber-Entzündung pflegen insgemein in einer Spannung in der Gegend des Zwerch-Felles, einer Schwere der Glieder, Mangel an Eßluſt, einer unreinen Zunge, einem öftern kurzen Huſten, einem Schmerz in der Seite, der dem Schmerze bey der Bruſt-Fell-Entzündung gleicht, und einem beſchwerlichen Athemhohlen zu beſtehen; überdies klagen die Kranken noch, daß ihnen das Liegen auf der leidenden Seite ſchwer wird; man bemerkt dabey ein heftiges Fieber und Phantaſiren, welches leztere doch bisweilen fehlt.

So lange als die hier erwähnten Zufälle keinen hohen Grad erreichen, wird dieſe Krankheit, insbeſondre unter den Soldaten, oft wenig geachtet, und daher findet der Arzt ſchon bey dem erſten Beſuche, daß dergleichen Patienten gefährlich, ja tödlich, krank ſind. Dieſes gilt hauptſächlich von derjenigen Art dieſer Krankheit, welche in der hohlen Fläche der Leber ihren Sitz hat, und deren Anfang größten Theils gelinde iſt, und nicht deutlich in die Augen fällt. Bey einigen Kranken bemerkte ich gleich beym Ausbruch der Entzündung, eine Geſchwulſt, Härte und Schmerz auf der rechten Seite unter den kurzen Rip-

(*) Diſſertatio inaug. medica, Obſervationes quasdam medicas continens. Auct. *Jo. Fr. Schwartze.* Goett. 1787, 4.

pen, und bey dieſen war es ſchwer, die Vereiterung zu verhindern; bey andern hingegen, ſo heftig auch das Fieber war, kam weder Geſchwulſt noch Härte zum Vorſchein. Mir ſind Kranke dieſer Art vorgekommen, welche, auſſer dem Schmerz und einer geringen Geſchwulſt und Härte, keine weitern Zufälle, und faſt ganz und gar kein Fieber hatten; dieſe leztern kamen unter allen am leichteſten durch.

War der Puls voll und hart, das Athemhohlen ſehr erſchwert, das Fieber heftig, und die Gegend unter den kurzen Rippen geſpannt, ſo verſchaffte das Aderlaſſen bisweilen Erleichterung. In warmen Gegenden muß jedoch das Aderlaſſen behutſam und nur alsdann vorgenommen werden, wenn das ſtarke Anſehen des Kranken ſolches zu zulaſſen ſcheint, wofern man nicht die Heilung erſchweren, und die Gefahr der Abzehrung bey den Kranken vermehren will.

Ich habe, ſo lange als das Fieber fortdauerte, den Salmiak mit dem Glauberſchen Salze, meinen Patienten verordnet, wodurch der Leib, welcher insgemein verhärtet, oder gar verſtopft zu ſeyn pflegt, mit großer Erleichterung offen erhalten wurde. Schwächern Perſonen ſchienen die Klyſtiere größern Nutzen zu gewähren, als die Laxier-Mittel.

Schwächlichen Kranken, bey denen die Krankheit ſchwer, und das Fieber und der Schmerz heftig waren, verſchafften die an der leidenden Stelle angeſetzten Blut-Egel vortreffliche Linderung. Ich muß aber doch überhaupt erinnern, daß ich ſelten die Blut-Egel, noch ſeltener aber das Aderlaſſen anzuwenden nöthig gehabt habe. Auch iſt der Gebrauch der Blut-Egel mit einer gewiſſen Beſchwerlichkeit verknüpft; denn es bluten die kleinen Wunden, welche die beſagten Thierchen machen, bey ſolchen Kranken, deren Blut oft ſehr aufgelöſet iſt, lange, ja zuweilen etliche Tage lang fort, und es wird nicht nur der Kranke geſchwächt, ſondern auch das Auflegen anderer äuſſerlicher Mittel dadurch verhindert.

Auſſer den ſogenannten antiphlogiſtiſchen Mitteln, haben mir auch Pillen aus Rhabarber, Seife und dem Brech-Weinſtein, vortreffliche Dienſte geleiſtet. War der Schmerz heftig, und bemerkte man eine Geſchwulſt und Härte, ſo bediente ich mich äuſſerlich einer warmen

Auf-

Auflösung des Salmiakes in Wasser und Essig; äusserte sich aber ein starker Schmerz ohne Geschwulst, so thaten die Blasen-Pflaster gute Wirkung. In Ansehung der Blasen-Pflaster muß ich noch die Erinnerung hinzu fügen, daß man durch dieselben bloß eine Röthe, nie aber eine Blase, hervorbringen, und sich sorgfältig hüten müsse, daß sie keine Suppuration verursachen, wodurch der Gebrauch der äusserlichen Mittel, die ich hernach anzeigen werde, und auf welchen der ganze Grund der Cur beruhet, verhindert, oder doch wenigstens erschweret wird.

Sobald als das Fieber und der Schmerz aufhören, ist es die rechte Zeit das Queckſilber äusserlich und innerlich anzuwenden; ein Mittel, welches bey einer sehr großen Anzahl von Kranken, welche ich bey meiner Praxis in den warmen Gegenden zu behandeln gehabt habe, von mir fast nie ohne Nutzen gebraucht worden ist.

Es ist sehr dienlich, in den warmen Ländern bey dem Gebrauche des Queckſilbers die Fieber-Rinde zu verordnen, welche leztere die Wirkung des Queckſilbers, das Blut aufzulösen, verhütet. Dieses ist nicht selten in warmen Gegenden nothwendig, wo das Blut insgemein aufgelöset und zur Fäulniß geneigt ist, und wo folglich das Queckſilber durch seine auflösenden Kräfte schadet, indem die übrigen Wirkungen desselben heilsam sind. Aus eben dieser Ursache glaube ich beobachtet zu haben, daß das Queckſilber weniger dienlich ist, wenn man einen Speichelfluß dadurch erreget; dieser ist um deswillen desto sorgfältiger zu vermeiden, weil er bey diesem Zustande des aufgelöseten Blutes leicht entsteht, und die erschöpften Kranken noch mehr ihrer Kräfte beraubt. Ich habe daher, sobald als das Fieber und der Schmerz verschwunden waren, innerlich von dem Queckſilber-Sublimat in den ersten Tagen ein Drittel Gran, in der Folge aber einen halben Gran, und zugleich einige Doses von der Fieber-Rinde verordnet, dabey aber auch etwas von der Queckſilber-Salbe in die leidende Seite einreiben lassen, und sehr dafür gesorgt, daß dem Kranken täglich ein bis zwey Mahl offener Leib gemacht werde. Denenjenigen, welche einen schwachen und sehr empfindlichen Magen zu haben schienen, habe ich, an statt des Sublimates, das versüßte Queckſilber, des Morgens und Abends zu 2 Gran, in Pillen-Form verordnet. Ich kann versichern, daß ich

Methode allemahl mit so glücklichem Erfolge
ie, daß nicht ein einziges Mahl ein Speichel-
nd, nur bey drey Kranken fiengen das Zahn-
die Drüsen ein wenig anzuschwellen an, wel-
bevorstehenden Speichelfluß anzuzeigen schien.
ber auch zu erwähnen, daß diese bey dem, ehe
er Leber-Entzündung befallen wurden, Mer-
ittel gebrauche haben mochten.
gt die Geschwulst an, sich allmählich zu verlieren,
mit eine lebhafte Farbe bey dem Kranken im Ge-
so muß man von dem fernern Gebrauche des
abstehen, und die Fieber-Rinde ganz allein
Tage gebrauchen lassen. Zur völligen Wie-
ung meiner Patienten wurden selten mehr als
15 Gran vom Quecksilber-Sublimat erfordert.

Durch Hülfe der angezeigten Mittel sind von mir die mehresten Kranken, von denen einige eine sehr beträchtliche und ziemlich harte Geschwulst der rechten Seite unter den kurzen Rippen hatten, völlig curirt worden. Unter diesen befanden sich einige, bey denen die Geschwulst und Härte sich bis in die Magen-Gegend ausbreitete. Wofern jedoch bey einem acht- oder zehntägigen Gebrauche dieser Mittel, die Geschwulst nicht zertheilt oder verringert wird, und der Schmerz sich wieder einstellt, so hat man eine Vereiterung zu befürchten, und man darf sich mit der Hoffnung, die Geschwulst zu zertheilen, nicht mehr schmeicheln. Sodann ist es, meinen Beobachtungen nach, besser, äusserlich erweichende Mittel aufzulegen, und die Erzeugung des Eiters zu beschleunigen, und, so bald als möglich, denselben auszuleeren, als mit dem Gebrauche der zertheilenden Mittel, welche insgemein nunmehr fruchtlos angewendet werden, fortzufahren. Denn ich habe es zu wiederhohlten Mahlen erfahren, daß hauptsächlich von der zeitigen Ausleerung des Eiters das Leben des Kranken abhieng; und daher rathe ich, gleich bey den ersten Kennzeichen des erzeugten Eiters die Geschwulst zu öffnen, wenn man auch gleich keine Fluctuation oder Weiche in derselben verspürt. Dieser Rath ist vorzüglich alsdann von grosser Wichtigkeit, wann der Eiter nicht in der Oberfläche, sondern tiefer in der Substanz der Leber selbst, seinen Sitz zu haben scheint; in diesem Falle bemerkt man die Fluctuation sehr spät von aussen, und nur

erst

erst alsdann, nachdem bereits ein großer Theil der Leber von dem Eiter zerstöret worden ist.

Man hat in einem solchen Falle gar nicht zu befürchten, daß man den Ort, wo der Eiter seinen Sitz hat, nicht erreichen werde, wenn man nur mit der Lanzette in denjenigen Theil den Einschnitt macht, welcher am meisten hervor raget, und bey dem äusserlichen Druck am meisten schmerzet. Uebrigens ist es gewiß, daß in der Leber die Erzeugung des Eiters sehr geschwinde von Statten geht. Ich habe Kranke gesehen, bey denen man des Abends vorher nicht die geringste Spur von vorhandenem Eiter zu entdecken vermochte, und bey welchen man doch am folgenden Morgen fand, daß die ganze Geschwulst weich und fluctuirend war, und nach der Oeffnung derselben auf 3 Pfund Eiter heraus liefen.

Man ersieht hieraus, daß man die Oeffnung der Geschwulst, wenn sich in derselben Eiter erzeugt hat, nicht so lange aufschieben dürfe, bis man aus den äusserlichen Kennzeichen die Gegenwart und den Sitz des Eiters erkennen kann. Oft muß man mit der Lanzette bis auf 2 Zoll tief hinein gehen, ehe man den Ort des Eiters erreicht; und hauptsächlich in diesen leztern Fällen erlangten die Kranken ihre Gesundheit sehr zeitig wieder.

Es ist jedoch hier ein großer Einschnitt in die Geschwulst keinesweges dienlich: 1) weil solcher über die Gränzen der widernatürlichen Verwachsung der Leber an die äusserlichen Haut-Decken des Unterleibes, als welche allemahl durch die vorhergehende Entzündung verursachet wird, sich leicht erstreckt, und folglich sodann der Eiter in die Bauchhöhle jederzeit mit einem tödlichen Erfolge ausgeleeret wird; 2) weil eine allzugroße Oeffnung der Luft einen freyen Zutritt zu dem Eiter verstattet, welche, wenn sie in den Abscеß hinein dringt, den Eiter verschlimmert, und den Abscеß verdirbt; und endlich 3) weil der Wund-Arzt, welcher bloß die Ausleerung des Eiters verlangt, durch eine kleine Oeffnung seinen Zweck hinlänglich erreicht. Ich habe sehr oft gesehen, daß bey der Oeffnung des Eiter-Geschwüres sehr guter Eiter herauskam, und solcher nach einigen Tagen immer ein schlechteres Ansehen annahm, welches ich der in die Höhle des Abscesses eindringenden Luft zuschreibe. Ein Kranker, bey welchem in die Seite ein Einschnitt von 2 Zoll lang gemacht wor-

den war, mußte an dem Brande des Geſchwüres ſterben; ſo gefährlich iſt in warmen Ländern die Witterung der Luft auf die Geſchwüre.

Nach gemachtem Einſchnitt muß der Kranke ſich auf die leidende Seite legen, damit der neu erzeugte Eiter beſtändig abfließen könne, und die Leber nicht anfreſſe und zerſtöre. Auſſerdem ſpritzt man täglich ein oder zwey Mahl ein Kamillen-Decoct, mit Honig vermiſcht, behutſam ein, damit der Eiter verdünnet werde, und leichter heraus flieſſe; dabey ſetzt man den innerlichen Gebrauch der Fieber-Rinde fleißig fort. Die Kranken müſſen eine leicht verdauliche und gut nährende Diät beobachten. Nach dieſer Methode habe ich alle Patienten, bey denen eine Eiterung in der Leber entſtand, behandelt und alle erhalten.

Diejenigen Kranken, bey welchen der Eiter ſeinen Weg nach innen zu nimmt, oder wo derſelbe ſeinen Sitz in der Tiefe hat, oder ſich einen Weg in die Gedärme bahnet, können ſchwerlich wiederhergeſtellet werden; und es ſterben ſolche, wenn die Leber zerfreſſen wird, an der Abzehrung. Ich habe in dem Leichnam einer Mannsperſon, die nach der Operation noch ein Jahr ſich wohl befand, und endlich von einer andern Krankheit weggerafft wurde, faſt den ganzen rechten Lappen der Leber dermaßen vom Eiter durchgefreſſen geſehen, daß wenig oder gar nichts davon übrig geblieben war. Man muß ſich allerdings hierüber verwundern, indem der Kranke ſich wohl zu befinden ſchien, und keine Beſchwerde empfand, die man dem Verluſte eines Theiles der Leber hätte beymeſſen können."

Daß die Leber-Entzündung auch in Europa als eine urſprüngliche Krankheit vorkommen könne, erſieht man aus folgender Beobachtung des Hrn. Ge. Wilkinſon (*).

„Ein Schulmeiſter von 65 Jahren, und einer ziemlich geſunden Leibes-Beſchaffenheit, bekam im Jun. 1783, einen Anfall von Froſt, worauf ein Huſten, ſchweres Athemhohlen, ſchwacher Auswurf, und ein ſtarker ſtechender

(*) Im London medical Journal, P. II, p. 142; und Samml. zum Gebr. f. pr. Aerzte, 13 Th. S. 363, ff.

der Schmerz in der untern Gegend des Brust-Beines, vornehmlich nach der rechten Seite zu, erfolgte. Sein Puls war voller und geschwinder als gewöhnlich, allein der Kranke hatte keinen großen Durst. Sein Appetit war vermindert, und der Leib verstopft. Man rieb, zur Erleichterung dieser Zufälle, die flüchtige Salbe in den schmerzhaften Theil ein, und legte auch ein Blasen-Pflaster zwischen die Schultern. Man gab ihm dabey von Zeit zu Zeit etwas von einem abführenden Mittel, und ließ ihn, den Tag über, eine Auflösung von Gummi Ammoniacum mit Meerzwiebel-Sauerhonig, und des Abends bey dem Schlafengehen ein gelindes Opiat nehmen.

Bey dieser Behandlung besserte sich der Kranke bald, so daß ich nach 8 oder 9 Tagen ihn nicht weiter besuchte. Ich sahe ihn zuerst d. 12 Sept. wieder, da ich abermahl zu ihm gerufen wurde; und ich fand, daß er, ob er gleich auf einem Stuhle saß, doch sehr engbrüstig war. Seine Augen waren gelb, und seine Füße sehr geschwollen. Er klagte sehr über Durst, und hatte öftere Neigung zum Erbrechen. Sein Puls war dabey sehr geschwinde; sein Urin ausserordentlich dunkel gefärbt, und gieng in geringer Menge ab; dabey war der Kranke jezt so verstopft, daß er schon binnen 9 Tagen keinen Stuhlgang gehabt hatte.

Ich sahe nun deutlich, daß seine Krankheit, die ich im Anfange als eine Lungen-Entzündung behandelt hatte, eine Leber-Entzündung war. Ich wurde davon noch mehr überzeugt, da ich bey ihm eine ziemlich große und etwas ungleiche Geschwulst entdeckte, die sich von der Gegend unter dem schwertförmigen Knorpel bis zu dem Nabel erstreckte, und durch welche die falschen Rippen auf der rechten Seite ein wenig in die Höhe gehoben zu werden schienen.

Ich erfuhr, da ich mich genauer nach der Ursache und dem Fortgange der Krankheit erkundigte, daß der Kranke oft eine Art von unangenehmer Empfindung oder Schmerz um die Gegend der Leber verspürt habe, von der er geglaubt hatte, sie entstände davon, daß er sich bey dem Schreiben mit diesem Theile an das Pult lehnte. Dieser Schmerz hatte einige Zeit vorher, ehe ich das erste Mahl zu ihm gekommen war, welches nun vor 3 Monathen geschahe, nach und nach zugenommen. Er hatte darauf

Ver-

schiedene unregelmäßige Anfälle von Frost gegen Abend bekommen, die mit einem Schweiße verknüpft waren, und war sehr mit Verstopfung beschwert worden. Die Farbe der Excremente war seit einiger Zeit weißlich gewesen. Die Gegend der Leber war jezt nicht nur, wenn man auch noch so leicht darauf drückte, ausserordentlich schmerzhaft, sondern der Kranke empfand auch, daß der Schmerz sich bis nach der Spitze der Schulter auf dieser Seite ausbreitete; dieses geschahe vornehmlich alsdann, wann er, auf der entgegengesetzten Seite zu liegen, oder sich herum zu drehen, versuchte.

Da jezt die Natur der Krankheit so vollkommen bestimmt war, entschloß ich mich, ungeachtet des Alters des Kranken, und ob ich gleich Ursache zu vermuthen hatte, daß bereits eine Vereiterung ihren Anfang genommen hätte, doch die Wirkungen des Queckſilbers, und also dem Rathe des Celſus zu Folge, lieber ein ungewisses Mittel zu versuchen, als den Kranken ohne alle Hülfe umkommen zu lassen. Ich ließ ihn zuerst ein purgierendes Klystier, und darauf, den Tag über, 2 Scrupel von den Koloquinthen-Pillen (Pilulae ex colocynthide des engl. Dispensat.), und 6 Gran versüßtes Queckſilber, nehmen. So stark aber auch diese Dosis war, so fand ich doch, da ich den Patienten des andern Morgens, d. 13 Sept., besuchte, daß er noch keine Oeffnung gehabt hatte, ob man ihm gleich noch ein zweytes Klystier gegeben, und derselbe alle Pillen, jedoch wegen der großen Reizbarkeit seines Magens, mit einiger Schwierigkeit bey sich behalten hatte.

Da ich auf die Gedanken kam, daß ein Ueberfluß von Säure die Auflösung und Wirkung der zulezt gegebenen Arzeneyen verhinderte, so ließ ich den Kranken 2 Scrupel Weinstein-Salz und ½ Quent weiße Magnesia, in einer schicklichen Flüssigkeit alle 2 Stunden nehmen. Man bemerkte die guten Wirkungen dieser Mischung augenscheinlich gleich bey der zweyten Dosis, indem der Kranke nicht nur einen sehr starken Stuhlgang bekam, sondern auch eine beträchtliche Menge Urin ließ.

Ich ließ nun 2 Quent von der starken Queckſilber-Salbe unsers Dispensatorii in die Gegend der Leber einreiben, und den Kranken des Abends bey dem Schlafengehen 5 Gran Calomel nehmen; und man setzte diese Mittel

tel von Zeit zu Zeit bis zum 18 Sept. fort. Es waren sodann ungefähr 6 Quent Salbe eingerieben, und 20 Gran Calomel innerlich gegeben worden. Die Geschwulst hatte sich sehr gesetzt, und war bey dem Anfühlen weniger schmerzhaft. Der Kranke klagte aber über eine Völle in der Gegend des Nabels, oder vielmehr unter demselben, in der ich, da ich mit meinem Finger dieselbe untersuchte, deutlich die Bewegung einer eingeschlossenen Flüssigkeit fühlte. Die Excremente waren bis jezt weißlich gewesen, allein an dem heutigen Tage schien der Stuhlgang mit Galle vermischt zu seyn. Am folgenden Tage, d. 19 Sept., ließ ich die Queckſilber-Cur aussetzen, und, statt dessen, ein Salz-Tränkchen (Mixtura salina), mit Oxymel squillit., der gewürzhaften Tinctur, und dem flüssigen Laudanum, geben. Das Queckſilber hatte um diese Zeit auf den Mund zu wirken angefangen, und es war ein mäßiger Speichelfluß entstanden. Die gelbe Farbe des Weißen im Auge war verschwunden, und die Menge des Urins war sehr vermehrt. Am 20 Sept. gieng auf ein Mahl durch den Stuhlgang eine beträchtliche Menge einer weißen eiterartigen Feuchtigkeit ab, die der gerinnbaren Lymphe, welche man oft in der Bauch-Höhle bey einer Entzündung des Bauch-Felles findet, sehr ähnlich war.

Ich traf, da ich, nachdem dieses geschehen war, zu dem Kranken kam, denselben sehr schwach an; zu meiner Verwunderung aber bemerkte ich, daß die Geschwulst des Unterleibes sich völlig verloren hatte. Von dieser Zeit an gieng, bis zum 27 Sept., täglich mehr oder weniger von dieser eiterartigen Materie mit dem Stuhlgange ab. Um diese Zeit aber fieng der Kranke an, sich zu erhohlen, doch war er noch immer sehr schwach. Sein Speichelfluß hatte aufgehört; der Urin gieng in beträchtlicher Menge ab, war aber doch zuweilen mit einer Art von Schleim, der dem Eiter ähnlich war, vermischt. Ich rieth dem Kranken, von Zeit zu Zeit ein Decoct von der Fieber-Rinde, und des Abends bey dem Schlafengehen ein Opiat zu nehmen.

Zwey Tage darauf, nähmlich d. 29 Sept., fand ich den Patienten sehr unruhig und fieberhaft, mit einem geschwinden Pulse, und mit Durst. Er hatte den Abend vorher einen starken Frost bekommen, und eine ziemlich schlechte Nacht zugebracht. Ich entschloß mich nun, die

Fie-

Fieber-Rinde in Substanz, und zwar von 2 Scrupel bis zu 1 Quent, alle 3 oder 4 Stunden zu geben. Auf diese Art fuhr ich, ohne große Abänderung, ungefähr 14 Tage lang fort, nach welcher Zeit der Kranke fast wieder hergestellt war, so daß er sich nun ziemlich wohl befindet.

Dieser Fall ist wegen der Art seines Ausganges, und deswegen merkwürdig, weil er ein deutliches Beyspiel von einer Krankheit ist, die, wie man durchgängig annimmt, in Europa selten als eine ursprüngliche Krankheit vorkommt, dergleichen sie bey meinem Kranken gewesen zu seyn scheint. Die symptomatische oder diejenige Leber-Entzündung, welche die Folge einer andern Krankheit ist, und die in unsrer Gegend am häufigsten vorkommt, endigt sich selten mit einer Vereiterung, sondern es entsteht gemeiniglich ein Skirrhus, auf den die Wassersucht folgt.

Es scheinen gute Gründe vorhanden zu seyn, die uns glauben machen, daß in dem gegenwärtigen Falle die Krankheit bloß in einem Theile der Leber, und zwar in einem solchen befindlich gewesen ist, der den Ausgang des Eiters in den Darm-Canal gestattet hat. Es wird dieses durch die geschwinde Endigung der Krankheit, und durch die Leichtigkeit der Wiederherstellung des Patienten bestärket.

Obgleich die Leber-Abscesse selten durch den Stuhlgang sich öffnen, so scheint es doch öfter zu geschehen, als es die Aerzte erfahren, weil diese nicht allemahl genug auf die Beschaffenheit des Stuhlganges Acht geben.

Ich will nicht bestimmen, wieviel Antheil das Queckſilber bey dieser Cur gehabt hat. So viel scheint indessen gewiß zu seyn, daß dieses Mittel mit größerm Nutzen, als irgend ein anderes, bey den Krankheiten der Leber gebraucht worden ist. Der merkwürdige Fall, den D. Clarke, im 5 B. der edimburg. Commentarien, erzählt, wo schon, wie es scheint, eine Vereiterung entstanden war, bewog mich, das Queckſilber, ungeachtet der Ungleichheit des Alters, die sich zwischen meinem und Clarke'ns Patienten fand, zu versuchen.

Ich würde, wenn ich die Natur der Krankheit im Anfange hätte genau bestimmen können, vielleicht die Entstehung der Vereiterung verhindert haben. Allein, die Dunkelheit der Zufälle verursachte, wie ich bereits erinnert

nert habe, daß ich dieſelben bloß als Wirkungen einer Krankheit der Lungen anſahe, und folglich nicht genug Rückſicht auf die Leber nahm. Man kann daher auſſer dem, was uns dieſer Fall in Anſehung der wunderbaren Hülfsmittel der Natur bey dergleichen Krankheiten lehrt, noch aus ihm etwas in Anſehung der Kennzeichen, die uns das Daſeyn einer Leber-Entzündung zu erkennen geben, lernen."

Von Abſceſſen der Leber nach Kopf-Wunden. Ein Jeder, der die Beobachtungen der praktiſchen Aerzte, beſonders der Wund-Aerzte (*), geleſen hat, wird wiſſen, daß zuweilen nach Beſchädigungen und Wunden des Kopfes und des Gehirnes, Leber-Abſceſſe ſich einſtellen und eine Folge derſelben ſeyn, von welchen Erſcheinungen alle Schriftſteller des vorigen Jahrh. die Urſache theils in der Mitleidenſchaft der Nerven, theils in einer Verſetzung des Eiters ſuchen (**). Bertrandi aber läugnet beydes, und zwar 1. deswegen, weil man keine andere Eingeweide, zu welchen die Aeſte ein und deſſelben Nerven hingehen, entzündet antrifft; 2. weil dem ungeachtet, wenn gleich das Gehirn von keiner Eiterung angegriffen, ſondern nur erſchüttert worden iſt, die Leber voll Eiter ſich befindet (***). Vielmehr müſſe man, ſagt er, die Urſache von dem in Unordnung gerathenen Kreislaufe des Blutes im Gehirne, nähmlich von der allzugroßen Anhäufung deſſelben in dieſem Eingeweide, und von dem mit Gewalt nach dem rechten Herz-Ohr zurückſtröhmenden Blute herleiten; einer

(*) S. Memoir. de l'Acad. R. de Chirurgie, To. III. S. 482; und Cheſton's pathological inquiries and obſervations in Surgery, S. 37, und 112.

(**) *Meibom* de abſceſſuum internorum natura et conſtitutione. (Dresd. et Lpſ. 1718.) Art. 7 de hepatis abſceſſibus.

(***) S. *Bertrandi* Traité des operations de chirurgie; Reponſe ſur les abſcès de foie, à Mr. *Pouteau*, S. 286.

einer Meinung, welcher er durch die Erscheinungen und Zufälle, von welchen er sie hernimmt, noch mehreres Gewicht giebt. Denn man sieht ja, fährt er weiter fort, aus dem Ausflusse des Blutes aus Augen, Ohren und Nase, dem Anschwellen des Gesichtes, den verschiedenen convulsivischen Bewegungen am Halse, dem Klopfen der Drossel-Adern, dem Fieber und Phantasieren, daß diese Flüssigkeit nach dem kranken Theile weit stärker zuströhme, folglich in weit größerer Menge durch die Blut-Behälter und obere Hohl-Ader zurückgehe, das in der untern Hohl-Ader heraufsteigende Blut also, diesem zu Folge, mit einer Gewalt von dem rechten Herz-Ohre zurückgedrückt und gepresset werde, die um so größer seyn müsse, als zuverlässig die Behauptung der Schriftsteller ist, daß die Hülfsmittel, durch welche der Blutlauf der obern Hohl-Ader unter dem Winkel am Einpflanzungs-Orte in das Herz-Ohr (Valvulam cartilagineam *Highmori*, Isthmum *Vieussenii*, und Tuberculum *Loweri*) geleitet und erschwert wird, abwesend seyn und fehlen. Diese Ursache sey es, warum die Leber bey Kopf-Wunden mit Blut verstopft werde, eine Entzündung entstände und in Eiterung übergienge, wenn sie sich nicht zuvor mit dem Brande endige. Hiervon ist in der That einiges, was wahr ist, und was man wirklich glauben muß; anderes wieder nicht, da sich die triftigsten Einwürfe dagegen machen lassen. Ist der Kopf verwundet, oder das Gehirn nur erschüttert worden, und ist eine so große Reizung der zarten Gehirn-Fasern vorhanden, so gebe ich es gern zu, und glaube, daß dieses, was man bey allen Verwundungen sieht, auch hier geschehen, und eine Anhäufung des Blutes nach dem Kopfe Statt finden könne, wenn es gleich Pouteau (*) bey Kopf-Wunden läugnet,

(*) Melanges de Chirurgie, S. 123. sur les abscès du foie qui se forment a l'occasion de plaies de la tête.

net, und mit dieſen Beweiſen gegen Bertrandi zu Felde zieht. Allein, die Frage und der Streit iſt der: werden von dieſer in dem Gehirne angehäuften Feuchtigkeit, die Blut-Behälter und die mit dieſen in Verbindung ſtehenden zurückführenden Blut-Adern des Gehirnes ſo erweitert und ausgedehnt, daß durch die Schwere und Menge deſſelben das aus der untern Hohl-Ader heraufſteigende Blut in jene zu fließen, wenn gleich nicht ganz verhindert, doch erſchwert werde? Ich zweifle. Bey der Vollblütigkeit und bey Entzündungs-Krankheiten werden die großen Arterien auſſerordentlich vom Blute aufgetrieben, die kleinern hingegen vom Krampfe zuſammengezogen und zuſammengeſchnürt. Läßt man Blut weg, und entledigt man das Schlagader-Syſtem, ſo werden durch alle Ausſonderungs-Wege die Säfte von neuem ausgeleert, im Urin iſt ein kritiſcher Bodenſatz, und die Haut iſt feucht; ein Beweis, daß durch das Aderlaſſen und durch die verminderte Bewegung des Blutes, den Säften ihre ganze vorige Freyheit durch die kleinen Arterien wiederhergeſtellt ſey. Da nun dieſes von den Entzündungs-Krankheiten überhaupt gilt, warum ſoll es nicht auch von den Kopf-Wunden und den Beſchädigungen des Gehirnes gelten, bey welchen Uebeln doch, wenn Säfte mit Ungeſtüm zu dieſen Theilen hinſtröhmen, die in der weichen Hirn-Haut und dem Gehirne vertheilten Aeſte der Hals-Schlagadern und der baſilaris erweitert, die etwas kleinern in der Gehirn-Rinde eingewebten und folglich mit den zurückführenden Venen in Verbindung ſtehenden verengert werden? Daher iſt der Durchgang des Blutes aus der Arterie in die zurückführende Vene nicht nur erſchwert, ſondern auch verhindert. Die Schlafſucht, die Schlafloſigkeit, das Phantaſiren, das Zittern, die Zuckungen, das Erbrechen, und die andern von dem Drucke des Gehir-

nes entſpringenden Uebel bey den am Kopfe Verwundeten, ſind nicht Wirkungen, die von erweiterten zurückführenden Blut-Adern und Blut-Behältern entſtanden ſind, ſondern Folgen von erweiterten Schlag-Adern, und der auſſer den Gefäßen befindlichen Feuchtigkeit, des Schlagader-Blutes, des Blut-Waſſers und des Eiters. Auch muß man auf die Zartheit der zurückführenden Blut-Adern der weichen Hirn-Haut, und auf die Verengerung der Mündungen, mit welchen die zurückführenden Blut-Adern ſich in die Blut-Behälter einpflanzen, Rückſicht nehmen, aus welcher Urſache die zurückführenden Blut-Adern, noch ehe die Blut-Behälter mit Blute verſtopft werden können, zerreiſſen.

Nachdem nun Pouteau die Schwierigkeiten, welchen dieſe Meinung unterworfen iſt, eingeſehen hatte, fiel er auf entgegengeſetzte Seiten. Seine Meinung iſt dieſe: daß, wenn der Kopf verwundet worden iſt, das Blut in geringerer Menge nach dem Gehirne, in größerer aber zu den Eingeweiden des Unterleibes gebracht werde; es ſey alſo nicht die Verſtopfung der zurückführenden Leber-Blutadern, ſondern die allzu heftige Bewegung des Blutes, an der Entzündung und dem Abſceß der Leber Schuld. Allein, die Schwäche und Atonie des Gehirnes, und die große Ergießung der Säfte, von welchen, wenn die Schlag-Adern zuſammengedrückt werden, der Zufluß des Gehirn-Blutes vermindert würde, iſt das Gehirn-Mark, welches keinen Druck leiden kann, nicht lange auszuſtehen vermögend, und bringt dem Verwundeten, noch ehe dieſer Urſache wegen ſich ein Abſceß bildet, den Tod zuwege. Auch entſpricht dieſes dem nicht, was man bey allen Verwundeten wahrnimmt: denn es iſt ausgemacht, daß ein um deſto größerer Zufluß von Säften nach einem jeden Theile geſchieht, je größer

ßer die Verwundung oder der Stoß jenes Theiles gewesen ist.

Da nun keine von diesen Meinungen beweiset, was sie beweisen soll, so müssen wir nun sehen, ob wir nicht die Ursache von dieser Erscheinung, die man in den Blut-Gefäßen nicht finden konnte, in den Nerven antreffen. Sehr viele hatten schon längst die Mitleidenschaft verschiedener Theile gekannt und eingesehen, suchten aber die Ursache dieser wechselseitigen Uebereinstimmung bald in den netzförmigen Verwickelungen und knotenartigen Geflechten der Nerven, bald in den Biegungen und sogenannten Handhaben der Nerven, bis man endlich diese Meinung änderte, und sie von dem Sammelplatze der Nerven (Sensorium commune) herleitete. Dieses ist jenes Gesetz, nach welchem die Bewegungen der Nerven und Gefäße so regieret werden, daß, wenn jenes vernachläßiget worden ist, die Verrichtungen des Körpers gestöret und in Unordnung gebracht werden. Zwischen dem Gehirne und den Blut-Gefäßen findet eine besondere Mitleidenschaft Statt, wodurch, wenn die Ursache der gestörten Bewegung in einem Theile sich befindet, auch die Wirkung auf den andern sich fortpflanzt. Nach dieser Erklärung gelangt man nun zu einer andern, die uns etwas näher zur Wahrheit führt, wenn wir erwegen, daß zwischen einigen Eingeweiden und Theilen eine größere Mitleidenschaft, und gleichsam etwas Eigenes mit dem Gehirne Statt finde, wovon andere Theile ausgeschlossen sind. Bey einem gesunden Menschen, welcher starke Verdauungs-Werkzeuge hat, und aus den gehörig verdaueten und gekochten Nahrungs-Mitteln diejenige Stärke, die seine Arbeiten ihm entzogen haben, wieder erhält, häufen sich Unverdaulichkeiten im Magen an, seine Verdauungs-Kräfte werden schwach, er beschwert sich über Mattigkeit und Kopfweh, bekommt Schwin-

del, und kann manchmahl ſeine innern und äuſſern Sinne nicht recht brauchen; ein am Kopfe Verwundeter klagt über Ekel und bekommt Erbrechen; offenbar ſteht alſo hier der Magen mit dem Gehirne in Mitleidenſchaft. Eben dieſe Mitleidenſchaft findet auch zwiſchen der Leber und dem Gehirne Statt; denn die Erfahrung lehrt, daß, wenn jenes Eingeweide angegriffen iſt, auch die Verrichtungen dieſes Eingeweides geſtöret werden, und daß dieſes ſehr oft die Urſache der Melancholie und Tobſucht iſt, die nicht eher gehoben werden, als bis man die Verſtopfung durch auflöſende und abführende Mittel hebt; worüber man ſich auch nicht verwundern darf, da von den Zwiſchenrippen-Nerven und dem herumſchweifenden Pare, Aeſte zu dieſem Eingeweide gehen, wodurch es geſchieht, daß, wenn das Gehirn-Mark angegriffen worden iſt, auch die Wirkung des Reizes von der Leber empfunden, und die Bewegung der in derſelben befindlichen Säfte verändert wird.

J. G. Hauſe diſſ. de abſceſſibus hepatis. Reſp. *J. S. Lieberkühn.* Lipſ. 1776, 4.

Bey Pferden, iſt die Leber-Entzündung ein ſehr ſeltener Fall, weil die Leber-Arterie, in welcher das Blut nach dieſem Eingeweide hingeleitet wird, ſehr klein iſt, mithin dieſelbe verhindert, daß das Uebermaß des Blutes nicht gleich dahin geleitet werden kann. Und obgleich die Pfort-Ader die mehreſten in der Leber ſich verbreitenden Gefäße ausmacht, ſo giebt ſie doch nicht leicht Veranlaſſung zur Entzündung, weil das in dieſer Ader enthaltene Blut nur langſam in ihren Gefäßen bewegt wird. Auch trägt der Bau dieſer Pfort-Ader ſehr viel zur Abhaltung der Entzündung der Leber bey. Da nähmnch dieſe Ader nicht mit Klappen (Valvein), wie andere Blut-Gefäße im Körper, verſehen iſt, ſo kann das Blut, wenn es in derſelben Widerſtand findet, ungehindert wie-

wieder zurück treten, welches aber in andern Blut-Gefäßen nicht geſchehen kann, indem die daran befindlichen Klappen ſolches verhindern. Dieſe beyde angeführte Urſachen ſind es, warum die Entzündung der Leber, wie bey Menſchen, ſo auch bey Thieren, nicht ſo oft wie Lungen-Entzündungen, oder dergleichen Krankheiten in andern Eingeweiden, vorfallen. Zuweilen aber iſt dieſe Art Krankheit epidemiſch, und hat in einer bisher unbekannten Urſache ihren Grund. Hingegen entſtehen alle Verſtopfungen in dieſem Eingeweide, ſo, daß man auch unter zwanzig verreckten Pferden kaum fünf findet, bey denen nicht eine Verſtopfung oder Verhärtung der Leber anzutreffen iſt. Die Urſache hiervon iſt aus dem Vorhergehenden leicht einzuſehen. Die der Leber die benöthigten Nahrungs-Säfte zuführenden Gefäße, nähmlich: die Leber-Arterie, iſt auſſerordentlich klein, mithin findet hierin kein überflüſſiger Zufluß Statt; das Blut in der Pfort-Ader aber kann, wegen ſeiner Zähigkeit und geringen Bewegung, ganz ohne große Gewalt in die Leber hinein gebracht werden. Weil aber die Bewegung dieſes Saftes in dieſem Eingeweide nicht ſtark iſt, und nicht leicht Entzündungen bewirken kann, ſo iſt dieſes als die Urſache anzuſehen, warum bey Pferden ſo oft Verhärtungen in der Leber, Scirrhi, und Polypen in den Blut-Gefäßen angetroffen werden.

Die Kennzeichen, woran die Entzündung der Leber bey Pferden zu erkennen iſt, ſind folgende: 1. Das Pferd ſteht traurig, und will nicht freſſen, ohne dabey unruhig zu ſeyn. 2. Der Puls geht, wie bey allen Entzündungen, geſchwinde und hart; wenn der Urin gelb, zähe und ſchleimig iſt, und das Weiße in den Augen, oder mit dieſem zugleich das Maul und die Zunge gelb von Farbe iſt.

Die dienlichſten Hülfsmittel wider dieſe Krankheit, beſtehen, nach dem Rathe des ehemahl. kurhannöver. Ober-Hof-Roßarztes Kerſting (*), in folgenden. Gleich zu Anfange der Krankheit, wenn der Puls das Entzündungs-Fieber durch ſeine Geſchwindigkeit und Härte anzeigt, muß dem Pferde eine Ader geöffnet, und eine ſtarke Portion Blut abgelaſſen werden. Nach dem Aderlaſſen giebt man ihm alle 6 Stunden folgenden Trank:

Rc. Rad. gramin.	N. Graswurzel,
cichor.	Hindlaufwurzel,
tarax. aa. Vnc. j.	Kuhblumenwurzel, von jedem 2 Loth.
Herb. hepatic.	Leberkraut,
arnic. c. flor. aa. Mij.	Wolverleykraut mit den Blumen, v. j. 3 Händev.
Conc. cont. M.	Z. z. und Species dav. gemacht.

Dieſe Species werden mit 2 Maß Waſſer gekocht, und von der Brühe jedes Mahl ein guter Schoppen dem Pferde eingegeben. In ſo fern aber der Puls eine beſtändige Wallung des Blutes anzeigt, muß man ſich zwiſchen dieſem Tranke derjenigen niederſchlagenden Mittel bedienen, welche bey der Lungen-Entzündung werden vorgeſchlagen werden, und das ſo lange, bis der Puls ruhiger und weicher zu ſchlagen anfängt.

Wenn man durch den Gebrauch dieſer Mittel die Beſſerung erlangt, und das Pferd einige Tage wieder zu freſſen angefangen hat, kann ihm folgende gelinde abführende Latwerge gegeben werden:

Rc.

(*) In Deſſen, vom Hrn. Hauptm. Sothen herausgegebenen, nachgelaſſenen Manuſcripten über die Pferdearzeney-Wiſſenſchaft, (Berl. 1789, gr. 8.) S. 248, f.

Rc. Rad. alth. Vnc. iij.	R. Eibischwurzel, 6 Loth.
Aloë hepat. Vnc. iij.	Leberaloe, 6 Loth.
Crem. tart. Vnc. iv.	Geläut. Weinstein, 8 Loth.
M. f. Pulvis.	M. es zu Pulver.

Dieses wird mit einem Pfund schwarzer Seife zur Latwerge gemacht, und dem Pferde davon Morgens und Abends jedesmahl ein guter Eßlöffel voll auf die Zunge gestrichen. Sie führt so gelinde ab, daß der Mist nur schlüpfrig wird; und im Fall, daß das Pferd durch dieses gelinde Laxativ zum starken Laxiren gebracht würde, so kann demselben davon täglich nur ein Mahl gegeben werden. „Ich bekenne hier auf„richtig," sagt Kersting: „daß es nicht möglich sey, „die Verstopfung und Verhärtung der Leber durch die „Kunst zu curiren, wenn nicht etwas ausserordentli„ches dabey vorgeht. Die Hülfsmittel können nur „die übeln Zufälle abhalten, und bewirken, daß die „Krankheit gleichsam eingekerkert werde; d. i. so viel „gesagt, daß die Verstopfung der Leber alsdann lange „zugegen seyn kann, ohne daß das Thier daran „stirbt."

Entzündung der Leber bey dem Rindvieh. Nach Hrn. v. Willburg (*), äussert sich unter allen Krankheiten des Rindviehes keine so vielfältig, als diese, und sie rafft, ausser einer wirklichen Seuche, das meiste Vieh weg. Es ist dabey zu bedauern, daß eben diese Krankheit bey ihrer so vielfältigen Aeusserung, zugleich wenige zuverlässige Kennzeichen ihres Daseyns an den Tag legt, davon der Grund in der Beschaffenheit dieses Eingeweides selbst liegt, indem es keine, oder nur wenige Empfindungs-Nerven hat, daher auch nur sehr wenig schmerzhaft ist, davon

(*) In Dessen Anleit. für das Landvolk in Absicht auf die Erkenntniß und Heilungsart der Krankheiten des Rindviehes, (2te Aufl. Nürnb. 1781, 8.) S. 105, fgg.

man gleichwohl die Gegenwart einer Entzündung in dieſem Eingeweide am ſicherſten folgern könnte; wenigſtens hindert dieſes, daß man dieſes Uebel nicht ſogleich, wie die übrigen Entzündungs-Krankheiten, bey dem erſten Anfange hinlänglich erkennen und beurtheilen kann, da uns indeſſen folgende Anzeigen bey dem Fortgange dieſer Krankheit, von ihrer wirklichen Gegenwart überzeugen. Die erſten Tage ſtehen ſie mit hängendem Kopf, und wollen wenig oder gar nichts freſſen; die rechte Seiten-Weiche unter den kurzen Rippen iſt etwas geſpannt, hart, und beym Anfühlen mit wenigen Schmerzen begleitet, daher vermeiden auch die Thiere, wegen dieſer, obgleich nur ſtumpfen und ſpannenden Schmerzen, auf der linken Seite zu ruhen, weil in dieſer Lage die Laſt der Leber mit einer Empfindung auf dieſe Seite gezogen wird; das Athemhohlen geſchieht ſchwer, und dieſes vermehrt ſich, wenn das Vieh etwas Futter zu ſich genommen hat, oder einige Bewegung macht; ſie haben einen trocknen Huſten, der ſich gegen Abend gemeiniglich ſtark zu vermehren pflegt; die Augen bekommen eine gelbe Farbe; aus der Naſe fließt eine gelbe Feuchtigkeit; die Zunge iſt trocken, gelblich, und zulezt ganz ſchwarz; der Puls wenig hart, doch geſchwinde, und der Durſt ſelten groß, wie bey andern Entzündungs-Krankheiten.

Weil dieſe Krankheit bey dem Rindvieh ſich ſo vielfältig zu äuſſern pflegt, ſo iſt es eine Sache von großer Wichtigkeit, daß man ihre Urſachen nach Möglichkeit zu erforſchen trachte, damit man, durch Verhütung derſelben, dieſem ſo oftmahligen und gefährlichen Uebel um ſo mehr vorbauen könne. Das kalte Trinken, beſonders wenn es auf vorhergegangene Erhizung des Leibes, und in großer Menge geſchieht, gehört billig unter die erſten und vornehmſten Urſachen dieſer Krankheit; und man hat ſich hierüber um

so weniger zu verwundern, wenn man erweget, daß die Leber größten Theils auf dem Magen liegt, daher das Blut in diesem Eingeweide, nach einem solchen kalten Trunke bey erhitztem Leibe, nothwendig zu einer schnellen Stockung und Entzündung gebracht wird. Eine gleiche Beschaffenheit hat es auch mit dem Baden und Schwimmen der Thiere, wenn ihr Leib zuvor durch Arbeit und Springen sehr erhitzt worden ist. Große Fettigkeit des Netzes verursachet auch sehr oft eine Entzündung der Leber; denn nicht selten hat man das Netz bey gemästetem Vieh über 1 Centner schwer gefunden, welche große Last aber durch ihren schweren Druck auf die Leber, nebst andern Zufällen, sehr oft diese Krankheit hervorbringen kann. Eben so kann dieses Fett, wenn es durch die Hitze mancherley Krankheiten aufgelöset und scharf geworden ist, alsdann ein gleiches Uebel erzeugen. So geschieht es auch nicht selten, daß bey starker Sommer-Hitze oder heftiger Bewegung, dieses Fett des Netzes schmilzt, und alsdann in großer Menge und mit starkem Triebe in die Leber kommt, wodurch die Enden der Pfort-Ader verstopft werden, und auf diese Weise ebenfalls eine Entzündung der Leber, oder auch wohl eine gänzliche Zerreißung der Gefäße, und, in leztem Falle, ein sehr schneller Tod erfolgt. Man beobachtet dieses leztere sehr oft bey heißem Wetter an dem Rindviehe, welches vorher ganz gesund war, und sich die Weide wohl schmecken ließ, aber plötzlich nach einer Erhitzung erkrankt, ein Keichen bekommt, die Augen gelb werden, schwindelig wird, bald darauf zur Erde fällt, und todt ist. Oeffnet man alsdann ein solches Vieh, so findet man den ganzen Bauch mit Blut angefüllt, und man glaubt, das Vieh habe sich etwas zersprengt. Wenn die Galle der Thiere durch starke Sonnen-Hitze, oder viele Bewegungen und Arbeit zur Fäul-

nis genigt worden iſt, ſo kann ſie gleichfalls durch ihre freſſende Schärfe die angränzende Leber aufs höchſte entzünden. Nicht weniger ſind die Steine, die man ſowohl in dem Gallengange, als auch in der Leber des Rindviehes ſehr oft findet, und die ſich zur Winterszeit, wenn das Vieh in den Ställen ruhet, und trocknes Futter bekommt, in dieſen Theilen aufer ſtehen, zuweilen eine Urſache dieſer Entzündung. Zum Glück aber ſind dieſe Steine, wie *Gliſſonius* (*) und Ruyſch (**) bemerkt haben, ſehr mürbe, daher ſie auch durch die grüne Sommer-Weide meiſtens wieder aufgelöſet, und aus dem Körper geführt werden. Indeſſen geſchieht dieſe Auflöſung jener Steine durch die Sommer-Weide doch nicht immer vollkommen, ſondern es bleibt zuweilen ein, eines Hühner-Ey groſſes, Ueberbleibſel zurück, welches dann im folgenden Winter um ſo mehr, und zu einer unglaublichen Größe, die öfters einen Kindes-Kopf überſteigt, anwächſt (***). Hr. v. Willburg hat dergleichen Steine bey allen Gattungen von Rindvieh, nur bey Kälbern nicht, von ungeheurer Größe angetroffen. Es erhellt aber von ſelbſt, daß dergleichen große und widernatürliche Körper, die ſich in der Subſtanz der Leber befinden, die daſelbſt häufig laufenden Blut-Gefäße zuſammen drücken, und folglich ſowohl öftere Entzündungen, als auch mehrere Krankheiten, in dieſem Eingeweide hervorbringen müſſen. Daß eine Entzündung auch von den zuweilen in der Leber anzutreffenden Würmern entſtehen könne, werde ich weiter unten zeigen. Endlich hat man auch bemerkt, daß die Entzündung der Leber bey einer ſehr groben und trock-

(*) *Gliſſonii* Anatomia hepatis, c. 7.

(**) Nova Acta phyſ. med. To. V. obſ. 112, p. 392.

(***) Mittelhäuſers Abhandlung von der Viehſeuche, S. 193.

trocknen Nahrung zu Winterszeit, besonders wenn es zugleich dem Viehe an einem hinlänglichen Getränke und Feuchtigkeit dabey mangelt, öfters entstanden sey, wovon man die Ursache gar leicht in einem dem Geblüte beygemischten groben Nahrungs-Safte finden wird. Daß aber diese Krankheit auch durch äusserliche Verletzungen, als: Fallen, Schlagen und Stoßen hervorgebracht werden könne, ist leicht zu erachten, und die Ursache davon ist leicht einzusehen.

Die Entzündung der Leber bey dem Rindviehe, wird, wie bey Menschen, entweder durch die Zertheilung gehoben, oder sie geht in ein Geschwür, in eine Verhärtung, oder in einen Brand der leidenden Theile, über. Die Zertheilung der stockenden Säfte ist der einzige Weg, der bey dieser Krankheit eine vollkommene Gesundheit zu geben versichert, daher man auch, diese zu bewirken, mit allem Ernste bedacht seyn muß. Man läßt deswegen sogleich bey der Vermuthung einer solchen Entzündung auf der rechten Seite des Bauches, der Brust oder des Halses, zur Ader, und sparet dabey den Ausfluß des Blutes weniger, als bey irgend einer andern Entzündungs-Krankheit; ja, man wiederhohlt einen solchen reichlichen Aderlaß die ersten vier Tage so oft und so stark, bis sich sichere Merkmahle einer Besserung zu erkennen geben. Zugleich giebt man innerlich, alle 2 Stunden, einen Löffelvoll von folgendem Pulver:

Zu Pulver gestoßene Auster- oder Muschel-Schalen, 8 Loth;
Gereinigten Salpeter, 2 Loth;
Campher, ½ Quent.

Der Campher wird zuerst mit einem Par Nuß- oder Mandel-Kerne zu einem Pulver abgerieben, sodann durch ferneres Beymischen und Abreiben mit dem Salpeter und den Auster-Schalen, zu einem Pulver gemacht, welches man in einem zugebundenen Zucker-Glase zum Gebrauch verwahrt.

Zu

Zugleich läßt man von einem Decocte aus 4 Handvoll rohe Gerſte, und 1 Loth Salpeter, mit 2 Quart Waſſer, ſo viel als das Vieh mag, jedoch wohl überſchlagen, trinken. Aeuſſerlich gebraucht man eine Bähung von erweichenden Kräutern, die man ſehr oft des Tages an den Bauch der Thiere gehen läßt. Dergleichen erweichende Kräuter ſind: der Eibiſch, die Käſepappeln, das Wollkraut, die Kamillen, die Hohlunderblüthe, und der Leinſame. Von Klyſtieren ſchickt ſich folgendes hierzu am beſten:

Man nimmt: Kraut und Wurzel von Eibiſch, oder auch von Käſepappeln, zuſammen 2 Handvoll; Leinſamen, 1 Loth; läßt es mit 2 Maß Brunnenwaſſer ½ Stunde ſieden, ſeihet es hernach durch Leinwand, nimmt davon 1 Pfund, miſcht ½ Loth Salpeter und 2 Eßlöffel voll Harſamen-Oehl darunter, und gebraucht ſolches als Klyſtier.

Dergleichen Klyſtier muß man des Tages 3 bis 4 Mahl beybringen; ja, es kann nicht oft genug wiederhohlet werden, denn es dient zugleich innerlich, ſtatt einer Bähung, und hilft dadurch die Entzündung mit Nachdruck zertheilen.

Wenn, auf dieſen Gebrauch, innerhalb 5 bis höchſtens 6 Tagen, die Zufälle ſich nicht vermindert zeigen, ſo bleibt alsdann keine fernere Hoffnung zu einer Zertheilung übrig, ſondern die Entzündung geht in ein Geſchwür, in eine Verhärtung, oder in den Brand, über, welche Stücke zugleich mit einer Gelbſucht begleitet werden, die ſich an der gelben Farbe der Augen kennbar macht. Iſt das Uebel in ein Geſchwür und in Vereiterung gegangen, ſo fangen die Thiere an zu fröſteln und zu zittern, bald aber auch wieder neue Beängſtigungen und Hitze zu bekommen; das Geſchwür bricht alsdann auf, und deſſen Eiter ergießt ſich entweder in die Bauch-Höhle, oder er wird durch den Gallen-Gang in die Gedärme geführt. Im erſten Falle ſchwillt der Bauch hoch auf, und im

lez-

lezten nimmt der Eiter, mit ſtinkenden Excrementen vermiſcht, durch den Maſt-Darm ſeinen Abgang. Weil aber alle dieſe Uebel faſt beſtändig unheilbar ſind, und der Tod hierauf gar bald zu erfolgen pflegt, ſo lohnt es ſich nicht der Mühe, davon weitläuftiger zu handeln. Wenn aber, wie zuweilen der ſeltene Fall erfolgt, das Geſchwür der Leber an der inwendigen Haut des Bauches ſich anſetzt, welches man an der äuſſerlich in der Gegend der Leber zum Vorſchein kommenden Geſchwulſt bemerkt, ſo muß dieſe Geſchwulſt unverzüglich aufgeſchnitten, und in die gemachte Oeffnung täglich 3 Mahl ein mit roher Gerſte gekochtes Waſſer, worunter etwas Honig gemiſcht worden iſt, laulich bis zur Heilung eingeſpritzt, die äuſſere Wunde aber vor dem Zugange der Luft, beſtändig durch folgendes Pflaſter bedeckt gehalten werden.

Man nimmt: Baumoehl, 1 Pfund; rothe Mennige, ½ Pf.; läßt alles zuſammen ſo lange kochen, bis es die Conſiſtenz eines Pflaſters erlangt hat; thut alsdann ½ Loth gelbes Wachs hinzu, und wann lezteres zerſchmolzen iſt, nimmt man es vom Feuer, und miſcht ſolchem ½ Loth Campher, der mit einem Löffel voll Branntwein vorher aufgelöſet worden iſt, bey. Man gießt alsdann dieſe Miſchung in Formen von Papier in beliebiger Größe, oder macht ſolches zu ſonſt gewöhnlichen Pflaſter-Zapfen.

Wenn die herausgehende Materie weiß, dicklich und ohne Geruch iſt, ſo hat man ſich der Geneſung zu getröſten; im widrigen Falle aber bleibt dieſe zweifelhaft.

Erlaubt es die Jahrszeit, ſo muß das mit einer Entzündung der Leber behaftete Vieh, während dieſer ganzen Krankheit, mit lauter grünem und zarten Futter ernähret werden, welches man aber auch nur ſparſam geben darf. Allein zum Unglück fällt dieſe Krankheit nur meiſtentheils im Winter vor, und man muß alsdann ſeine Zuflucht für die Nahrung dieſer

Thiere,

Thiere, in den vorräthigen Rüben und Salat ſuchen. Wenn es aber auch an dieſen leztern Gattungen mangelt, ſo müſſen, an deren Statt, wohl angebrühete Geſöder von klein geſchnittenem guten Heu, die mit etwas Gerſten-Mehl und wenigem Salz beſtreuet ſind, gewählt werden.

Bey Schafen, entſteht die Entzündung der Leber ſehr oft, und hat faſt beſtändig die im X Th., S. 133, fgg. beſchriebenen Egel-Schnecken (Hirudo limacis) zum Grunde, als welche durch ihr immerwährendes Nagen und Beißen, eine Entzündung in dieſem Eingeweide verurſachen, worauf ſelten Beſſerung, und gemeiniglich ein ſehr ſchneller Tod erfolgt; doch zuweilen wird ſich dieſes Uebel auch von äuſſerlichen Gewaltthätigkeiten zutragen.

Dieſe Krankheit giebt ſich durch folgende Zeichen zu erkennen: die Schafe bekommen einen Froſt, wodurch der ganze Leib erſchüttert wird; darauf erfolgt Hize; der ganze Leib, beſonders aber die Ohren, Füße und das Maul werden warm anzufühlen; und wenn man ſie mit halb eingebogenen Fingern auf der rechten Seite unter den Rippen drückt, geben ſie einen empfindlichen Schmerz zu erkennen; ſie trinken viel, und haben dabey zum Freſſen gute Luſt, welches leztere dieſe Krankheit ſehr ſpät kennbar, und daher um ſo gefährlicher macht; aber der Puls, den man an den Seiten des Halſes fühlen kann, und der alsdann ſehr geſchwinde und ſtark ſchlägt, giebt nebſt vorigen ein untrügliches Kennzeichen von dem Daſeyn dieſer Krankheit. Meiſtahls kommt der Seib- und Waſſerſucht dazu.

Die Entzündung der Leber iſt nur ſelten zu curiren; ſie kann aber leicht abgehalten werden, wenn man den Schaf-Heerden 4 Mahl im Jahre ſo viel Salz, als ſie mögen, zu lecken giebt, welches die Würmer in der Leber bald und ganz tödtet. Wenn aber die Pud-

Nachläſſigkeit oder der Geiz des Landmannes hierin nicht gehörige Vorſicht gebraucht, und daher dieſe Krankheit ſich aus vorerwähnten Anzeigen kenntlich gemacht hat, ſo öffne man unverzüglich diejenige Ader am Kopfe, welche auf beyden Seiten vom Auge nach dem Naſenloche zu läuft, und die, wegen der kurzen Wolle an dieſem Theile ſehr ſichtbar iſt. Es iſt aber hierbey nicht genug, daß man nur wenig Blut laſſe, ſondern es muß ſolches wenigſtens ein halbes Pfund betragen. Nach dem Aderlaſſen gebe man dem kranken Schafe häufig ein Getränk von Waſſer und etwas Gerſten-Mehl, in deſſen jedem Maße zugleich ein Quent gereinigter Salpeter aufgelöſet worden iſt. Dieſes leztere Mittel widerſteht der Entzündung, und tödtet zugleich die Egel-Schnecken, welche durch ihr Nagen ſolche Krankheit hervorgebracht haben. Hiernächſt muß alle 2 Stunden ein Quent von folgendem Pulver gegeben werden:

Man nimmt: zu Pulver geſtoßene Auſterſchalen, 1 Loth;
Campher, 20 Gran.

Der Campher muß mit einer Mandel oder einem Nußkerne abgerieben, und dann mit dem Auſterſchalen-Pulver vermiſchet werden.

Zugleich muß man bey dieſer Krankheit alle ſtarke Nahrungs-Mittel weglaſſen; und zur Erhaltung der Kräfte iſt obiges Getränk von Gerſten-Mehl eben ſo hinreichend, als es zugleich der Geſundheit in dieſem Falle gedeihlich iſt.

Eine der gemeinſten Krankheiten der Leber, (und vielleicht die allergemeinſte, wenn ich die Verwachſungen, deren oben, S. 437, Erwähnung geſchehen iſt, ausnehme,) iſt die Bildung der Knötchen in ihrer Subſtanz. Dieſe Krankheit trifft man ſelten bey jungen Perſonen an, ſondern gemeiniglich bey Perſonen von mittlerm oder höherm Alter, auch iſt ſie gemeiner bey

Mannsc-

Manns-, als bey Frauensperſonen. Es ſollte ſcheinen, daß dieſes vom unmäßigen Trinken herrührte, welches bey jenem Geſchlechte gewöhnlicher, als bey dieſem, iſt; denn dieſe Krankheit trifft man am häufigſten bey ſtarken Trinkern an, ungeachtet keine nothwendige Verbindung zwiſchen einer ſolchen Lebens-Art und dieſer beſondern Krankheit der Leber einzuſehen iſt. Allein man findet oft wenig Verbindung zwiſchen Urſache und Wirkung der Veränderungen, welche in jedem andern Theile des Körpers vorgehen.

Die Knötchen, welche in dieſer Krankheit gebildet werden, nehmen gemeiniglich die ganze Maſſe der Leber ein, ſitzen ſehr nahe an einander, und ſind von rundlicher Geſtalt. Sie geben überall der Oberfläche der Leber ein unregelmäßiges Anſehen. Schneidet man ſie auf, ſo bemerkt man, daß ſie aus einer bräunlichen, oder gelblich weißen, ſoliden Materie beſtehen. Bisweilen ſind ſie ſehr klein, ſo, daß ſie nicht größer, als Köpfe großer Steck-Nadeln erſcheinen; am häufigſten aber ſind ſie ſo groß, als eine kleine Haſelnuß, und viele von ihnen auch wohl noch größer. Iſt die Leber auf dieſe Art knotig, ſo fühlt ſie ſich weit härter, als gewöhnlich, an; und nicht ſelten iſt ihr unterer Rand ein wenig vorwärts gebogen; doch iſt ihre Größe gemeiniglich nicht beträchtlicher, als im geſunden Zuſtande, und wohl bisweilen kleiner. Zerſchneidet man die Leber in dieſem Zuſtande, ſo ſcheinen ihre Gefäße einen kleinern Durchmeſſer, als im natürlichen Zuſtande, zu haben. Sehr oft iſt die Leber in dieſem Zuſtande von gelber Farbe, welche von der in ihrer Subſtanz angeſammelten Galle herrührt; auch befindet ſich Waſſer in der Höhle des Unterleibes, welches von beygemiſchter Galle gelb gefärbt iſt. Die Gallen-Blaſe iſt gemeiniglich ſehr zuſammengezogen, und, weil ſie leer iſt,

weiß

weiß von Farbe. Die Galle erreicht, wegen des Druckes auf die Gallen-Gänge, nicht den Leber-Gang, und kann alſo nicht in die Gallen-Blaſe gelangen. Die Farbe der Haut iſt in ſolchen Fällen gelbſüchtig, und bleibt beſtändig ſo, weil ſie von einem unveränderlichen Zuſtande der Leber abhängt. Dies iſt die gewöhnliche Erſcheinung von demjenigen, was man überhaupt eine ſkirrhöſe Leber zu nennen pflegt, und wovon bereits oben, S. 450, Erwähnung geſchehen iſt; allein, es giebt andere harte Knoten in der Leber, welche der Structur eines Skirrhus in andern Theilen des Körpers ähnlicher ſcheinen.

Man ſieht zuweilen harte weiße Maſſen in der Leber ſich zu einer anſehnlichen Größe bilden. Oft ſind dieſe große weiße Knoten von der Größe einer Kaſtanie, zuweilen aber ſowohl merklich größer als auch kleiner. Sie finden ſich nahe an der Oberfläche derſelben in größerer Anzahl, als gegen die Mitte ihrer Subſtanz. Zwey oder drey Knoten liegen gemeiniglich nahe an einander, und eine anſehnliche Portion Leber, die geſund iſt, zwiſchen ihnen und einem Klumpen gleicher Knoten. Sie beſtehen aus einer ſehr feſten, einförmigen, undurchſichtigen weißen Subſtanz, und ſind überhaupt auf ihrer äuſſern Oberfläche etwas eingedrückt, oder ausgehöhlt. In dieſer Krankheit iſt die Leber gemeiniglich ſehr merklich über ihren gewöhnlichen Umfang erweitert. Dieſe Knoten ſcheinen zuerſt rings um die Blut-Gefäße der Leber gebildet zu werden, wie man wahrnimmt, wenn man die Leber in dieſem Zuſtande zerſchneidet. Während die Leber in ſolchem Zuſtande der Krankheit ſich befindet, iſt bisweilen Waſſer in der Höhle des Unter-Leibes enthalten, bisweilen aber auch nicht. Manchmahl iſt die Leber von Anſammlung der Galle ſtark gefärbt, bisweilen hingegen iſt die Farbe der Subſtanz der Leber zwiſchen den Knoten ganz natürlich.

Die izt beschriebene Art Knoten ist weit seltener, als die andere, und gleicht weit mehr dem gewöhnlichen Ansehen von Skirrhus in andern Theilen des Körpers. Wollte man also bloß nach der Structur die Sache bestimmen, so müßte man die großen weißen Knoten als den wahren Skirrhus der Leber betrachten, und die andern etwann als eine besondere Krankheit dieses Eingeweides ansehen, welche eben so schwer, als der wahre Skirrhus, zu curiren ist.

Herr D. Baillie (*) sahe ebenfalls in der Leber weiche braune Knoten, oder eine Menge weicher Geschwülste, ungefähr von der Größe einer wälschen Nuß; sie lagen insonderheit an der Oberfläche der Leber, und bestanden aus einer glatten, weichen, braunen Materie. Dies ist eine sehr seltene Erscheinung von Krankheit, und ihrer eigentlichen Natur nach nicht hinreichend bekannt. Solche Geschwülste könnte man vielleicht skrophulös nennen, wenn man Gründe hätte, diese Meinung zu unterstützen; allein, zuverlässig ist keine Aehnlichkeit zwischen dieser Art von Geschwulst, und entweder einem skrophulösen Knoten der Lungen, oder einer skrophulösen Saugader Drüse. Es würde sich der Mühe verlohnen, solche Erscheinungen besonders zu untersuchen, um endlich die Natur dieser Krankheit festzusetzen; diese Untersuchung würde durch eine genaue Kenntniß der Zufälle und der allgemeinen Disposition der Leibes-Beschaffenheit sehr erleichtert werden.

Man findet bisweilen Knoten in der Leber, welche den Knoten in den Lungen völlig gleichen; doch ist dies eine sehr seltene Erscheinung dieser Krankheit. Sie haben

(*) S. Dessen Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile im menschlichen Körper, aus dem Engl. mit Zusätzen von S. Th. Sömmerring. (Berl. 1794, gr. 8.) S. 132.

haben dieselbe Größe, dieselbe Structur, und dieselbe Beschaffenheit beym Anfühlen. In dem Beyspiele, welches Baillie von dieser Krankheit sahe, waren die Knoten überhaupt durch die Substanz der Leber in ziemlich regulären Entfernungen zerstreuet, und machten die Oberfläche der Leber nicht irregulär, wie bey der gemeinen Art von Knoten. Auch sahe Derselbe die Leber weit schlaffer in ihrer Substanz, als natürlich, und röthliche Geschwülste von beträchtlicher Größe in ihr zerstreuet, welche einen dicklichen Eiter enthielten. Er hält diese Leber für skrophulös, weil sie in einer Person, deren allgemeine Constitution starke Anzeigen von Skropheln hatte, und in deren Leichnam man viele Saugader-Drüsen skrophulös antraf, gefunden wurden.

Die Leber-Schwindsucht, L. Tabes hepatica, Fr. Phthisie hepatique, ist eine Gattung von Auszehrung, wovon es zwey Unter-Arten giebt; die erste ist ohne Husten, und die andere ist mit Lungen-Sucht complicirt. Siehe Schwindsucht.

Die Leber ist verschiedenen Verstopfungen und Verhärtungen unterworfen, welche Anfälle von Erbrechen hervorbringen, deren Ursache man gemeiniglich verkennt. Portal, in seiner bereits oben angeführten Abhandlung von den Krankheiten der Leber, die man andern Theilen zuschreibt ꝛc. bestätigt dieses durch folgende zwey Beobachtungen:

„Eine Frauensperson, die von einer trocknen und sehr reizbaren Leibes-Beschaffenheit war, empfand einen Schmerz in der Gegend des Magens (Regio epigastrica), den man durch kein einziges Mittel stillen konnte. Dieser Schmerz ward sehr heftig, und war bald mit Erbrechen verknüpft, und die Anfälle desselben wurden so häufig und so hartnäckig, daß die Kranke die Nahrungs-Mittel allemahl gleich, nachdem sie solche zu sich genommen

hatte, wieder wegbrach. Man rief einige berühmte Aerzte zu der Kranken, welche alle den Sitz ihrer Krankheit in dem Magen suchten. Sie verordneten ihr daher bittere magenstärkende Mittel, und vergaßen keine von denjenigen Arzeneyen, die man gemeiniglich gegen das Erbrechen zu verordnen pflegt. Allein, alle diese Mittel verhinderten keinesweges den Fortgang dieser Krankheit; es kam ein schleichendes Fieber dazu, und die Person starb endlich an der Auszehrung.

Ich war bey der Oeffnung des Körpers zugegen, und fand, daß der Magen, den man sehr krank zu seyn glaubte, sich in dem besten Zustande befand. Seine beyde Mündungen waren keinesweges zusammengezogen, ihre Ränder waren nicht aufgeschwollen, und der eigentliche Magen war vollkommen gesund. Auch die große Magen-Drüse und alle andere Eingeweide des Unterleibes, bis auf die Leber, waren nicht im geringsten widernatürlich verändert. Allein, diese leztere war insonderheit an ihrem kleinen und mittlern Flügel sehr geschwollen. Diese Theile hatten eine solche widernatürliche Größe erlangt, daß sie den Magen zusammendrückten, und den untern Magenmund ausserordentlich verengerten. Die Substanz des kleinen und mittlern Flügels war so weich geworden, daß sie einem ein wenig zusammengetrockneten Honig, oder derjenigen Art von Sack-Geschwulst ähnlich war, die man Honig-Geschwulst (Meliceris) zu nennen pflegt. Dieser widernatürlichen Veränderung der Leber war das Erbrechen zu zuschreiben. Der durch die geschwollene Leber gereizte und zusammengedrückte Magen konnte die Speisen nicht bey sich behalten. Kaum waren solche in die Höhle des Magens gekommen, so fiengen die Wände gleich an, sich zusammenzuziehen, und der Magen suchte durch Erbrechen sich der Speisen zu entledigen, daher dann endlich nothwendig ein schleichendes Fieber, Abzehrung und der Tod erfolgen mußte.

Man kann bey andern Schriftstellern vielleicht Beobachtungen aufgezeichnet finden, die der jezt mitgetheilten ähnlich sind, allein ich zweifle, daß irgend ein Arzt eine glücklichere Anwendung davon gemacht hat, als ich solches vor einigen Jahren that. — Die Marquisinn von Epagny klagte über Magen-Schmerzen, und alle ihr dagegen verordnete Mittel waren unnütz. Sie hatte den

Husten,

Husten, zehrte sich immer mehr und mehr ab, und das Athemhohlen ward ihr beschwerlich. Hierbey blieb aber die monathliche Reinigung in ihrer Ordnung. Die Kranke bekam Erbrechen; und dieses nahm dermaßen zu, daß sie alles, was sie genoß, wieder von sich gab. Die Füße schwollen zugleich an, es kam ein schleichendes Fieber dazu, und die Kranke war äusserst abgezehrt. Die Herren *Vernage*, *Bordeu*, *Mahony*, und andere Aerzte, welche die Kranke besorgten, hatten nicht aufgehört, derselben die wirksamsten magenstärkenden und das Brechen stillende Arzeneyen zu verordnen; allein, sie hatten dieses mit so wenig Nutzen gethan, daß das Erbrechen, an statt daß es sich hätte vermindern sollen, vielmehr immer zunahm. Es hatten bereits viele von den vorigen Aerzten der Patientinn dieselbe verlassen, weil sie dieselbe für unheilbar hielten, bis ich endlich zu ihr gerufen wurde; und ich muß gestehen, daß mir auch bey dem ersten Anblicke ihr Zustand ganz unheilbar vorkam. Da ich unterdessen durch das Gefühl den Sitz der Krankheit untersuchte, fand ich zu meiner großen Verwunderung, daß die Leber, und insonderheit derjenige Theil derselben, welcher in der Gegend des Magens liegt, ausserordentlich aufgeschwollen war. Nachdem ich diesen widernatürlichen Zustand entdeckt hatte, zweifelte ich weiter keinesweges, daß solcher nicht die Ursache des häufigen Erbrechens bey der Patientinn wäre. Ich veränderte daher meine Cur-Methode. Ich gab den mineralischen Kermes in kleiner Dosis, so wie man denselben in gewissen Perioden von einigen Brust-Catarrhen zu geben pflegt; und dieses Mittel, welches sehr oft auch selbst schon in einer sehr kleinen Dosis Ekel, ja selbst Erbrechen, hervor zu bringen pflegt, hatte bey dieser Patientinn eine so entgegengesetzte Wirkung, daß das Erbrechen, womit dieselbe seit länger als zwey Monathen beschwert war, sich in wenigen Tagen verlor. Ich fuhr sodann mit dem Gebrauche der eröffnenden Mittel fort, und ließ die blätterichte Weinstein-Erde täglich zu 1 oder 2 Quent in einem Aufguß der Münze nehmen. Die Kranke gab darnach sehr gallige Excremente von sich, und wurde, ungeachtet man ihr sonst völlig das Leben abgesprochen hatte, vollkommen wiederhergestellet. —

Dieſe Cur war um deſto merkwürdiger, weil ſie mir Gelegenheit gab, auch vielen andern Perſonen wieder zu ihrer Geſundheit zu verhelfen, denen das von eben derſelben Urſache entſtandene Erbrechen ganz gewiß endlich den Tod verurſachet haben würde. Ich behandelte ſie auf die oben gemeldete Art, und mit demſelben guten Erfolge. Den einen dieſer Kranken ließ ich den Brech-Weinſtein, in einer ſehr kleinen Doſis, mit deſtillirtem Münz-Waſſer, wie man in einigen Arten von Fieber zu thun pflegt, und zwar mit einem ſo guten Erfolge, nehmen, daß ich dadurch Anfälle des Brechens hemmte, welche man durch alle diejenigen Mittel, die man gemeiniglich gegen das Brechen zu verordnen pflegt, keinesweges hatte mäßigen können. Der auf dieſe Weiſe gegebene Brech-Weinſtein, iſt eines der ſtärkſten verdünnenden und auflöſenden Mittel. Auf gleiche Weiſe hat er in dem gegenwärtigen Falle gewirkt, wo er die Verſtopfung der Leber auflöſete; und da das Erbrechen die Wirkung des Zuſammenpreſſens war, welches die allzugroße Leber durch dieſe ihre widernatürliche Größe auf den Magen verurſachete, ſo ließ auch dieſes Erbrechen verhältnißweiſe nach, ſo wie die Materie, die in dieſem Eingeweide ſtockte, nach und nach aus ihm weggeſchaffet wurde, und mithin die Leber frey ward.“

Oefters entſteht eine Leber-Verſtopfung und Verhärtung von Verſtopfung der monathl. Reinigung. Dergleichen Fall erzählt Thompſon (*) von einer Perſon, welche von einer Leber-Beſchwerde vor ungefähr einem Jahre, und gerade zu der Zeit, da ihre monathl. Reinigung ſich verloren hatte, war befallen worden. Sie empfand eine Schwere in der rechten Seite, ihre Geſichts-Farbe war dunkler als gewöhnlich, ſie war gemeiniglich verſtopft, und ſpürete einen etwas bittern Geſchmack im Munde. Thompſon erkannte ihre Krankheit für eine ſkirrhöſe Verhärtung in der Leber, die von dem Aufhören der monathl. Reinigung entſtanden wäre: ein Umſtand, der bey fetten und vollblüt-

(*) Medical conſultations on various diſeaſes, publiſhed from the Letters of *Tho. Thompſon*, Land. 1773.

blütigen Personen sehr oft den Grund zu mancherley Krankheiten legt. Ungeachtet man dergleichen Personen keine völlige Hoffnung zu einer völligen Wiederherstellung mit Gewißheit machen kann, so pflegt doch, wofern nur dieselben ein gehöriges Verhalten beobachten, die Krankheit nicht so zuzunehmen, daß sie den Tod verursachet; und es können solche Personen, wenn auch das Uebel nicht gehoben wird, doch dabey ein hohes Alter erreichen. Da gedachte Patientinn vollblütig war, so rieth ihr Thompson, von Zeit zu Zeit Ader zu lassen. Dabey mußte sie täglich 2 Mahl eine halbe Pinte Decoct der eröffnenden Wurzeln trinken, und sowohl um den Leib offen zu halten, als auch die Auflösung der Geschwulst zu befördern, einen Abend um den andern 15 Gran von Pillen nehmen, die aus gleichen Theilen Rhabarber und Seife mit Violen-Syrup bereitet waren. Uebrigens untersagte er ihr den Genuß aller unverdaulichen Speisen, und rieth ihr, statt des Bieres, Wasser mit Citron-Saft und Zucker zu trinken, auch öfters mit Reiten und Fahren sich Bewegung zu machen. Ueberdies ermahnte er sie, nachher die mineralischen Wasser zu Bath zu versuchen, die bey vielen Kranken in Fällen dieser Art, wenn auch die Krankheit weit länger gedauert hatte, doch gute Dienste geleistet haben.

Pouteau der Aeltere, Wund-Arzt zu Lyon, erzählt folgenden ähnlichen Fall (*):

„Die Frau Delorme, eine Wärterinn der Wöchnerinnen in Lyon, 50 Jahr alt, und die im 40sten Jahre, ohne krank gewesen zu seyn, ihre monathliche Reinigung verloren hatte, bekam zu Anfange des Febr. 1781, die

(*) In seinen Bemerkungen über den Vortheil, welchen der Gebrauch der Blasenpflaster in verschiedenen Krankheiten verschaffen kann. S. Oeuvres posthumes de Mr. *Pouteau*, le fils. Supplement To. III. p. 353.

[illegible] Leber [illegible] ihren Sitz [illegible] [illegible] [illegible]

auf die hintere Seite legen; es hatte denselben Erfolg als das erste.

Am darauf folgenden 15 Jan. 1782, sagte sie mir, daß sie keine Schmerzen wieder gehabt hätte, daß sie weniger Beklemmung auf der Brust verspürte, und in den Gliedern viel leichter wäre. Ich untersuchte die Leber zum dritten Mahl; ich fand, daß ihr Umfang sehr abgenommen hatte, und daß sie die falschen Rippen nicht mehr drückte. Nun fieng ich an, viel Hoffnung zu schöpfen, und sprach der Kranken Muth zu. Da sie zu Hause und ohne Geschäfte war, ließ ich ihr zum dritten Mahl ein Blasen-Pflaster gerade auf die Stelle des erstern legen; ich verordnete ihr, wenn es zugeheilt seyn würde, den Gebrauch der Seifen-Pillen und des Kamillen-Aufgusses wieder anzufangen, und befahl ihr zugleich, spätestens in 3 Wochen wieder zu mir zu kommen. Sie folgte meinem Rathe genau, kam aber zu der bestimmten Zeit nicht wieder, sondern dieses geschah erst am 27 Apr. Sie sagte: sie käme, mir ihren Dank abzustatten, und mich um Verzeihung zu bitten, daß sie nicht eher gekommen wäre; sie erzählte mir, daß der Urin 14 Tage nach dem Auflegen des lezten Blasen-Pflasters nicht mehr gelb, und seit dieser Zeit immer ganz natürlich gewesen wäre; daß die Gelbsucht schon seit 6 Wochen ganz verschwunden wäre, daß sie sich wohl befände, wieder Kräfte bekäme, und völlig hergestellt zu seyn glaubte.

Ich muß gestehen, daß ich über diese Cur ganz erstaunt war, und daß sie mir eine ungemeine Freude verursachte. Alle diejenigen, welche die Kranke kannten, und sie fast ein Jahr lang gelbsüchtig gesehen hatten, wurden durch diesen Ausgang der Krankheit in Verwunderung gesetzt. Indessen wollte ich den Zustand der Leber zum vierten Mahl untersuchen; ich entdeckte gar keine Geschwulst mehr an derselben, und fand sie in einer ganz natürlichen Verfassung. Zulezt sagte ich der Kranken noch, daß sie sich sehr schonen, und eine strenge Diät beobachten müsse; daß bey dieser Art Krankheiten, Rückfälle sehr gewöhnlich wären; daß sie aber bey der geringsten Unpäßlichkeit, die ihr zustieße, mich um Rath fragen müsse."

Oefters entstehen skirrhöse Verhärtungen in der Leber, wenn der Abgang der Hämorrhoiden verstopft

wird, weil alsdann das Blut in einer gröſſern Menge nach dem Stamme und den Aeſten der Pfort-Ader, die ſich in der Leber verbreiten, geht.

Bey einer Verſtopfung der Leber pflegt auch die Milz gemeiniglich aufzuſchwellen, wobey man aber keinen Schmerz in dieſem Eingeweide verſpüret. Wird aber der Umlauf der Säfte wiederhergeſtellt, ſo entſteht in der Milz ein ſtumpfer Schmerz.

Daß man oft eine Verſtopfung der Leber vermuthet, wenn der in der rechten Bruſt-Höhle befindliche Lungen-Flügel verſtopft iſt, habe ich oben, S. 430, erinnert.

Perſonen, die Stockungen in der Leber haben, oder bey denen dieſes Eingeweide zum Theil völlig verſtopft iſt, werden öfters vom Huſten und von verſchiedenen Katarrhen beſchweret.

Bey Pferden, ſind, wie ich bereits oben, S. 468, geſagt habe, Leber-Verſtopfung und Verhärtung nichts Seltenes.

Nach des Freyherrn v. Sind Anweiſung (*), rühret die Verſtopfung und Verhärtung der Leber von mehrerley Urſachen, nach Beſchaffenheit des Blutes, her. Das Blut iſt entweder überflüſſig, und dehnt die Canäle ſo widernatürlich aus, daß der Umlauf gehindert wird; oder das Blut enthält gar zu dicke, ſchwere, grobe, zähe und unbewegliche Theilchen, die in der Leber um ſo langſamer umlaufen, als dieſer Theil keine Puls-Adern enthält, die das Blut, ſo wie in andern Theilen, weiter zu drücken vermögen.

Man bemerkt mehrerley Krankheiten bey dem Pferde, die von dergleichen Unordnung aus der Leber entſtehen. Sie werden daran erkannt, wenn die Theile, die von Haaren entblößt ſind, wie das Zahn-Fleiſch

(*) In Deſſen vollſtänd. Unterricht in den Wiſſenſchaften eines Stallmeiſters, (Gött. 1775. gr. 8.) S. 1031, flg.

Fleisch im Maule, der innere Theil der Augendeckel, und die Augenwinkel, eine gelbrothe Farbe haben, und wenn das Weiße im Auge auf das Gelbe zieht. Dies sind sichere Zeichen, daß die Galle, wegen Verstopfung der Leber, sich in das Geblüt ergossen hat, und alles, was vom Blute befeuchtet wird, färbet. Bey vielen Krankheiten ist gemeiniglich die Verstopfung der Leber der eigentliche Grund derselben. Das Blut, welches in subtilen Aederchen stehen bleibt, verursachet Hitze, Fieber, kurzen Athem, Keichen, und Entzündung der Leber; und da es durch die gemeinen Mittel nicht flüssig und gangbar gemacht werden kann, setzt es sich so fest an einander, daß endlich Verhärtungen und Skirrhe daraus werden.

Nach Hrn. v. Sind Rathe, muß man anfänglich, sobald man die Krankheit erkennt, zertheilende und auflösende Mittel anwenden, wodurch die Stockung gehoben werden kann; widrigenfalls, wenn schon eine Verhärtung da wäre, geht diese entweder in Suppuration oder in Brand über, und es erfolgt plötzlich der Tod. Man gebraucht sowohl inn- als äusserliche Mittel, welche die Zertheilung und Auflösung des stockenden Blutes bewirken. Zu leztern wird gebraucht:

℞. Vngu. dialth. ℥iij.
Ol. absinth. ℥iß.
dest. aneth. ℥ij.
Camph. ℥j.
M. f. Vnguentum.

Mit dieser Salbe wird das Pferd von der rechten Hand zur linken hinter den Rippen bis zum Nabel geschmiert, und mit der Hand stark eingerieben, welches täglich 2 bis 3 Mahl geschehen muß. Man macht auch dem Pferde ein Dampf-Bad, wobey man folgender Gestalt verfährt:

℞.

℞. Rad. alth.
Herb. plantag.
hyoſc. aā Mij.
Fl. chamom.
melil. aā Mj.
Sem. lini Ziij.
Inc. cont. gr. m. M. D.

Dieſe Species werden in 8 Maß Waſſer gekocht. Zugleich läßt man große Kieſel-Steine in Feuer recht heiß werden, ſetzt dem Pferde eine Wanne unter den Leib, legt den einen der heißen Steine darein, gießt von obigem Decocte darauf, und läßt den Dampf davon dem Pferde an den Leib gehen; und damit dieſer deſto beſſer gedeihe, muß man das Pferd mit Tüchern über den ganzen Leib bedecken. Wenn dieſer Stein zu dampfen aufhört, muß man den zweyten, und ſo die übrigen, einen nach dem andern in die Wanne legen, und das Decoct nach und nach, ſo wie am erſteren, daran verrauchen. Wenn das Pferd eine Stunde lang über dem Dampf-Bade geſtanden hat, nimmt man die dazu gebrauchte Wanne unter ihm weg, taucht ſechs- bis achtfach zuſammengelegte Tücher in das warme Decoct, wozu noch 2 Quent Campher, und 4 Loth gereinigter Salpeter, in 8 Loth Weingeiſt aufgelöſet, gethan werden, legt ſie dem Thiere auf die Gegend der rechten Seite unter den kurzen Rippen und auf die Gegend des Magens, befeſtigt ſie mit Gurten, u. dgl., damit ſie nicht abfallen, und erwärmt dieſe Umſchläge alle Stunden friſch, bis man Linderung verſpüret.

Während der Cur müſſen dem Pferde täglich 3 bis 4 abführende Klyſtiere beygebracht, und morgens, mittags und abends nachſtehender Trank gegeben werden: Man nimmt: Raſur. L. Saſafr. 12 Loth, und Junip. ½ ℔.; läßt es über Nacht in 4 Maß Brunnen-Waſſer

Waſſer weichen; thut ſodann Herb. alchemill., hed. terreſtr. und veron. von jedem 3 Handvoll hinzu, kocht es bis der 4te Theil davon eingekocht iſt, ſeihet es durch, thut dann Syr. de hyſſop. und de ſymph. Fernel. von jedem 12 Loth, hinzu, und giebt dem Pferde jedes Mahl ½ Maß davon ein. Dieſer Trank reinigt das Blut, befördert die Suppuration der harten Knoten in der Leber, heilt ſie auch wenn die Geſchwüre ſich öffnen, und die Materie durch den Urin, oder ſonſt, abgegangen iſt; ſelten aber geſchieht es, daß die Pferde von dieſer Krankheit curirt werden.

Bey dem Rindvieh, giebt ſich eine Verſtopfung und Verhärtung der Leber durch folgende Merkmahle zu erkennen: Im Anfange verſpürt man auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen eine zuweilen äuſſerlich kennbare, und mit den Fingern leicht zu fühlende, doch nicht ſchmerzhafte Geſchwulſt, auf welche das Vieh, ſowohl beym Stehen als Liegen, ſehr oft mit dem Maule hinlangt, und auch zuweilen dieſe Stelle mit der Zunge beleckt. Das Athemhohlen wird dabey immer beſchwerlicher, der Speichel zähe und trocken, daher auch das Maul und die Zunge dürre, und ohne ſonſt gewöhnliche Feuchtigkeit gefunden werden. Hierauf findet ſich ein Huſten ein, die Eßluſt vergeht, der Durſt wird ſtärker, der Leib iſt meiſtens verſtopft, und das Vieh vermeidet, ſich auf die rechte Seite zu legen, weil dadurch der Schmerz und der Huſten vermehrt wird. Iſt aber das Uebel noch weiter gekommen, ſo findet ſich ein ſchleichendes Fieber ein, der ganze Leib vertrocknet, der Athem wird ſtinkend, die Augen werden gelb, die Beine geſchwollen, und der Leib wird waſſerſüchtig. Zulezt erfolgen kalter Schweiß, oder Durchfall, und endlich der Tod.

Die nächſte Urſache dieſer Krankheit gründet ſich ſowohl auf eine krampfhafte Zuſammenziehung der

Ge-

Gefäße, als auch auf eine allzu große Erſchlaffung derſelben; in Anſehung der flüſſigen Theile aber, wenn die Säfte zu dick und zu Entzündungen geneigt, oder aber zu zähe und verſchleimt ſind. Unter die entfernten Urſachen können folgende gerechnet werden: die Entzündungen der Leber, die, oben gedachter Maßen, ſehr oft vorfallen, und ſelten durch eine gutartige Zertheilung gehoben werden können; heftig ſtopfende und zuſammenziehende Arzeney-Mittel, mit welchen man, unvorſichtiger Weiſe, einige Krankheiten bey dem Viehe zu curiren pflegt; kaltes und übermäßiges Trinken nach erhitztem Leibe; lange anhaltender Mangel der Bewegung, und zugleich der Genuß unverdaulicher, grober oder auch allzu ſchleimiger Nahrungs-Mittel, wohin vorzüglich die Oehl-Kuchen mit gehören, beſonders, wenn dabey zugleich der Gebrauch des Salzes mangelt, als welches dergleichen unverdauliche Nahrungs-Mittel gehörig zu entwickeln und aufzulöſen vermögend iſt; ferner der Mangel eines hinlänglichen Getränkes bey der Ruhe des Körpers, und zugleich bey dem Genuſſe trockner und harter Nahrungs-Mittel; endlich auch äuſſerliche Verletzungen, als: Schlagen, Fallen und Stoßen, auf die Gegend der Leber.

Die Cur dieſer Krankheit iſt im Anfange, und wenn das Uebel nicht allzu beträchtlich iſt, und gehörig behandelt wird, nicht unmöglich; ſie iſt es aber, wenn die Verſtopfung lange gewährt hat, ſehr groß und beträchtlich, und bereits in eine Verhärtung übergegangen iſt. Um ſo weniger darf man ſich auch alsdann einen glücklichen Erfolg verſprechen, wenn ſich bereits ein anhaltender Bauchfluß dabey einfindet, oder auch Gelb- oder Waſſerſucht, oder beyde zugleich, dabey erſcheinen.

Es iſt aber ſehr zu bedauern, daß man gegen dieſe, bey allen Gattungen des Viehes ſo oft vorkommende Krank-

Krankheit, nicht mehrere und zuverläſſigere Mittel findet. Die venetianiſche Seife, die Wurzel des Löwenzahnes (Taraxacum), und das Kraut von dem ſtinkenden Schierling (Cicuta aquatica), ſind, nach Hrn. v. Willburg Urtheile, diejenigen Arzeneyen, von denen man im Anfange und bey einem geringen Grade dieſer Krankheit, faſt allemahl einen glücklichen Erfolg ſich verſprechen kann; aber ſehr ſelten, ja faſt niemahls, läßt ſich ſolches von dieſen, noch weniger aber von irgend einigen andern Arzeney-Mitteln, in einem hohen Grade dieſer Krankheit, wo die ſtockenden Säfte verdickt, und bereits in den Gefäßen verwachſen ſind, hoffen. Folgendes Mittel enthält die Kraft aller dieſer Arzeneyen: Man nimmt venet. Seife, 2 Loth; Löwenzahn-Extract (*), 1 Loth, thut beydes in ein irdenes Geſchirr, und gießt 1 Maß Waſſer, in welchem vorher eine Handvoll Schierling-Kraut gekocht worden iſt, ſiedendheiß darauf; und wenn die Seife nebſt dem Extracte zerſchmolzen iſt, giebt man des Tages 3 Mahl eine Theetaſſe voll davon. Wenn das Uebel ſich hartnäckig zeigt, kann man dieſes Mittel von Zeit zu Zeit mit etwas Schierlingkraut-Extract, welches eben ſo wie das Löwenzahn-Extract bereitet wird, welches man darin zerſchmelzen läßt, mehr und mehr verſtärken, und den Gebrauch dieſes Mittels auf erſt beſagte Art fortſetzen. Hr. v. Willburg verſichert, er ſey ein Par-Mahl mit der Beymiſchung des Schierlings-Extractes ſo weit geſtiegen, daß auf den Tag anderthalb Loth kamen, und

(*) Dieſes Extract wird auf folgende Art bereitet. Man ſammelt das Löwenzahn-Kraut zu Ende des Jun., oder in der Mitte des Jul., ſchneidet und ſtößt es; dann preſſet man den Saft davon, und läßt ſolchen allmählich bey dem gelindeſten Feuer in einem irdenen Geſchirre ſieden, bis er die Dicke eines Extractes erlangt. Dieſen verwahrt man hernach in einem irdenen und wohl verbundenen Geſchirre, zum beſtimmten Gebrauch.

dazu, läßt es wohl kochen, und gießt hernach den Liquor ab. Man sammelt hernach einen Vorrath von Keller-Schaben, oder Holz-Läusen, die man häufig an verfaultem Holze und unter Steinen findet, quetschet diese in einem Nößel weißen Wein, presset den Saft aus, und gießt ihn zu dem abgegossenen Liquor. Man schüttelt dieses, wann es gebraucht werden soll, um, und macht jedes Mahl ½ Nößel warm. Es muß 10 Tage lang, alle Morgen und Abend, eingegeben werden (*).

Die Verstopfung und Verhärtung der Leber ist ebenfalls eine bey den Schafen sich sehr oft äussernde Krankheit, welche, wie die Entzündung der Leber, die Egel-Schnecken zum Grunde hat. Doch können gedachte Zufälle auch zuweilen durch äusserliche Gewalt hervorgebracht werden. Die Kennzeichen davon sind folgende: Man bemerkt auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen eine Geschwulst, welche beym Anfühlen einigen Widerstand und etwas Schmerzen verspüren lässet; das Athemhohlen wird beschwerlich, der Speichel zähe, und es folgt ein immerwährendes Husten, wobey die Schafe täglich mehr am Leibe abzehren. Zugleich kann das kranke Thier fast niemahls auf der gesunden, sondern beständig auf der kranken Seite liegen; endlich folgt die Gelb- oder Wasser-Sucht, und zuweilen beyde zugleich, welche alsdann einen baldigen Tod zur Folge haben.

Wenn diese Krankheit nicht zu weit gekommen ist, so gebe man des Tages 3 Mahl einer Muskat-Nuß groß venetianische Seife; dieses Mittel gebrauche man so lange, als das mindeste Zeichen von vorigem Ueb-

(*) Hr. Past. Germershausen meldet, im 4 B. sein Hausmutter, (Lpz. 1780, gr. 8.) S. 804, daß einer sein Freunde, mit diesem Mittel, im J. 1772, alle seine Kü gerettet habe, da an demselben Orte die meisten bey ande Wirthen darauf gegangen waren.

los zu werden trachten. Ihre Geneſung iſt von keiner ſichern Dauer; es bleiben oft kleine unmerkbare Ueberbleibſel zurück, die bey der geringſten Veranlaſſung wieder rege werden, und alsdann alle Hoffnung zu einer abermahligen Geneſung benehmen.

Nach dem 4 Th. der allgem. Haushaltungs- und Landwiſſenſchaft, (Hamb. und L. 1764, gr. 8.) S. 235, f., ſind die Zeichen, woran man die Verſtopfung der Leber bey Kühen und Ochſen erkennen kann, dieſe: eine Unluſtigkeit in allem, was ſie thun, und eine Trägheit, und Unluſt ſich zu bewegen; hierzu kommt noch eine Ausſätzigkeit, und rohe Trockenheit der Lefzen, und eine Trockenheit der Naſe des Morgens. Dieſes Lezte iſt ein beſonderes, aber ein ſehr gewiſſes Zeichen. Wenn dieſes Vieh ſich wohl befindet, ſo bemerkt man des Morgens, daß ihnen ein Thautropfen, wie eine Perle an der Naſe hängt; wenn es aber krank iſt, ſo ſieht man dieſen Tropfen gemeiniglich nicht. Keine Krankheit nimmt dieſes Geſundheits-Zeichen ſo bald weg; aber ſie hat dieſes nicht allein beſonders. Wenn die andern Kennzeichen zeigen, daß die Krankheit von dieſer Art ſey, ſo wird dieſes die Sache entſcheiden; iſt dieſes Zeichen nicht da, ſo muß man ſich nach einer andern Urſache umſehen. Bey der Verſtopfung der Leber kann man folgendes Mittel gebrauchen. Man nimmt 1 Pfund von dem großen Schöllkraute, welches mit der Wurzel ausgegraben iſt, ſchneidet alles, Blätter, Stängel und Wurzeln in Stücke, wirft es in einen Topf mit 6 Quart Waſſer, läßt es einige Minuten lang kochen, ſchüttet ſodann ½ Pf. Färberwurzel, 20 Loth Gelbwurz (*), und 8 Loth friſche Fenchelwurzel dazu,

(*) Im Original, und auch an dem in der folg. Anmerk. angeführten Orte der Hausmutter, ſteht Turmerika, worunter wohl die ſogenannte Terra merita (Gelbwurz, Curcuma) zu verſtehen iſt.

ſich ſpüren läſſet. Das Pulver von ſtinkendem Schierlings-Kraut, hatte ebenfalls, wie Hr. v. Willburg verſichert, des Tages 3 Mahl zu ½ Quent gegeben, etliche Mahl in dieſer Krankheit Wunder gethan. Zum Getränk koche man eine Handvoll Löwenzahn-Wurzel mit 6 Maß Waſſer einige Minuten lang; wenn ſolches erkaltet iſt, wird es den Schafen zum beſtändigen Getränk gegeben. Wenn ſie dieſes Getränk nicht trinken wollen, kann man etwas Salz darein thun, da ſie es dann begierig nehmen. Zur Nahrung, giebt man den Schafen friſche oder gedörrte Pflanzen und bittere Kräuter, die auf trocknen Bergen und an dürren Orten gewachſen ſind; vornehmlich ſind Löwenzahn, Cichorien und Cardobenedictenkraut, hierzu dienlich.

Zu den Leber-Krankheiten gehören auch die Waſſer-Blaſen. Es giebt, nach Hrn. D. Baillie (*), keine Drüſe im menſchlichen Körper, in welcher ſich Waſſer-Blaſen ſo häufig finden, als in der Leber, ausgenommen die Nieren, in denen ſie noch gemeiner ſind. Waſſer-Blaſen der Leber werden gemeiniglich in einem Sacke oder Balge gefunden, der meiſt eine anſehnliche Größe hat, und aus einer ſehr feſten Materie, welche ſich faſt wie Knorpel anfühlt, beſteht. In einigen Lebern iſt dieſer Balg nicht dicker, als ein engl. Schilling, in andern hat er faſt einen Zoll in der Dicke. Die Blätter, aus denen er beſteht, ſind aus einer weißen Materie gebildet, auf deren innern Seite ſich eine Lage von breyiger Subſtanz befindet, die wie gerinnbare Lymphe ausſieht. Die Höhlung des Balges iſt durch Abtheilungen dieſer breyigen Subſtanz, wieder in kleinere Höhlen getheilt. In einem Balge findet man eine Waſſer-Blaſe, oder auch wohl

(*) Am angef. O., S. 134, f.

die Schwierigkeit, ihre Erzeugung zu erklären, genau dieselbe bleibt.

Auf der innern Seite eines Sackes, die genau demjenigen ähnlich war, welcher Wasser-Blasen enthält, sahe Baillie eine weiße, brüchige, erdige Materie; sie ließ sich zum Theil in Kochsalz-Säure auflösen.

Würmer will man in Säcken der Leber eben so wohl, als in den Gallen-Gängen, gefunden haben (*). Im 1 Bande der Medical observations and inquiries, findet man einen ungeheuern Wurm, der die Leber größten Theils aufgezehrt hatte, abgebildet.

Unter den Thieren, trifft man den Leber-Wurm, Fasciola hepatica *Linn.* am häufigsten bey den Schafen an. Schäfer hat ihn unter dem Nahmen Egel-Schnecke beschrieben. Er lebt in der Leber und Gallen-Blase der Schafe; die Gestalt ist eyförmig, platt, bräunlich, von der Größe eines Kürbiß-Kernes; er kann sich verlängern und zusammenziehen, dünn und dick machen. Die Mund-Oeffnung hat einen schwachen Ring. In der Mitte des Leibes, sieht man den braunen, undurchsichtigen Eyer-Schlauch. Wenn die Schafe eine Zeit lang auf nasser Weide gehen, bekommen sie diese Würmer, welche die Wassersucht und den Tod verursachen. Bey dem Anfange des Erkrankens können sie noch curirt werden, wenn man sie auf eine trockne Weide bringt. Ein Mehreres hiervon, s. im X Th., S. 133, fgg.

Eben diese Würmer hat Hr. v. Willburg auch bey Ochsen und Kühen, so wie auch Ruysch (**) bemerkt, doch weit seltener, als bey Schafen, angetroffen. Diese Würmer sind alsdann auch eine unvermeidliche Ursache der erfolgenden Entzündung, die sie

(*) *Lieutaud*, To. I. p. 194.

(**) Obſl. anat. obſ. 18, p. 23.

ſie durch ihr beſtändiges Nagen und Beißen verurſachen; ja, ſie crepiren zuweilen daſelbſt, und ihre Fäulniß bringt alsdann ſowohl daſſelbe Uebel, als auch Geſchwüre, Gelb- und Waſſerſucht, bey dem Rindviehe, ſo wie bey Schafen, hervor.

Ueber die Würmer in der Leber der Aalraupen, findet man eine Abhandlung von Hrn. Hellenius, Prof. in Abo, im 6 B. der überſ. Neuen Abhandl. der kön. ſchwed. Akad. d. Wiſſ. für das Jahr 1785, (Lpz. 1786, gr. 8.) S. 178, fgg.

Leber-Kraut, ein Nahme verſchiedener Pflanzen, welche in Leber-Krankheiten, beſonders aber in Verſtopfung derſelben, von vorzüglicher Wirkung ſeyn ſollen.

1. Der im I Th. S. 453, fgg. beſchriebenen Odermennig, Agrimonia Eupatoria *Linn.*, welche auch **Leber-Klette** genannt wird.

2. Der oben, S. 389, fgg. beſchriebenen **Leber-Blume**, Parnaſſia.

3. Der Marchantia polymorpha *Linn.*, welches eine Art von Mos iſt, und auch **Brunnen-, gemeines**, oder **Stein-Leberkraut** genannt wird. Siehe **Leber-Mos**.

4. Der Achillea Ageratum *Linn.*; ſiehe **Leber-Balſam**, oben, S. 388.

5. Des Eupatorium cannabinum *Linn.*; ſiehe **hanfartiges Kunigunden-Kraut**, im LV Th., S. 83, f.

6. Des Lichen caninus *Linn.*, einer Art Flechte, welche auch **aſchfarbiges** oder **Erd-Leberkraut** genannt wird; ſiehe im XIV Th., S. 79, f.

7. Des Chryſoſplenium, welches auch **gülden Leber-Kraut** genannt wird. Siehe **Milz-Kraut**.

8. Des Ranunculus aquatilis, welcher auch **Waſſer-Leberkraut**, Hepatica paluſtris genannt wird. Siehe unter **Ranunkel**.

9. Der Hepatica nobilis *Offic.* von welcher ich hier handeln werde.

Edel-Leberkraut, Leber-Klee, Hepatica nobilis ſ. trifolia *Parkinſ.* & *Offic.* Trifolium hepaticum, ſ. indiuiſum; Trifolium hepaticum flore ſimplici *C. B.* Epimedium *Cordi.* Trinitas herba *Matthiol. Anguillar. Cord. Geſn. Caeſalp. C. Durant. Hall.* (weil die Blätter in drey Lappen abgetheilt ſind,) Anemone hepatica, foliis trilobis integerrimis *Linn.* Fr. Hepatique des Fleuriſtes, oder belle Hepatique. Die Pflanze wächſt in Deutſchland, an ſchattigen Orten, in Heiden und unter Sträuchen. Die perennirende Wurzel iſt dick, und beſteht aus vielen rothſchwärzlichen, in einander verwickelten Faſern, welche oberwärts in verſchiedenen Knoten vereinigt ſind. Aus jedem Knoten treiben im Frühlinge viele Knoſpen, welche von einigen häutigen, bisweilen etwas röthlich gefärbten Schuppen bedeckt ſind. Einige Knoſpen enthalten Blumen; andere Blätter. Die erſten entwickeln ſich zeitig, gemeiniglich zu Ende des Märzes, in rauche, kurze, etwann einen Finger lange, oder 4 bis 5 Zoll hohe, Stiele, deren jeder eine Blume trägt; nachher, und wenn dieſe aufgeblühet ſind, folgen andere ähnliche, gleich hohe Stiele, auf deren jedem ein Blatt ſitzt, welches mehr trocken, als ſaftig ſcheint, glatt, oberwärts dunkelgrün, unterwärts blaßgrün, zuweilen auch purpurfarbig, und der Geſtalt nach dreyeckig, bis zur Mitte in drey herzförmige, ſpitzige, am Rande völlig ganze Lappen abgetheilt iſt. Der mittelſte Lappen raget über die beyden Seiten-Lappen hervor. Die Blume hat einen dreyblätterigen rauchen Kelch, welcher ein wenig von dem Blumenblatte entfernt ſteht. Die Anzahl und Farbe der glänzenden Blumenblätter iſt veränderlich. Gemeiniglich findet man 6 bis 8, welche blau ſind. Zwiſchen dieſen ſitzen viele Staub-

Fäden,

Fäden, und in der Mitte ein Köpfchen, welches aus vielen Fruchtkeimen mit einfachen Griffeln beſteht, welche ſich nach und nach mehr von einander abſondern, und viele nackende, etwas rauche, Samen darſtellen. Dieſe ſammelt man, und ſäet ſie wieder in Kaſten aus, damit man Varietäten daraus erhalte. Denn von dieſer Einen Art des Leber-Krautes giebt es viele Sorten, die insgeſammt ſehr niedrige, krautartige, perennirende, überaus zahlreich blühende, und die Gärten zeitig im Frühlinge verzierende Blumen-Pflanzen ſind. Man will beobachtet haben, daß Stöcke mit blauen Blumen, wenn ſie in eine andere Gegend verſchickt und daſelbſt gepflanzet werden, anders gefärbte Blumen hervorgebracht, wenn aber dieſe wieder an den erſten Ort zurück gebracht wurden, wieder blaue getragen haben.

Die Sorten ſind: 1. mit blauen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

2. mit rothen oder pfirſichblüthfarbigen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

3. mit weißen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

4. mit roth und weißen Blumen. a) einfach. b) gefüllt.

5. mit violetten Blumen.

6. mit geſtreiften Blättern.

Alle dieſe Sorten bilden einen niedrigen rundlichen Buſch, welcher ſammt den Blättern, Blumen-Stielen und Blumen, nie höher als 5 bis 6 Zoll iſt, und ſchicken ſich vorzüglich zur Verzierung der Fronten der Rabatten, und anderer dem Wohnhauſe im Geſichte liegender Abtheilungen. Die gefüllten Sorten haben den größten Werth, weil ihre Blumen nicht nur größer ſind, ſondern ſich auch länger in der Flor halten, und müſſen alſo die anſehnlichſten Plätze einnehmen. Weil ſie aber nur durch Zertheilung

fortgepflanzet werden können, und sich durch ihre Wurzeln doch nur sehr langsam vermehren, sind sie nicht so leicht zu bekommen, als die einfachen Sorten, die sich in Menge aus Samen ziehen lassen.

Die einfachen Sorten lassen sich sowohl durch Samen, als durch Zertheilung, die gefüllten aber nur durch Zertheilung, fortpflanzen, gleich wie man auch aus dem Samen der einfachen oft gefüllte erhält.

Aus Samen: Man säe denselben, nach *Mawe* Vorschrift, im August, September oder März, in das freye Land, in leichte Erde, bedecke ihn kaum ¼ Z. hoch mit Erde, warte die jungen Pflanzen, die im April und März zum Vorschein zu kommen pflegen, gehörig mit Begießen und Gäten, pflanze sie im Aug. oder Sept. vorläufig auf eine zur Morgen-Sonne gelegene Rabatte, wo sie im folgenden Frühlinge zu blühen pflegen, und verpflanze sie endlich ein Jahr nachher auf die ihnen bestimmten Stellen. Weil sie aber sehr langsam wachsen, so gehen 3 Jahr darüber hin, ehe sie zu großen Büschen erwachsen, daß sie auch nur einiger Maßen stark blühen. Nach *Hanbury* aber säe man, um ein ganzes Jahr zu gewinnen, den Samen schon 8 oder 10 Tage nach der Einsammlung, damit er noch im Herbste desselben Jahres aufgehe, (wobey für die jungen Pflanzen keine große Gefahr zu befürchten ist, weil sie tief in den Boden eine lange starke Faser treiben, und also vom Froste nicht leicht aus der Erde gehoben werden, auch selbst in diesem ihren jugendlichen Zustande ausserordentlich dauerhaft sind;) und zwar, weil diejenigen Pflanzen, die nie verpflanzt sind, am besten blühen, sogleich an Ort und Stelle, auf einen im Blumen-Garten für sie gewählten Platz, (welcher, wo möglich, eine schattige Lage, und einen starken feuchten Boden haben muß, weil die Blumen dann grö-

ßer

ßer werden, und höhere Farben annehmen;) auf einen solchen Platz säe man den Samen auf so viele mit einem Stecken zu bezeichnende Stellen, als man Pflanzen verlangt, trippelweise dünn aus. Schon im Herbste pflegen dann viele Pflanzen, und die übrigen im folgenden Frühlinge zu erscheinen, die alsdann den Sommer über mit Gäten und Begießen gewartet, und zwischen welchen der Boden im Herbste mit etwas sehr fetter Erde überleget werden muß. Die stärksten derselben pflegen schon im nächsten Frühlinge zu blühen, und alsdann kann man die einfachen, und diejenigen, die nur schlechte Farben haben, sogleich ausreissen, um den übrigen, damit dieselben nicht zu gedrängt stehen, mehrern Raum zu verschaffen. Wann diese nachher eine solche Stärke erlangt haben, daß sie schön und stark blühen, und alsdann noch zu gedrängt stehen, kann man sie abermahl verdünnen, die zu dicht stehenden mit einem Ballen Erde aufnehmen, und zwischen andere früh blühende Blumen umher vertheilen, indessen blühen doch diejenigen, welche nicht verpflanzt sind, allezeit am stärksten.

Durch Zertheilung: Dieses kann zwar zu jeder Zeit geschehen, geschieht aber gewöhnlich zur Zeit der Flor. Man muß aber keine Pflanze in mehr, als zwey oder drey, Pflanzen zertheilen, weil sie, wenn sie zu sehr zertheilet werden, entweder leicht fehlschlagen, oder doch keine große und schöne Blumen geben. Auch muß nie eine Pflanze zertheilet werden, ehe nicht dieselbe bereits gar zu groß geworden ist, welches sie aber selten zu werden pflegen, weil sie, ihrer Natur nach, kleine dichtwuchsige Pflanzen sind, die ein um so viel herrlicheres Ansehen machen, je größer sie sind, und nur dann einen Werth haben, wann sie so groß sind, daß an ihnen allezeit 50 bis 60 Blumen auf ein Mahl aufblühen, welche dann, weil sie einen dichten Blumen-Büschel bilden, ein schönes Ansehen machen.

Je seltener sie auch umgepflanzt werden, desto stärker und zahlreicher pflegen sie zu blühen.

Die Gestalt und Farbe der Blätter, wenn sie zu verwelken anfangen, hat den ältern Aerzten Anlaß gegeben, dieser Pflanze besondere Kräfte in den Krankheiten der Leber zu zuschreiben; von den neuern Aerzten aber werden sie nur selten verordnet: doch kann man ihnen eine gelinde zusammenziehende Kraft nicht absprechen. Ehemahls hielt man das Kraut für ein die erschlafften Eingeweide, besonders die Leber, Nieren und Urinblase stärkendes Mittel; auch hält man es wirksam wider Blutharnen und Blutspeyen. Einige, wie Joh. Bauhin meldet, rühmen die Pflanze als wundheilend, wenn man sie sowohl äusserlich auflegt, als auch innerlich einnimmt; sie preisen sie auch bey Darm-Brüchen an, wenn man einen halben Löffel voll von diesem Pulver mit herbem Weine einnimmt. Man kocht auch die ganze Pflanze in eben dergleichen Wein, und läßt das Decoct bey Entzündung des Zäpfchens und des Halses gebrauchen. Tragus versichert, daß, wenn man diese Pflanze in Wein kocht und trinkt, dieselbe alsdann die Leber von der Verstopfung befreye, und vornehmlich denen zuträglich sey, welche der venerischen Wollust sehr ergeben sind, und daß sie, wenn sie aufgelegt wird, die Entzündung hebe und die Schmerzen lindere. Eben diese Kräfte schreibt er dem destillirten Wasser zu. Einige versichern, daß das mit Zucker bereitete Extract bey Brüchen der Kinder sehr dienlich sey. Das Regen-Wasser, in welchem man, 3 oder 4 Mahl [illegible] Blätter cohobiret, wird eine vortreffliche Schminke, welche, wie Sim. Pauli erzählt, die vornehmen Frauenzimmer, wenn die Sonne sie verbrannt hat, sehr zu suchen pflegen, um mit derselben die Haut wieder weiß zu machen. Boerhaave

haave (*) preiſet das Kraut beſonders als ein heilſames Mittel in dem Tripper, der von einer Erſchlaffung entſteht. Die Gothländer ſollen durch ein Decoct des Krautes die Hypochondrie curiren (**). Es wird jezt nicht gebraucht, als etwann noch im Gurgel-Waſſer. Man bediente ſich ſeiner im Pulver, oder als Thee.

Die zarten Blätter und Blumen, werden von Einigen im Frühlinge zu Salaten, und in die Kräuter-Weine, gebraucht.

Aus den Blumen ſollen die Bienen Stoff zu Wachs hohlen.

Leber-Kuchen, aufgelaufener Koch von Kalbs-Leber; ſ. Th. II. S. 734. f.

Leber-Luft, Schwefel-Leber-Luft; ſiehe unter Luft.

Leber-Mos, Brunnen-Leberkraut, gemeines Leber-Kraut, Stein-Leberkraut, ſternförmiges Leber-Mos, ſternförmige Marchantie, Hepatica fontana, Hepatica vulgaris, Hepatica terreſtris, Lichen petraeus *Offic.* Lichen petraeus latifolius, ſ. Hepatica fontana *C. B.* Lichen ſ. Hepatica fontana *J. B.* Lichen, ſ. Hepatica vulgaris *Parkinſ.* Hepatica terreſtris *Gerard.* Jecoraria ſ. Hepatica fontana *Trag.* Fegatella *Caeſalp.* Marchantia polymorpha, calyce communi decemfido *Linn.* Marchantia maior, capitulo ſtellato, radiis teretibus, capſularum ſeminalium crenis in longiusculum quaſi pilum deſinentibus *Micheli.*; Fr. Hepatique commune. Man findet dieſe Pflanze häufig in Europa, auf feuchten Steinen, die ſich im Schatten befinden, an kleinen Bächen, Quellen und Brunnen, wo ſie faſt den ganzen Sommer hindurch blühet. Sie beſteht aus Blättern, welche ungefähr einen Finger

(*) Hiſt. Plant. Hort. L. B. p. 50.

(**) *Linn.* Fl. Suec. n. 480.

ger lang, 1 Zoll breit, und in verschiedene Lappen zerschnitten sind, und schuppenweise über einander liegen. Die obere, dunkelgrüne, glänzende Fläche zeigt weißliche Flecke, und in der Mitte schwarzbräunliche Adern; und aus der untern braunen Fläche treiben, nach der Lage der obern Adern, rauche Fäserchen, wodurch die Blätter genau mit der Erde vereiniget werden. Im Frühlinge, und auch zu Anfange des Sommers, entstehen aus den Abtheilungen der Lappen zwey-, auch dreyzollige, rundliche, unterwärts röthliche, mit weißlichen Haaren besetzte, und mit einem erhabenen Hütchen sich endigende Stiele. Das Hütchen ist anfangs grün, wird zulezt weißlich, und theilt sich beynahe bis auf den Mittelpunct in 8 oder 10 rundliche, gegen das Ende breitere Strahlen, wodurch dieses Hütchen die Gestalt eines Sonnen-Schirmes erhält. Hin und wieder auf der Oberfläche der Blätter erscheinen die kaum merklich gestielten, kegelförmigen, und mit einem weiten, eingekerbten Rande sich endigenden Becherchen. Man findet eine Varietät, bey welcher die Blätter kleiner, grüngelblich, die Stielchen eckig, durchaus roth und kürzer, die Hütchen platt, ungetheilt, und am Rande nur acht- oder neunfach eingekerbet sind. Der jüngere *Marchant* hat einige besondere Beobachtungen bey diesem Aster-Mose angestellt, und solche in den Memoires de l'Acad. R. de Paris beschrieben (*). Bey den Sternblüthen ist jeder Strahl, der Länge nach, mit etlichen grünen, durchsichtigen Häutchen besetzt, zwischen welchen 8 bis 10 weißgrünliche Knöpfchen hervorgehen; jedes Knöpfchen, wenn es geöffnet ist, stellt wie ein umgekehrter Kegel aus, und ist am Rande ausgezacket. Aus dessen Höhle geht ein Stiel mit einer Blüthe, [illegible], bey den Alten gebräuchlich, Schale [illegible]

[illegible] Uebersetz. S. 27[illegible]

geſtaltet iſt; ſie iſt citrongelb, und fällt in das Pomeranzenfarbige. Der Rand iſt flach gezähnt, und wendet ſich auswärts. Die Schale, deren Durchmeſſer höchſtens von einer halben Linie iſt, iſt gemeiniglich unterwärts geneigt. Zu eben der Zeit, da die Blüthe aufbricht, entdeckt man darin inwendig einen Strauß von ſehr feinen, goldgelben, dicht an einander ſtehenden Fäden; dieſe ſtellen einen etwas zerdrückten Seiden-Buſch vor, verlängern ſich nach und nach ſichtbarlich, und ſchnellen unzählige kleine gelbe Kügelchen von ſich, welche ſtoßweiſe herausfahren, ſich in der Luft zertheilen, und ſehr bald verſchwinden, ſo wie von einer angezündeten Fackel die Funken heraus fahren, wenn man einmahl über das andere darauf ſchlägt. Wenn die Blüthen 2 oder 3 Tage geöffnet geweſen ſind, werden ſie röthlich, und vertrocknen gänzlich. Die kleinen gelben Theilchen hält *Marchant* für den Samen. An den kleinſten dieſer Blüthen, kann man, beſonders im Auguſt nach einem Sturme oder warmen Regen, eine beſtändige Bewegung wahrnehmen, indem die ſeidenartigen Fäden derſelben ſich wie ein Knäuel von Würmern an der Sonne verlängern, und unaufhörlich Samen in die Luft ausſtoßen. Dieſe Blüthen öffnen ſich nur bey warmem und feuchten Wetter völlig.

Bey der von Geoffroy angeſtellten chemiſchen Unterſuchung, ſind von 5 ℔. und 14 Unzen der ganzen friſchen Pflanze, die aus einer Retorte deſtillirt wurden, 1 ℔., 1 Unze, 2 Drachm. und 60 Gran klarer, grunicht ſchmeckender, und kaum merklich ſalziger Liquor; 13 U. 7 Dr. und 6 Gr. klarer, erſt kaum merklich ſalziger, hernach kaum merklich ſäuerlicher Liquor; 5 U. und 3 Dr. klarer, ſowohl alkaliſch urinöſer, als ſaurer Liquor; 7 Dr. und 54 Gr. brauner, etwas brandicht riechender, offenbar ſalziger, alkaliſcher und ſäuerlicher Liquor; 4 Dr. und 24 Gr.

ſchmier-

schmieriges Oehl übergegangen. Die in der Retorte übrig gebliebene schwarze Masse hat 6 U. 3 Dr. gewogen, welche, nachdem sie gehörig war calcinirt worden, 4 U. 3 Dr. und 36 Gr. rothbraune Asche zurück ließ, woraus durch das Auslaugen nur 30 Gr. fixes salinisches Salz gezogen worden sind. Solchemnach hat der Verlust der Theile in der Destillation 1 U. 4 Dr., in der Calcination aber 1 U. 7 Dr. und 36 Gr. betragen.

Diese Pflanze hat, nach Geoffroy Urtheil, einen grunichten, dabey etwas bittern und zusammenziehenden Geschmack, und einen gelinden gewürzhaften, bituminösen, und wie mit Mastix vermischten Geruch. Sie besitzt ein wesentliches ammoniakalisches Salz, welches mit einer mäßigen Portion eines bituminösen Oehles, und einer häufigen Erde, verbunden ist. Aus der Vermischung dieser Bestand-Theile entsteht eine Substanz, welche eine verdünnende, reinigende, zusammenziehende und heilende Kraft besitzt. Die Pflanze ist daher ein eröffnendes und heilendes Mittel. Sie eröffnet die Verstopfungen der Lungen, der Leber, der Milz und der übrigen Eingeweide; sie trennt die dicken Säfte, löset dieselben auf, und stärkt die festen Theile. Sie stillt bey Wunden das Blut. In Ansehung der Erde und des bituminösen Oehles, lindert und dämpft sie die Schärfe der Säfte. Cäsalpin bemerkt, daß sie die verbrannten und dicken Säfte gelinde abführt, wenn nähmlich das Decoct von derselben, welches vornehmlich mit Molken bereitet ist, in Menge, z. B. zu 2 Pfund, gegeben wird. Er hat viele Personen, welche dieses Mittel eine Zeitlang gebraucht haben, von einer bösartigen Krätze und [illegible] Geschwüren geheilt gesehen. Man rühmt [illegible] derselben in verzehrenden Fiebern bey [illegible] Brust-Geschwüren, Lungensucht, [illegible] Krankheiten der Haut. Man ver-

verordnet eine Handvoll davon in eröffnenden Brühen. Alle dieſe und andere angerühmte Wirkungen aber wird man vergebens daran ſuchen; und wir können, bey der Menge anderer und weit kräftigerer Mittel, dieſes füglich entbehren. Doch hält Hr. v. Haller die Pflanze für ſcharf, und nicht gänzlich für unwirkſam. Die Weiber bereiten öfters daraus ein Bad, und baden darin die Kinder, welche abnehmen; daher ſie daſſelbe auch Zehr-Kraut zu nennen pflegen.

Die Apotheken in Baſel, haben einen aus dem Kraute bereiteten Syrup, welcher Kindern, die den Huſten und Krätze haben, vornehmlich aber Schwindſüchtigen, gegeben wird.

Man braucht das Leber-Mos zum Syrupo de Cichorio ſimplici und compoſito.

Leber-Nabelbruch, Hepatomphalocele; ſ. Nabel-Bruch.

Leber-Nerven, ſ. oben, S. 369, f. und 377.

Leber-Pforte, Porta hepatis; ſ. oben, S. 347, und 373.

Leber-Pfortader, Vena portarum hepatica; ſiehe oben, S. 351, und 373.

Leber-Pulsader, Arteria hepatica; ſ. oben, S. 353, und 375.

Leber-Raute, Oſmunda lunaria; ſiehe Mond-Kraut.

Leber-Reim, eine gewiſſe Art kurzer, zwey- oder vierzeiliger, deutſcher Sinn- und Scherz-Gedichte, welche ehedem bey feyerlichen Mahlzeiten ſehr üblich waren, und bey Gelegenheit der Hecht-Leber auf die jedesmahligen Umſtände gemacht wurden, da derjenige, dem die Hecht-Leber vorgelegt wurde, Verſe, die ſich auf die Leber ſchickten, und da allemahl die erſte Zeile mit den Worten: Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem — — (hier wird ein

Thier genannt, auf deſſen Nahmen der folgende Vers ſich reimen muß,) anfieng, ſagen, oder ſie, wenn er keinen Reim finden konnte, dem nächſten Nachbar überlaſſen mußte; z. B.

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Bleih;
Gott und dem König iſt ein Preuße ſtets getreu.

*

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Lachſe:
Des Friedens Ruh und Glück wünſcht der getreue Sachſe.

*

In Roſt's Satyre auf Gottſched ſteht folgender Leber-Reim:

Die Leber iſt vom Hecht, und nicht von einem Hummer,
Der Erde Phöbus wacht, und meiner liegt im Schlummer.

Leber-Ruhr, ſiehe Leber-Fluß, oben, S. 395, fgg.

Leber-Saugadern, Vaſa lymphatica hepatis; ſiehe oben, S. 356.

Leber-Schlag, ſ. Th. LV, S. 564, und Leber-Erz, oben, S. 392, f.

Leber-Schlagader, Arteria hepatica; ſiehe oben, S. 353, und 375.

Leber-Schwindſucht, ſ. oben, S. 483.

Leber-Spath, ſ. im folgenden Artikel.

1. **Leber-Stein**, Lapis hepaticus *Cronſt.* Hepaticus *Gerh.* Bitumen hepaticum *Linn.* Terra calcarea phlogiſto et acido vitrioli mixta *Cronſt.* Petra gypſea bitumine mixta, affrictu foetens *Gerh.* Bitumen gypſeum, foetidum amorphum *Linn.* Gypſum textura irregulari, facie ſpathoſa, frictione foetidum *Waller.* Fr. Pierre hepatique, iſt unter den gypsartigen Steinen derjenige, der gerieben wie Schwefel-Leber riecht, und daher einen widrigen Geruch hat. Dieſe Stein-Art gehört zu den neuent-

entdeckten, welche zuerſt Cronſted (1) in ſeiner Mineralogie aufführte, und die nachher die Syſtematiker des Stein-Reiches, Linné (2), Gerhard (3), Schröter (4), Gmelin (5), und Wallerius (6), in ihre Syſteme aufgenommen, größten Theils aber aus dem Cronſted geſchöpft haben.

Der Leber-Stein iſt ein wahrer Gyps-Stein, welcher, nach Cronſted, aus einer mit brennbarem Weſen und vitrioliſcher Säure vermiſchten Kalk-Erde beſteht, mit keinen Säuren brauſet, und ohne oder nach dem Reiben den Geruch einer Schwefel-Leber, oder des Schieß-Pulvers, hat. Gerhard legt dem Leber-Steine bituminöſe Theile bey, welches auch Linné thut. Erſterer ſagt, daß er zum Gypsbrennen ſehr wohl gebraucht werden könne; wenn er aber hinzu ſetzt, daß er feſter als der Alabaſter ſey, und ſich ſchön poliren laſſe, ſo verſteht er nur die eine Art des Leber-Steines, nähmlich diejenige, welche ganz dicht iſt und glänzende Puncte hat, oder den dichten Leber-Stein, Hepaticus ſolidus punctis micantibus. Wallerius ſetzt noch hinzu, daß er gelb, braun oder ſchwärzlich ſey, nur zuweilen rieche, ohne daß man ihn reibet, und daß er zum Gypsbrennen nicht tauge, wegen ſeiner bituminöſen Theile, worin ihm Gerhard, erwähnter Maßen, widerſpricht.

Cronſted hält ihn für einen wahren Gyps-Stein; wenn er ihn aber ein Mittelding zwiſchen dem Sau- oder Stink-Steine und dem Gypſe nennt, ſo läßt

(1) Verſuch einer neuen Mineralogie, §. 24, S. 34.

(2) Syſtema naturae. ed. XII. To. 3, p. 112.

(3) Beyträge zur Chymie, Th. 1, S. 280, f.

(4) Vollſtändige Einleit. in die Kenntn. und Geſchichte der Steine, Th. 2, S. 214, f.

(5) Linnäiſches Naturſyſtem des Mineralr. Th. 2, S. 430.

(6) Syſt. mineral. To. 1, p. 172.

ſich dieſes nicht ganz erklären. Iſt es wahr, was Wallerius ſagt, daß aus dem Leber-Steine kein Gyps wird, ſo hat die Sache einigen Grund; iſt aber Gerhard's Behauptung richtig, ſo hat die Sache gar keinen Grund. Vielleicht folgt aus der ganzen Sache dieſes, daß man den Stink-Stein nicht unter den Kalk-Steinen allein ſuchen dürfe; man könnte daher, nach Hrn. Schröter Urtheil (7), den Leber-Stein einen feſten gypsartigen Stink-Stein nennen, und ihn dadurch von dem gewöhnlichen Stink-Steine, welcher kalkartig iſt, unterſcheiden.

Man hat einen harten Märgel, welcher ebenfalls den Nahmen Leber-Stein führt; das iſt aber nicht der Leber-Stein des Cronſted; er hat keinen ſtinkenden Geruch, ſondern nur die Farbe der Leber, und heißt daher Leber-Stein.

Nach Cronſted hat ſich beym Leber-Stein mit der gypſigen Erde ein brennbares Weſen vereinigt, und nun macht er darüber dieſe Anmerkung: „Die „Art, wie die Natur die Beſtand-Theile, die den „Leber-Stein ausmachen, vereinigt hat, möchte „vielleicht der gleich ſeyn, wenn man einen Kalk-„Stein auf den Röſt-Haufen der Schwefel-Kieſe „hinlegt. Der Schwefel hängt ſich alsdann, ſeinem „ganzen Weſen nach, an den Kalk-Stein; dieſer erlt dadurch einen ordentlichen Schwefel-Geruch. ogen iſt im Gypſe nichts, als die vitrioliſche re. Man ſieht auch in den Schiefer-Ballen der andrarumſchen Alaun-Grube, wie der „Schwefel das im Schiefer häufig vorhandene Eiſen „an ſich gezogen, und einen Schwefel-Kies erzeugt „he.“

Linné

(7) z. B. ſeines lithol. Real- und Verbal-Lexikon, S. 180.

Linné und Gerhard nennen die Theile des Leber-Steines bituminös; Wallerius hingegen will auſſer den bituminöſen auch ſchwefelige Theile in dieſem Steine finden, und ſagt: daß eben der Schwefel den Leber-Stein von dem Stink-Steine unterſcheide (8).

Hr. Schröter erklärt die Entſtehung des unangenehmen Geruches des Leber-Steines alſo: „Eben „derjenige Zuſatz, der einen Kalk-Stein zum Stink-„Stein macht, eben der Zuſatz kann den Gyps-Stein „zum Leber-Stein machen. Es kann ſeyn, daß die „Gyps-Erde, ehe ſie noch zum Gyps-Stein ward, „mit dieſer ſtinkenden Materie durchdrungen war; es „kann ſeyn, daß ein Gyps-Stein mit dieſer Materie „geſchwängert wurde, da er ſchon ein Stein war; es „kann aber auch endlich ſeyn, daß ein kalkartiger „Stink-Stein durch eine hinzugekommene vitrioliſche „Säure in einen Gyps-Stein verwandelt wurde, da „er vorher ein Kalk-Stein war.“ Ueberhaupt hat der Gyps-Stein von Natur eine gute Anlage zu einem unangenehmen Geruche, weil die Vitriol-Säure die Kalk-Erde in Gyps-Erde verwandelt.

Alle oben angeführte Schriftſteller, den Linné ausgenommen, haben den Leber-Stein unter die Gyps-Steine geſetzt, und das iſt auch der Ort, der ihm gehört. Linné hat ihn unter dem Erd-Harze, dahin er aber nicht gehört, obgleich unter ſeinen Beſtand-Theilen bituminöſe Theile entholten ſind. Nach Hrn. Hofr. Suckow (9), giebt die Schwer-Erde, in Verbindung mit Luft-Säure, und in Vermiſchung

(8) Videtur hic lapis, ſagt er: compoſitus a terra calcarea cum ſulphurea et bituminoſa intime commixtis et combinatis; eſt etenim acidum ſulphureum, quod hunc lapidem diſtinguit a lapide ſuillo.

(9) In Deſſen Anfangsgründen der oekon. und techn. Chymie, S. 412.

mit Berg-Oehl, nebst Gyps, Thon und Kieſel-Erde, den Leber-Stein.

Der Leber-Stein findet ſich in verſchiedenen Varietäten. Gerhard hat eine einzige; er nennt ſie: Leber-Stein, welcher ganz dicht iſt, und glänzende Puncte hat, und ſetzt hinzu: Ein dergleichen dunkelgraues Flötz befindet ſich zu Burgoerner in der Grafſchaft Mansfeld auf dem ſechsten Philipp, welcher die Stelle des ſonſt daſelbſt gewöhnlichen Zech-Steines einnimmt, und über 6 Lachter mächtig iſt.

Cronſted hat mehr Arten. Bey ihm iſt der Leber-Stein überhaupt ſchuppenartig; ſeine Arten aber ſind folgende:

1. Mit groben Schuppen. Gelblich. Kongsberg, Oderberg in dem Stollen bey Gottes Hülfe in der Noth.

2. Kleinſchimmernd. Schwarz. Nierenweiſe, in der andrarumſchen Alaun-Grube.

Eben dieſe zwey Arten hat Wallerius, nähmlich:

1. Lapis hepaticus, particulis maioribus, micans.

2. Lapis hepaticus, particulis minoribus, nitens.

Gmelin hingegen hat folgende 4 Arten:

1. Dicht. Bey Burgoerner in der Grafſchaft Mansfeld. Er hat ſchimmernde Tüpfelchen, iſt aber übrigens feſter als Alabaſter, und läßt ſich ſchöner polieren.

2. Kleinſchimmernd. Nierenweiſe in der Alaun-Grube zu Andrarum in Schonen. Er iſt ſchwarz.

3. Grobſchuppig. Gelblich. Bey Kongsberg in Norwegen.

4. Blättericht, wie Spath. Gemeiniglich ſchwarz und kugelicht. Bey Andrarum in Schonen.

Noch ſetzt Gmelin hinzu: Dahin ſcheint auch der Leber-Kies oder Korf zu gehören, der in Wür-

Würtenberg zur Verbeſſerung des Bodens in den Weinbergen mit Nutzen gebraucht wird, aber auf Getreide-Feldern nicht taugen ſoll. Er brauſet mit keiner Säure auf, und läßt ſich noch weniger auf der Scheibe drehen. Man findet ihn bey Rangendingen im Hohenzolleriſchen, bey Herrenberg, Tübingen, Stuttgard, vornehmlich bey Unter-Türkheim, zwiſchen Waiblingen und Schwaikheim in Würtenberg, gemeiniglich nahe bey Gyps, und ſehr oft Gyps und Alabaſter darin.

Wenn man ſich bemühen wird, mehrere Gypſe in Anſehung ihres Geruches zu unterſuchen, ſo dürften ſich gewiß mehrere ſtinkende Gyps-Steine finden, die man allerdings zu dem Leber-Steine rechnen kann.

Von einer bey Ober-Wiederſtedt, in der Grafſchaft Mansfeld, gefundenen Art Leber-Stein, ertheilt Hr. Paſtor Meineke (*) folgende Nachricht:

Hr. Hofr. Walch, in ſeinem Steinreiche, Th. 2, S. 37, und Hr. Cronſted, in ſeiner Mineralogie, §. 24, gedenken beſonders dieſes Leber-Steins, und Lezterer ſagt ſchon in ſeinem erſten Verſuch der Mineralogie, daß er ihm dieſen Nahmen gegeben habe. Es iſt ein mit einem brennbaren Weſen und mit der Vitriol-Säure vermiſchter Kalk-Stein. Das erſte giebt ihm den übeln Geruch; das andere verurſachet, daß er mit ſauern Geiſtern nicht aufbrauſet. Er kommt alſo mit dem Sau- oder Stink-Steine darin überein, daß er eben ſo unangenehm riecht, wenn er gerieben wird, und folglich das brennbare, phlogiſtiſche oder ſchwefelartige Weſen mit demſelben gemein hat; iſt aber von ihm darin unterſchieden, daß es jenem an der Vitriol-Säure fehlt, womit dieſer hinlänglich geſättigt iſt, indem er mit Scheide-Waſſer nur ſehr wenig oder gar nicht brauſet. Er iſt alſo gleichſam ein Mittel-Ding zwiſchen Gyps- und Stink-Stein, wie Cronſted

(*) Im 13 St. des Naturforſchers, (Halle, 1779, gr. 8.) S. 160, ſqq.

mit Berg-Oehl, mit Gyps, Thon und Kalk-Erde, den Leber-Stein.

Der Leber-Stein findet sich in verschiedenen Varietäten. Gerhard hat nur einige; er nennt ihn Leber-Stein, welcher ganz dicht ist, und glänzende Punkte hat, und ist junge: Ein dergleichen dunkelgrauer Stein befindet sich zu Bergroemer in der Grafschaft Mansfeld auf dem sogenannten Andorn, welcher die Stelle des sonst dortigen gemeinlichen Leber-Steines einnimmt, und über 5 Lachter mächtig ist.

Cronstedt hat mehr Arten. Bey ihm ist der Leber-Stein überhaupt schuppenartig; seine Arten aber sind folgende:

1. Mit groben Schuppen. Gelblich. Kongsberg, Oderberg in dem Seeden bey Goetes-Hülfe in der Noth.

2. Kleinschimmernd. Schwarz, Nierenweise, in der andrarumschen Alaun-Grube.

Eben diese zwey Arten hat Wallerius, nähmlich:

1. Lapis hepaticus particulis majoribus, micans.

2. Lapis hepaticus particulis minoribus, micans.

Gmelin hingegen hat folgende 4 Arten:

1. Dicht. Bey Bergoerner in der Grafschaft Mansfeld. Er hat schimmernde Tüpfelchen, ist aber übrigens fester als Alabaster, und läßt sich schöner polieren.

2. Kleinschimmernd. Nierenweise in der Alaun-Grube zu Andrarum in Schonen. Er ist schwarz.

3. Grobschuppig. Gelblich. Bey Kongsberg in Norwegen.

4. Blätterich, wie Spath. Gemeiniglich schwarz und kugelicht. Bey Andrarum in Schonen.

Noch setzt Gmelin hinzu: Dahin scheint auch der Leber-Kies oder Korf zu gehören, der in Wür-

Würtenberg zur Verbeſſerung des Bodens in den Weinbergen mit Nutzen gebraucht wird, aber auf Getreide-Feldern nicht taugen ſoll. Er brauſet mit keiner Säure auf, und läßt ſich noch weniger auf der Scheibe drehen. Man findet ihn bey Rangendingen im Hohenzolleriſchen, bey Herrenberg, Tübingen, Stuttgard, vornehmlich bey Unter-Türkheim, zwiſchen Waiblingen und Schwaikheim in Würtenberg, gemeiniglich nahe bey Gyps, und ſehr oft Gyps und Alabaſter darin.

Wenn man ſich bemühen wird, mehrere Gypſe in Anſehung ihres Geruches zu unterſuchen, ſo dürften ſich gewiß mehrere ſtinkende Gyps-Steine finden, die man allerdings zu dem Leber-Steine rechnen kann.

Von einer bey Ober-Wiederſtedt, in der Grafſchaft Mansfeld, gefundenen Art Leber-Stein, ertheilt Hr. Paſtor Meineke (*) folgende Nachricht:

Hr. Hofr. Walch, in ſeinem Steinreiche, Th. 2, S. 37, und Hr. Cronſted, in ſeiner Mineralogie, §. 24, gedenken beſonders dieſes Leber-Steins, und Lezterer ſagt ſchon in ſeinem erſten Verſuch der Mineralogie, daß er ihm dieſen Nahmen gegeben habe. Es iſt ein mit einem brennbaren Weſen und mit der Vitriol-Säure vermiſchter Kalk-Stein. Das erſte giebt ihm den übeln Geruch; das andere verurſachet, daß er mit ſauern Geiſtern nicht aufbrauſet. Er kommt alſo mit dem Sau- oder Stink-Steine darin überein, daß er eben ſo unangenehm riecht, wenn er gerieben wird, und folglich das brennbare, phlogiſtiſche oder ſchwefelartige Weſen mit demſelben gemein hat; iſt aber von ihm darin unterſchieden, daß es jenem an der Vitriol-Säure fehlt, womit dieſer hinlänglich geſättigt iſt, indem er mit Scheide-Waſſer nur ſehr wenig oder gar nicht brauſet. Er iſt alſo gleichſam ein Mittel-Ding zwiſchen Gyps- und Stink-Stein, wie Cronſted

(*) Im 13 St. des Naturforſchers, (Halle, 1779, gr. 8.) S. 160, ſqq.

Leber-Stein.

ß das brennbare Wesen die Ursache seines faul-
uches sey, ist mir unter andern auch daraus
worden, daß bey einem ausgeglüheten Stücke
ines der ekle Geruch desselben, nach angestellter
...ung, nicht weiter erfolgt. Eigentlich ist dieser Le-
r-Stein in einer Kalk-Schlotte eines hiesigen Schach-
tes, mitten unter vielen Gyps-Steinen gefunden wor-
den. Seine anderweitige Beschaffenheit unterscheidet ihn
aber sowohl von diesen, als auch von andern Leber-Stei-
nen. Er besteht aus runden, oft ovalen und nicht regu-
lären, kleinern auch größern, schmutzig weißen Flecken,
in einem schwarzen Grundstoffe, der im Bruche etwas
Schimmerndes und Spathartiges hat, und welcher ei-
gentlich das brennbare Wesen enthält, dahingegen die
weißen Flecke wirklich etwas gypsartig sind. Im An-
schleifen giebt ihm die Vermischung der schwarzen und
weißen Stellen ein artiges Ansehen; doch behält die
schwarze Farbe ziemlich die Oberhand."

Von einigen andern Arten dieses Steines meldet Derselbe ferner Folgendes (*):

„Der Leber-Stein, ist eine Stein-Art, die sich hier (in Ober-Wiedersiedt) nicht selten findet, und doch in andern Erdstrichen weniger gemein seyn muß, da Werner, in seiner Ausgabe von Cronstedts Mineralogie, sagt, daß er noch nicht Gelegenheit gehabt habe, dieses Fossil zu sehen. Er ist, wie ich schon beschrieben habe, nichts anders, als ein wahrer Gyps-Kalkstein, nur mit brennbarem Wesen vermischt, das ihm eben den schwefelleberigen Geruch giebt, wenn er geklopft oder gerieben wird. Es haben sich aber davon bey Gelegenheit abgeteufter Schächte, sonderlich im Burgoernerschen, zum Rothenburgischen Berg-Amte gehörigen Revier, noch einige andere Gattungen gefunden. Eine Art ist ganz schwarzgrau, und nicht so gefleckt, als diejenige, die ich schon beschrieben habe, hat aber einen desto stärkern Geruch, dergestalt, daß ob er schon in einer Teufe von 30½ Lacht. gebrochen wird, man dennoch den Geruch oben zu Tage aus, an der Mündung des Schachts riechen kann; ein Umstand, den die

(*) Im 17 St. dess. (1782.) S. 51, fgg.

die Bergleute sonst kaum bey dem eigentlichen Stink-Steine wahrnehmen. Er ist überaus fest, und ob er gleich, wie zu vermuthen ist, am Stahle kein Feuer giebt, so behaupten doch die Bergleute, daß er solches im Schachte thue, wenn er mit Schlägel und Eisen bearbeitet werde. Eine zweyte Art ist, wie diejenige, davon ich schon ehemahls Nachricht gegeben habe, schwarzgrau und weiß melirt, hat aber einzelne, gleichsam isolirte, dunkelgraue, selenitische, aber nicht sehr durchsichtige Flecken Gyps-Spath, in der Größe eines Groschens, die ihm ein tigerartiges Ansehen geben, daher man ihn auch wohl am hiesigen Ort mit einem neuen Nahmen Tiger-Kalkstein nennt. Er bricht in einem von jenen ziemlich weit entfernten Schachte; und es erhellet also daraus, daß sich eine Bank von ziemlicher Ausdehnung davon unter der Erde finden müsse; ist übrigens eben so fest und hart, als die erste Sorte. Die dritte Art ist, meinen Gedanken nach, weit merkwürdiger. In dem Kunstschachte, König Friedrich, auf dem schon genannten Revier, traf man nähmlich eine Lage selenitischen hellen und durchsichtigen Gyps-Spath, oder so genannten Frauen-Eis, an, die wohl 2 Lachter mächtig war. Weiter unten ward derselbe schwarzgrau, schmutzig, und mehr oder weniger undurchsichtig, welches von den eingemischten Unreinigkeiten herzurühren scheint. Und eben dieses schwärzliche Frauen-Eis hat die, vielleicht anderwärts selten bemerkte Eigenschaft, daß es wie Stink-Stein riecht, wenn es geschabt oder gerieben wird; daher man ihn füglich stinkenden Gyps-Spath, oder Leber-Spath nennen könnte. Ich habe davon verschiedene Varietäten. Ein Exemplar ist mit hellem durchsichtigen Frauen-Eise genau verwachsen, doch so, daß beyde eben nicht in einander fließen, sondern eine scharf abgeschnittene Gränz-Linie haben. Im Durchsichtigen riecht er im geringsten nicht; aber sobald sich die schwarzgraue Lage anfängt, fängt sich auch der Geruch an. Ein andres Exemplar ist streifig, und wechselt mit dunkeln und helleren, schnurgeraden, etwa eine Linie, mehr oder weniger, von einander abstehenden Strichen ab, welches ihm, gegen das Licht gehalten, ein sehr artiges Band-ähnliches Ansehen giebt. In einer dritten Sorte ist auf die schwärzliche Lage, horizontal, eine hellgrauere aufgesetzt, die aber Diagonal-Streifen

hat, welche mit jener horizontalen Lage ziemlich spitzige Winkel machen, und doch weicht dann der Bruch des Steins wohl wieder auf eine andre Art von der Richtung dieser Streifen ab. Sollten die Streifen durch ein Sediment entstanden seyn, so ist mir die Erzeugung der Diagonal-Streifen nicht erklärbar. Uebrigens zerbricht er in rhomboidalische oft auch dreyeckige Stücke, findet sich in schiefrigen Platten, die im Gebirge perpendikulär stehen, und kann in sehr dünne Scheiben gespalten werden. Merkwürdig ist noch, daß unter diesem stinkenden Gyps-Spathe ein mächtiger Flötz gewöhnlicher Gyps-Kalk liegt, der keinen schwefelichten Geruch hat, und dann erst wieder der ganz schwarzgraue, ungefleckte, heftig riechende Leber-Stein kommt, den ich zuerst beschrieben habe. Sehr begierig wäre ich, zu erfahren, ob sich dergleichen stinkender Gyps-Spath nicht auch anderwärts finden sollte."

2. **Leber-Stein**, eine Art weicher Schiefer, den man bey Heilbronn am Wartberge, und hin und wieder in Würtenberg findet, und am ganzen Neckar zur Verbesserung des Bodens in Weinbergen, unter diesem und dem Nahmen Ries, gebraucht. Er brauset nicht mit Säuren auf, ist grau, schwärzlich oder röthlich, und so weich, daß er zwischen den Fingern und an der freyen Luft zerfällt.

3. **Leber-Stein**, eine verderbte Benennung des *Lavez-* oder Topf-Steines, welcher eigentlich *Leber-Stein*, vom Lat. Lebes, heißen sollte. Siehe *Lavez-Stein*, im LXVI Th., S. 566.

4. **Leber-Stein**, im Oestreichischen eine Benennung der Flur- und Gränz-Steine, s. oben, S. 339.

Leber-Stock, s. Liebstöckel.

Leber-Strietzeln, eine Art Kuchen. Man rührt ein Par Löffel voll Mehl mit süßer Milch zu einem dicken Teige an, macht ihn mit Eyern ziemlich dünn, und bäckt Flädchen daraus; hackt ferner Kalbs- Gänse- oder Hühner-Lebern, wie man sie hat; läßet Butter in einer Pfanne zergehen, thut die gehackte Leber und etwas feines Mehl darein, und kocht sie ein we-

wenig über gelinden Kohlen, daß es zwar dicklich, die Leber aber nicht hart werde. Alsdann thut man kleine Rosinen, oder Peterſilie, dazu, und rührt, wenn es noch zu dünn iſt, etwas mehr feines Mehl darunter; würzt es mit Salz und Pfeffer, und ſchlägt Eyer dazu, bis es ſo dick wird, wie ein anderes Füllſel, und nichts davon heraus läuft. Von dieſem Füllſel ſtreicht man auf jedes Flädchen einen Löffel voll, überwickelt es wohl, daß nichts heraus kann, beſtreicht eine Pfanne ohne Stiel und Füße unten recht wohl mit Butter, ſetzt ſie auf eine Kohlen-Pfanne, und die gefüllten Flädchen recht dicht an einander darein, thut auch oben auf jedes Flädchen wieder ein Stückchen Butter, bedeckt die Pfanne mit einem eiſernen Deckel, thut ziemliche Gluth oder etwas Feuer darauf, daß es über ſich zieht, und kehrt die Flädchen, wenn ſie auf der einen Seite ſchön gelb zu werden anfangen, um, daß ſie auf der andern Seite eben ſo werden. Endlich nimmt man ſie heraus, und legt auf erſtbeſchriebene Weiſe wieder andere in die Pfanne, bis ſie alle gebacken ſind. Es iſt ein niedliches Eſſen.

Leber-Suppe. Man nimmt ein Stück von einer Kalbs-Leber, reibt ſie fein, thut ſie in einen Topf, rührt es mit etwas Wein unter einander, und reibt es zuſammen, daß es zu einem dünnen Brey wird. Alsdann kann man es durch ein feines Tuch oder Sieb ſtreichen, mit Zucker, Zimmet, klein gehackten Citron-Schale, und, wenn man will, mit ein wenig Saffran durchkochen laſſen, mit ein Par Eyer-Dottern wohl abrühren, und es recht ſalzen; wenn man würfelicht geſchnittenes und geröſtetes Weiß-Brod darein thun will, iſt die Suppe alsdann fertig.

Leberthal, Leberachthal, eine fruchtbare Gegend im Ober-Elſaß, an der Gränze von Lothringen, darin das Amt Markirch, und verſchiedene andere Oerter

liegen. Dieſes Thal hat vom Fluſſe Leber, welcher in die Ill fließt, den Nahmen, und wird daher im Lateiniſchen mundrichtig Leporea und Leporacenſis vallis, genannt, welcher Nahme aus dem Franzöſ. Val de Lievre oder Lievre, gemacht iſt. Der größte Theil gehört zum Herzogthum Lothringen. Man findet darin Kupfer- und Silber-Bergwerke, welche theils zu Lothringen, theils zu Ramberſchen, gehören.

Leber-Tyran, Tyran, welcher aus den Lebern gewiſſer großen See-Thiere bereitet wird, und, weil er aus Bergen in Norwegen zu uns kommt, auch Berger Tyran genannt wird; zum Unterſchiede von dem Speck-Tyrane und Robben-Tyrane.

Leber-Torte. Dazu wird vorher ein Torten-Boden von halb blätterigem oder mürbem Teige bereitet, in eine Torten-Pfanne gelegt, und eine Schicht von geſchabtem Speck, mit Salz, Pfeffer, guten Gewürzen und feinen Kräutern gewürzt, gemacht; alsdann legt man hierauf die fetten Lebern ordentlich bey einander, mit Hahnen-Kämmen, grünen Trüffeln, Muſſerons und Champignons, in die Mitte aber thut man ein Bündchen gute Kräuter, würzt es eben wie unten, bedeckt es mit Speck-Streifen und dünnen Kalbfleiſch-Scheiben, ſchließt die Torte mit einem Boden von eben dem Teige, macht Zierrathen umher, wie man es für gut befindet, beſtreicht ſie mit Ey, ſetzt die Torte in den Ofen, und läßt ſie gar backen. Sodann nimmt man ſie heraus, ſetzt ſie in eine Schüſſel, öffnet die Torte, nimmt die Speck-Streifen und Kalbfleiſch-Scheiben heraus, fettet ſie wohl ab, ſchüttet Schunken-Eſſenz hinein, bedeckt die Torte mit ihrem Deckel, richtet ſie warm an, und giebt ſie auf den Tiſch.

Leber-Venen, ſ. oben, S. 352, und 376.

Leber-Verhärtung und Verſtopfung, ſiehe oben, S. 483, fgg.

Leber-

Leber-Verwachſungen, ſ. oben, S. 437.

Leber-Waſſerblaſen, ſ. oben, S. 499, fgg.

Leber-Wunden. Wenn die Leber verwundet, und ſolches durch das bloße Anſehen nicht zu erkennen iſt, ſo erkennt man es, 1. aus dem Orte der Verwundung, wenn nähmlich die äuſſere Wunde in der rechten Seite des Unterleibes unter den kurzen Rippen befindlich iſt; 2. an der Beſchaffenheit des aus der Wunde fließenden Blutes, als welches gemeiniglich mit etwas Galle vermiſcht iſt, denn es kann die Leber nicht wohl an irgend einem Orte verwundet werden, daß nicht auch zugleich die Gallen-Wege und Gänge (Pori & ductus biliarii) mit verletzet werden ſollten. 3. Ferner erkennt man die Verwundung der Leber an der Gelb-Sucht, wenn die Augen und die Haut des Körpers gelb ausſehen, welches von der verhinderten Abſonderung der Galle entſteht; wiewohl man dieſen Zufall alsdann nicht wahrnimmt, wenn nur die obere Fläche der Leber verwundet worden, ohne daß die Wunde tief in die Subſtanz derſelben gedrungen iſt. Die Leber-Wunden ſind nicht alle ſo gefährlich, und gar tödlich, wie man ehedem geglaubt hat, ſondern man weis heutiges Tages aus vielfältiger Erfahrung, daß geringere Verletzungen dieſes Eingeweides allerdings möglich zu heilen ſind. Man hat aber unter ſolchen geringern Verletzungen nur diejenigen zu verſtehen, wo nur die äuſſere Fläche, und der erhabene oder convexe Theil der Leber verwundet iſt, ſo, daß keine große Gefäße dabey mit verletzt ſind; denn alsdann kann das Blut, welches heraus fließt, nicht in die Höhle des Unter-Leibes kommen, ſondern fließt zur äuſſern Wunde heraus; und auſſerdem kann man auch unmittelbar zu ſolcher Wunde kommen, und die Suppuration und Heilung befördern. Sie ſind alſo keinesweges an ſich tödlich, ſondern man bringt ſie zuförderſt mit Digeſtiv-Mitteln zur Suppuration,

Her-

§. 7. Pulsabat igitur vulnus mihi cum, vt 1. praesentia pericula, 2. imminentem exitium aestimarem.

§. 8. Praesentia symptomata erant: Inconstantia. Epithymia, anxietas praecordiorum & tolerabilis dolor.

§. 9. Ad compescendum inconstantiam initio huius febris ex spiritu quodam rectificatissimo, cum ipsum scyphio Dippelii applicatisque vulneri linteaminibus spiritu cochleariae & matricali impraegnatis, igitumque debita munita, aperto simul vase metuens decessi lecticae, cum pedes id medicae gentis suaderent.

§. 10. Adnexo naribus acetoso spiritu exhibitoque potiunculo confortante seminarium ad se redibat animumque resumebat constantem, anxietas praecordiorum dolorisque abdominis superstites querens.

§. 11. Neque haec duo poterant adeo veloci successione fugari. Dissecta enim linea alba musculique abdominis adscendentes, descendentes, transversales et recti cum peritonaeo nec non ligamentum hepatis rotundum vtique a fibris dissectis & reflectentibus tensionem pulsu, dolores, et, quantum hi musculi ad respirationem conferunt, nunc eiusdem difficultatem anxietatemque praecordiorum producebant.

§. 12. Interim blande resoluentibus, temperantibus et bezoardicis (*) remediis, quantum status praesens requirebat, succurrebam, nec saeculos paregoricos vulneri imponendos omittebam, abdomen saepius spiritu nervino simul fouendo.

§. 13. Nox imminebat, vbi aeger per aliquot horas placida fruitur quiete, expergefactus non nisi de dolore abdominis a vulnere versus vmbilicum conquerens, pulsus tamen simul duritiem sentit. Continuatis autem bezoardicis remediis adiectis traumaticis variae formae per diem melius se habet, paucumque quem permittebam, capit cibum.

§. 14. Vulnus tempore matutino apertum coagulato repletum sanguine admittebat tamen iniectionem balsamicam ex essentia myrrhae, succini, balsamo Peruviano

(*) Bezoardica waren 1735 ein Mode-Mittel, in unsern Zeiten aber sind sie nicht mehr Mode. K.

viano et Copaiuae. Aeger inuerſo ſitu in abdomen prouolutus, cum conſtanter hoc ſitu vti nollet, tentabatur, an quid extrauaſati ſanguinis cum Mixtura iniecta profluueret, cuius circiter drachmae duae proueniebant. Facta denuo iniectione applicatoque emplaſtro ſtyptico Crollii et ſuperimpoſitis ſacculis reſoluentibus hac vice aeger quieti reſtituebatur, tempore veſpertino eadem ratione vulnus tractatum & deligatum ſanguinem non amplius plorabat.

§. 15. Secundam igitur noctem eadem tranquillitate transegit, niſi quod tuſſicula quietem aliquando interturbauerit aluumque reddiderit.

§. 16. Tertia die ſanguis coagulatus cedere vulnusque ad maturitatem accedere coepit, neque methodo coepta pergere dubitauimus, aegro leuato quodammodo, praeter tuſſim; qui morbi ſtatus eandem & ſequenti nocte & die tenebat faciem.

§. 17. Nox tamen inquieta ſequitur, abdomen tumidum indurescit, anxietas praecordiorum augetur, calorque intenditur, et aluus obſtruitur, & vrina ex fusco rubra apparet, ſine ſedimento.

§. 18. Alium, niſi tuſſim, haec ſymptomata non agnoſcebant fontem. Diaphragma enim ſurſum cum impetu per vices commotum hepar eodem motu poſt ſe trahebat. Quo fiebat vt ligamentum rotundum laeſum tenderetur irritationemque grauiorem pateretur, hinc dolor verſus vmbilicum, quorſum tendit hoc ligamentum. Accedit quod eadem fabula in laeſo peritonaeo luderetur, doloresque circa vulnus augerentur, affluxus itaque maior humorum concitaretur, tumorque abdominis durus produceretur, & reſpiratio impediretur, hinc anxietas praecordiorum ſequeretur.

§. 19. Membranaceae & neruoſae igitur hae partes irritatae reliquum genus neruoſum vasculoſumque in conſenſum trahentes, & ad fortiorem inordinatumque motum & conſtrictionem inuitantes, circulum ſanguinis intendunt febremque inducunt.

§. 20. Quinta igitur die cum primo diluculo vulnus conſiderarem, ligamentum hepatis tumidum doloroſumque (*) fibril-

(*) Nach der damahligen Theorie. K.

fibrillasque discissas corruptas, hepatis vulnus crementa, incorruptum tamen, pulsu sub cremore curioso spectaculo vibrante, inueniebam.

§. 21. Ligamentum igitur hepatis circum circa rotundis firmabam cum essentia myrrhae, succini, balsamo peruuiano & oleo terebinthinae applicatis, singulisque quatuor horis id reperebam, vulneri hepatis essentiam myrrhae cum melle rosato cum syphone admouebam, rotundamque mollissimam filo ligatam, ne in cauitatem abdominis caderet, cum balsamo de Copaiua applicabam, vulnus abdominis linteaminibus discerptis spiritumque nitrosi nudefactis replebam, emplastro diachylo simplici firmabam, singulisque quatuor horis repetebam, & ad aëream temperandum inter ligandum carbones ignitos admouebam, saccolosque emollientes & resoluentes imponi curabam; abdomine simul saepius cum spiritu bezoardico & cochleariae inuncto & clysmate emolliente & leniente adhibito.

§. 22. Internis medicamentis mixturae scilicet bezoardicae & traumaticae pulueriique bezoardico resoluenti addebam emulsionem refrigerantem potumculumque confortantem & anodynam.

§. 23. Quae solerter adhibita per diem, nox sequebatur placida & quieta. Hora tertia nocturna vbi denuo vulnus deligabam, pus laudabile ab omni parte propullulans fibrillas & peritonaei & ligamenti rotundi corrupcas sponte abstergebat remouerique faciebat, & optimam de recuperanda sanitate spem dabat. Aeger omnia recensita symptomata remota commonstrabat, erectaque fiduciam testabatur fronte. Dolores fugati, tumor maximam partem remotus, partes corruptae separatae, succus nutritius praesens, pulsus bonus, alvus aperta & vrina turbida mox ad naturalem magis accedens, omnem mali ominis metum eiiciebant.

§. 24. Sequenti igitur sexto die erecto situ aegrum constituebam cum leuamine. Tempore matutino & vespertino ipsum deligabam, iisdemque adhibitis iniectionibus balsamicis & applicato balsamo de Copaiua. Nec bonum diem prior sequebatur nox, quam totam somno peregit placido.

§. 25.

§. 25. Ita decimus praeterlapſus dies, vbi hepar reſtitutum ligamentumque rotundum ſanatum ſecure vulnus externum claudi poſſe promittebat.

§. 26. Nec ad id perficiendum opus erat futura cruenta, cum tanta lymphae gelatinoſae affluеret copia, quae citiſſime hiatum replere & carne occludere poterat, dum modo id permittere ob laeſiones interiores e re fore crederemus.

§. 27. Continuatis igitur balſamicis ſupra laudatis decimo quinto die cicatrix perfecta nec indecora comparebat, paucisque diebus poſt, vt aeger libero frueretur aëre permittebam.

Schuß-Wunden der Leber ſind ſchwerer zu heilen, leichter noch die mit Seiten-Gewehr.

Leber-Wurm, ſiehe oben, S. 379, und 502, f.

Leber-Wurſt, eine Art Würſte von gehackter Leber und einigen Gewürzen. Siehe Wurſt.

Lebern, ein Zeit-Wort, welches im gem. Leben einiger Gegenden für laben und liefern oder geliefern üblich iſt. Sich lebern, gerinnen. Geleberte Milch, gelabte, oder geronnene. Siehe Geliefern, Th. XVII, S. 115; Lab, Th. LVIII, S. 8, und Leber 1, oben, S. 339.

Lebetage, ſiehe unten Lebtage.

Lebetage-Recht, Jus advitalitatis; ſ. eb. daſelbſt.

Leber-Stein, Lebetum lapis; ſ. Laver-Stein, im LXVI Th., S. 566.

Lebgün, ſiehe Lobegin.

Lebhaft, ein Bey- und Neben-Wort, lebhafter, lebhafteſte; L. agilis, alacer, impiger, vegetus, vividus; Fr. vif.

1. Leben habend, eine veraltete Bedeutung, in welcher libhaft noch bey dem Ottfried vorkommt; wofür jezt lebendig üblich iſt.

2. So wie man lebt, einem lebendigen Geſchöpfe völlig ähnlich; ein gleichfalls ungewöhnlicher Gebrauch, nach welchem man noch in einigen Gegenden

ſagt, jemanden ganz lebhaft abbilden, d. i. ſo wie er lebt. Im gem. Leben iſt dafür in einigen Fällen noch leibhaftig üblich.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, einen vorzüglichen Grad der Bewegung und des Lebens habend.

(1) In mehr eigentlichem Verſtande. Ein lebhafter junger Menſch, welcher immer in Bewegung iſt. Der Mann iſt ſehr lebhaft. Lebhafte Augen. Es iſt in der Stadt ſehr lebhaft, wenn die Einwohner auſſer ihren Häuſern viele Geſchäfte haben. Der Handel wird ſehr lebhaft getrieben. Ein lebhafter Handel.

(2) Figürlich. a) Von Leidenſchaften und Empfindungen gebraucht, bezeichnet es einen merklichen Grad ihrer Stärke. Eine lebhafte Freude. b) Ein lebhafter Verſtand, welcher eine Sache ſchnell und deutlich begreift. c) Eine anſchauende Erkenntniß habend, und darin gegründet. Ein lebhafer Gedanke. Eine lebhafte Schreib-Art. d) Die lebhafte Geſichts-Farbe, die hohe Farbe, welche ein geſunder Menſch in ſeinen beſten Jahren zu haben pflegt. In noch weiterer Bedeutung, iſt eine lebhafte Farbe, eine jede Farbe, welche einen vorzüglichen Grad der Höhe und des Glanzes hat. Bey den Scharlach-Färbern, heißt lebhaft machen, Fr. aviver, oder zuweilen rancir, dem Rothen Feuer geben, oder machen, daß es in das Gelbliche oder Pomeranzenfarbige falle. Es geſchieht auf Wolle, vermittelſt ſaurer Sachen, als: rothen oder weißen Weinſtein, Weinſtein-Rahm, Eſſig, Citron-Saft, Scheide-Waſſer ꝛc. wovon man mehr oder weniger nimmt, nach dem die Farbe mehr oder weniger Orange werden ſoll.

In allen dieſen Fällen iſt lebhaft dem todt entgegen geſetzt, weil es, wie aus der erſten Bedeutung erhellet, eigentlich lebendig bezeichnete.

Daher die Lebhaftigkeit, L. Alacritas, Vivacitas; Fr. Vivacité, die Eigenſchaft eines Dinges, da es lebhaft iſt, in allen Bedeutungen des vorigen Wortes. Inſonderheit wird Lebhaftigkeit auch von glänzenden, ſtolzen, ſchimmernden und nicht gequälten Farben geſagt. Die auf ein Mahl gemahlten Bilder haben daher, wenn der Ton ihrer Farben gut iſt, eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit.

In den ſchönen Künſten, wird das Wort lebhaft oft und in mancherley Bedeutungen gebraucht, die allemahl eine gute Eigenſchaft anzeigen. Lebhaft iſt, was viel Leben hat; das Leben aber beſteht überhaupt in einer innern oder eigenthümlichen wirkenden Kraft der Dinge. Aber es ſcheint, daß nicht die Größe, ſondern die ſchnelle Aeuſſerung dieſer Kraft den Nahmen der Lebhaftigkeit bekomme. Es giebt Menſchen von kalter Sinnes-Art, die mit ausnehmend ſtarker, und doch gelaſſener Kraft wirken, aber deswegen nicht unter die Lebhaften gezählt werden. Alſo ſcheint der Begriff des Lebhaften etwas Schnellwirkendes, oder einen geringen Grad des Feurigen, anzuzeigen.

Lebhafte Farben ſind helle Farben, die zugleich das Auge ſtark rühren, und etwas Glänzendes haben. Lebhaft in der Muſik, und in dem Tone der Rede, iſt das, was ſtark und zugleich ſchnell vorgetragen wird. Lebhaft iſt der Geiſt, der ſchnell faßt, und dabey ſchnell von einem Begriffe auf den andern kommt; aber dieſe Schnelligkeit, ohne Deutlichkeit der Vorſtellung, ſcheint bloß Flüchtigkeit zu ſeyn. Lebhaft iſt das Gemüth, welches ſtark, aber zugleich ſchnell empfindet, und eben ſo ſchnell von einer Empfindung

ſagt, jemanden ganz lebhaft abbilden, d. i. ſo wie er lebt. Im gem. Leben iſt dafür in einigen Fällen noch leibhaftig üblich.

3. In engerer und gewöhnlicherer Bedeutung, einen vorzüglichen Grad der Bewegung und des Lebens habend.

(1) In mehr eigentlichem Verſtande. Ein lebhafter junger Menſch, welcher immer in Bewegung iſt. Der Mann iſt ſehr lebhaft. Lebhafte Augen. Es iſt in der Stadt ſehr lebhaft, wenn die Einwohner auſſer ihren Häuſern viele Geſchäfte haben. Der Handel wird ſehr lebhaft getrieben. Ein lebhafter Handel.

(2) Figürlich. a) Von Leidenſchaften und Empfindungen gebraucht, bezeichnet es einen merklichen Grad ihrer Stärke. Eine lebhafte Freude. b) Ein lebhafter Verſtand, welcher eine Sache ſchnell und deutlich begreift. c) Eine anſchauende Erkenntniß habend, und darin gegründet. Ein lebhafer Gedanke. Eine lebhafte Schreib-Art. d) Die lebhafte Geſichts-Farbe, die hohe Farbe, welche ein geſunder Menſch in ſeinen beſten Jahren zu haben pflegt. In noch weiterer Bedeutung, iſt eine lebhafte Farbe, eine jede Farbe, welche einen vorzüglichen Grad der Höhe und des Glanzes hat. Bey den Scharlach-Färbern, heißt lebhaft machen, Fr. aviver, oder zuweilen rancir, dem Rothen Feuer geben, oder machen, daß es in das Gelbliche oder Pomeranzenfarbige falle. Es geſchieht auf Wolle, vermittelſt ſaurer Sachen, als: rothen oder weißen Weinſtein, Weinſtein Rahm, Eſſig, Citron-Saft, Scheide-Waſſer ꝛc. wovon man mehr oder weniger nimmt, nach dem die Farbe mehr oder weniger Orange werden ſoll.

In allen diesen Fällen ist lebhaft dem todt entgegen gesetzt, weil es, wie aus der ersten Bedeutung erhellet, eigentlich lebendig bezeichnete.

Daher die Lebhaftigkeit, L. Alacritas, Vivacitas; Fr. Vivacité, die Eigenschaft eines Dinges, da es lebhaft ist, in allen Bedeutungen des vorigen Wortes. Insonderheit wird Lebhaftigkeit auch von glänzenden, stolzen, schimmernden und nicht gequälten Farben gesagt. Die auf ein Mahl gemahlten Bilder haben daher, wenn der Ton ihrer Farben gut ist, eine bewundernswürdige Lebhaftigkeit.

In den schönen Künsten, wird das Wort lebhaft oft und in mancherley Bedeutungen gebraucht, die allemahl eine gute Eigenschaft anzeigen. Lebhaft ist, was viel Leben hat; das Leben aber besteht überhaupt in einer innern oder eigenthümlichen wirkenden Kraft der Dinge. Aber es scheint, daß nicht die Größe, sondern die schnelle Aeusserung dieser Kraft den Nahmen der Lebhaftigkeit bekomme. Es giebt Menschen von kalter Sinnes-Art, die mit ausnehmend starker, und doch gelassener Kraft wirken, aber deswegen nicht unter die Lebhaften gezählt werden. Also scheint der Begriff des Lebhaften etwas Schnellwirkendes, oder einen geringen Grad des Feurigen, anzuzeigen.

Lebhafte Farben sind helle Farben, die zugleich das Auge stark rühren, und etwas Glänzendes haben. Lebhaft in der Musik, und in dem Tone der Rede, ist das, was stark und zugleich schnell vorgetragen wird. Lebhaft ist der Geist, der schnell faßt, und dabey schnell von einem Begriffe auf den andern kommt; aber diese Schnelligkeit, ohne Deutlichkeit der Vorstellung, scheint bloß Flüchtigkeit zu seyn. Lebhaft ist das Gemüth, welches stark, aber zugleich schnell empfindet, und eben so schnell von einer Empfindung

gar entfernt übersehen. Aus dieſen beyden Begriffen läßt ſich beſtimmen, was der lebhafte Charakter bey Menſchen ſey.

Dem Lebhaften iſt ganz das Ruhige, auch das Kalte gerade entgegengeſetzt; doch ſcheint auch das Sanfte, Gefällige und Freundſchaftliche ihm einige Mühe entgegen zu ſetzen. Jenes widerſpricht dem Lebhaften ganz, und unſtatthaft mannichfaltig; dieſes macht einen gefälligen Gegenſatz, und iſt auch in ſeiner Art angenehm. In den ſchönen Künſten gefällt das Lebhafte eben ſo gut, als das Sanfte; jedes an ſeinem Orte, und in der genauen Uebereinſtimmung mit dem Charakter des Ganzen. Der Künſtler muß ſanft oder lebhaft ſeyn, nach Beſchaffenheit des Gegenſtandes, den er behandelt, oder der Vorſtellung und Empfindung, die er zu erwecken hat.

Die Lebhaftigkeit hat an ſich ſelbſt, ohne Rückſicht auf ihre Urſachen oder Wirkungen, etwas, das gefällt. Denn wie wir überhaupt Leben und Bewegung der Ruhe vorziehen, ſo gefällt es uns auch, wenn in dem Leben und in der Thätigkeit bisweilen einige lebhafte Augenblicke vorkommen. Indeſſen ſcheint es doch, daß die Lebhaftigkeit, ſowohl in dem Fortgange des Lebens, als in den Gegenſtänden des Geſchmackes, eigentlich nur als eine Würze zur Erhöhung der gewöhnlichen Vorſtellungen diene. In dem geſellſchaftlichen Umgange der Menſchen würde eine anhaltende Lebhaftigkeit ermüden; kommen aber bisweilen zwiſchen die gewöhnlichen Scenen des Lebens einige von größerer Lebhaftigkeit, ſo geben ſie dem Geiſte und dem Gemüthe einen neuen Schwung und neue Kräfte. Aber eine lange anhaltende Lebhaftigkeit ermüdet zu ſehr, hemmet die Wirkungen einer ruhigen Vernunft, und hindert den Menſchen, zu der Gründlichkeit und Standhaftigkeit zu kommen, deren er ſonſt fähig wäre. Man kann bey ganzen Völkern,

wie

wie bey einzelen Menschen, die Beobachtung machen, daß eine allgemeine und anhaltende Lebhaftigkeit sie nicht zu der Größe des Geistes und Herzens kommen läßt, der die Menschen überhaupt fähig sind.

Hieraus folgt, daß in Werken des Geschmackes das, was man vorzüglich lebhaft nennt, ohne Nachtheil nicht allgemein werden darf. Es scheint, daß die neuern französischen Kunstrichter die Lebhaftigkeit für die erste und vornehmste Eigenschaft eines guten Schriftstellers halten; das erste Lob, das sie denen Schriften, die ihnen gefallen, geben, zielt meistentheils dahin ab; eine hinreißende feurige Schreib-Art ist allemahl das, was sie vorzüglich loben, aber es ist gerade das, was man bey den Alten am seltensten findet. So ist auch ihre Instrumental-Musik; und eben dieser Geschmack des Lebhaften findet sich auch in ihren zeichnenden Künsten.

Der Mensch ist nie lebhafter, als im Zorn und in der Freude; deswegen auch die Lebhaftigkeit der Gedanken und des Ausdruckes sich am besten zu diesen beyden Leidenschaften schicken. In der Rache kommen bisweilen beyde zusammen, und alsdann entsteht eine sehr große Lebhaftigkeit, wovon wir in folgender Stelle des Horaz (*) ein schönes Beyspiel haben:

Audivere, Lyce, DI mea vota; DI
Audivere, Lyce; fis anus, et tamen
Vis formosa videri.

Die Werke des Geschmackes, deren Haupt-Charakter Lebhaftigkeit ist, können den Nutzen haben, träge, kalte, auch zu ernsthafte Gemüther etwas zu ermuntern. Vorzüglich können lebhafte Lieder mit guten Melodien diese Wirkung thun. Es würde in manchem Falle für die Erziehung der Jugend vor-

(*) L. IV. 13.

theilhaft seyn, wenn man unter den gangbaren Werken der Dichtkunst eine Anzahl solcher Lieder hätte, davon man zur Ermunterung der Gemüther, denen es an Lebhaftigkeit fehlt, Gebrauch machen könnte. Alles Scherzhafte, darin wahre Lebhaftigkeit herrscht, wenn nur sonst nichts, was den guten Geschmack beleidigt, darin ist, kann zu dieser Absicht angewendet werden.

Die Lebhaftigkeit eines Gesellschafters, gehört mit Recht unter die guten und vorzüglichen Eigenschaften desselben. Durch sie bringt er das Nützliche und Angenehme in den Zirkel, wo er sich befindet; durch sie giebt er der zur Unterhaltung der Gesellschaft bestimmten Zeit unvermerkt einen schnellen Fluß, und setzt sich überhaupt in den Stand, zu Erlangung gesellschaftlicher Endzwecke das brauchbarste und zureichendste Mittel zu werden. Es ist daher diese Eigenschaft, wegen ihrer ausgebreiteten Vortheile in Absicht der Gesellschaft jederzeit als ein untrieglicher Probier-Stein von der Tauglichkeit und Untauglichkeit eines Menschen zur Gesellschaft angenommen worden, dergestalt, daß nach dem darin üblichen Rede-Gebrauche, lebhaft seyn und einen guten Gesellschafter abgeben; nicht lebhaft seyn und sich nicht zur Gesellschaft schicken, meistentheils gleichgeltende Redens-Arten sind.

So allgemein aber die Menschen darin übereinkommen, daß die Lebhaftigkeit ein unentbehrliches Stück in dem Charakter eines guten Gesellschafters sey, so uneinig sind sie in dem Begriffe und in ihren Urtheilen von der Lebhaftigkeit selbst. Die Erfahrung ein Zeuge hiervon. Eine Person wird oft von dieshaft genannt, welche von jenen für schläfrig, ch von andern in Ansehung der Gesellschaft gar t gehalten wird. Die verschiedenen Vorstell-

stellungen von dem, was lebhaft heißt, sind der Grund so verschiedener Urtheile über eine und eben dieselbe Person; und da nur eine davon die richtige seyn kann, so dürfte es wohl nicht undienlich seyn, dieselbe unter so vielen verschiedenen Begriffen aufzusuchen, und, so viel möglich, zu bestimmen, damit man theils wirklich lebhaften Personen diese Beschaffenheit nicht auf eine ungegründete Weise absprechе, theils aber auch andern auf keine unverdiente Weise beylege.

Will man dasjenige also angeben, was zu der gesellschaftlichen Tugend der Lebhaftigkeit gehört, so wird man zuvor bestimmen müssen, was Leben überhaupt sey, weil dieselbe ohne dieses nicht bestehen kann. Das Wort Leben wird, wie ich im LXVI Th., S. 693, gezeigt habe, sowohl von leblosen, als lebendigen Dingen gebraucht, und hat also nach der Verschiedenheit dieses Gebrauches verschiedene Bedeutungen, welche alle im Allgemeinen darin zusammen kommen, daß Leben so viel heißt, als in Absicht auf eine gewisse Sache wirksam seyn. Das Leben einer Sache besteht demnach in einer solchen Beschaffenheit derselben, nach welcher sie, in einer gewissen Beziehung genommen, wirksam ist. Es wird mithin auch zur Lebhaftigkeit eine Beschaffenheit erfordert werden, nach welcher in Absicht eines gewissen Gegenstandes eine Wirksamkeit sich äussert. Doch dieses ist noch nicht genug. Die Lebhaftigkeit ist nicht einerley mit dem Leben; sie schließt etwas mehr in sich, und dieses muß bestimmet werden. Betrachten wir den Begriff des Lebens, so ist darin der Grund der Wirksamkeit noch nicht angegeben worden. Setzt man diesen fest, so bekommt man zwey verschiedene Arten des Lebens, zu deren einer die Lebhaftigkeit gehört. Der Grad unterscheidet sich von einem andern durch das Größere und durch das Kleinere. Die Wirk-

samkeit einer Sache kann also eine größere und eine kleinere seyn. Wenn wir uns einen lebhaften Gesellschafter vorstellen, so werden wir nicht lange ungewiß seyn können, welcher Grad der Wirksamkeit bey der Lebhaftigkeit zu setzen sey. Wir werden, durch diesen und durch andere Beyspiele überführt, einhällig den höhern Grad der Wirksamkeit bey der Lebhaftigkeit annehmen, und den kleinen, den geringern Grad derselben der Schläfrigkeit überlassen. Dieses voraus gesetzt, so kann man sagen, daß die Lebhaftigkeit, überhaupt genommen, eine solche Beschaffenheit einer Sache sey, vermöge welcher sie in Absicht einer gewissen Sache in einem höhern Grade wirksam ist.

Man wird aus diesem Begriffe ohne viele Mühe einsehen, was zur Lebhaftigkeit eines Gesellschafters gehört; denn man darf nur an statt der gewissen Sache, in Absicht deren die Lebhaftigkeit geschäftig ist, den Begriff der Gesellschaft setzen, so wird die Lebhaftigkeit des Gesellschafters eine solche Beschaffenheit desselben seyn, vermöge deren er in Absicht der Gesellschaft in einem höhern Grade sich wirksam beweiset. Die Gesellschaft läßt sich nicht ohne einen Endzweck denken. Man kommt zusammen, um eine gewisse Absicht zu erreichen. Derjenige Gesellschafter demnach, der sich zu Erreichung des Endzweckes einer gewissen Gesellschaft nicht in gemeinem Grade wirksam bezeigt, verdient mit Recht den Nahmen eines lebhaften Gesellschafters.

Die Endzwecke der Gesellschaften sind verschieden. Man kann sie aber überhaupt auf zwey Arten theilen, nähmlich auf gute, und böse. Die Erfahrung lehrt, daß es in Absicht der leztern eben so lebhafte Gesellschafter geben könne, als in Absicht der erstern. Es wird demnach aus diesem Gesichtspuncte eine doppelte Art der Lebhaftigkeit in Gesellschaften erscheinen.

scheinen: eine moralisch gute, und eine moralisch böse. Dieses wird uns Gelegenheit geben, den Begriff eines lebhaften Gesellschafters etwas genauer zu bestimmen. Derjenige, der sich zur Erreichung eines bösen Endzweckes einer gewissen Gesellschaft in derselben sehr geschäftig beweiset, der schwächt sowohl bey sich, als bey den übrigen Gliedern, welche in die böse Absicht der Gesellschaft einstimmen, die Fertigkeit und Kräfte zum Guten in einem hohen Grade. Er macht sich und seine Gesellschaft immer unwirksamer zum Guten, immer untüchtiger zur Tugend und zu den großen Absichten vernünftiger Geschöpfe. Der Verlust aber von der Wirksamkeit in Beziehung auf eine gewisse Sache, heißt, in der allgemeinsten Bedeutung, der Tod. Er tödtet sich demnach nebst seiner Gesellschaft durch diese Art der Lebhaftigkeit auf eine moralische Weise. Eine Lebhaftigkeit aber, die mit Zernichtung einer Lebhaftigkeit in Absicht auf das Gute verknüpft ist, ist eine unerlaubte, und in der That keine, sondern nur eine scheinbare Lebhaftigkeit. Es wird demnach diejenige allein, welche zu Erlangung eines guten Endzweckes bloß beschäftigt ist, eine wahre genennet werden können, und derjenige allein lebhaft seyn, der diese leztere besitzt, oder zu Erreichung eines guten Endzweckes einer gewissen Gesellschaft in einem höhern Grade wirksam ist.

Wo Endzwecke erreichet werden sollen, müssen Mittel angewendet werden. Allein, die Mittel sind wieder von verschiedener Art. Es giebt geschickte und ungeschickte Mittel. Auch in Ansehung dieser muß die Lebhaftigkeit betrachtet werden, wenn man die Erkenntniß von derselben genauer machen will. Geschickte Mittel sind solche Mittel, welche den Grund von der Wirklichkeit des Endzweckes enthalten; diejenigen aber, durch welche der Endzweck nicht

erlangt

erlangt wird, sind in Absicht auf denselben ungeschickt. Es ist nicht schwer, zu bestimmen, welche Art der Mittel für die Lebhaftigkeit gehöre. Es sind bloß die geschickten. Wer ungeschickte Mittel zu Erreichung eines Endzweckes in Gesellschaften anwendet, der braucht entweder solche, die etwas anders bewirken, als der vorgesetzte Endzweck erfordert, oder solche, die gar das Gegentheil von der gesellschaftlichen Absicht bewirken, oder solche, die sehr wenig zu ihrer Erlangung beytragen. In allen drey Fällen beweiset man sich nicht in einem höhern Grade zu Erreichung eines gewissen gesellschaftlichen Endzweckes wirksam, man kann folglich nicht lebhaft seyn, sondern man führt sich in dem ersten Falle, nach dem gewöhnlichen Ausdrucke, in der Gesellschaft wie ein Narr auf; im zweyten, als einen Störer derselben; und im dritten, als einen Schläfrigen. Die geschickten Mittel sind allein hinlänglich, das Ziel der Gesellschaft zu erreichen. Ein lebhafter Gesellschafter ist demnach ein solcher, der in einem höhern Grade bloß zu Erreichung eines guten Endzweckes einer Gesellschaft durch geschickte Mittel wirksam ist.

Die geschickten Mittel sind wieder von doppelter Gattung. Sie sind entweder moralisch gut, oder moralisch böse. Es ist gar nichts Widersprechendes, daß man böse Mittel anwenden könne, um einen Endzweck, der an und für sich gut seyn kann, dadurch zu erreichen. Wie viel Gesellschaften findet man nicht, wo man das Vergnügen zur Absicht hat, eine Absicht, die auf keine Weise getadelt werden kann! und wo man böse unerlaubte Mittel anwendet, um das Vergnügen zu erreichen? Allein, es ist widersprechend, daß alsdann eine an und für sich gute Absicht noch eine gute bleiben sollte, wenn sie durch unerlaubte [illegible] wirklich wird. Der nothwendige Zusammen[illegible]schen der Wirklichkeit des Endzweckes, der, auſſer

ausser dem Zusammenhange betrachtet, gut war, und den bösen Mitteln, die ihn hervorbringen, verdirbt alles Gute an demselben, welches er ausser der Verbindung hatte, und macht ihn, in Ansehung der Ausführung und Erlangung, zu einem bösen. Eine Gesellschaft aber, darin moralisch böse Endzwecke wirklich werden, ist in sofern selbst moralisch böse, und die Lebhaftigkeit, die man in so weit äussert, ist eine bloß scheinbare, und keine wahre. Moralisch böse geschickte Mittel werden folglich keine Mittel eines lebhaften Gesellschafters seyn können, sondern er wird jederzeit den guten Endzweck einer Gesellschaft durch geschickte gute Mittel, in einem höhern Grade wirksam, zu erreichen bemüht seyn.

Unter den geschickten guten Mitteln, einen guten Endzweck wirklich zu machen, sind einige so beschaffen, daß sie nicht mehr wirklich machen, als ein gewisser bestimmter Endzweck erfordert, einige aber so, daß dadurch noch mehr wirklich wird, als der gewisse bestimmte Endzweck in sich enthält. Jene sind ihrem Endzwecke genau angepaßte oder angemessene Mittel; dieses überflüssige, in sofern sie etwas noch über die Absicht wirklich machen. Da die Lebhaftigkeit durch eine von diesen beyden Gattungen der geschickten guten Mittel wirksam seyn muß, so möchte man nicht unbillig fragen, durch welche von diesen Arten die wahre Lebhaftigkeit sich wirksam bezeigen müßte? Und in der That liegt auch ein neues Merkmahl einer wahren Lebhaftigkeit in der richtigen Bestimmung und Beantwortung dieser Frage. Die Lebhaftigkeit ist eine solche Beschaffenheit eines Gesellschafters, vermöge der er zu dem Endzwecke einer Gesellschaft durch gute geschickte Mittel wirksam ist. Aus diesem Begriffe kann man einsehen, daß, wenn er nur in einem höhern Grade zu Erreichung des Endzweckes geschäftig ist, er nicht weiter verbunden werden könne; denn

er ist nur zu Erreichung der gesellschaftlichen Absicht verpflichtet, aber nicht zu Bewirkung eines mehrern, das über diese hinaus geht. Die Weisheit, welche nichts umsonst thut, mischt sich auch hier mit ein, um die Schranken einer wahren Lebhaftigkeit zu bestimmen, und schließt die Einrichtung und Stärke der Mittel bloß auf die Erlangung der Absicht ein. Da die Weisheit eine Tugend ist, und die Lebhaftigkeit ebenfalls, so können sie einander nicht aufheben, sondern müssen mit einander verbunden, ja die Lebhaftigkeit muß durch die Weisheit bestimmet und eingerichtet werden, weil die Lebhaftigkeit, wenn sie eine wahre und keine scheinbare ist, gute Mittel zu Erreichung eines guten Endzweckes anwenden muß, die Weisheit aber eine Verbindung guter Mittel mit guten Endzwecken ist. Die wahre Lebhaftigkeit muß demnach unter den geschickten guten Mitteln einen gemeinschaftlichen guten Endzweck zu bewirken, bloß solche wählen, die nicht mehr wirklich machen, als der bestimmte gesellschaftliche Endzweck leiden will und erfordert. Ueberschreitet ein Lebhafter diese Schranken, und ist wirksamer als die Absicht der Gesellschaft es erfordert, und leiden will, so bleibt er nicht mehr lebhaft, sondern er fällt in einen Fehler, den man die Ausgelassenheit zu nennen pflegt. Die Lebhaftigkeit hat also ihre Gränzen auf beyden Seiten, welche sie nicht überschreiten muß, wenn sie auf der einen Seite nicht zur Ausgelassenheit, auf der andern aber nicht zur Schläfrigkeit werden soll. Ein lebhafter Gesellschafter wird sich vor beyden hüten, und, zu Vermeidung der leztern, in einem höhern Grade zu Erreichung der gesellschaftlichen Absicht wirksam seyn, es aber, zu Vermeidung des erstern, bloß [illegible]che, geschickte gute Mittel seyn, die nicht [illegible]machen, als der jedesmahlige bestimmte [illegible]er Gesellschaft verstatten will.

Soll

Soll ein lebhafter Gesellschafter zu Erhaltung des Endzweckes durch dazu geschickte Mittel wirksam seyn, so muß er die Absicht der Gesellschaft stets vor Augen haben, die Mittel daraus erfinden, und sich alsdann in die erforderliche Wirkthätigkeit setzen. In seinen Handlungen muß eine Beziehung auf den Haupt-Endzweck und die unter demselben begriffenen Neben-Endzwecke Statt haben. Es muß in seinen Handlungen nichts gefunden werden, was ohne alle Wirkung auf die gesellschaftlichen bestimmten Absichten wäre, oder denselben gar zuwider liefe. Es muß eine Uebereinstimmung unter ihnen selbst, ein Zusammenhang zwischen ihnen und den unmittelbaren Absichten, die sie bewirken sollen, und eine Harmonie unter allen diesen mit den vornehmsten und Haupt-Endzwecken der Gesellschaft seyn. Denn wie wäre es sonst möglich, daß der Endzweck der Gesellschaft erreichet werden könnte, wenn die Handlungen nicht darnach eingerichtet würden? Durch dieses Merkmahl unterscheidet sich die Lebhaftigkeit von der Flüchtigkeit, einer Beschaffenheit, die gar zu oft mit der Lebhaftigkeit verwechselt wird, und es eben so wenig ist, als wenig ein Irrwisch ein Licht ist, welches einen Reisenden seinen Absichten gemäß führt. Die Flüchtigkeit setzt sich keinen gewissen Endzweck vor, noch viel weniger leidet es ihre Beschaffenheit, einen Haupt-Endzweck immer vor Augen zu haben, und daraus die Neben-Endzwecke, und nach denselben die Handlungen als die Mittel, einzurichten. Es ist ihr dieses allzu mühsam und allzu langweilig. Sie liebt die Verschiedenheit überhaupt, aber nicht die Verschiedenheit, die nach gewissen Absichten und Regeln geordnet ist, und mit einer Haupt-Sache in einer genauen Verbindung steht. Sie entfernt sich daher öfters von der Haupt-Absicht der Gesellschaft. Sie bringt nicht selten leere Handlungen in Beziehung auf die-

beywohnenden Geschicklichkeit, und trompetete dazu. Die ganze übrige Gesellschaft wurde hierdurch aufgebracht, man hörte nichts als Unzufriedenheit, Verweise, Erinnerungen, und ein Gemisch von zänkischen Stimmen. Aeolus aber ließ sich hierdurch nicht irre machen, sondern paukte und trompetete fort, wenn er sich verantwortet hatte, und schien gleichsam durch diese kriegerische Musik die Gesellschaft zur Fortsetzung des Streites anfeuern zu wollen. Was diese nicht endigen konnte, endigte endlich ein anderer Zufall. Es wurde nähmlich von ungefähr ein Ochs vor dem Hause vorbey getrieben, und da dieser nicht ohne Brummen fortschritt, so hörte dieses Aeolus. Aeolus ist einer von denjenigen, die es für einen besondern Vorzug eines Menschen halten, die Stimmen der Thiere nachahmen zu können. Er hatte also kaum das Brummen gehört, so fing er an mit dem Ochsen um die Wette zu brummen. Dieses machte die Hunde, welche in dem Zimmer waren, aufrührisch; sie bellten. Aeolus hörte auf zu brummen, und fing auch an zu bellen. Die Hunde bellten wieder, und das Getöse ward so allgemein darüber, daß die Gesellschaft aus einander gehen mußte; Aeolus aber lachte.

Ich habe dieses Beyspiel angeführt, um den Unterschied des flüchtigen Gesellschafters in Ansehung desjenigen, der eine wahre Lebhaftigkeit besitzt, etwas sinnlicher zu machen. Es enthält dasselbe keine zusammengelesene Züge aus vielen besondern flüchtigen Charaktern, sondern in der That wirkliche, und manchen Gesellschaftern ganz besonders eigene, welche aber, wegen des ausserordentlichen Grades der Flüchtigkeit, die Stelle einer Schilderung im Allgemeinen vertreten können. Aeolus hat [illegible]keit genug. Hände, Füße, Knie, Zunge, [illegible] ist in Bewegung. Er ist sogar in einem

nem höhern Grade geschäftig, zu dem Vergnügen der Gesellschaft seinen Theil mit beyzutragen. Aber er ist ein Störer derselben; er verursachet Unzufriedenheit und Mißvergnügen. Nun wird man denjenigen, der uns durch seine Gesellschaft mißvergnügt und unzufrieden macht, der unsere Endzwecke störet, niemahls unter die Lebhaften haben zählen hören. Aeolus wird also bey aller Verschiedenheit seiner Handlungen nicht lebhaft genennet werden können, sondern zu den Flüchtigen, seiner Aufführung wegen, gerechnet werden müssen. Der Grund liegt darin, daß er viele Handlungen vornimmt, die nicht aus dem Endzwecke der Gesellschaft, in der er sich befindet, hergeleitet werden können, mithin ungeschickte Mittel, denselben zu erreichen, abgeben. Ein Lebhafter wird daher die Mittel, den gesellschaftlichen Zweck zu erlangen, jedes Mahl aus ihm selbst erfinden, und nach demselben einrichten. Die Mittel denselben zu erreichen, sind nichts anders, als die Handlungen des Gesellschafters; da nun die Handlungen verschiedener Art sind, so entsteht die Frage: was für Arten der Handlungen überhaupt schicklich seyn, um die Absicht einer Gesellschaft zu erreichen?

Alle Handlungen eines Menschen müssen überhaupt entweder von der Seele allein, oder zugleich von ihr durch den Körper verrichtet werden. Die Handlungen sind demnach entweder körperliche, oder solche, die ohne Beyhülfe des Körpers geschehen. Ein Gesellschafter soll seinen Theil beytragen, um die Absicht der Gesellschaft zu erreichen; dieses erfordert Handlungen einer vernünftigen Seele, und da dieses nicht ohne körperliche Handlungen geschehen kann, so müssen diese mit den Handlungen der Seele verbunden werden. Handlungen der Seele und Handlungen des Körpers sind also die zwey Haupt-Arten der Mittel, wodurch ein lebhafter Gesellschafter wirk-

sam seyn muß. So viel die Seele Kräfte und Vermögen hat, so viel giebt es wieder besondere Arten der Handlungen der Seele. Es werden folglich Handlungen der Empfindungs-Kraft, der Einbildungs-Kraft, des Erdichtungs-Vermögens, des Gedächtnisses, des Witzes, des Verstandes, des Urtheilungs-Vermögens und der Vernunft, Statt haben, und einem lebhaften Gesellschafter, von Seiten seines Verstandes, nach Erforderniß der Gesellschaften den Endzweck derselben zu erhalten, behülflich seyn müssen. Von Seiten des Willens giebt es Handlungen, die aus einer deutlichen Einsicht in Bewegungs-Gründe erfolgen, aber auch solche, die man Triebe und Affecten nennt. Die Affecten setzen die Seele in einen lebhaften Zustand; sie werden also, durch die Regeln der Vernunft regiert, kein unschickliches Mittel seyn, dessen ein lebhafter Gesellschafter im nöthigen Falle sich bedienen kann, so wie bey andern Gelegenheiten die übrigen Wirkungen des Willens von ihm glücklich werden angewendet werden können. Wenn die Handlungen der Seele, welche gegen Andere an den Tag geleget werden, die gehörige Wirkung haben sollen, so müssen die Handlungen des Körpers denselben gemäß eingerichtet werden. Die Geschicklichkeiten des Körpers, und die den ungen der Seele gemäß bestimmten Bewegun- Augen, der Hände, der Füße, und des gan- pers, die Mienen, die Rede, der Ton, die che, und alle andere durch Uebung erlangte rigkeiten, werden, die Wirkungen der Seele zur haftigkeit zu erheben, vornehmlich erforderlich seyn. e diese verschiedene Arten der Handlungen werden Lebhaftigkeit weit geschickter seyn, wenn in ihnen tigkeit herrscht, als wenn sie langsam verrich- en. Ich habe dieses etwas umständlicher des- s einander gesetzt, um den Ausdruck: in ei-

nem

5. Der Besitzer einer wahren Lebhaftigkeit muß einen gebesserten Willen haben; denn er soll durch Handlungen den Endzweck erreichen, diese aber können ohne den Willen nicht vollbracht werden. Dieser aber muß gebessert seyn, damit er nicht zu Erreichung eines moralisch bösen gesellschaftlichen Endzweckes mit wirke, und von der wahren zur scheinbaren Lebhaftigkeit verführet werde, sodann aber auch bey guten Endzwecken sich vor bösen Handlungen hüten könne.

6. Ein Besitzer der wahren Lebhaftigkeit muß geschwinde und geübt im Erfinden seyn, mithin eine gute Erfindungs-Kraft haben; denn er soll den Endzweck der Gesellschaft durch gute geschickte Mittel zu erreichen, nach seinen Kräften bemühet seyn, die Mittel aber und deren Tauglichkeit sind jederzeit aus dem Endzwecke zu schließen und herzuleiten. Sind aber die Mittel gefunden, so gehört auch eine geschickte Verbindung und Anwendung derselben dazu, wenn die Erreichung des Endzweckes Statt haben soll. Es muß daher

7. ein Besitzer der wahren Lebhaftigkeit Klugheit besitzen; denn die Klugheit ist die geschickte Anwendung der durch die Weisheit erfundenen Mittel. Man wird es oft aus der Erfahrung wahrnehmen, daß jemand Fähigkeiten in keinem geringen Grade besitzt, daß er Fertigkeiten von verschiedenen Arten hat, daß er nicht langsam im Erfinden ist, aber die erfundenen Mittel nicht geschickt verbinden und auf die Erreichung des Endzweckes anwenden kann. Die Klugheit ist es, die aus der ganzen Menge der Fertigkeiten, die ein lebhafter Gesellschafter sich erworben hat, diejenigen in Anwendung bringt, die man bey jedesmahligem Vorfalle nöthig hat. Sie ist es, die von den sich zudrängenden Einfällen des Witzes nur diejenigen wählt, welche den wahren Charakter desselben

Gesellschaften eben deswegen nicht tugendhaft seyn können, ob sie sich gleich so stellen.

3. Ferner muß derjenige, der die wahre Lebhaftigkeit besitzen will, gute Fähigkeiten von Natur erhalten haben, solche aber nicht roh und unbearbeitet liegen lassen, sondern die dadurch erlangten Fertigkeiten immer mehr und mehr zu vergrößern suchen. Denn ein lebhafter Gesellschafter muß viele verschiedene Arten von Fertigkeiten verbinden, um die Absicht seiner Gesellschaft zu erreichen; Fertigkeiten aber setzen Fähigkeiten voraus. Hieraus folgt, daß derjenige, der nicht viele Fähigkeiten von Natur empfangen hat, eine nur sehr eingeschränkte und kleine Lebhaftigkeit erhalten, derjenige aber, der viele empfangene Fähigkeiten nicht ausbessert und zu Fertigkeiten erhebt, keine große erreichen könne, ob er gleich die Anlage dazu hat; daß derjenige, der seine Fertigkeiten verliert, den Grad seiner Lebhaftigkeit nach dem Grade des Verlustes schwäche, und derjenige, der seine Fertigkeiten vermehrt, seine Lebhaftigkeit nach dem Grade der Vermehrung vergrößere, mithin es keinen Widerspruch in sich schließe, daß jemand, der zuvor nicht lebhaft war, es nachher noch werden könne.

4. Derjenige, der ein Besitzer der wahren Lebhaftigkeit seyn will, muß eine gereinigte Vernunft und ein scharfes Urtheilungs-Vermögen haben; denn er soll die Endzwecke der Gesellschaften beurtheilen, und, ehe er sich in Wirksamkeit setzt, untersuchen, ob sie auch moralisch gut sind. Nun giebt es ein scheinbares und ein wahres Gute; beydes wird gemeiniglich mit einander verwechselt. Es ist daher eine Schärfe des Urtheiles nöthig, um die Verwirrung zu entdecken, und das Blendende in dem Scheine zu vermeiden.

Es giebt daher verschiedene Grade der Lebhaftigkeit. Dasjenige Alter demnach, worin man die mehreste Kenntniß, die meisten Fertigkeiten hat, darin beyde Theile in Absicht auf ihre Verschiedenheit die stärksten sind, ist das lebhafteste in Absicht auf die andern. Daher verringert dasjenige Alter, in welchem die Gemüths-Kräfte schwächer werden, und der Körper sowohl, als die Seele, ihre Fertigkeiten dem Grade nach verlieren, die Lebhaftigkeit, und man sieht daher, warum alte Leute gemeiniglich nicht mehr so lebhaft sind, wie sie es in jüngern Jahren waren.

10. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn man eine Fähigkeit, oder etliche allein, anbauet, die andern dadurch stumpf werden. Wer das Gedächtniß meistentheils übt, und die Urtheilungs-Kraft nachsetzt in der Uebung, der wird stumpf im Urtheilen; und eben so wird das Gedächtniß durch den Mangel der Uebung geschwächt, wenn man dieselbe bloß auf die Urtheilungs-Kraft richtet. Gleiche Bewandtniß hat es mit den andern Kräften der Seele. Ein Verstand, der sich bloß oder mehrentheils mit allgemeinen Dingen beschäftigt, wird stumpf zu den sinnlichen; und eine Seele, die sich vorzüglich mit dem Sinnlichen beschäftigt, kann sich nicht wohl zu dem Allgemeinen erheben. Wer demnach seine Lebhaftigkeit nicht schwächen, sondern sie im Gegentheil vermehren will, der übe weder bloß die Kräfte der höhern Erkenntniß-Vermögen, noch allein die untern Seelen-Kräfte, noch auch allein die Kräfte des Körpers, sondern gebe den Uebungen in allen diesen ein solches Verhältniß, daß keine Fertigkeit und keine Fähigkeit, der andern wegen, merklich leide, weil er sonst durch Schwächung und Zernichtung gehabter Fähigkeiten die Sphäre seiner Lebhaftigkeit enger und kleiner macht. Ein lebhafter Gesellschafter aber ist verbunden, sie immer, so viel möglich, größer und weiter zu machen.

ben an sich tragen, und läßt uns niemahls in den Fehler verfallen, den diejenigen begehen, die, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, in den Tag hinein schwatzen, oder unvernünftiges Zeug plaudern. Sie macht uns vorsichtig, daß wir durch unsere Worte und Mienen niemand beleidigen, und lieber unsere unzeitigen und zweydeutigen Einfälle, als unsere Freunde, verlieren mögen. Sie ist eine der unentbehrlichsten Gefährtinnen eines lebhaften Gesellschafters, wenn er diesen ehrenvollen Nahmen behaupten, und in der Gesellschaft eine harlequinmäßige Aufführung vermeiden will.

8. Weil ein lebhafter Gesellschafter immer den Endzweck der Gesellschaften vor Augen haben muß, so muß er dasjenige, was ihn daran hindern kann, aus dem Wege räumen. Denn wofern dieses nicht ist, so kann er nicht in dem gehörigen Grade zu Erreichung des Endzweckes wirksam seyn. Er muß daher in der Gesellschaft frey von Zerstreuung, frey von fremden Gedanken seyn. Er muß seine häuslichen Beschäftigungen und Sorgen, welche sich dazu nicht schicken wollen, nicht mit bey sich tragen. Er muß Herr über seine Leidenschaften seyn, damit er durch den hohen Grad ihrer Unbändigkeit nicht von dem Ziele abgewandt, und in Einrichtung der Mittel nach dem Endzwecke gehindert werde. Da die Furcht und Blödigkeit in Gegenwart Anderer große Hinderniſſe in der Aufmerksamkeit auf die gegenwärtigen Umstände sind, in denen man sich befindet, so wird ein Lebhafter auch von diesen sich vor andern frey zu machen haben, und sich einer anständigen Freymüthigkeit und der Gegenwart des Geistes befleißigen müssen.

9. Je mehr jemand weis, je mehrere Fertigkeiten jemand hat, je verschiedener Art diejenigen Dinge sind, die er weis, je geschickter er in der Verbindung aller dieser Dinge ist, desto lebhafter kann er seyn.

Es

Es giebt daher verschiedene Grade der Lebhaftigkeit. Dasjenige Alter demnach, worin man die mehreste Kenntniß, die meisten Fertigkeiten hat, darin beyde Theile in Absicht auf ihre Verschiedenheit die stärksten sind, ist das lebhafteste in Absicht auf die andern. Daher verringert dasjenige Alter, in welchem die Gemüths-Kräfte schwächer werden, und der Körper sowohl, als die Seele, ihre Fertigkeiten dem Grade nach verlieren, die Lebhaftigkeit, und man sieht daher, warum alte Leute gemeiniglich nicht mehr so lebhaft sind, wie sie es in jüngern Jahren waren.

10. Die Erfahrung lehrt, daß, wenn man eine Fähigkeit, oder etliche allein, anbauet, die andern dadurch stumpf werden. Wer das Gedächtniß meistentheils übt, und die Urtheilungs-Kraft nachsetzt in der Uebung, der wird stumpf im Urtheilen; und eben so wird das Gedächtniß durch den Mangel der Uebung geschwächt, wenn man dieselbe bloß auf die Urtheilungs-Kraft richtet. Gleiche Bewandtniß hat es mit den andern Kräften der Seele. Ein Verstand, der sich bloß oder mehrentheils mit allgemeinen Dingen beschäftigt, wird stumpf zu den sinnlichen; und eine Seele, die sich vorzüglich mit dem Sinnlichen beschäftigt, kann sich nicht wohl zu dem Allgemeinen erheben. Wer demnach seine Lebhaftigkeit nicht schwächen, sondern sie im Gegentheil vermehren will, der übe weder bloß die Kräfte der höhern Erkenntniß-Vermögen, noch allein die untern Seelen-Kräfte, noch auch allein die Kräfte des Körpers, sondern gebe den Uebungen in allen diesen ein solches Verhältniß, daß keine Fertigkeit und keine Fähigkeit, der andern wegen, merklich leide, weil er sonst durch Schwächung und Zernichtung gehabter Fähigkeiten die Sphäre seiner Lebhaftigkeit enger und kleiner macht. Ein lebhafter Gesellschafter aber ist verbunden, sie immer, so viel möglich, größer und weiter zu machen.

11. Der Begriff der Lebhaftigkeit lehrt uns, daß ſie eine praktiſche Tugend eines Geſellſchafters ſey: die Vortheile alſo, die von einer praktiſchen Tugend überhaupt zu erwarten ſind, werden auch hier durch die Ausübung dieſer Tugend in Geſellſchaften zu erwarten ſeyn. Damit man aber die Ausübung derſelben ſich erleichtere, muß man ſolche Geſellſchaften wählen, in denen man nach dem jedesmahligen Maße ſeiner Fähigkeiten und erlangten Fertigkeiten lebhaft ſeyn kann. Denn wählt man ſolche, die außer der Sphäre eines gewiſſen Grades der Lebhaftigkeit liegen, ſo kann man als ein lebhafter Geſellſchafter nicht zum Endzwecke der Geſellſchaft mit-wirkſam ſeyn, man bleibt ein ſtummer Zuhörer, und wird ſich und der Geſellſchaft oft zur Laſt. Aus der Ausübung dieſer Tugend ſelbſt wird man alsdann für ſich noch beſonders die Hinderniſſe und die Mängel entdecken können, welche die Lebhaftigkeit hindern und unvollkommen machen. Man wird alsdann überzeugt werden können von dem Grade ſeiner Unterhaltungs-Kraft, nach dem man aus den Wirkungen ſeiner eigenen Handlungen bey den Geſellſchaften ſieht, ob man geſchickte Mittel gewählt habe, oder nicht. Man wird aus der Geſchwindigkeit oder Langſamkeit ſeiner Handlungen ſchließen können, ob man das gehörige Maß von der Gegenwart des Geiſtes, von der feurigen Einbildungs-Kraft, von dem Witze, und den andern dazu erforderlichen Gaben, habe. Denn wenn unſere Kräfte von Andern in Wirkung geſetzt werden, ſo offenbaret ſich uns ihr Vermögen weit deutlicher, und gewiſſer, als wenn wir uns ohne Proben und Prüfungen ihren Gehalt vorſtellen. Der Witz eines Geſellſchafters überfällt uns von ungefähr; wir werden verwirrt; wir antworten, und antworten ſo, daß wir uns noch mehr verwickeln; wir haben Mühe, uns aus dem Netze heraus zu ziehen. Wie lehrreich können

nen nicht solche Zufälle für einen nachdenkenden lebhaften Gesellschafter werden! Was für Ermunterung giebt uns nicht ein Fehltritt, der uns so theuer zu stehen gekommen ist, auf das Künftige die schlüpfrige Bahn zu vermeiden, und uns von der Seite zu verstärken, wo es uns noch fehlt! Jener weise Ausspruch: lerne dich selbst kennen! ist einem Gesellschafter in Absicht der Lebhaftigkeit ungemein vortheilhaft; und er kann sich nicht besser kennen lernen, was diesen Punct betrifft, als wenn er in Gesellschaften ist, und sich bemühet, lebhaft zu seyn. Seine eigene Fehltritte werden sichere Führer für ihn auf die Zukunft werden. Die Muster Anderer werden ihn ermuntern, und zugleich unterrichten. Die Fehler Anderer werden ihn warnen können. Die Uebung aber in der Lebhaftigkeit selbst wird ihn geschickter und ungezwungener, mithin auch angenehmer in dieser Art der Aufführung machen.

12. Vielleicht will man wissen, welche Temperamente sich am besten zur Lebhaftigkeit schicken. Ich kann aus dem, was ich von den Eigenschaftrn eines lebhaften Gesellschafters gesagt habe, überhaupt antworten, daß diejenigen sich am besten zur Lebhaftigkeit schicken, die mit den mehresten Fähigkeiten, in Ansehung des Verstandes, des Willens und des Körpers, verbunden sind. Allein, wenn ich weiter bestimmen soll, ob es das sanguinische, oder cholerische, oder das phlegmatische, oder das melancholische sey, so werde ich diese Bestimmung unerörtert lassen. Ich habe bemerkt, daß wenn von der Güte der Temperamente, und ihrem Verhältnisse gegen eine Vollkommenheit des Verstandes oder des Willens, die Rede gewesen ist, man oft durch Angabe und Benennung desjenigen, welches das beste für diese oder jene Vollkommenheit wäre, Gelegenheit bey den Lesern gegeben hat, ihre Eigenliebe rege zu machen, und daß

man unschuldiger Weise die Ursache gewesen ist, daß sie sich ein Temperament beylegten, welches sie doch nicht gehabt haben, bloß, um von der Anzahl derer nicht ausgeschlossen zu seyn, die, ihrem Temperamente nach, den nächsten Anspruch auf diese oder jene Vollkommenheit hatten. Ich befürchte von der gegenwärtigen Bestimmung ein gleiches. Denn die Lebhaftigkeit ist eine von denen Eigenschaften, um deren willen man leicht sein wahres Temperament verkennen, und ein derselben gemäßeres annehmen mag, um ein näheres Recht zu ihrem Besitze sich einzubilden. Ueberdies möchte man aus einer solchen Bestimmung Andern diese gesellschaftliche Tugend deswegen absprechen, weil sie dieses oder jenes Temperament nicht besäßen, und sie Andern, weil sie dieses oder jenes Temperament hätten, beylegen, welches in beyden Fällen ungegründet seyn würde. Ich will daher lieber schweigen. Ich weis, man wird den Phlegmaticum und Melancholicum gewiß nicht darzu rechnen.

13. Ob ich auch die Spiel-Gesellschaften der Lebhaftigkeit fähig halte? Ich sollte es meinen, denn es fallen ja Abwechselungen genug dabey vor. Man darf nur auf die Gesichtszüge und Bewegungen der Spielenden Acht haben, so verändern sie sich öfter, als das Wetter im April. Hier zieht sich auf der Stirn des einen ein Gewitter zusammen, und ein Fluch oder Schwur donnert aus dem Munde heraus; dort schielt die Gewinnsucht und die Neugierde in Karte des Andern. Hier hört man ein spöttisches Lachter; dort mit Fleiß versprochene Worte, die Spiel-Gebrauch eingeführt hat. Bald erhebt die Zanksucht, bald dringt der Widerwille ein: ein Gesellschafter im Spiele schuld daran, daß Spiel gewonnen wird, so hält ihm der andere Fehler vor, den er doch das nächste Mahl selbst und dadurch dem erstern wieder Ursache giebt,

mit

mit ihm zu zanken. Ein Anderer ſchmeißt die Karten weg, und will nicht mehr ſpielen; er ſteht auf, ſetzt ſich wieder, und ſpielt wieder. Ein Anderer ſchimpft. Man ändert die Art des Spieles. Zuvor ſpielte man erlaubte Spiele; man ſchreitet zu unerlaubten. Iſt nicht in ſolchen Spiel-Geſellſchaften Abwechſelung genug? Iſt dieſes alles nicht lebhaft? — Nein, nicht ſo lebhaft, als in denjenigen Spiel-Geſellſchaften, wo alles dieſes wegfällt.

Lebinichen, oder **Lübinichen**, ein der Herrſchaft Storkow eingepfarrtes Dorf, im oberſächſiſchen Kreiſe, von welchem ein kleiner See den Nahmen hat, der zwiſchen dem ſtorkowſchen und lebinichenſchen Felde und riplosſchen Buſch liegt. Vormahls iſt aus demſelben durch den neuen Flöß-Graben oder ſtansdorfer Canal, Holz geflößet worden.

Lebida, ſiehe Lebeda, im LXVI Th., S. 678.

Lebitz, ein Marktflecken in Ungarn; ſiehe Laibitz, im LIX Th., S. 19, f.

Leblos, ein Bey- und Neben-Wort, lebloſer, lebloſeſte, L. inanimatus; Fr. inanimé. Man nennt leblos dasjenige, was kein Leben, d. i. keine eigene Bewegungs-Kraft, hat, im Gegenſatze des lebend; todt nennt man dasjenige, was des Lebens beraubt iſt. Wenn man alſo von einem Dinge ſagt: es iſt todt, ſo ſetzt dieſes allezeit voraus, daß es ein Leben gehabt habe, und nun deſſelben beraubt ſey. Leblos hingegen kann man auch von ſolchen Dingen ſagen, welche niemahls ein Leben gehabt haben. Man ſagt von einem Menſchen: er iſt todt, wenn er zu leben aufgehört hat, oder des Lebens beraubt iſt; imgleichen, ein todtes Thier, ein todter Baum, weil auch der Baum ein gewiſſes Leben hat, deſſen er beraubet werden kann.

Hingegen ein lebloſes Bild, Weish. 15, 5. ein lebloſer Klotz, lebloſer Stein, u. ſ. w. in Abſicht,

ſicht, daß dieſe Dinge niemahls ein Leben gehabt haben. Lebloſe Götzen, Weish. 14, 29.

Todt ſagt man im gewöhnlichen Reden, von allem, was das Leben verloren hat, oder nicht mehr lebt. Ein alter Greis, z. B. kann ſagen: Sie ſind alle todt, die ich in meiner Jugend gekannt habe; aber er wird nicht ſagen: ſie ſind alle leblos. Hingegen braucht man das Wort leblos, bisweilen in einem erhabenen Stil, z. B. Er lag leblos vor mir, oder: Derjenige, vor welchem ſich geſtern noch, alles fürchtete, liegt heute leblos im Sarge, wenn man zu erkennen geben will, es ſey nun faſt nicht anders mit jemand beſchaffen, oder man mache ſich nicht mehr aus ihm, als ob er niemahls gelebt hätte.

Daher die Lebloſigkeit, der Zuſtand eines Dinges, da es leblos iſt.

Lebnah, Libnah, Lobnah, לִבְנָה, LXX. Λεβνα, Vulg. Lebna, Lobna und Labana, eine Stadt in Süd-Judäa. Euſebius und Hieronymus beſtimmen ihre Lage nur im Allgemeinen, indem ſie ſagen, ſie habe in dem Diſtricte von Eleutheropolis gelegen. Man findet ſie in dem Verzeichniſſe der 31 Königs-Städte des alten Kanaans; Joſ. 12, 15. Sie wurde von Joſua erobert, und ihr König mit allen Einwohnern getödtet; Joſ. 10, 29, 30. Bey der Landes-Vertheilung fiel ſie dem Stamme Juda zu, und lag in der Ebene Sephelah; Joſ. 15, 42. Hierauf wurde ſie den Prieſtern eingeräumet; Joſ. 21, 13. 1 Chron. 6, 57. Unter der Regierung Jorams ſtieg das Mißvergnügen der Einwohner ſo hoch, daß ſie von ihm abfielen; 2 Kön. 8, 22. 2 Chron. 21, 10. In der Folge wurde die Stadt von dem aſſyriſchen Könige Sanherib eingenommen; 2 Kön. 19, 8. Jeſ. 37, 8. Sie war der Geburts-Ort desjenigen Jeremiä, deſſen Tochter Hamutal, der König Joſias heyrathete; 2 Kön. 23, 31. 24, 18.

Dieſes

Dieſes Lebnah darf man weder mit dem iſraelitiſchen Lager-Platze in der Wüſte des Schilf-Meeres, 4 Moſ. 33, 20. noch mit dem Schichor-Libnath (dem Fluſſe Belus), noch mit Lebonah in Samarien, wovon der folgende Artikel handelt, verwechſeln.

Bellermann Handbuch der bibliſchen Literatur, 3 Th. (Erf. 1793, 8.) S. 141, f.

Lebonah, Libonah, לִבְנָה, in Samarien, in Weſt-Paläſtina. Man findet dieſen Ort bloß Richt. 21, 19. wo er in Norden von Siloh angeführt wird, ungefähr auf dem Wege von Bethel nach Sichem. Nach Bochart iſt Lebonah, 4 Stunden von Sichem, und war zu ſeiner Zeit ein ſchöner Flecken. Maundrel hat ebenfalls 4 Stunden ſüdwärts von Sichem (Nabolos), den Khan-Leban (die Herberge Leban), und nicht weit von dem Khan weſtwärts das Dorf Leban. Damit ſtimmt überein, was Troilo, Breitenbach, Thomſon ꝛc. von dieſem ſchönen Dorfe ſagen, ſo daß man aus der Aehnlichkeit des Nahmens und aus der paſſenden Lage wohl ſchließen darf, das alte komme mit dem neuen überein. Man darf es weder mit dem Lager-Platze in der Wüſten des Schilf-Meeres, 4 Moſ. 33, 20. noch mit dem im vorhergehenden Artikel beſchriebenen Lebnah oder Libnah in Judäa, verwechſeln.

Bellermann a. ang. O. 2 Th. (Erf. 1790, 8.) S. 509.

Lebtage, (die) ein nur im gemeinen Leben in der vierten Endung des Plurals, und zwar nur mit den poſſeſſiven Fürwörtern, mein, dein, ſein, u. ſ. f. übliches Wort für Lebens-Tage, Lebens-Zeit. Daß du den Herrn — fürchteſt — du und deine Kinder — alle eure Lebetage, (Lebtage) 5 Moſ. 6, 2. Auf daß es uns wohl gehe alle unſer Lebtage, V. 24. Ich werde mich ſcheuen alle mein Lebtage, Eſ. 38, 15. Ich habe ihn mein Lebtage nicht geſehen, in mei-

nem

nem Leben nicht. Wo das Fürwort gemeiniglich um ſein leztes e gebracht wird.

Ein Lebetags-Recht, Jus advitalitatis, beſtellt ein Ehemann ſeiner Frau in ſeinen Gütern und Vermögen, während ſeiner Lebens-Zeit, als eine Verſchreibung.

Königl. preußiſches Reſcript an die weſtpreußiſche Regierung: über den Umfang und die Wirkungen des Juris advitalitatis. De dato Berlin, d. 23 May 1791.

Von Gottes Gnaden Friedrich Wilhelm, König von Preuſſen ꝛc. ꝛc. Unſern ꝛc. Nachdem über den Umfang und die Wirkungen des Juris advitalitatis, welches ein Ehemann ſeiner Frau in ſeinen Gütern und Vermögen per modum Pacti beſtellet, und über den Einfluß, welcher einer ſolchen Verſchreibung auf die Rechte des Ehemannes in Anſehung der Diſpoſition über ſeine Güter während ſeiner Lebenszeit beyzulegen iſt, auch Unſere Geſetz-Commiſſion mit ihrem Gutachten vernommen worden, ſo wird hierdurch feſtgeſezt:

Daß die Diſpoſition des Mannes über ſein Vermögen, bey ſeiner Lebenszeit durch das ſeiner Frau verſchriebene Lebetags-Recht keinesweges eingeſchränkt wird, daß daher auf den bloßen Grund einer ſolchen Verſchreibung, weder zur Eintragung ſpäterer Schulden, noch zur Löſchung des Tituli poſſeſſionis, noch zu andern über ein Immobile zu treffenden Verfügungen, noch zur Löſchung des Juris advitalitatis ſelbſt, wenn gleich daſſelbe auf den Antrag des Beſizers im Hypothekenbuche wirklich vermerkt worden, die Zuziehung und Einwilligung der Ehefrau erforderlich iſt.

Dahingegen muß, auf den Fall, wenn eine ſolche Ehe, wo der Frau das Lebetags-Recht verſchrieben iſt, durch richterliches Erkenntniß getrennt, und der Mann für den ſchuldigen Theil erklart wird, in den

wegen

wegen Abfindung der Frau durch Vergleich oder Erkenntniß festzuſetzenden Beſtimmungen auch das Erforderliche wegen des einer ſolchen Frau ſchon ex tunc zukommenden Genuſſes ihres Lebetags-Rechts nach allgemeinen geſetzlichen Vorſchriften regulirt werden; und iſt es alsdann der Frau unbenommen, ſo weit ihr darnach ein ſolcher wirklicher Genuß ſchon während der Lebenszeit ihres Mannes zukommt, das Nöthige deshalb zur Salvirung ihres dinglichen Rechts im Hypothekenbuche vermerken zu laſſen. Aber auch in dieſem Falle kann die Frau die vor Eintragung dieſes Vermerks von ihrem geſchiedenen Manne über das Immobile bey dem Hypothekenbuche getroffene Diſpoſitiones in praeiudicium tertii keinesweges anfechten. Sind ꝛc. Berlin, d. 23 May 1791.

Ad Mandatum.

v. Carmer.

Lebus, L. Lebuſium, eine kleine Stadt an der Oder, in der Mittelmark Brandenburg. Die umliegende Gegend wird der lebuſiſche Kreis genannt.

Der lebuſiſche Kreis gränzt: gegen Norden, an den ober-barnimſchen Kreis und die Neumark; gegen Oſten, ebenfalls an die leztere; gegen Süden, an die Nieder-Lauſitz, und den bees- und ſtorkowſchen Kreis; und gegen Weſten, an den leztern und ober-barnimſchen Kreis. Die Oder ſcheidet ihn von der Neumark. Des Hrn. geh. R. v. Oesfeld Karte von demſelben, geſtochen von dem Hrn. geh. Secret. Sotzmann, und für gegenwärtiges Werk copiert von Hrn. Kupferſtecher Halle, Fig. 3978, iſt ein ſchönes Blatt.

Der Flächen-Inhalt beträgt 28$\frac{3}{8}$ Quadrat-Meilen.

In dieſem Kreiſe muß die Höhe und der Bruch unterſchieden werden, welcher leztere den beſten Weizen-Acker, und gutes Land für Gerſte und Hafer hat. Von der Höhe hat der beſte hoch gelegene Boden ver-

miſchtes Weizen-, Gerſte- und Haſer-Land; die mittlere Höhe gutes Gerſte-, Haſer- und dreyjähriges Rocken-Land; die ſchlechte Höhe aber gar kein, oder ſchlechtes Gerſte-Land, Haſer- und dreyjähriges Rocken-Land. Im Bruche, iſt Einſaat: beym Weizen 1 Scheff. 6 Metzen; beym Rocken, 1 Scheff. 2 M. bis 1 Sch. 4 M.; Gerſte, 1 Sch. 6 M.; Haſer, 1 Sch. 4 M. bis 1 Sch. 8 M.; Ertrag vom Weizen: 6 Korn; vom Rocken, 4½ bis 5; von der Gerſte, 6 bis 7, und vom Haſer 5½ Korn. Auf der Höhe, nach ihrer Verſchiedenheit, Einſaat: an Weizen, 1 Sch. 4 bis 6 Metzen, Ertrag 5 bis 6 Korn; an Rocken, Einſaat: 10 Metzen, bis 1 Sch. 2 M., Aernde 3 bis 5 Korn; an Gerſte, Einſaat: 1 Sch. bis 1 Sch. 6 M., Ertrag 4 bis 6 Korn; Haſer, Einſaat: 14 M. bis 1 Sch., und Aernde 3 bis 4 Korn.

Von dem Acker-Lande beſitzen die Städte: 12,276 Morgen 178 □Ruthen, als: 7332 M. 85 □R. dreyjähriges, 134 M. 55 □R. fünfjähriges, 2478 M. 108 □R. ſechsjähriges, 1582 M. 90 □R. neunjähriges, und 749 M. 20 □R. zwölfjähriges Land; das platte Land aber: 33744 M. 29 □R., nämlich: 30486 M. 54 □R. dreyjähriges, 1670 M. 149 □R. ſechsjähriges, 834 M. 174 □R. neunjähriges, und 752 M. 12 □R. zwölfjähriges Land.

Die königlichen Waldungen betragen 33,906 Morgen 40 □Ruthen; und die ſtädtiſchen Waldungen, 18,961 Morgen 126 □Ruthen.

Im Bruche giebt es meiſtens zweyſchürige oder doch gute einſchürige, auf der Höhe aber ſchlechte zwey- und einſchürige Wieſen.

Den Zuſtand dieſes Kreiſes von 1625, hat der Landſchafts-Einnehmer Heinrich Schulz 1679 beſchrieben, und nach dem Catalogo enthielt der Kreis: 996 Hufenn oder Bauren, 1048 Kothſaſſen, 40 Schmiede

de (ohne 90 Lauf-Schmiede), 221 Hausleute und Einwohner, 77 Hirten, 60 Schäfer, 72 Fischer, und 7 halbe Fischer, 26 Müller, 15 Kostknechte, 5 Schwein-Hirten, 57 Gärtner, 2 Leinweber, 1 Hammer-Meister.

Wenn die Ritterschaft der Mittelmark 627 Rthlr. 16 Gr. aufzubringen hat, trägt der lebusische Kreis dazu 94 Rthlr. 3 Gr. 8 Pf. bey; und wenn die Ritterschaft und Städte der Mittelmark 171 Rthl. 22 Gr. $9\frac{3}{5}$ Pf. aufbringen, so giebt der lebusische Kreis 25 Rthlr. 19 Gr. Die Hufen und Aecker sind 1686, zum Behuf der Contribution in eilf Classen abgetheilt. Im J. 1685 brachte die Contribution monathlich nur 492 Rthlr. 8 Gr. 10 Pf.; nachmahls ist sie bis auf 1278 Rthlr. 15 Gr. 8 Pf. gestiegen. Die mittelbare Stadt Fürstenwalde giebt zu allen ordentlichen und ausserordentlichen Abgaben des Kreises, den vierzehnten Theil; wenn also dieser in einem Jahre 17426 Rthlr. 11 Gr. aufbringen muß, trägt Fürstenwalde dazu 1147 Rthlr. 17 Gr. bey, und das übrige tragen die vier andern der Contribution unterworfenen Städte, der Flecken Lindow, und die Dörfer. 1749 bis 50 wurde die jährliche Contribution auf 19,487 Rthlr 20 Gr. gesetzt; doch betrug sie von 1774 bis 1779, jährlich nur 16,493 Rthlr. 5 Gr. 7 Pf., bis 16,788 Rthlr. 20 Gr. 7 Pf. Die alte Anlage zum Cavallerie-Geld, war 5961 Rthlr. 23 Gr.; nachher sind von 1749 bis 50, noch 369 Rthlr. 7 Gr. hinzugekommen, so daß sie seitdem 6331 Rthlr. 6 Gr. betragen hat.

Im J. 1773, rechnete man bey der kurmärk. Kriegs- und Domainen-Kammer, in diesem Kreise 19 königliche und 42 adeliche Vorwerke; 30 königliche, 55 adeliche und 4 Kämmerey-Dörfer; 25 königliche, 32 adeliche, 17 städtische, und 8 gewissen

Eigenthümern zugehörige Mühlen, und 8 Königliche Aemter.

Im J. 1786, hatte der Kreis 3 unmittelbare (immediate) und 3 mittelbare (mediate) Städte, 1 Flecken, 113 Dörfer, 15 Ziegelöfen, 1 Theer-Ofen, 6619 Feuerstellen, nämlich: 2548 in Städten, und 4071 auf dem platten Lande.

Städte: Frankfurth an der Oder, Müncheberg, Müllrose, Fürstenwalde.

Königliche Aemter: Lebus, Sachsendorf, Golzow, Friedrichsaue, Wollup, Lietz, Fürstenwalde, Tzetzen.

Adeliche und andere Oerter: Falkow, Damsdorf, Obersdorf, Münchehofe, Albertinenhof, Hennersberg, Petersdorf, Tzetzenwerder, Podelzig, Trebus, Treplin oder Pleßig, Treplin, Lietz, Oetsch, Carsow, Demnitz, Dabersdorf, Dübberow, Dolgelin, die eschendorfische Mühle, Falkenberg, Falkenhagen, Friedersdorf, Gärtlsdorf, Gorgast, Gusow, Hasenwerder, Hasenfelde, Hennersdorf, Hennersdorf, Jacobsdorf, Johannisfelde, Hohen-Jehlitz, Nieder-Jehlitz, Kunbenow, Kühnwerder, Kunersdorf, Lichtenberg, Lichten, Hohen-Lindow, Nieder-Lindow, Neu-Lindow, Lossow, Alt-Madlitz, Neu-Madlitz, Marienhof oder Markgrafendorf, Marxdorf, Mixen, Neuendorf, Neuentempel, die Niederlage bey Treplin, Ortwig, Petersdorf, Petershagen, Plankow, Rosow, Quappendorf, Quilitz, Reetzen oder Retzen, Rosengarten, Alt-Reetzthal, Neu-Reetzthal, Sarrersdorf, Wüsten-Sarrersdorf, Sternhöfel, Sternsdorf, Neuen Tempel, Tempelberg, Trebitz, Trebus oder Trebus, Treplin, Tuchehand, Tzschetzschow, Wilmersdorf, Werbig, Werneuchsee, Wulkow bey Frankfurth oder Wüsten-Wulkow, und Wulkow bey Quilitz.

Einwohner waren, mit Einschluß des Militair, 49,879, als: 20,981 in Städten, wovon 17,213 zum Civil-Stande und 3768 zum Militair gehören; und 28,898 auf dem Lande, mit Einbegriff des beurlaubten Militair.

Vieh hatte dieser Kreis: 127,873 Stück, als: 12,059 Pferde; 9966 Ochsen; 14,308 Kühe;

5586 Stück jung Vieh; 67,735 Schafe, und 18,219 Schweine.

Die Getreide-Ausſaat, betrug 7,038 Wiſpel, und zwar: an Weizen, 490; an Rocken, 3068; an Gerſte, 2137, und an Hafer 1343 Wiſpel.

Zur Conſumtion, wurden 28,257 Stück Vieh erfordert, nähmlich: 2564 Ochſen und Kühe; 13,071 Schafe und Hammel; 6863 Kälber, und 5759 Schweine, ſo, daß 99,616 Stück Vieh übrig blieben. An Getreide hatte man, mit Einſchluß des Saat-Kornes, 27,055 Wiſpel nöthig; als: 2483 W. Weizen; 11,560 W. Rocken; 7110 W. Gerſte, und 5912 W. Hafer.

Im J. 1765 bis 1767, wurden in dieſem Kreiſe, mit einem Aufwande von 38,366 Rthlr., 123 Büdner-Familien angeſetzt, und zwar 70 Familien im Amte Fürſtenwalde, 40 im Amte Lebus, und 13 im Amte Biegen zu Ober-Lindow und Duberow.

Im J. 1759, litt der Kreis viel von Ruſſen und Oeſtreichern.

Das königliche Amt Lebus, iſt aus dem ehemahligen Bisthume Lebus entſtanden, welches der pohlniſche Fürſt Miezislav, im J. 695 in Rothrußland, (man weis aber nicht, an welchem Orte), geſtiftet, und ſein Nachfolger Boleslav recht eingerichtet hat. Es hat alſo nicht vom Anfange an das lebuſiſche Bisthum geheißen. Um das Jahr 1300 war es zu Göritz, und endlich wurde es von Lebus benennet, als dieſe Stadt an das Bisthum kam, welche Benennung auch beybehalten wurde, als die Dom-Kirche zu Fürſtenwalde erbauet war. Schon 1252 hatten der Markgraf von Brandenburg und der Erz-Biſchof von Magdeburg Antheil an dem Lande Lebus, wie aus einer Urkunde in Gerken's Cod. dipl. brand. To. I. p. 39. 40. erhellet, welche die Erzählung des Chronici Magdeb. bey Meibom, To. 2, p. 331, be-

ſtätigt, daß Erz-Biſchof Wilbrand zugleich mit dem Markgrafen von Brandenburg, Lebus erobert und getheilt habe, welches gegen die Mitte des 13ten Jahrh. geſchehen ſeyn muß. In eben gedachtem Gerkenſchen Codice, iſt, S. 63, eine Urkunde von 1336 zu finden, in welcher Otto, Erz-Biſchof zu Magdeburg, den Markgraf Ludwig zu Brandenburg mit Stadt, Haus und Land Lebus belehnet. Unterdeſſen erkennt doch Biſchof Peter nebſt dem Dom-Capitel, in einer Urkunde von 1369, die im Codice diplom. regni Poloniae et magni duc. Lit. To. I. p. 594. 595. zu finden iſt, den pohlniſchen König Caſimir für ſeinen und ſeiner Kirche wahren Herrn und Patron. Das Bisthum iſt übrigens immer landſäſſig geweſen. Als Biſchof Johann VIII. 1555 geſtorben war, trug das Capitel die Verwaltung des Bisthumes dem Markgrafen Joachim Friedrich zu Brandenburg auf, welcher daſſelbe, als er 1598 die kurfürſtliche Regierung antrat, ſeculariſirte, und zugleich das Dom-Capitel aufhob. Seitdem begreift das Amt Lebus 1 Stadt, nähmlich die Stadt Lebus, 6 Dörfer, (wovon eins halb adelich iſt) und 4 Vorwerke. Unter dieſem Amte ſteht zum Theil der lebuſiſche Forſt, der andere Theil gehört zum Amte Frauendorf; beyde Theile haben einen Flächen-Inhalt von 2,430 Morgen, 59 Quadrat-Ruthen; nähmlich jener 1357 M. 98 □R., und dieſer 1072 M. 141 □R., und werden mit 1060 Stück Rindvieh, 568 Pferden, und 9700 Schafen, betrieben.

Die Stadt, die Dörfer und Vorwerke, die zu dem Amte Lebus gehören, ſind folgende:

1. Lebus, eine Mediat-Stadt an der Oder, 1 Meile von Frankfurth an der Oder, 10 Meilen von Berlin, iſt in gerader Linie 1200 Schritt lang, hatte aber ehedem eine weit anſehnlichere Größe, und an 14,000 Einwohner, mit 4 Kirchen. Sie liegt zwiſchen

ſchen Anhöhen, in einer Tiefe, daher ſie nicht auf ein Mahl überſehen werden kann, und alſo ſchlecht in die Augen fällt. Sie iſt 1598 ganz, 1605 größtentheils, und 1633 abermahl ganz abgebrannt, hat auch 1686 beträchtlichen Brand-Schaden erlitten, und iſt durch dieſe Unglücks-Fälle herunter gekommen. Im J. 1779 hatte ſie, nebſt 3 Waſſer-Mühlen, 181 Häuſer, und 1011 Einwohner vom Civil-Stande.

Fruchtbarkeit der Ehen, und Verhältniß der Gebornen zu den Ehen, in Lebus (*).

In den 15 Jahren, von 1742 bis 1756, gaben 10 Ehen faſt 40 Kinder.
— — 8 — — von 1757 bis 1764, — — — — 33 Kinder.
— — 11 — — von 1765 bis 1775, — — — — 36 Kinder.

Liſte der Gebornen, der Todtgebornen, und der geſtorbenen Sechswöchnerinnen.

Jahre.	Sämmtliche Geborne. Söhne.	Töchter.	Summe.	Darunter Todtgeborne Söhne.	Töchter.	Summe.	Verhältniß der Todtgebornen zu allen.	Geſtorbene Sechswöchnerinnen.	Verhältniß derſelben zu allen Geburten.
1742-1746	138	141	279	4	6	10	27,7	5	55
1747-1751	147	135	282	6	8	14	20,1	3	94
1752-1756	140	133	273	1	4	5	1 : 54,6	4	1 : 68
1757-1764	168	152	320	5	4	9	35,5	4	80
1765-1769	165	159	324	9	3	12	27	3	108
1770-1775	211	202	413	16	8	24	17,2	7	59
S. 34 J.	969	922	1891	41	33	74	1 : 25,5	26	1 : 72,5

Solchemnach ſind in 34 Jahren, von 1742 bis 1775, unter 1891 Gebornen, 74 todt zur Welt gekommen. Dieſe ſind zu allen, wie 1 zu 25,5. Und unter 1891 Wöchnerinnen ſind 26 geſtorben, die zur Summe ſind, wie 1

(*) Nach Hrn. Baumann, Predigers in Lebus, Angabe, in Deſſen neuen Ausgabe von Süßmilchs göttlicher Ordnung ꝛc. 3 Th. Berl. 1776, gr. 8.

zu 72,5. Hierunter ſind 9 in der Geburt, das iſt Eins unter 210.

Da in 34 Jahren gegen 922 Töchter, 969 Söhne geboren ſind, ſo verhalten ſich jene zu dieſen, wie 1000 zu 1051.

Liſte der gebornen Zwillinge.

Jahre	Sämmtliche Geborne.	Darunter Par Zwillinge	Alſo 1 Par unter	Dreylinge.	Von 85 Zwillings-Kindern ſind in der erſten Woche geſtorben.
1742 — 1746.5 J.	279	3	93	—	4
1747 — 1751.5 J.	282	5	56	—	6
1752 — 1756.5 J.	273	7	39	—	6
1757 — 1764.8 J.	320	7	45	—	9
1765 — 1769.5 J.	324	11	29	—	14
1770 — 1775.6 J.	413	8	51	1	12
Summe 34 Jahr.	1891	41	46	1	51

Solchemnach ſind in 34 Jahren, von 1742 bis 1775, unter 1891 Gebornen, worunter die Todtgebornen mitgezählt ſind, 41 Par Zwillinge, (unter welchen 22 Par einerley, und 19 Par verſchiedenen Geſchlechtes waren,) und ein Mahl Dreylinge geweſen, die Todtgebornen mitgerechnet. Es ſind alſo unter 46 Geburten 1 Par Zwillinge geweſen, und darunter 7 Kinder todt zur Welt gekommen, die zu 85 Kindern ſind wie 1 zu 12. Oder: unter den Zwillings-Geburten iſt das 12te Kind todt zur Welt gekommen, da ſonſt in der Totalität nur das 25ſte oder 26ſte ein todtgebornes war. So viel größer iſt alſo die Gefahr bey Zwillingen. Mit Inbegriff der Todtgebornen, ſind von dieſen 85 Kindern, 51 in der erſten Woche ihres Lebens geſtorben, und nur 34 haben die erſte Woche überlebt. Hätten dagegen dieſe 42 Mütter nur 42 Kinder zur Welt gebracht, ſo würden davon, nach dem gewöhnlichſten Verhältniſſe an kleinen Orten, nur 10 im erſten Jahre geſtorben ſeyn, und 32 das erſte Jahr gelebt haben. Da es alſo unter die Seltenheiten gehört, daß von Zwillingen eins oder beyde am Leben bleiben, ſo würde die häufigere Geburt derſelben nur die Sterb-

Sterblichkeit vergrößern helfen, und der Vermehrung der Menschen mehr hinderlich, als beförderlich, seyn. Es wäre gut, wenn in den Listen größerer Orte auch hierauf mit gesehen würde.

Liste der Getrauten, der ehelichen und unehelichen Kinder.

Jahre.	Getraute Pare.	Sämmtliche Geborne.			Darunter uneheliche.			Verhältniß der unehelich. zu allen gebornen.
		Söhne.	Töchter.	Summe.	Söhne.	Töchter.	Summe.	
1742—1746	73	138	141	279	6	4	10	1 : 27
1747—1751	57	147	135	282	10	4	14	1 : 20
1752—1756	80	140	133	273	7	10	17	1 : 16
1757—1764	97	168	152	320	17	11	28	1 : 11
1765—1769	97	165	159	324	9	11	20	1 : 16
1770—1775	105	211	202	413	14	9	23	1 : 18
S. 35 Jahr.	509	969	922	1891	63	49	112	1 : 16,8

Eben Derselbe Hr. Pred. Baumann, macht, a. ang. O., S. 424, einen Versuch einer neuen Quelle nützlicher Beobachtungen in Ansehung der Lebens-Jahre, bekannt. Es war Derselbe schon längst auf die Gedanken gekommen, ob es nicht seinen guten Nutzen haben könnte, wenn über die confirmirten Kinder eben sowohl, als über die Getauften und Verstorbenen, Kirchen-Verzeichnisse gehalten würden. Er hat deshalb, da er von seiner Pfarre ein genaues 28jähriges Verzeichniß derselben hatte, von demselben einigen Gebrauch machen wollen, den er in nachstehender Tabelle zur Beurtheilung darlegt.

Liste der Getauften und der confirmirten Kinder.

Jahre.	Getaufte. Söhne.	Töcht.	Summe.	Confirmirte. Söhne.	Töcht.	Summe.	weniger confirmirt als getauft.
1748	20	27	47	16	15	31	16
1749	33	34	67	17	21	38	29
1750	29	15	44	13	10	23	21
1751	32	24	56	10	9	19	37
1752	28	26	54	18	18	36	18
1753	23	16	39	13	16	29	10
1754	27	28	55	11	15	26	29
1755	36	31	67	13	20	33	34
1756	25	28	53	16	18	34	19
1757	18	23	41	18	21	39	2
1758	33	24	57	16	18	34	23
1759	19	14	33	15	12	27	6
1760	15	16	31	11	9	20	11
1761	14	17	31	8	6	14	17
1762	18	16	34	9	12	21	13
1763	20	13	33	9	7	16	17
1764	26	25	51	11	7	18	33
1765	34	25	59	13	16	29	30
1766	34	28	62	19	23	42	20
1767	33	37	70	12	17	29	41
1768	29	25	54	19	21	40	14
1769	26	41	67	16	14	30	37
1770	25	38	63	8	17	25	38
1771	35	33	68	12	8	20	48
1772	34	21	55	7	5	12	43
1773	41	26	67	6	12	18	49
1774	29	34	63	11	7	18	45
1775	31	42	73	11	11	22	51
S. 28 J.	767	727	1494	358	385	743	751 409 S. 342 T.

Das Alter, in welchem die Kinder confirmirt zu werden pflegen, fällt mehrentheils zwischen dem 14ten und 15ten

15ten Jahre. Da in dem bey der Kirche in Lebus gehaltenen Regiſter, das Alter aller dieſer Kinder nach Jahren und Monathen angemerkt iſt, und manche, die über 15 Jahr alt, darunter ſind, ſo hat Hr. Baumann bey näherer Vergleichung gefunden, daß man ſie alle im Durchſchnitt für 15 Jahr voll annehmen könne. Es laſſen ſich alſo die Confirmirten nützlich mit den Getauften vergleichen; und man kann aus einer Reihe von Jahren ſehen, wie viel von allen Gebornen das 15te Jahr überlebt haben, und wie viel vor demſelben geſtorben ſind. So verſchieden auch die einzelnen Jahre in vorſtehender Liſte ausfallen, ſo ſtimmen doch die Summen dahin zuſammen:

1. Daß nur wenig über die Hälfte aller Gebornen das 15te Jahr überleben, und alſo die Hälfte gegen das 19te Jahr ſchon geſtorben ſey, ja, daß es einzelne Orte gebe, wo in einer ganzen Reihe von Jahren die Hälfte noch eher weggeſtorben iſt. Es machen alſo die confirmirten Kinder ſehr wenig über die Hälfte aller Gebornen aus. Nach obiger Liſte würde die Hälfte ungefähr mit $16\frac{1}{2}$ Jahr ausgeſtorben ſeyn. Es iſt wahrſcheinlich, daß, wenn man dergleichen Liſten von ganzen Provinzen hätte, das wahre Verhältniß der Confirmirten gegen die Getauften ſich näher zeigen würde.

2. Man erſieht auch aus dieſer Liſte, daß im Ganzen mehr Knaben, als Mädchen geboren werden, daß aber auch der Ueberſchuß der Knaben in den erſten Jahren zweyfach wieder wegſterbe. Die gebornen Mädchen ſind zu den gebornen Knaben, wie 100 zu $105\frac{1}{2}$, welches das gewöhnliche Verhältniß der Gebornen beyderley Geſchlechtes, wie 20 zu 21, iſt. Hingegen die confirmirten Mädchen ſind zu den confirmirten Knaben, wie $107\frac{1}{2}$ zu 100. Die unter 15 Jahren geſtorbenen Mädchen ſind zu den unter 15 Jahren geſtorbenen Knaben, wie 1009 zu 1195. Man ſieht daraus, daß auch an einzelnen Orten, wenn nur viele Jahre zuſammen genommen werden, alles, wo nicht den Regeln völlig gemäß ſey, doch ſehr nahe komme, ſo daß die Ausnahmen, die von einiger Beträchtlichkeit ſind, nur ſelten vorkommen.

Es iſt alſo hiermit zugleich dargethan, daß es allerdings nützlich ſeyn würde, wenn über die jährlich Confirmirten beſondere Verzeichniſſe, mit Bemerkung ihres eigentlichen Alters, gehalten würden.

Acht

Acht und zwanzigjährige Liste der Gestorbenen nach dem Alter, von Lebus.

Alter.	Männl.	Weibl.	Summe.	Unter 1000 Todten sind
Todtgeborne	35	26	61	41
0 — 1 J.	160	150	310	209
2 — 5	143	146	289	195
0 — 5	338	322	660	445
6 — 10	53	41	94	63
11 — 15	14	15	29	20
16 — 20	18	12	30	20
0 — 20	423	390	813	548
21 — 25	16	21	37	25
26 — 30	16	30	46	31
31 — 35	13	20	33	22
36 — 40	25	29	54	36
41 — 45	34	19	53	36
46 — 50	35	20	55	37
51 — 55	36	28	64	43
56 — 60	36	36	72	49
21 — 60	211	203	414	279
61 — 65	29	44	73	49
66 — 70	34	35	69	47
71 — 75	26	24	50	34
76 — 80	13	17	30	20
81 — 85	12	11	23	15
86 — 90	4	6	10	7
91 — 95	—	1	1	1
96 — 100	—	1	1	
61 — 100	118	139	257	173
Totale	752	732	1484	1000

Nach

Nach dem Geſchlechte, ſind unter 1000 Todten 507 männlichen, und 493 weiblichen Geſchlechtes.

Nach vorſtehender Tabelle ſind geſtorben

	Töchter	Söhne
unter 1 Jahr	176	194
2 — 5 —	146	143
6 — 10 —	41	53
	363	390 = 25 : 26, 8.

7. Wuden, ein Filial-Dorf von Libbenichen, bey Alt-Podelzig, in deſſen und des Dorfes Reutwen Fluren ſich aus der Oder ein Grund-Waſſer, der Zen-See, zuſammenzieht, und durch den Bullergraben in den manſchenowſchen Strohm geführt wird, welcher nachher der golzowſche Strohm heißt.

8. Zesdorf oder Zetſchdorf, ein Filial-Dorf von Malnow, mit einem Amts-Vorwerke, nebſt dem Etabliſſement Neu-Zesdorf. Zwiſchen Zesdorf und Hohen-Jehſar, iſt der zesdorfiſche See, der ſeinen Urſprung aus Quellen, zum Theil auch durch ein Fließ aus dem trepliniſchen See Zufluß hat, und aus welchem ein Fließ durch das lebuſiſche Amts-Dorf Schönefließ geht, nachher die 3 lebuſiſchen Mühlen treibt, und bey der Stadt in die Oder fällt.

Lebzeiten, (die) der Plural, (wovon der Singular ungebräuchlich iſt,) in der Sprache des täglichen Umganges in den R. A. bey meinen Lebzeiten, ſo lange ich lebe, bey ſeinen Lebzeiten, als er noch lebte, u. ſ. f.

Leccage, Leckage, was an flüſſigen Waren aus den Fäſſern läuft oder zerrinnt; Holl. Lekkagie; Dän. Lækaſie; Schwed. Läckaſie; Engl. Leakage; Fr. Coulage; Ital. Scola; Span. Derrame; Port. Derrame. Siehe unten 2 Leck.

Lecce, Lecci, vor Alters Aletium, ſonſt auch Lupiae, eine Stadt in der Landſchaft von Otranto, Terra d'Otranto, die von dieſer Stadt, als dem Haupt-Orte, auch die Provinz Lecce heißt, in dem Königreiche Neapoli. Die Stadt iſt eine der ſchönſten und prächtigſten in Italien, nächſt Napoli die größte in dieſem Königreiche, der Sitz eines königl. Governatore und eines Bisthumes, welches unter dem Erz-Biſchofe von Otranto ſteht. Auſſer der Kathedral-Kirche, ſind hier 3 Pfarr-Kirchen, 18 Mönchs- und 10 Nonnen-Klöſter, und eine griechiſche Kirche. Sie gehört

hört zu den königlichen Domainen. Die Straßen in dieſer Stadt ſind breit, die Häuſer und Kirchen meiſt gut in die Augen fallend, aber die Bevölkerung iſt nicht höher als 15,000; ungeachtet wohl 80,000 Menſchen hier wohnen könnten.

Drey ital. Meilen von hier, ſind die Ueberbleibſel von Lupiae zu ſehen, welche römiſche Colonie nicht mit Rudiae verwechſelt werden muß.

Lecchia, Leccia; ſiehe unter Makrele.

Lecco, eine Stadt mit dem Titel einer Grafſchaft, am Lago di Lecco, im Gebiethe von Como, in dem Herzogthume Mailand, in Ober-Italien, dem Hauſe de la Tour und Taſsis gehörig. Sie treibt guten Handel.

1. Lech, L. Lechus, Lycus, ein Fluß, welcher in Ober-Oeſtreich, oder der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, auf dem Tannberge entſpringt, auf tyroliſchem Grunde 12 Stunden durch die Herrſchaft Ehrenberg läuft, alsdann die Gränze zwiſchen dem ſchwäbiſchen und bayeriſchen Kreiſe macht, und unterhalb Donauwerth, bey dem Frauen-Kloſter Schennewerd, in die Donau fällt.

2. Lech, Leech, Leg (*), (das) im Hüttenbaue, ein metalliſches Gemenge aus Kupfer, Eiſen und Arſenik, welches ſich bey dem Machen des Schwarz-Kupfers zwiſchen der Schlacke und dem Schwarz-Kupfer legt, und eben das iſt, was bey der Bley-Arbeit die Speiſe genannt wird; das Kupfer-Lech, Lech-Erz, Lech-Stein; ſiehe im LV Th., S. 528.

Daher

(*) Das Lech, ſollte eigentlich Leg geſchrieben und geſprochen werden, weil es von dem Zeit-Worte legen abzuſtammen ſcheint, welches in vielen gemeinen Mund-Arten, an ſtatt des offenen e, gleichfalls ein geſchloſſenes hat.

Daher das Loch-Brett, ein vertiefter, abgemeſſener Platz vor dem Schmelz-Ofen, worein der aus dem Ofen geſchmolzene Stein ſich ſammelt.

Die Loch-Straſſe, Fr. la voie de la fourne, die von Kohlen, Schlacken und Gerübe gemachte Bahn, wodurch das Kupfer-Loch aus dem Ofen läuft. Siehe im LV Th., S. 725.

Auch die Stahl-Arbeiter nennen die Schlacken, die ſich bey dem Stahlmachen im Feuer am Stahle anhängen, Loch, Leg, oder Lauch: Fr. des Scories ſe rattachantes à l'acier.

Leche, nennt man, im ſpaniſch-amerikaniſchen Bergweſen, insonderheit in Mexiko, eine gewiſſe Art von Firniß aus Wein-Hefen, welchen man den Pfeilern giebt, die daſelbſt geſchlagen werden, und nennt man ihnen einen ſchönen Glanz verſchaffet. Dieſer Firniß macht, daß man die Piafres Coloanes den mexikaniſchen vorzieht, weil dieſe im Einſchmelzen Abgang leiden.

Leche y Miel, die ſpaniſche Benennung einer Frucht in Nord-Amerika; ſiehe Nutukuliku.

Lechæum, der zweyte Hafen, dem die Stadt Korinth ihre Reichthümer zu verdanken hatte. Er lag am korinthiſchen Meerbuſen, Golfo di Lepanto, und war durch enge Mauern mit der Stadt verbunden. Jetzt heißt er Pelago.

2. *Lechea*, Lecheiſche oder Lechiſche Pflanze, ein Pflanzengattungs-Nahme, welcher dem Andenken des öffentlichen Lehrers zu Abo, Johann Leche, dem wir eine ſchwediſche Pflanzen-Geſchichte, eine ökonomiſche Geſchichte der nutzbaren Bäume, und verſchiedene kleinere Aufſätze in den Abhandlungen der königl. ſchwediſchen Akademie zu danken haben, von Hrn. Kalm gewidmet worden iſt. Die Blume beſteht aus drey ſtehenbleibenden, eyförmigen, vertieften Kelch-, und drey ähnlichen, aber ſchmählern und faſt längern

Blu-

Blumen-Blättern; drey, zuweilen auch mehrern, noch längern, den Stämpel bedeckenden Staubfäden, und drey federartigen Staubwegen oder Griffeln. Die dreyeckige, dreyfächerige Frucht öffnet ſich mit drey Klappen, auſſer welchen noch drey andere inwendig befindlich ſind, welche die Scheidewände ausmachen. In jedem Fache liegt ein eckiger Same. Linné führt folgende 2 Arten an, welche beyde in Canada wachſen, bis izt aber in Deutſchlands Gärten nicht vorkommen.

1. Kleine Lecheiſche Pflanze, deren Blätter gleichbreit-lanzenförmig ſind, und deren Blumen Riſpen bilden, Lechea minor, foliis lineari-lanceolatis, floribus paniculatis *Linn.* Scoparia foliis tenuiſſimis, in plurimos & tenuiſſimos ramulos diuiſa & ſubdiuiſa *Raj.* Capraria foliis integerrimis *Gronov.* Man findet ſie in Canada in ſandigen Wäldern wild. Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Die Stängel ſind überaus äſtig. Die Blätter haben einen glatten Rand, und ſind ſehr dünn.

2. Größere Lecheiſche Pflanze, deren Blätter eyrund-lanzenförmig ſind, und deren Blumen ohne gewiſſe Ordnung an der Seite des Stängels ſtehen, Lechea maior, foliis ouato-lanceolatis, floribus lateralibus vagis *Linn.* Sie wächſt in Canada an magern trocknen Orten wild.

2. Lechea, eine genießbare Frucht im Königreiche Tunquin in Aſia. Nach Baron's Beſchreibung von Tunquin, 1685 (*), findet man das Lechea, welches die Einwohner in Tunquin Bejay nennen, häufig. Es reift nicht weiter, als in der Breite von 20 bis 30 Grad nördlich. Der Baum der es trägt, iſt ſehr groß, und ſeine Blätter gleichen einiger Maßen den

(*) Im 3 Th. von Churchill's Sammlung, 1732. S. Allg. Reiſebeſchreib. 10 B. (Lpz. 1752, gr. 4.) S. 90, fgg.

Lorbeer-Blättern. Die Frucht wächst in Trauben auf den Aesten, und jedes Korn nimmt die Gestalt eines Herzens an, so groß als ein kleines Hühner-Ey. Wenn es reif ist, sieht es karmesinroth aus. Die Schale ist zart, aber rauch, und öffnet sich leicht. Die Schönheit und Vortrefflichkeit dieser Frucht ergetzen das Auge so sehr, als den Geschmack, aber sie dauert alsdann, wann sie reif ist, im April, nicht länger als 40 Tage. Um diese Zeit besiegeln die Beamten des Königs die Bäume, welche das beste Bejay tragen, ohne zu untersuchen, wem sie angehören; alsdann dürfen die Einwohner nicht nur nicht mehr berühren, sondern sie müssen auch die für den Hof bestimmten Früchte hüten.

Lechel, siehe Lägel, im LVIII Th., S. 707, f.

Lechenich, Legenich, ein Amt im Erz-Stifte Cöln, im kur-rheinischen Kreise, zu welchem, ausser der Stadt gleichen Nahmens, verschiedenen Dörfern und adelichen Sitzen, auch die Herrlichkeiten Bliesheim, Erp, Friesheim, Gymnich, Hermülheim, Liblar, Muddersheim, und Strasfeld, gehören.

Die Stadt Lechenich, liegt bey dem Zusammenflusse der Erft und Nael, in einer ebenen und fruchtbaren Gegend. Sie hat die erzstiftische Husaren-Compagnie zur Garnison. Erz-Bischof Heinrich von Virnenburg, ertheilte diesem Orte Stadt-Gerechtigkeiten, und legte das Schloß an. Dessen Nachfolger befestigte den Ort noch mehr. Im J. 1646, wurde das Schloß von französischen, hessischen und weimarischen Truppen, 6 Wochen lang, vergebens belagert.

Lechepatte, siehe Leck-Pfote, unten, S. 588.

Lechfeld, eine schöne und ebene Gegend um die Stadt Augsburg gegen Bayern zu, durch welche der Fluß Lech fließt.

Lecht, eine Rechen-Münze; s. im LVIII Th., S. 412.

Lech-

Lechthal, Vallis Lycatia, eine gewiſſe Gegend im Gerichte Ehrenberg in der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, welche von dem Fluſſe Lech durchſtröhmet wird. Es gehört der Bauern-Gemeine, und iſt 3 Meilen lang.

Lechzen (*), ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert. Es bedeutet:

1. vor großer Dürre oder Trockenheit Riſſe, Spalten bekommen. Darum, daß die Erde lechzet, weil es nicht regnet, Jer. 14, 4. Beſonders wird es von hölzernen Gefäßen gebraucht, wenn ſie trocken werden, ſo daß die Fugen ſich von einander begeben, und die darin befindliche Flüſſigkeit heraus rinnet. In beyden Fällen iſt es nur im Oberdeutſchen, und zuweilen auch in der höhern Schreib-Art der Hochdeutſchen üblich, welche dafür gemeiniglich rinnen, im gem. Leben aber lecken, gebrauchen. Im Oberdeutſchen braucht man auch verlechzen und zerlechzen in eben dieſem Verſtande.

Verlechzen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn, völlig leck oder lechzend werden, von hölzernen Gefäßen; im Niederſ. ſpack werden. Das Faß iſt verlechzet.

Zerlechzen, ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte ſeyn, vor großer Dürre aus einander gehen, und unbrauchbar werden, von hölzernen Gefäßen; L. dehiſcere, rimas agere.

2. In engerer Bedeutung, durch Oeffnung des Mundes und öftere Ausſtoßung des Athems eine große Dürre des Mundes und den höchſten Grad des Durſtes zu erkennen geben, ſehr durſten, und figürlich,

(*) Die End-Sylbe zen zeigt an, daß dieſes Zeit-Wort ein Intenſivum iſt. Das einfache lechen kommt noch zuweilen im Oberdeutſchen vor, und iſt mit 1. 2. Lache, (ſ. Th. LVIII, S. 158, f.), dem Oberdeutſchen Klack (ſ. Th. XXXIX, S. 303), unſerm leck und lecken, Loch, u. ſ. f. verwandt.

den höchſten Grad der Begierde nach etwas empfinden; beydes am häufigſten in der höhern Schreibart der Hochdeutſchen. Wie ein Wild, wenn es vor großer Brunſt lechzet und läuft, Jer. 2, 24. Wie ein Fußgänger, der durſtig iſt, lechzet ſie, Sir. 26, 15. Vor Durſt, vor Begierde lechzen. Ein lechzendes Verlangen.

Das Verlangen zu trinken, welches ſowohl Menſchen, als Thiere, empfinden, wird durch das Wort Durſt ausgedruckt. Lechzen zeigt eine beſondere Heftigkeit dieſes Verlangens an, welche aus einer langen Beraubung des nöthigen Getränkes entſteht. Bödiker ſagt: dieſes Wort kommt her von Leck, Leck werden, rimas agere. Die Erde lechzet, wenn es nicht regnet. Wenn die Thiere vor Durſt das Maul aufſperren, wird auch lechzen genannt. Siehe Bödiker's Gr. S. S. 320. Nach dieſer Etymologie würde es nur uneigentlich von den Menſchen geſagt werden. Schmachten bedeutet das größte Verlangen nach Trinken, welches durch einen gänzlichen Abgang der Kräfte verurſachet wird.

Wir ſagen: Uns durſtet, wenn wir gern trinken wollen, und ein Verlangen darnach empfinden. Wir lechzen nach einem Trunke, wenn wir in langer Zeit nicht getrunken haben, und die Natur uns durch eine gewiſſe Unruhe und Sehnſucht zu erkennen giebt, daß es zur Erhaltung unſers Leibes nothwendig ſey. Wir ſchmachten darnach, wenn wir wirklich ſchon einen gänzlichen Abgang unſerer Kräfte verſpüren, welcher nicht anders, als durch einen Trunk, erſetzt werden kann.

Man weis aus der Erfahrung, daß Verwundete, welviel Blut verloren haben, einen Durſt empfinden, die Natur den Abgang der Feuchtigkeit, durch einen k zu erſetzen verlangt. Mangelt ihnen das Getränk Zeitlang, ſo lechzen ſie recht, ſie fühlen eine auſſerordentliche Begierde und Sehnſucht darnach. Wenn ſie blich ganz matt werden, und ihnen die Kräfte vergehen, chmachten ſie nach einem Trunk Waſſer. Daher ſagt b: vor Durſt verſchmachten.

raucht auch das Wort Schmachten von einer welche man ausſtehen muß. Man ſchmachund vielleicht kommt es daher, daß wir das

Wort

Wort Schmachten von dem heftigſten Durſte gebrauchen, weil derſelbe gemeiniglich von einer großen Hitze verurſachet wird, und damit verknüpft iſt.

In einem uneigentlichen Sinne bedient man ſich dieſer Wörter auch bey einer großen Dürre. Die Erde durſtet oder lechzet nach Feuchtigkeit. Die Gewächſe ſchmachten vor Hitze.

1. **Leck**, (der) L. Leccus, ein großer Arm des Rhein-Strohmes, in den vereinigten Niederlanden, welcher ſich bey Wyk te Duurſtede, in der Provinz Utrecht, abſondert, und über deſſen Urſprung oder Durchgrabung die Geſchicht-Schreiber nicht einig ſind. Der Leck iſt, nach Einiger Meinung, ein Canal, den der tapfere Feld-Herr *Claudius Civilis*, als er mit ſeinen Batavern geſchlagen war, zu ſeiner Verſchanzung ſoll haben graben laſſen; Andere hingegen behaupten, daß dieſer Canal daher entſtanden ſey, indem *Claudius* bloß den Damm, welchen *Druſus*, den Rhein in ſeinem alten Bette zu erhalten, hatte aufführen laſſen, bey dieſer Gelegenheit abgetragen hatte, um durch das Austreten des Fluſſes die Römer abzuſchneiden. Nach dem Zeugniſſe der alten Jahrbücher aber iſt es wahrſcheinlicher, daß der Leck in ſpätern Zeiten von den Einwohnern ſelbſt gegraben, oder wenigſtens erweitert worden iſt; denn in denſelben lieſet man ausdrücklich Folgendes: „daß die Einwohner aus Holland, aus dem Stifte, u. ſ. w., mit einmüthigem Entſchluß, einen kleinen Bach, der aus „dem Rhein kommt, und der Leck heißt, mit einem „Damme verſehen, und alſo den eigentlichen „Lauf des Rheins nach Utrecht verändert haben.“ Geſetzt, man wollte die leztere Nachricht nicht für ächt halten, ſo wird man doch daraus einſehen, daß ſie mit der Beſchaffenheit des Landes, und mit der Gelegenheit, bey welcher der Leck gegraben ſeyn ſoll, wohl übereinſtimme; ſie widerſpricht auch jener Nachricht nicht, daß es ſchon in ältern Zeiten einen klei-

nen Bach, die Lech oder Leck genannt, gegeben habe, welches man vieler Urſachen wegen annimmt, weil es viele Oerter giebt, welche ihren alten Nahmen vom Lech, oder Leck, bekommen haben.

Der Leck entſpringt, erwähnter Maßen, bey Wyk te Duurſtede, und fließt längſt Kuilenburg, Everdingen, Hageſtein, Honswyk und Waal, bis an Vianen, auf deſſen Höhe er ſich auf jener Seite bey Vreeswyk, vermittelſt einer Vaart nach Utrecht, welche die Rhein-Vaart heißt, endlich dem Rheine nähert. Unter Vreeswyk entſtand in ältern Zeiten der inländiſche oder goudiſche Yſſel; weiter unten hat er, Jaarsveld gegenüber, um Ameyde einen Abfluß, welcher Sierik heißt, und welche bis an Gorichem hinläuft, wo ſie ſich mit der Linge vereinigt. Der Leck läuft ferner zwiſchen Nieuwport und Schoonhoven durch, bey Ammers und Leckerkerk vorbey, bis er bey dem Dorfe Krimpen in die Merwe fällt, und hier ſeinen Nahmen verliert.

Zu dem Beſondern des Leck-Fluſſes gehört dieſes, daß er bey ſeinem Urſprunge aus dem Rheine ſehr breit iſt, und hingegen weiter unten viel enger wird, wodurch dann das Waſſer zwiſchen ſeinen flachen Ufern bisweilen ſehr hoch ſteigt, und die anliegenden Gegenden überſchwemmt, daß es ſogar, wenn das obere Waſſer ſehr groß iſt, bisweilen wohl 10 Fuß über den Peil ſteht, und, bey noch mehrerm Wachsthum, Ufer und Dämme durchbricht. Uebrigens hat der Leck überhaupt feſte und harte Lehm-Ufer; er führt auch, wegen der großen Verſandung des Rheines, in ſeinen weitern Niederfluß überall eine Menge Lehm herabwärts. Man hat auch wahrgenommen, daß das Bett des Leck-Fluſſes, in Zeit von 20 Jahren, bey Ameyde, vom Schlamm und Lehm um volle 4 Fuß erhöhet worden iſt. Der Vorgrund von den lecker Dämmen iſt im Sommer meiſtens

ſtens trocken und fruchtbar, weil allerley Gewächſe ſehr gut fortkommen; der inländiſche Boden iſt gemeiniglich von ſandiger Natur, izt aber wegen der vielen Ueberſchwemmungen ziemlich lehmig geworden.

Bey Schoonhoven, werden im Leck Lachſe gefangen.

2. **Leck**, ein Bey- und Neben-Wort, welches mit dem Zeit-Worte lechzen (ſ. oben S. 581) Eines Geſchlechtes iſt, und nur im gem. Leben, beſonders der Nieder-Sachſen, von hölzernen zuſammen geſetzten Gefäßen gebraucht wird, wenn ſie vor Trockenheit die Fugen aus einander gehen, und folglich den flüſſigen Körper ein- oder ausrinnen laſſen, lechzend, rinnend. Der Eimer wird leck. Ein leckes Faß.

Der Verluſt, den man an flüſſigen Waren, die aus dem Faſſe laufen (durch das Lecken) leidet; der Abgang an Oehl, Wein, und andern flüſſigen Materien aus dem Faſſe oder aus der Tonne, wird in der See-Handlung und Schifffahrt, die Leckage, Fr. Coulage, oder Leccage, genannt. Der Proviant-Meiſter der königl. Schiffe iſt gehalten, 10 pro Cent mehr Zwieback, und 10 pro Cent mehr Wein über die beſtimmte Quantität einzuſchiffen, wegen des Abganges und der Leckage, die ſich während der Zeit, da die Flotte See hält, zutragen kann.

Das Schiff wird leck, oder iſt leck, Fr. Vaiſſeau qui fait eau, qui a pluſieurs voies d'eau; Holl. Een lek ſchip; Dän. Læk ſkib; Schw. Læck ſkepp; Engl. Leaky veſſel; Ital. Nave che fà acqua, che ha falle; Span. Navio que hace agua; Port. Navio que faz agua, wenn das Waſſer durch die Fugen eindringt. Im Niederſächſiſchen wird dafür auch ſpack gebraucht.

Im Oberd. lech, im Holländ. gleichfalls leck, im Engl. leak, im Schwed. läk, im Angelſ. hleeck, im Isländ. lek.

Siehe das Folgende.

5. **Leck**, (der) am häufigſten in Nieder-Sachſen, ein Riß, eine Spalte in einem hölzernen Gefäße, durch welche das Waſſer hinein dringt. Beſonders in der Schiffahrt, eine undichte Stelle am Schiffe, wodurch das Waſſer dringt. Das Schiff hat einen Leck bekommen, das Schiff iſt leck geworden, Fr. Voie d'eau, tirer l'eau; Holl. Lek; Dän. Læk, Lække; Schwed. Läcka; Engl. Leak; Ital. Falla; Span. Un Agua; Port. Veia de agua; Griech. Λαυις. Einen Leck ſtopfen (*). Siehe Lechzen.

Ein Schiff kann durch allerley Zufälle und auf verſchiedene Art, einen Leck bekommen, oder leck werden; nähmlich: durch vieles Arbeiten, wenn die Nathen ſich begeben oder aus einander weichen, und das Schiff das Werg auskäuet durch Stoßen auf Klippen, durch Schüſſe unter Waſſer, und auch durch Aufſpringen eines Planken-Kopfes. Wenn ſich ein Leck zeigt, ſo ſagt man: es iſt ein Leck geſprungen, oder das Schiff hat einen Leck geſprungen (**). Ein Leck hat ſich zugeſogen (***), wenn das Waſſer von ſelbſt aufhört hinein zu dringen, indem entweder das Holz durch die Feuchtigkeit ausquillt, oder indem ſich von

(*) Fr. Boucher, etancher, aveugler une voie d'eau; Holl. Een lek ſtoppen; Dän. Stoppe en Læk; Schwed. Tappa läcken; Engl. To ſtop a leak; Ital. Aſtagnare una falla; Span. Tapar, tomar un agua; Port. Tapar huma veia de agua.

(**) Fr. Le vaiſſeau fait eau; Holl. Het ſchip heeft een lek geſprongen; Dän. Springe en Lække; Schwed. Springa läck; Engl. The veſſel has ſprung a leak; Ital. La nave a una falla; Span. El navio tien un agua; Port. O navio tem huma veia de agua.

(***) Fr. La voie d'eau a ſupé; Holl. De lek is toegeſoogen; Dän. Lækken er forſtoppet; Schwed. Läker är af ſig ſielf tappad; Engl. The leak is ſtopped accidently; Ital. La falla ſ'è ſtagnata; Span. Taparſe; Port. Taparſe, ſecharſe.

von auſſen Kräuter, oder auch Sachen, die man davor hält, als Werg, Aſche, u. d. gl. hinein gezogen haben.

Sobald man merkt, daß ein Leck geſprungen iſt, ſucht man ſolchen ausfündig zu machen. Man bedient ſich hierzu unter andern eines geſpickten Bonnets (Streifen Segeltuch), welches ein Bonnet-Segel iſt, wovon die eine Seite mit Werg benähet oder beſpickt iſt; auf dieſes Werg ſtreuet man noch Aſche und Sand, damit ſolches ſank werde; alsdann zieht man dieſes Bonnet vermittelſt zweyer mit einem Hahnpoot daran befeſtigter Taue, die durch einen Block am Vor- und Hinter-Steven und auch unter dem Kiel durchfahren, an beyden äuſſern Seiten des Schiffes hin und her, bis ſolches auf den Leck gekommen iſt; man merkt ſolches leicht an einer Bewegung des Bonnets, welches durch den Druck des Waſſers gegen den Leck gezogen wird. Auch nimmt man wohl einen mit Aſche, Sand und kurzem Werg gefüllten, durchlöcherten Korb, den man mit einem groſſen Stocke von oben nach unten ſo dicht, wie möglich, an die Seite des Schiffes ſtöſſt; das kurze Werg zieht ſich durch den Druck des Waſſers in den Leck hinein, und ſtopft ihn; doch iſt erſteres Mittel weit anwendbarer. Hat das Schiff mehrere Lecke, die man nicht ausfündig machen und ſtopfen kann, ſo muß man ſich durch Pumpen helfen. Wenn das Schiff durch ſtarkes Schlingern und Arbeiten zwiſchen Wind und Waſſer das Werg auskäuet, ſo wird gemeiniglich Bley über die Nathen genagelt, doch iſt Leder und Leinwand mit Werg unten weit beſſer, weil das Bley zuweilen bey ſtarkem Schlingern und ſteif angeſetzter Wand, ausreißt oder in der Mitte durchbricht. Die Lecke, welche durch Kanonen-Kugeln verurſachet worden ſind, werden mit Schmier-Pfropfen zugeſtopft; und in dieſer Abſicht befindet ſich der Zimmermann mit ſeinen

Maa-

Maaten jederzeit in dem Lauf-Graben. Siehe Schmier-Pfropf.

Bey dem Deichweſen, verſteht man unter Lecke die ſehr bedenklichen Durchzüge des Waſſers durch die Deiche, die oft ſehr gefährlich werden, und ſich gemeiniglich alsdann zeigen, wenn das hohe Waſſer lange unmittelbar vor den Deichen ſteht. Sie beſtehen meiſtentheils aus den Gängen und Löchern der Mäuſe, Ratzen, Maulwürfe, und ähnlicher Thiere, oder auch aus hin und wieder in dem Körper des Deiches eingetrockneten Ritzen, Riſſen oder Höhlungen, und können alſo auch in dem beſten Kley-Deiche entſtehen. Das Erſte, was man dabey zu thun hat, iſt, daß man den Durchgang der Lecke durch ſorgfältiges Aufgraben zu entdecken ſuche; und dann dieſelben, ſo feſt und gut als nur möglich iſt, mit Miſt, Heu und trockner Kley-Erde wieder verſtopfe. Wird dieſes aber zur Zeit der Noth gar zu bedenklich und gefährlich, oder ſind die Lecke auch dadurch nicht zu finden, ſo muß um eine ſolche Deichſtelle, ſtrohmwärts herum, in aller Eile, eine ſogenannte Vorkiſtung, oder ein Krippenwerk (ſ. Th. LIII., S. 494, fgg.) geſchlagen werden. Siehe auch Rolle und Rulle.

Leck-Hähne, heißen, in den Salz-Werken, diejenigen Hähne, durch welche die zu gradirende Sohle auf die Dorn-Wände fließt. Siehe Salz-Sohle.

Leck-Kübelchen, ein Gefäß am Spinn-Rocken, welches Waſſer zum Anfeuchten des Fadens enthält. Siehe unter Spinnen.

Leck-Pfote, Fr. Lechepatte. Dieſen Nahmen haben Einige demjenigen Faul-Thiere gegeben, welches ſonſt unter dem Nahmen Unau bekannt iſt, ungeachtet daſſelbe weder ſeine Füße, noch irgend einen andern Theil ſeines Leibes, zu lecken pflegt. Das Thier ſelbſt wird unter dem Nahmen Unau beſchrieben werden.

Leck-Saft, Linctus; siehe unter Latwerge, im LXV Th., S. 593. Anm.

Zwey Vorschriften eines Leck-Saftes, zur Erleichterung des Auswurfes, sind im Art. Leber-Krankheiten, oben, S. 444, No. 16 und 17, vorgekommen.

Leck-Schaufel, in Salz-Siedereyen, womit die abgetröpfelte Sohle, zur Beschleunigung der Verdunstung, an die Wände in den Gradier-Häusern oder den sogenannten Leck-Werken, hinauf gesprützt wird.

Leck-Steinchen, siehe unter Schraube.

Leck-Wein. 1. In einigen Gegenden, besonders Ungarns, Wein, welcher aus den reifsten und besten Beeren von selbst heraus lecket, oder tröpfelt, und welcher auch Tropf-Wein, am häufigsten aber Ausbruch, genannt wird.

2. Wein, welcher aus dem Hahne eines Fasses, oder neben dem Zapfen, heraus lecket, Trauf-Wein, Tropf-Wein; Fr. Baquetures.

Leck-Werk, in den Salz-Siedereyen, eine Anstalt, wo die Sohle durch Pumpen hinauf gezogen, und durch Rinnen auf Wände von Reisern geleitet wird, von welchen sie in einen Behälter herab träufelt.

Von lecken, tropfenweise herausrinnen.

Siehe Salz-Sohle.

Lecke, (die) 1. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden, wie das obige 3 Leck; Fr. Fente.

2. Von dem Zeit-Worte lecken, lambere ist in der Land-Wirthschaft die Lecke oder Salz-Lecke, der Trog, ja ein jeder Ort, wo man dem Rind- und Schaf-Viehe Salz zu lecken giebt. Siehe Salz-Lecke.

1. **Lecken**, springen. Siehe Läcken, im LVIII Th., S. 518, f.

2. Lecken, ein Neutrum, welches auf doppelte Art gebraucht wird.

1. Mit dem Hülfs-Worte seyn, tropfenweise aus einem Gefäße fließen, von flüssigen Körpern, besonders wenn sie durch einen Leck, einen Spalt, dringen. Aller Wein ist aus dem Fasse gelecket. Auf welche Art es doch nur selten vorkommt.

2. Am häufigsten mit dem Hülfs-Worte haben, im gem. Leben, von Gefäßen, den flüssigen Körper durch einen Leck ein- oder ausrinnen lassen, rinnen, bey den Böttchern drahnen, d. i. thränen. Das Faß leckt, Fr. Le baril coule. Das Schiff hat gelecket. Figürlich sagt man auch wohl im gem. Leben leckende Augen haben, für triefende, rinnende. Die Lichter lecken, wenn sie den geschmolzenen Talg an dem Lichte herab rinnen lassen, welches auch laufen und rinnen genannt wird.

Im Oberdeutschen lechen, im Schwed. läcka, im Isländ. lecka, ohne Zweifel von Leck, eine Spalte, Ritze; siehe auch Lechzen, oder auch, besonders in der ersten Bedeutung, von Lache, Lauge, so daß der Begriff der Flüssigkeit der herrschende ist. Im Braunschweigischen ist es auch in thätiger Gestalt für sprengen üblich. Da kommt der Amtmann, heißt es daselbst zuweilen, den muß man lecken, d. i. Wasser sprengen, damit der Staub sich setze; über welchen Ausdruck ein Hochdeutscher sich billig allerley Gedanken macht.

3. Lecken, mit der Zunge an etwas hin und her fahren; L. lambere, lingere; Fr. lécher. Der Hund leckt sich die Wunde. An etwas lecken. Besonders um auf solche Art etwas in sich zu ziehen. Der Hund leckt das Wasser. Der Hunde sollen dein Blut lecken, 1 Kön. 21, 19. Den Staub lecken, Ps. 72, 9. Die Teller lecken, für abdecken, im gem. Leben. Die Finger nach etwas lecken, gleichfalls nur in der niedrigen Sprech-Art, es mit dem kitzlichten Vergnügen genießen. In den niedrigen Sprech-Arten und

und im verächtlichen Verſtande wird es auch oft für oft und viel küſſen, Fr. baiſoter, gebraucht.

Bey den Mahlern heißt ein Gemählde geleckt, wenn die Farben mit allzuvieler und übertriebener Sorgfalt, auf eine gezwungene und ängſtliche Art, vertrieben und verſchmolzen ſind.

Bey dem Ulphilas laiguan, bey dem Ottfried und Notker lechon, im Griech. λειχειν, im Niederſ. licken, im Engl. lick, im Angelſ. liccan, im Ital. leccare, im Franz. lécher, im Lettiſchen lakti, ſchön im Hebr. פּלח, und im Lat. mit dem eingeſchobenen Naſen-Laute lingere, ſo wie lambere auf ähnliche Art mit dem Niederſ. labben, ſchlabben, übereinkommt. Ohne Zweifel als eine Nachahmung des durch Einleckung des Waſſers verurſachten Schalles, welches in den niedrigen Sprech-Arten auch mit dem vorgeſetzten Ziſch-Laute ſchlecken genannt wird.

Daher ablecken, durch Lecken wegſchaffen. Den Zucker ablecken. Imgleichen, mit der Zunge reinigen. Den Teller, die Finger ablecken.

So auch die Ableckung.

Auflecken, durch Lecken wegſchaffen. Eitelkeit leckt auch den Speichel der Sclaven auf, und verſchlinget das Lob des Pöbels. Duſch.

So auch die Aufleckung.

Auslecken, durch Lecken heraus ſchaffen. Den Honig, die Milch auslecken. Imgleichen auf ſolche Art leer machen, oder reinigen. Die Schüſſel auslecken.

Belecken, an etwas lecken, imgl. oft und viel an etwas lecken. So beleckt der Bär ſeine Jungen, der Hund ſeine Wunden.

So auch die Beleckung.

Bey dem Ulphilas lautet dieſes Wort bilaigwodan.

Zerlecken, durch vieles Lecken unſcheinbar machen, verderben.

Von dem Nutzen des Leckens bey verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers.

Wenn man den Nachrichten des *Plinius* und *Polyd. Vergilius*, Glauben beymeſſen kann, ſo haben die unvernünftigen Thiere zu verſchiedenen in der Arzeney-Wiſſenſchaft ſehr nützlichen Entdeckungen die erſte Gelegenheit an die Hand gegeben. Von den Schafen wird geſagt, daß ſie den Menſchen die purgierende Eigenſchaft des Helleborus gelehrt hätten (1). Dem ägyptiſchen Vogel Ibis, von welchem man weis, daß er zur Eröffnung der Gedärme, ſich ſelbſt durch den Schnabel das See-Waſſer in den Leib ſpritzet, wird die ſo nützliche Erfindung der Klyſtiere zugeſchrieben; ſ. im XXIX Th., S. 288. Der Hippopotamus, welcher, um den Körper von überflüſſigem Blute zu befreyen, ſich an den dornigen Stauden des Nil-Strohmes die Adern am Fuße öffnet, hat, wie man dafür hält, den Menſchen zum Aderlaß Anlaß gegeben (2). Die Hunde und Katzen pflegen, wenn ſie ihre Jungen zur Welt gebracht haben, zur Stillung der Nachwehen, ihre eigene Nachgeburt ſehr begierig aufzufreſſen; eben dieſes haben die Menſchen zu ihrem Nutzen angewendet, und ſich deſſelben Mittels in ähnlichen Fällen bedient (3).

Aus dieſen und andern Beyſpielen von ſolcher Art, können wir wahrſcheinlich ſchlieſſen, daß der Gebrauch des Leckens bey verſchiedenen äuſſerlichen Gebrechen des menſchlichen Körpers ebenfalls von den Thieren ſeinen Urſprung genommen habe. Die Vor-

(1) *Plin.* hiſt. nat. L. 8, c. 27.

(2) *Polyd. Vergilius* de rer. inventor. L. 1, c. 21. *Plin.* hiſt. nat. L. 7, c. 26.

(3) *Cornel. van der Eck* diſſ. de anthropophag. med. Theſ. I.

Vorsehung hat fast einem jeden vierfüßigen Thiere den Trieb eingepflanzt, sich selbst die äusserlichen Verletzungen durch Lecken zu heilen. Wir sehen dieses fast täglich an den Hunden, welche das Zusammenwachsen der größten Wunden durch dieses heilsame Mittel in einer fast unglaublichen Kürze der Zeit befördern. Man muß beydes, die Zunge und den Speichel, genau untersuchen, wenn man sich von der vortrefflichen Wirkung des Leckens einen vollkommenen Begriff machen will. Die Zunge ist ein aus vielen kleinern zusammengesetzter Muskel, welcher sich nach allen gegenseitigen Puncten des Mundes sehr leicht bewegen lässet; die Fläche dieses Muskels ist mit häufigen und verschiedentlich gestalteten Warzen versehen, durch deren Hülfe wir schmecken. Dieser, sowohl im physischen als moralischen Verstande betrachtete höchst nützliche Theil des menschlichen Körpers, wird von einem flüssigen Wesen befeuchtet, welches wir Speichel nennen; es besteht solcher aus Wasser, Luft, Oehl und einem Mittel-Salze. Alle diese Theile sind innigst mit einander verbunden, so, daß sie nicht anders als durch das Feuer getrennet werden können.

Aus vorstehender Betrachtung der Bestand-Theile beyder Werkzeuge des Leckens, lassen sich nun die Wirkungen desselben leicht erklären. Wie vieles bey Heilung der Wunden und Geschwüre auf die Reinigung derselben ankomme, können uns die Wund-Aerzte am besten sagen. Was für ein Werkzeug aber könnte wohl hierzu geschickter seyn, als die Zunge? Vermöge ihrer Biegsamkeit schließt sie sich fest an alle Seiten einer äussern Verletzung; ihre rauhe Ober-Fläche nimmt, wenn eine Bewegung dazu kommt, alle Unreinigkeit, welche sich in den zerrissenen Gefäßen einer Wunde gesetzt hat, hinweg, und befördert dadurch den ordentlichen Umlauf der Säfte des ver-

letzten Theiles. Hierzu kommt noch die Mittheilung des Speichels, deſſen Salz- und oehlige Theile, wenn ſie genau mit einander verbunden ſind, einen Schleim ausmachen, welcher die getrennten Flächen verbindet, und, als der kräftigſte Balſam, deren Heilung befördert. Der Nutzen des Speichels erſtreckt ſich aber nicht bloß auf die Heilung der Wunden, ſondern auch auf andere widernatürliche Zufälle des Körpers. In den Schriften der Aerzte finden wir häufige Beyſpiele, daß durch öfteres Lecken die heftigſten Schmerzen geſtillet, wie auch Geſchwulſten, Höcker, Ueberbeine, und Muttermähler, glücklich ſind vertrieben worden. Zu mehrerm Beweiſe will ich die Erfahrungen einiger Schriftſteller anführen. Von den Römern iſt bekannt, daß ſie die bey einer Schlacht empfangenen Wunden, durch ihre Sclaven und Weiber, bis zur völligen Heilung ausſaugen und lecken ließen. Eben dieſes bezeugt Tavernier von den Circaſſiern (4), und Piſo von den Braſilianern (5). *Olaus Borrichius* (6) und *Tho. Bartholinus* (7) verſichern, daß Eduard I., König von Engelland, an ſeiner, mit einem vergifteten Meſſer empfangenen Wunde gewiß würde geſtorben ſeyn, wenn nicht deſſen getreue Gemahlinn durch öfteres Lecken und Saugen die Wunde von einem der heftigſten Gifte befreyet hätte.

Von dem Gebrauche des Leckens bey den ſo gefährlichen Verletzungen des Auges, findet man faſt unglaubliche Beyſpiele aufgezeichnet. Auguſt Hünerwolf (8) erzählt davon folgenden merkwürdigen Fall: „Mein zwölfjähriger Bruder, indem er ein Stück hartes „Leder

(4) Itinerar. L. 3, c. 12. (5) Hiſt. nat. et med. L. 2, c. 5.

(6) De ortu et progreſſ. chem. p. 46.

(7) Anat. reform. L. 3, c. 13.

(8) E. N. C. Dec. II. A. 3, obſ. 92, p. 195.

„Leder entzwey schneiden wollte, wobey ihm das Messer „abglitschte, verletzte sich dergestalt das linke Auge, „daß die Horn-Haut ganz durchschnitten war, und „eine beträchtliche Menge der wässerigen Feuchtigkeit „herauslief. Die Mutter, welche durch diesen gefähr„lichen Zufall zum Mitleiden bewogen wurde, leckte „eine Zeitlang nüchtern die Wunde, und beförderte „dadurch in Kurzem die Heilung derselben so glücklich, „daß nicht einmahl eine Narbe im Auge zurückblieb.“ Wie vieler Gefahr die Augen bey bösartigen Pocken ausgesetzt seyn, lehrt die vielfältige Erfahrung. *Bartholinus* (9) rühmt daher das Lecken, als das sicherste und beste Mittel. Er führt in seinen Schriften hin und wieder Beyspiele an, von Kindern, welchen die Augen in- und auswendig ganz mit Pocken besetzt waren, und dennoch, durch öfteres Lecken, von allem zu befürchtenden Schaden befreyet wurden. Bey Geschwüren, welche nach überstandenen Pocken auf der Horn-Haut des Auges bisweilen zurück bleiben, hat Lorenz Scholz (10) das Lecken sehr bewährt gefunden; er giebt zugleich den Rath, die leckende Person vorher etwas Fenchel käuen zu lassen, damit die zertheilende Kraft des Speichels dadurch desto wirksamer gemacht würde. Eben dieses Mittel wird von Claud. Deodatus (11) vorzüglich gerühmet. Einen sehr merkwürdigen Fall erzählt Fr. Hoffmann (12) von einer Frau, welche lange Zeit sehr blöde, schmerzhafte und triefende Augen hatte; alle äusserliche und innerliche Mittel wurden bey derselben vergebens angewendet, bis sich endlich eine alte Frau erboth, ihr alle Morgen die Augen zu lecken, und dadurch in kurzer Zeit derselben die vorige Schärfe

(9) Cent. I. hist. anat. 29, p. 40 Anat. reform. L. 3, c. 13.

(10) Consil. med. 308, fol. 881.

(11) Panth. hygiast. L. 3, c. 21, p. 132.

(12) Diss. de necess. saliv. insp. c. 4, p. 10.

des Geſichtes wieder verſchaffte. Eben Derſelbe gedenkt einer Däninn von Adel, welche ihre ganze Lebenszeit hindurch das Geſicht mit Speichel gewaſchen, und ſich dadurch eine jugendliche Schönheit bis in das 70ſte Jahr ihres Alters erhalten hat. Die berühmte Ninon von Lenclos ließ ſich alle Morgen von Hunden lecken, und ſahe nach ihrem 70ſten Jahre noch eben ſo ſchön aus, als ſie im 20ſten ausgeſehen hatte. Das öftere Lecken eines Hundes wird von Mich. Ettmüller unter diejenigen Mittel, welche die Haut reinigen und ſchön machen, gerechnet. Auf eben die Art ſind, ohne Zuthuung eines andern Mittels, Muttermähler und andere das Geſicht verunzierende Flecken vertrieben worden. Mark. Schurig (13), ein berühmter Arzt in Dresden, erzählt folgenden Fall, wobey er ſelbſt Augenzeuge geweſen war. „Es wohnt nicht weit von hier ein junger Bauer, welcher, einige Jahre her, die Kröpfe und Höcker durch Anſpeyen und Lecken curirt. Er verfährt dabey folgender „Maßen. Drey Freytage nach einander leckt er, und „zwar des Morgens nüchtern, 3 Mahl kreuzweiſe den Kranken den Kropf und Höcker, ſondert jedes Lecken mit einem „Kreuze ab, durch das Drücken des Daumens, reibt hierauf ſehr ſtark den leidenden Theil, und murmelt dabey einige unverſtändliche Worte; alles dieſes wiederhohlt er etliche Wochen, bis zur völligen Herſtellung des Kranken (14).“ Wedel (15) und Brendel (16) haben von Kröpfen und Ueberbeinen, Galen (17) und Balth. Ronſäus von

(13) Sialolog. hiſt. med. c. 4, p. 138.

(14) Eine ausführlichere Nachricht davon, findet man in D. Jo. Dan. Geyers müßiger Reiſe-Stunden gute Gedanken von dem chur-ſächſiſchen Leck-Martin, 18ter *Diſcours*. Dresd. 1735, 4 2 B.

(15) Exercit. med. philolog. Dec. 4, exerc. 8, p. 40.

(16) Conſil. med. conſ. 113, p. 393.

(17) De ſimplic. medicam. facult. I. 10. p. 109.

von Blutſchwären, Riedlin (18) von Geſchwulſt des Hodenſackes, Aloyſ. Sinapius (19) von Gicht-Knoten, welche durch öfteres Lecken glücklich zertheilt worden ſind, glaubwürdige Beyſpiele aufgezeichnet. Die Gedenkſchriften der engelländ. Akad. der Wiſſ. v. May 1666, N. 6, rühmen das Lecken eines Hundes, als ein untriegliches ſchmerzſtillendes Mittel; ſie führen zugleich einen Fall an, da ein Mann, welcher lange Zeit mit den heftigſten podagriſchen Schmerzen geplaget wurde, bloß durch das nüchterne Lecken eines Hundes ſich ſchleunige Linderung verſchaffte. Waldſchmidt (20) und Wedel (21) wiſſen den öftern Gebrauch dieſes Mittels in blinden Hämorrhoiden nicht genug zu rühmen; ſie verſichern, daß dadurch allemahl der Ausbruch des Blutes befördert würde. Zachar. Vogel (22) erzählt folgende Geſchichte einer Waſſer-Geſchwulſt an den männlichen Zeugungs-Gliedern, die durch ſtarke Purgier-Mittel entſtanden, und durch das Lecken eines Hundes geheilet worden iſt.

„Eine unverheurathete Perſon von 28 Jahren, und von der Jagd ein großer Liebhaber, wurde mit einem dreytägigen Fieber beläſtiget, welches ihm 5 Wochen ſehr beſchwerlich war. Er gebrauchte zwar dagegen verſchiedene Hülfsmittel, allein, weil er keine ordentliche Lebens-Ordnung dabey beobachtete, ſo wurde dadurch ein viertägiges hervorgebracht. Dieſes Fieber ließ ſich 10 Wochen bey der gewohnten Lebens-Art unterhalten. Endlich aber verließ es den Kranken, und nicht lange darnach bekam er dicke Beine, und überhaupt ein blaßgelbes Angeſicht.

(18) Lin. med. a. 1699. menſ. Mart. obſ. 31, p. 318.

(19) De remed. dolor. et opio, c. 4, p. 50.

(20) Prax. med. p. 279.

(21) Eph. Nat. Cur. Dec. II. A. 1, obſ. 2, p. 25.

(22) In ſeinen Beobachtungen und Unterſuchungen, (Roſtock, 1759, gr. 8.) S. 350, fgg.

gesicht. Hiergegen hatte er verschiedenemahl starke Purgier-Mittel eingenommen, die heftig gewirkt haben, bis er endlich mit einer Wasser-Geschwulst an seinen Zeugungsgliedern beleget wurde, welche ihm zulezt den nöthigen Abfluß des Urins verhinderte.

Mit diesen Beschwerden kam er hierher gereiset, und ließ mich ersuchen, ihn zu besuchen. Ich fand ihn auf einem Bette, mit einem schönen Hühner-Hunde spielend, liegen. Er erzählte mir alles obige, und zeigte mir seinen Schaden. Die ganze Zeugungs-Maschine war wie ein Kinderkopf groß angeschwollen. Ich konnte kaum Unterscheidungszeichen der natürlichen Theile bemerken. Die Geschwulst war so klar und fein, als wenn eine sehr feine Blase mit hellem Wasser angefüllt und durchscheinend war, so, daß nur die Epidermis über das ausgelassene Wasser gespannt blieb.

Weil nun der Kranke während meinem Daseyn mit seinem Hunde beständig spielte, so fragte ich ihn, ob derselbe ihm besonders getreu und angenehm wäre, welches er auch mit einem lächelnden Ja beantwortete. Da er sich also auf die Treue und Gutartigkeit fest verlassen konnte, so gab ich ihm auch Anlaß, wie dieser Getreue ihn von seiner Beschwerde befreyen könnte. Anfänglich vermeinte er, daß es mein Scherz wäre; allein, da ich ihm die Möglichkeit desselben zeigte, so ward er überaus vergnügt darüber, und versicherte, daß ihm keine angenehmere Heil-Art hätte vorgeschlagen werden können, als eben diese. Ob sie nun gleich beym Scherz ausgedacht war, so glückte sie doch überaus gut, und war also bestimmt.

Ich nahm nähmlich eine feine Lanzette zur Hand, und machte mit derselben ganz feine Einschnitte, eines halben Zolls lang, in die Epidermis. Der Kranke hatte davon keine Empfindungen. Als dieses geschehen war, liessen wir den Hund an die scarificirte Geschwulst lecken. Er that sein Bestes. Der Kranke sowohl, als ich, mußten darüber lachen. Die Geschwulst nahm merklich ab. Endlich mußte der Hund sich gewaltig erbrechen; als ich ihm aber etwas Milch zu saufen gegeben, fing er von neuem an zu lecken, so, daß die Geschwulst auf die Hälfte abnahm, und dem Kranken empfindlich ward solches weiter auszuhalten. Hiernächst legte ich ihm eine warme

Ser-

Serviette um den leidenden Theil, denn ich hatte weiter nichts bey der Hand. Bald darnach ließ der Kranke mit guter Wirkung zu seinem Vergnügen eine Menge gesammelten Urin von sich. Bevor ich mich aber von dem Kranken beurlaubte, warnete ich ihn, niemanden während der Zeit, da er den Hund zu seiner angewiesenen Heil-Art gebrauchen würde, in die Stube kommen zu lassen, oder denselben selbst unerwartet in seinen Verrichtungen zu stören, weil er dadurch im Eifer um sich beißen, und etwas verletzen möchte.

Wie ich den kommenden Morgen meinen Kranken besuchte, so fand ich, daß der Hund alles Wasser aus der Geschwulst gelecket hatte. Die Theile waren sehr erschlafft, daher ich bemühet war, solche durch eine Bähung wieder zu stärken, die aus der Arnica, mit Wein und Kalkwasser bereitet, bestand; dieses wurde stündlich von neuem erwärmet, und mit Wirkung verbraucht. Uebrigens gebrauchte der Kranke 6 Tage das Seidschützer Bitter-Wasser bey einer vorgeschriebenen genauen Diät, und nach diesen, innerhalb 8 Tagen, 3 Unzen von der peruvianischen Rinde in einer Latwerge, womit ich denselben in 14 Tagen zu seiner großen Zufriedenheit gesund wieder herstellete."

Diese Beyspiele werden hinlänglich seyn, den Nutzen eines angepriesenen Mittels zu bestätigen. Ich muß aber noch einige bey dem Gebrauche des Leckens nöthige Verhaltungs-Regeln hinzu fügen.

Man erwähle dazu, vor andern Thieren einen Hund, weil solcher von Natur den größten Trieb zu dieser Handlung bezeigt; dessen Zunge ist lang, biegsam, und also besonders geschickt, eine Wunde, sie mag flach oder tief seyn, zu reinigen. Sollte etwa ein Geschwür mit einer scharfen oder stinkenden Gauche, oder mit allzuvielem Eiter angefüllt seyn, so, daß der Hund es verabscheuete, so wird man denselben leicht zum Lecken bewegen können, wenn man es zuvor einige Mahl mit Speichel benetzt, oder den Rand desselben mit etwas Fett bestreicht. Es ist auch nöthig, daß man bey der Wahl der Hunde ei-

ige Vorſicht gebrauche; denn ein kranker Hund, deſſen Säfte mit Unreinigkeiten angefüllt ſind, würde eine äuſſerliche Verletzung durch Lecken eher verſchlimmern, als die Heilung derſelben befördern. Eine eben ſo ſchlimme Folge iſt zu befürchten, wenn ein Hund läufig iſt; alle Säfte ſind zu dieſer Zeit in einer gewiſſen Art von Gährung, und dieſe Beſchaffenheit würde alsdann, zum gröſten Nachtheil des Kranken, dem Blute einverleibet werden.

Lecker, ein Bey- und Neben-Wort, leckerer, leckerſte.

1. Sehr ſchmackhaft, im hohen Grade wohl ſchmeckend, leckerhaft. Eine leckere Speiſe. Lecker leben, in weiterer Bedeutung, ſich die ſchmackhafteſten Nahrungs-Mittel zu verſchaffen wiſſen.

2. Geneigt, nur ſchmackhafte Nahrungs-Mittel zu genieſſen; L. delicatus, lautus, cupedipeta; Fr. friand. Lecker ſeyn. Ein leckerer Menſch, im gem. Leben ein Lecker-Maul. Auch figürlich, im vertraulichen Scherze, fein prüfend, geneigt nur das Beſte zu wählen.

Im Niederſ. gleichfalls lecker, im Schwed. lecker. Im Bretagniſchen ſind Lickeres Leckerbiſſen. Ohne Zweifel von lecken, lambere, wozu auch das Griech. γλυκερος, ſüß, und das Latein. mit dem Präfixo de verlängerte delicatus zu gehören ſcheint.

1. Lecker. (der) 1. Ein in den vertraulichen Sprech-Arten, beſonders Nieder-Sachſens, übliches Wort, einen lebhaften Grad einer ſinnlichen Begierde zu bezeichnen. Der Lecker ſteht ihm darnach, er iſt darnach lüſtern.

2. Ein leckerer oder leckerhafter Menſch, der ſich nur die ſchmackhafteſten Speiſen zu verſchaffen ſucht. Noch mehr in weiterer und figürlicher Bedeutung, ein Menſch, welcher aus der Befriedigung ſeiner ſinnlichen Begierden ſein vornehmſtes Geſchäft macht.

Ein

Ein junger Lecker. Gemeiniglich im verächtlichen Verſtande, von einem Menſchen, welcher nur ſinnliche Vergnügungen ohne Wahl ſowohl der Gegenſtände, als der Mittel, ſucht; in welcher großentheils veralteten Bedeutung dieſes Wort im Angelſ. Licera, im Engl. Licker, im alt Franz. Lichard, im Ital. Leccardo, im mittlern Lat. Leccator, lautet, welche auch oft einen nichtswürdigen Menſchen, einen Lotterbuben bedeuten.

Bey dem Pictorius iſt Leckerbube ſo viel als Lotterbube, in einer alten handſchriftlichen Ueberſetzung der Bibel Leckermen, eine Hure, bey dem Altenſtaig lickeren, mit Liſt fahen, und im Flandriſchen lak, wollüſtig, geil; daher es noch dahin ſteht, ob es nicht, wenigſtens in einigen Fällen, nicht ſowohl zu dem vorigen lecker, als vielmehr zu lügen, belugſen, oder andern ähnlichen Wörtern, gehört. Gottſched glaubte, es käme von läcken, ſpringen, her, und erklärte einen jungen Lecker durch einen jungen Springer.

2. Lecker, (der) zunächſt von dem Zeit-Worte lecken.

1. Die Zunge, das Werkzeug des Leckens, doch nur im Oberdeutſchen, wo beſonders die Zunge des Rindviehes dieſen Nahmen führt. Auch bey den Jägern wird die Zunge des Hirſches eben ſo oft ein Lecker, als ein Graſer und Weidemeſſer genannt.

2. Eine Perſon, welche leckt; Lat. Lictor, wo auch im weiblichen Geſchlechte die Leckerinn üblich iſt, doch beyde nur in den Zuſammenſetzungen Teller-Lecker und Speichel-Lecker, einen niedrigen Schmarotzer und Schmeichler zu bezeichnen, welche Bedeutung das Wort Lecker auch in dem zuſammen geſetzten Hof-Lecker für ſich allein zu haben ſcheint.

In Altenſtaig's Vocabulario bey dem Friſch wird Lickerung durch blanditiae überſetzt.

Lecker-Biſſen, (der) Diminut. das Leckerbißchen, Oberd. Leckerbißlein, ein leckerer oder leckerhafter Biſſen, und in weiterer Bedeutung, eine jede rare,

koſtbare und auf beſonders ſchmackhafte Art zubereitete oder zugerichtete Speiſe; Leckereyen, Delicateſſen, L. Cupediae, Eſcae molliculae, Cibus delicatior; Fr. Friandiſe, Morceau friand.

Die Vorſehung hat bey der Schöpfung des Menſchen die weiſe Veranſtaltung getroffen, daß er durch verſchiedene Sachen nicht allein ernährt und erquickt würde, ſondern daß auch dieſe Nahrungs-Mittel ſolche Eigenſchaften hätten, wodurch ſie dem Gaumen angenehm würden. Der Menſch erhielt auf ſolche Art Gelegenheit, durch den Geſchmack die mehrere oder mindere Güte dieſer Sachen zu erforſchen, und ſolcher Geſtalt das Nützliche von dem Schädlichen zu unterſcheiden. Der Schöpfer wollte, daß der Menſch ſich täglich durch Speiſe und Trank ernähren ſollte, daher werden der Hunger und Durſt zu kräftigen Erinnerern an die Beobachtung dieſer Pflicht verordnet. Auf dieſe Art können auch ſelbſt ſolche Sachen, die an ſich zwar gut nähren, aber den Geſchmack nicht ſehr reizen, doch oft mit Wohlgefallen genoſſen werden. Da der Schöpfer aber den Menſchen nicht zwingen wollte, auf ſeine eigene Erhaltung bedacht zu ſeyn, ſondern auch durch anlockende Mittel ihn dazu zu reizen ſuchte, ſo verſahe er viele Sachen mit einer ſo hervorſtechenden Annehmlichkeit, daß vermittelſt derſelben der Geſchmack auf eine ſehr angenehme Art gereizet würde.

Ich weis in der ganzen Natur keinen Gegenſtand, der einem Jeden zu allen Zeiten auf gleiche Art wohl ſchmecken ſollte, da der Geſchmack ſo verſchieden iſt, und ſich nach dem ungleichen Geſundheits-Zuſtande, oft auch nach dem verſchiedenen Alter, nach der Mode, der Einbildung, und der Gewohnheit, richtet. Dem Kranken ſind die meiſten Dinge zuwider, die ihm im geſunden Zuſtande ſehr angenehm waren. E ſonſt die Säuren verabſcheuete, trägt ein ſehn-

liches

liches Verlangen darnach, wenn er ein hitziges Fieber hat; und wer sie sonst liebte, den ekelt davor, wenn er an Säure im Magen leidet. Eine unreine Zunge ist überhaupt mit einem verderbten Geschmacke verbunden. Der Speichel, welcher zur Auflösung der Theilchen, die den Geschmack reizen sollen, unentbehrlich ist, kann sich zufälliger Weise verändern, und scharf, süß, oder auf andere Art verderbt werden, und solcher Gestalt den Geschmack verändern. Bey der besten Gesundheit des Menschen macht öfters der verschiedene Zustand des Körpers, daß er heute einen lebhaftern Eindruck von einem angenehmern Geschmacke erhält, als morgen, und daß die leckersten Speisen ihre meiste Annehmlichkeit verlieren, wenn er sich derselben öfter bedient. Bey Kindern sind die Nerven-Wärzchen der Zunge empfindlicher, als bey alten Leuten, daher halten sie so viel von Milch, Honig, Zucker, und andern milden Speisen; dagegen essen sie kein eingesalzenes Fleisch, keinen Essig, Senf, starke Gewürze, u. d. gl. an welchen ein Erwachsener Behagen findet.

Es giebt nichts in der Natur, was für alle Menschen unter allen Umständen wohlschmeckend wäre; daher es schwer zu bestimmen zu seyn scheint, was eigentlich Leckerbissen oder Leckereyen genannt werden müssen. Indessen kann man sagen, daß überhaupt für den Geschmack das Bittere, das Herbe, das Zusammenziehende, das Scharfe, das Ranzige, das Heiße und Brennende, das Faulichte und das Fade und Unschmackhafte, nicht angenehm ist. Dagegen kann man behaupten, daß die meisten Menschen darin übereinkommen, das Süße, das Säuerliche, das Salzige, das Fette und das Gewürzhafte, wohlschmeckend zu finden; vorzüglich aber pflegen solche Speisen für lecker gehalten zu werden, worin einige von diesen Arten des Geschmackes gemischt sind, so,

daß

daß das für ſich Unangenehme durch die Miſchung mit dem Wohlſchmeckenden deſto pikanter wird.

Unter Lecker-Biſſen, Leckereyen, oder Delicateſſen, verſtehe ich jede Sache, die, von einem geſunden Menſchen genoſſen, die Nerven-Wärzchen ſeiner Zunge und ſeines Gaumens auf eine angenehme Art reizt, und deren Annehmlichkeit dadurch ſehr vermehrt wird, wenn zugleich ein Wohlgeruch dabey Statt findet. Ich fordere mit Fleiß, daß der Menſch geſund ſey, der dieſe Speiſen genießt, da kein Kranker einen reinen und zuverläſſigen Geſchmack hat, und alſo nicht richtig urtheilen kann. Unter der Krankheit begreife ich auch einen quälenden Hunger und Durſt, und fordre alſo, daß niemand daran leiden muß, der über einen Lecker-Biſſen urtheilen will.

Ob gleich eigentlich nur das ein Lecker-Biſſen genannt werden kann, was den Geſchmack eines geſunden Menſchen auf eine angenehme Art reizt, ſo muß man ſich doch wirklich verwundern, auf wie verſchiedene Art der Geſchmack mehrerer Menſchen von einem und demſelben Dinge gereizt wird, ungeachtet ſie alle geſund, alle von gleichem Alter, und alle frey von zu ſtarkem Hunger oder Durſte ſind; und doch findet der eine das nur erträglich, was dem andern ſehr wohlſchmeckend, und dem dritten zuwider iſt. Man kann deswegen den Geſchmack eines Jeden nicht für fehlerhaft erklären, und es läßt ſich, wie man zu ſagen pflegt, überhaupt über den Geſchmack nicht diſputiren. Es muß dieſes alles von verſchiedenen Umſtänden abhangen, die nicht gleich in die Augen fallen. Bisweilen widerſteht ein Nahrungs-Mittel nöthig der Natur gewiſſer Leute, was andere doch für ſehr ſchmackhaft halten. So können manche Perſonen weder den Geruch noch den Geſchmack unſerer angenehmen Erdbeeren ertragen, ohne daß ihnen übel

davon

davon wird. Bergius (*) ſah einmahl, daß jemand ein Fieber mit rothen Flecken über den ganzen Körper bekam, der einen Schluck Erdbeer-Branntwein genommen hatte. Ein ähnliches Beyſpiel erzählt Bartholin (**). Eine ähnliche Urſache muß bey dem Abſcheu verſchiedener Perſonen vor Butter und Käſe, die dem größten Theile der Menſchen doch angenehm zu ſeyn pflegen, Statt finden. Bergius hat einen Mann gekannt, der durchaus keinen Wein vertragen konnte, und von einem Par Tropfen, die er beym Abendmahl genoß, krank ward, wenn er nicht kaltes Waſſer hinterher trank, um den Wein zu verdünnen. Schwangere Perſonen haben gemeiniglich einen auſſerordentlichen Appetit auf ſolche Sachen, die einem andern zuwider ſind, und dagegen einen Abſcheu vor ſolchen Dingen, die ihnen ſonſt wohl behagten. Auſſerdem rührt der Abſcheu vor gewiſſen wohlſchekenden Dingen, oft von einem widrigen Eindrucke her, den man bey gewiſſen Gelegenheiten in der Jugend erhalten hat. Wenn man ſich etwann einmahl den Magen mit einer Speiſe überladen hat, und dadurch krank geworden iſt, ſo kommt in der Folge der Ekel vor ſolchen Nahrungs-Mitteln immer wieder; und eben dies eräugnet ſich, wenn man verſchiedene Mahle verdorbenes Fleiſch genoſſen hat, das der Magen nicht verdauen konnte. Ueberdies kann das Urtheil über die Unzweckmäßigkeit gewiſſer Thiere zu Nahrungs-Mitteln, welches bey Kindern entweder von einem Religions-Verbothe, oder von dem Abſcheue älterer Leute herrührt, einen ſo ſtarken Einfluß auf das ganze Leben haben, daß dieſer Widerwille ſich durch nichts ausrotten läßt. Die Einbildung, die Mode und Gewohnheit können öfters den Nationa-

(*) Ueber die Leckereyen, (Halle, 1792, 8.) S. 7.

(**) Hiſt. anat. rar. Cent. 3, p. 112.

lichſte ſey? Zwar wiſſen wir wohl, daß einem jeden die ſeinige am beſten gefällt, und ſagen uns ſelbſt zuerſt, daß eine jede, für dasjenige, was ſie im Gewühl der Erde-Weſen ſollte, und für den Platz, den ſie ausfüllt, die zweckmäßigſte iſt. Aus dieſem Geſichtspuncte aber haben die verſchiedenen Gattungen der Natur überhaupt keinen Rang, und das Sand-Korn iſt in ſeiner Art ſo vollkommen, als Newton. Gleichwohl, wer zu wählen hätte, in der unüberſehbaren Fülle der Weſen, die zwiſchen dieſen beyden Gränz-Puncten liegen, würde der, die Fähigkeit zu unterſcheiden und zu vergleichen vorausgeſetzt, wohl etwas anders als die Menſchheit, und zwar dieſe ihre höchſte Stufe der Entwickelung, allen übrigen vorziehen? Die Receptivität der menſchlichen Natur hat ſo einleuchtende Vorzüge, daß keine andere Erden-Geſtalt ihr die Wahl ſtreitig machen kann; nur zwiſchen Menſch und Menſch, wo die Schattierungen feiner, und die verſchiedenen Anſprüche bedeutender ſind, muß unſer Urtheil noch wanken. So viel Feſtigkeit gegen Hitze und Kälte, Waſſer und Luft, und ſo mancher Sinn von durchdringender Schärfe; was nähmlich der Wilde vor dem geſitteten Menſchen voraus hat, beredete ſchon einmahl einen Philoſophen, es ſey weit beſſer, nacket im Walde Eicheln zu freſſen, als hinter dem Ofen in Schlafrock und Mütze zu deraiſonniren; nur Schade, daß es ihn nicht auch zum Tauſch bereden konnte.

Ein Weiſer, der mit ſich ſelbſt im Widerſpruch iſt, wird uns aber ſchwerlich irren können, ſobald wir mit demſelben Maßſtabe in der Hand, womit wir zwiſchen Thier und Menſch entſchieden, jezt auch die Nüancen unſerer Gattung unterſuchen wollen. Die intenſive Stärke dieſes oder jenes ſinnlichen Eindruckes entſcheidet noch nichts für die höhere Vollkommenheit desjenigen Nerven-Syſtemes, welches nur dafür

für empfänglich iſt. Denn auch dieſelben Sinne und Triebe, die im Menſchen zwar vereinigt, allein in ihrem Grade nicht hervorſtechend ſind, erblickt man einzeln bey verſchiedenen Thieren in einer weit durchdringendern Schärfe, und mit einer unwiderſtehlicheren Kraft. Die Vermannigfaltigung, welche in der Einförmigkeit unſers Planeten herrſcht, beruhet bloß auf dieſer vereinzelten Darſtellung verſchiedener Eigenſchaften, die in ihrem höchſten Grade als Carricatur erſcheinen, und da wo ſie alle beyſammen im Gleichgewichte liegen, unmöglich ihre gänzliche Entwickelung erreichen können. In der Menſchen-Gattung iſt das Individuum gemeiniglich auch nur ein ſolches katoptriſch verzerrtes Bild, in welchem bald dieſe, bald jene Anlage mehr hervorraget, dieſe oder jene Fähigkeit mit Hintanſetzung der andern bis zur höchſten Stufe der Ausbildung gelangt iſt. Wer vermag es, alle zahlloſen Extreme her zu zählen, in denen der Menſch bald ſo bald anders modificirt, jezt in einem beſondern Theile des Körpers mechaniſche Fertigkeiten beſitzt, die uns in Erſtaunen ſetzen; jezt durch die Schärfe eines Sinnes, durch die Allgewalt einer Leidenſchaft, durch die erhöhte Reizbarkeit der Phantaſie, des Gedächtniſſes, der Denk-Kraft, ein Phönix vor unſern Augen glänzt? Gleich unvermögend an dieſen Excentricitäten etwas zu ändern, und auch nur die Möglichkeit, daß eine Aenderung beſſern könnte, einzuſehen, entzückt uns das immer neue Schauſpiel dieſer ringenden Kräfte, indem es uns auf die einfachſten Natur-Geſetze zurück führt. Nur der Stoß erzeugt Bewegung; nur aus härterem Aneinanderreiben geht Licht und Feuer hervor; und nur in unaufhörlichen partiellen Disharmonien konnte der große Zuſammenklang des Welt-Alles beſtehen!

Unſtreitig ſcheint aber auch unter uns diejenige Organiſation den Vorzug zu behaupten, welche vor

allen andern zu einer gewiſſen Univerſalität der Empfindungen und der Verhältniſſe vorbereitet iſt. Nur dieſes feinere Gewebe empfängt und vergleicht ſodann die Menge verſchieden-artiger Eindrücke, wägt ſie gegen einander ab, und beſtimmt ihren relativen Werth, indeſſen der grobe, wenn gleich in einzelnen Fällen ſchärfere Sinn, den wenigen Empfindungen, für die er empfänglich iſt, ohne Wahl und Vergleichung, bloß inſtinctmäßig gehorcht. Man muß entweder die auszeichnenden Charaktere der Menſchheit, wodurch ſie ſich vom Affen unterſcheidet, ganz aus dem Auge verlieren, oder nicht länger zweifeln, daß jene gerühmte ſchärfere Sinnlichkeit gewiſſer Völker nur ein blinder Inſtinct iſt, der ſie an die Gränze der Thierheit zurück ſtellt. Wir haben uns zwar nicht mit einem Sprunge auf unſern jezigen Gipfel der Verfeinerung gehoben; allein, daß wir die weſentliche Bedingung dazu, eine zarte, mithin allumfaſſende Empfänglichkeit von Alters her beſaßen, die nur Gelegenheit bedurfte, um ſich zur höchſtvollkommenen Sinnlichkeit zu entwickeln, dies läßt ſich ſogar hiſtoriſch beweiſen. Ein milde gemiſchtes Blut floß leicht, doch langſam, in den Adern unſerer gothiſchen Vorfahren; denn hoch war ihr Wuchs, und blendend ihre Weiße, ihr Auge blau und das Haar von goldener Röthe. So nahe an jene einzelen kränklichen Menſchen, die man Albinos oder Kakerlaken nennt, gränzte eine Form der Menſchen-Gattung, in welcher die Natur die höchſtmögliche Zartheit mit männlicher Stärke vereinbaren wollte. Später als bey allen andern Menſchen-Stämmen regte ſich bey ihnen der Geſchlechts-Trieb, und ein altes Herkommen geboth ihnen jede Art der Mäßigkeit bis in ein Alter, wo der Körper ſein vollkommenes Wachsthum und Feſtigkeit in allen Theilen erlangt hatte. Hingegen findet man auch bey ihnen keine Erwähnung irgend einer durch-

durchdringenden instinctähnlichen Sinnes-Schärfe, dergleichen die nomadischen Horden am Altai, und manche amerikanische Wilde nur für gewisse Arten des Reizes besitzen, sondern die verschiedenen Anlagen der menschlichen Natur befanden sich bey ihnen zu einer allgemeinen zarten Empfänglichkeit harmonischer verwebt. Wie Land und Klima nun zu ihrer Entwickelung mitgewirkt, wieviel die Verkettungen des Schicksales, durch den wechselseitigen Einfluß der Völker dazu beygetragen haben, einen Menschen-Stamm, der mit dieser allgemeinen Verwandtschaft ausgerüstet war, gerade so zu stellen, daß alle Gegenstände der Welt auf ihn wirkten, und er endlich zur Perception aller möglichen Eindrücke gelangen konnte, dies aus einander zu setzen, führte mich hier zu weit vom Ziele. Genug, das Phänomen ist da; und augenscheinlich mußten diese wirksamen Verhältnisse, die uns, im Ganzen genommen, auf die Höhe der wissenschaftlichen sowohl, als technischen Bildung versetzten, zugleich im Einzelnen zu allen Enormitäten einer raffinirten Sinnlichkeit führen, welche in einem oder dem andern Individuo die übrigen Anlagen theils umschuf, theils mehr oder weniger unterdrückte.

Kürzer, aber schwerlich deutlicher, hätte ich statt alles bisherigen sagen können: die Richtigkeit der Vorstellungen steht im directen Verhältniß der Empfänglichkeit des Organs, multiplicirt in die Zahl der zu vergleichenden Eindrücke; niemand aber hat ein Recht Begriffe festzusetzen, als wer richtige Vorstellungen erhielt; und wenn gleich niemand eigentlich wissen kann, ob z. B. eine Ananas gut schmeckt, als der sie gekostet hat, so gehört doch mehr als dieses Kosten zu einem Urtheil. Nur der Europäer kann daher bestimmen, was ein Lecker-Bissen sey, denn nur er ist vor allen andern Menschen im Besitz eines feinen unterscheidenden Organs, und einer durch vielfältige

Uebung erhöhten Sinnlichkeit, oder mit andern Worten: er hat wirklich einen leckern Gaumen, und neben ſeinen Gaſtmahlen beſteht der Genuß, ſelbſt einer chineſiſchen Tafel nur in einer unfläthigen Freſſerey. Ihm fröhnen alle Welt-Theile mit ihren Producten, deren mannigfaltige, oft ſogar widerſprechende Eigenſchaften ſein weiſerer Sinn allein zu einem vollkommenen Ganzen vereinigt. Er allein unterſcheidet und claſſificirt die verſchiedenen Arten des Geſchmackes, nicht bloß nach dem Eindrucke auf ſeine Zunge, ſondern nach der Verſchiedenheit der Beſtand-Theile einer jeden Subſtanz, die er koſtet, und nach deren Beziehung auf die Ernährung und Geſundheit des Körpers. Zwar müſſen wir geſtehen, daß der feine Sinn des Geſchmackes, der mit unbeſchreiblich zarter Unterſcheidungs-Fähigkeit die unzähligen Abänderungen des Angenehmen und des Widerlichen von einander zu ſondern und mit einander zu vergleichen weis, nicht auch in gleichem Grade die verſchiedene Zuträglichkeit der Lebens-Mittel zu prüfen geſchickt iſt. Die nahrhafteſten Speiſen ſind insgemein die geſchmackloſeſten, und können ſchon darum am längſten genoſſen werden, weil ſie nicht durch übermäßigen Reiz die Nerven-Wärzchen verwunden, noch auch durch die öftere Wiederhohlung deſſelben Eindruckes endlich Ueberdruß erregen. Allein, von allem Wohlſchmeckenden überhaupt gilt doch die Regel, daß nicht ſowohl deſſen beſondere Eigenſchaft, als vielmehr nur das Uebermaß, einem Geſunden ſchaden könne. Nichts iſt alſo gewiſſer, als daß die Bildung der Geſchmacks-Werkzeuge nicht bloß auf die Befriedigung des Hungers und Durſtes, noch auch ganz allein auf die Sicherheit vor dem was ſchädlich iſt, abzielen kann. Im Gegentheil, ſo vielfältig man auch die Teleologie in der Natur-Kunde mißbraucht, ſo gewiß ſie oft auf ein bloßes Wort-Spiel hinauslauft, und ſo wenig

wenig absolutes sie überhaupt haben mag, so ist doch in gegenwärtigem Falle entschieden, daß die Veränderungen, die der Genuß wohlschmeckender Speisen in uns hervorbringt, uns zunächst auch wahres Vergnügen gewähren sollten, und daß es die Natur verleumden heiße, wenn man behaupten will, sie habe dem Menschen zwar Ansprüche auf ein frohes Daseyn verliehen, aber die Mittel dazu von allen Seiten versagt. Man sollte denken, es verstände sich von selbst, daß die Fähigkeit zu genießen, auch eine Bestimmung dazu mit in sich schließt, sobald die Gegenstände des Genusses in der Natur anzutreffen sind. Dieses von selbst verstehen aber, welches nur die Sache des gemeinen Menschen-Verstandes ist, war nie die Sache gewisser Köpfe, die sich und andere überreden wollen, wir hätten Füße um nicht zu gehen, eine Zunge um nicht zu schmecken, Augen um sie nicht aufzuthun, u. s. w. Sie finden die Selbst-Erhaltung im Entbehren und Dulden; und ob sie gleich vom Wissen eigentlich nicht viel halten, so glauben sie doch, es könne wohl, eher noch als der Genuß, unsere Bestimmung seyn. Das Mittel, wodurch sie alle Erfahrung entbehrlich machen wollen, geht dann freylich auch über den gemeinen Menschen-Verstand; und auf diesen Sprung ins weite Blaue verstehen sie sich allein.

Weit entfernt ihnen folgen zu können, scheint uns vielmehr alles hiernieden so in einander zu greifen, und wechselsweise bald Wirkung, bald selbst wieder Ursache zu seyn, daß die Verfeinerung der Sinnlichkeit, mithin auch selbst die Leckerey, so wie sie nur bey cultivirten Völkern entsteht, auch wieder ihrer Seits die allgemeine Aufklärung befördern muß. Ohne noch auf irgend eine Lieblings-Hypothese Rücksicht zu nehmen, geben rein historische Facta schon dieses Resultat. Die dümmsten Völker nähren sich auf die

allereinfachſte Art; die Lebens-Art der klügſten iſt am meiſten zuſammengeſetzt. Die armen Feuerländer, die ſich ſelten einmahl ſatt eſſen mögen, lieſſen auch die Reiſenden in Zweifel, ob ſie die wenigen Vorſtellungen, deren ſie fähig ſchienen, zur Vernunft oder zum Inſtinct rechnen ſollten. Wo giebt es rohere Menſchen, als die bloß fleiſchfreſſenden Hirten-Völker im öſtlichen Aſien; wo ſchwächere, als die Indier, die größten Theils nur vom Reiß leben? Wie verſchieden hingegen iſt der Fall ſo manches handfeſten und verſtändigen europäiſchen Bauers, der bey einer gemiſchten Diät, ſo oft er ſich gütlich thut, die beyden Indien in Contribution ſetzt, um zu ſeinem Hirſe-Brey Zucker und Zimmet zu genießen!

Noch weit fruchtbarer an Folgerungen iſt aber die von allen Phyſiologen anerkannte Wahrheit, daß die Eigenſchaften der Speiſen auch die Beſchaffenheit der Säfte verändern, und folglich auf die ganze menſchliche Organiſation den weſentlichſten Einfluß haben müſſen. Schon die Krankheiten geben hiervon ein ſehr in die Sinne fallendes Beyſpiel. Allein, diejenigen Veränderungen, welche vermittelſt der Diät, ſelbſt im Gehirn und Nerven-Syſtem Statt finden können, ſind vielleicht viel zu ſubtil an ſich, und gehen auch zu langſam von Statten, als daß es möglich geweſen wäre, ſie zu beobachten; und dennoch liegt ſchon in der ausnehmenden Zartheit des unbekannten Weſens, welches der Grund der Eigenthümlichkeit eines jeden Natur-Körpers iſt, die Möglichkeit, daß es irgendwo in einem Körper, dem es einverleibt wird, ſein analoges Plätzchen findet, und irgend ein feines Organ modificirt. Wir belachen heut, und glauben vielleicht ſchon morgen an dieſe Art der Umgeſtaltung unſers Sinnes- und Verſtandes-Organe; denn ein Par Erfahrungen wären hinreichend, ſie auſſer Zweifel zu ſetzen. Selbſt die Empfänglichkeit einer Organ-

Organiſation könnte ſolchergeſtalt vielleicht durch den Genuß mannigfaltiger Nahrungs-Mittel erhöhet werden, und es lieſſe ſich mit einem gar geringen Aufwande von Dialektik am Ende noch wahrſcheinlich machen, daß die Menſchen-Freſſerey aus einer ſehr natürlichen inſtinctmäßigen Begierde nach Vervielfältigung der Vorſtellungen entſtanden ſey. Wenigſtens, möchte man fragen, wer erkennt nicht in dem Spotte, wovon der Britte über ſeinen Nachbar trieft, die ganze Energie, die einſt in ſeinem Roſtbeef und Plumpudding ſtak?

Dieſe Betrachtungen gewinnen ein noch ernſthafteres Anſehen, wenn wir uns des geheimen Einfluſſes erinnern, welchen Theile unſers Körpers von ganz verſchiedener Beſtimmung, und Geſchäften, die dem Anſcheine nach völlig abgeſondert ſind, auf einander äuſſern. Wie auffallend ſind nicht, z. B. die Wirkungen jenes feinen, faſt unſichtbaren Conſenſus zwiſchen den Werkzeugen des Verſtandes und den Werkzeugen der Verdauung! Wer von allen Phyſiologen dürfte ſich vermeſſen, darzuthun, daß Friedrich's Helden-Muth, ſeine unermüdete Thätigkeit, der Adler-Blick ſeines Verſtandes und die Blitze ſeines Geiſtes, von der übermäßigen Eß-Luſt ſeines Magens unabhängig wären? Auch wird kein Sachkundiger läugnen wollen, daß die Stimmung unſerer Gefühle großentheils ganz offenbar von der vermehrten oder geringern Reizbarkeit der Nerven des Unter-Leibes abhängt; und wenn es wahr iſt, daß die ſanften Regungen des Mitgefühles ſich noch nie bey einem Strauß-Magen befanden, ſondern allemahl ein ſchwächeres Verdauungs-Syſtem vorausſetzen, wie glücklich war es dann nicht für Friedrich's Unterthanen, daß Polenta und Nudeln-Paſtete ihm beſſer ſchmeckten, als ſie ihm bekamen! Ja, um die Folgerung nicht unberührt zu laſſen, die ſchon ſo deutlich in dieſen Prämiſſen liegt,

und weil ich mich einmahl bis zu jenem Nahmen verſtiegen habe, den unſer Zeit-Alter und das kommende mit Ehrfurcht nennt, muß ich ſeinen Läſterern noch ſagen, daß gemeine Seelen, bey der ärgſten Luſt auszuſchweifen, oft aus Furcht enthaltſam ſind, und ſich zu einem feigherzigen Leiden verdammen, um nur noch länger leiden zu können, indeſſen ein hoher Grad von Manns-Kraft dazu gehört, Befriedigung mit Schmerz zu erkaufen.

Meine Leſer werden mich hoffentlich bis hierher zu gut verſtanden haben, um mir die Abſicht beyzumeſſen, als ob ich ihnen ein Muſter zur Nachahmung aufſtellen, oder ihnen gar mit guter Manier zur Indigeſtion verhelfen wollte, da ich weiter nichts wünſche, als jedes Original in ſeinem Werthe gelaſſen zu wiſſen. Es ſey immerhin wahr, daß Vollkommenheit im Gleichgewicht der Kräfte liegt, und keiner größer je genannt zu werden verdient, als der Vortreffliche, in welchem alle Anlagen, Empfänglichkeiten und Triebe, ſich gleichförmig entwickeln: ſo iſt doch in der wirklichen Natur, wo alles von einer unvollkommenen Bildung und von äuſſern Verhältniſſen in den eiſernen Banden der Nothwendigkeit gehalten, nur ſeine gemeſſenen Kreiſe beſchreibt, ein ſolches Ideal der Abſtraction wohl ſchwerlich anzutreffen. Vielleicht konnte, vielleicht wollte die Natur die edeln Prädicate: Geiſtes-Größe und Majeſtät, nicht ohne Verſetzung mit einer niedern Eigenſchaft ausſtämpeln, und der größte König mußte vielleicht ein wenig lecker ſeyn, ſo wie ſeine Gold-Münze Kupfer enthält. Auch dürfte die reingute Menſchheit, wenn ſie in der Welt erſchiene, mit den reinguten Harz-Gulden bald einerley Schickſal haben. Gern überlaſſen wir daher der Dummheit ihren Wunſch, die ganze Menſchen-Gattung nach ihren Lieblings-Geſtalten zu modeln; und wenn die verwegene Herrſchſucht, die mit ſchärferem Blicke

die

die Triebfedern menschlicher Handlungen ergründet hat, sogar etwas jenem Wunsche entsprechendes auszuführen versucht, erwarten wir geduldig, sie an der Unmöglichkeit scheitern zu sehen. Weder Zwang noch Blendwerk, weder Gesetzgebung noch Glaube, und nicht einmahl die Allgewalt der überredenden Philosophie, vermag zu sammeln, was die Natur zerstreuete, oder Theile gleichartig zu machen, die eben unter sich verschieden seyn mußten, um ein vollendetes Ganzes zu bilden.

Ohne den Mißbrauch zu rechtfertigen, ist er gleichwohl die Bedingung alles Guten, was der Menschen-Gattung eignet; und ohne die Schwelger des alten Roms oder irgend einer freyen Reichs-Stadt in Schutz zu nehmen, müssen wir gestehen, daß man ihnen zum Theil die emsigere Untersuchung der Natur in allen Welt-Theilen schuldig ist. Es bedarf auch in der That nur eines Blickes auf den Gang der Entwickelung unserer Sinnlichkeit, um uns zu überzeugen, daß wir fast alle unsere Kenntnisse dem Sinne des Geschmackes verdanken; und gleichwie Bedürfniß von der einfachsten Art der Stachel ist, der unwillkürlich unsere ersten Bewegungen erregt, so wird im Fortgange der Ausbildung, wenn mehrere Gegenstände die Begierden reizen, ein vervielfältigtes Bedürfniß die Quelle neuer Thätigkeit. Der bloße Instinct lehrt ein neugebornes Kind, noch ehe es die Augen öffnet, in Ermangelung der mütterlichen Brust, an seiner kleinen Hand zu saugen. Das Gesicht, der Geruch, und der betastende Sinn, der in den Finger-Spitzen seinen Sitz hat, sind in der Folge nur die Diener dieses mächtigen Triebes, dessen Gegenstände sie auskundschaften und gleichsam ihm zuführen müssen. Nicht umsonst sind daher die meisten Früchte mit lebhaften Farben geziert; ihr lieblichster Duft ladet schon von fern zum Genuß ein, und das Gefühl,

welches den Grad ihrer Reife erforſcht, ſpannt oft die Begierde ſo hoch, daß man eigentlich ſagen darf, ſie ſtröhme dem Genuſſe entgegen. Es giebt allerdings auch Beyſpiele, wo das rein phyſiſche Bedürfniß der Ernährung zur Entdeckung einer wohlſchmeckenden Speiſe die nächſte Veranlaſſung gab; und hätte nicht der zürnende Hunger, der Niemands Freund iſt, mit Krebſen und Meer-Spinnen, mit Auſtern, Schild-Kröten und Vogel-Neſtern, das erſte Experiment gewaget, ſo wüßte jezt wohl ſchwerlich ein Aldermann ſie unter die Lecker-Biſſen zu zählen. Allein, die eigentliche Leckerey iſt nicht die Erfindung eines Hungrigen, ſondern eine Folge des Nachdenkens über einen gehabten Genuß, ein Beſtreben der Vernunft, die Begierde darnach durch andere Sinne wieder zu reizen; und es war gewiß kein geringer Fortſchritt im Denken von der Sorge für den Magen, zu der Sorge für den Gaumen. Es iſt immer ſchon viel gewonnen, wenn das Nerven-Syſtem auch nur bey dieſer Veranlaſſung und nur zu dieſem Endzweck ſeine höheren Uebungen beginnt. Das Gedächtniß erhält doch neue Eindrücke, die Einbildungs-Kraft brütet darüber, und ſelbſt die Beurtheilungs-Gabe kann in einem größern Kreiſe der zu vergleichenden Vorſtellungen wirken. So entwickeln ſich faſt unmerklich die Begriffe des Nützlichen, Guten und Schönen nebſt ihren Gegenbildern, und die Schwingungen des Gehirnes werden immer feiner und ſchneller, bis man endlich gar ein Wohlgefallen daran findet, zu denken, bloß um gedacht zu haben; eine Beſchäftigung, womit die Menſchen auf der höchſten Stufe der Bildung ſich entweder die Langeweile zu vertreiben, oder, weil die Extreme wieder zuſammen kommen, ſich Brod zu verdienen ſuchen.

Urtheilen wir ferner, wie billig, von der Wichtigkeit und dem Wirkungs-Kreiſe einer Urſache, nach

den

den Folgen die wir vor Augen ſehen, ſo wüßten wir keine von ſo weit ausgebreitetem Einfluß, als die Befriedigung des Gaumens. Die eigenthümliche Beſchaffenheit verſchiedener Gattungen organiſirter Körper, das Verhältniß ihrer Menge und Anzahl gegen einander, und mit demſelben das äuſſerliche Anſehen der Natur, iſt durch dieſe mächtige Triebfeder menſchlicher Handlungen verändert worden. Ohne der Vieh-Zucht und des Feldbaues zu erwähnen, weil ſie ſich nur in wenigen Fällen auf die Leckerey beziehen, iſt ſchon die Jagd, bey geſitteten Völkern, ſo wie die Zucht des zahmen Geflügels, die Bienenzucht, und der Anbau der Frucht-Bäume aller Art, an ſich eine Folge der Verfeinerung jenes Sinnes. Allein, welche künſtliche Metamorphoſen gehen nicht mit den Thieren und Pflanzen ſelbſt vor, um ſie für den Genuß einer üppigen Zunge zu zubereiten! Dringt nicht das Meſſer in die Eingeweide unſerer Hühner, um ſie zu Kapaunen und Poularden zu verſtümmeln? Verſteht nicht der Sicilianer, und bey uns der Jude, die grauſame Kunſt, den Gänſen eine ungeheure Leber wachſen zu machen? Und wer zählt die endloſen Varietäten unſers Obſtes, deren jede an Größe, Zeitigung und Geſchmack verſchieden iſt, und die alle urſprünglich von einigen wilden Stämmen mit herben, kaum eßbaren Früchten abgeleitet ſind? Wie viele andere Pflanzen-Gattungen hat nicht ihr Anbau verdrängt, und wie manche Thier-Gattung iſt nicht in einigen Ländern ausgerottet worden, damit Rehe und Haſen für uns allein übrig blieben! Doch wie ſollten die Menſchen auch die Wölfe und Füchſe verſchonen, da ſie um eines Lecker-Biſſens willen im Stande ſind einander aufzuopfern! Wir haben zwar keinen römiſchen Pollio mehr, der ſeine Muränen mit Sclaven fütterte, damit ſie ihm deſto köſtlicher ſchmeckten; hingegen treiben wir den Neger-Handel, um ein Par

Lecker-

Leckereyen, wie Zucker und Kaffe, genießen zu können. Von den attiſchen Feigen rühmt ein Grieche, daß ſie ein Haupt=Beweggrund waren, weswegen Xerxes die Athenienſer bekriegte; und wie noch jezt der Acajou im eigentlichen Verſtande ein Zank=Apfel der braſilianiſchen Völker iſt, ſo haben auch die Spanier, Portugieſen und Holländer um den Beſiz der Gewürze blutige Kriege geführt. Gleichwohl dürfen dieſe zerſtörenden Wirkungen geringfügig heißen, wenn man daneben den Zuſammenhang des großen politiſchen Räderwerkes, und hier auch noch die Zunge als bewegende Feder, erblickt. Die Leckerhaftigkeit unſers Welt=Theiles unterhält Geſchäftigkeit und Betrieb im ganzen Menſchen=Geſchlechte. Der ganze Handel von Weſt=Indien und Afrika, und ein großer Theil des Handels im mittelländiſchen Meere, beruhet auf der ungeheuern Conſumtion von ausländiſchen Leckereyen im Norden; und es iſt ein eben ſo zuverläſſiges, als für die Zukunft bedenkliches Factum, daß das Gold und Silber, welches die Bergwerke von Peru und Mexiko liefern, für Thee=Blätter nach China geht. So gewiß aber die Verhältniſſe der Nationen gegen einander aus dieſen und ähnlichen Urſachen ſich ändern, und ihre Thätigkeit auf andere Gegenſtände und in andere Canäle lenken werden, ſo zuverläſſig dürfen wir doch den Ausſpruch thun, daß Bewegungen und Handlung, Entwickelung, Verfeinerung und Aufklärung, mit allen ihren ſonderbaren Erſcheinungen, von ſo reizbaren Organen, wie die unſrigen, ſtets unzertrennlich bleiben, und immer wieder aus dem Schutte veralteter Verfaſſungen hervorgehen müſſen, da hingegen die geringſte Ungeſtaltung, wie etwa nur eine knorpelartige Zunge, uns ſchlechterdings zu andern Weſen umſchaffen würde.

Betrachtet man endlich dieſes kleine Glied zu[illegible]s Sprach=Organ, ſo erſcheint ſeine Wichtigkeit

keit in einem noch stärkern Lichte, indem nunmehr die menschliche Perfectibilität groſsentheils wesentlich darin beschlossen liegt. In der Vereinigung dieser beyden Natur-Anlagen, des Geschmackes und der Rede, in einem gemeinschaftlichen Werkzeuge, findet der Natur-Forscher und Anthropologe einen reichhaltigen Stoff zum Nachdenken, den ich für jezt unberührt lassen muſs, um auf die Frage: was ist lecker? zurück zu kommen.

Wenn man, nach allem, was ich darüber gesagt habe, den Europäern das allgemeine Entscheidungs-Recht dennoch streitig machen wollte, so wird man ihnen wenigstens zugestehen müssen, daſs nur sie von dem, was ihnen schmeckt, bestimmte Nachricht geben können. Die groſse Verschiedenheit des Geschmackes bey Personen von einerley Volk und Familie, scheint zwar eine jede Bestimmung von dieser Art zu vereiteln; allein, die Abstraction, die nur von allgemeineren Uebereinstimmungen ausgeht, nimmt keine Rücksicht auf die Ausnahmen, daher kann sie wahr im Ganzen, und doch falsch im Einzelnen, seyn. Die Freſsgier eines leeren Magens, der seltsame Appetit der Schwangern, und das instinctmäſsige Verlangen der Fieberkranken, nach Speisen die ihrem Zustande angemessen sind, können so wenig, wie bey der Abneigung gegen manche wohlschmeckende Nahrungs-Mittel, wie ich oben von Butter und Käse, Erdbeeren, und Wein, angeführt habe, in Anschlag kommen. Wer sich an diese Idiosynkrasien kehren wollte, der müſste auch läugnen, daſs die Katzen zahme Haus-Thiere seyn, weil es Menschen giebt, die ihre Ausdunstung nicht ertragen können.

Nachahmung, Zwang und Gewöhnung, oder was man insgemein Erziehung nennt, können ferner, so wie Mode, Eitelkeit und Besorgniſs vor Krankheiten, den Genuſs gewisser Nahrungs-Mittel in allgemeine Aufnahme bringen, ohne für ihre Leckerheit

das

das mindeſte zu beweiſen. So gewöhnen ſich, von Jugend auf, die ſüdlichen europäiſchen Nationen an den Genuß des ſcharfen Knoblauches, und des wie Feuer brennenden ſpaniſchen Pfeffers, deren der blondere Menſchen-Stamm entübrigt ſeyn kann; und der allgemeine Gebrauch des widerlichen und giftigen Tobakes, den wir wegen ſeiner vermeinten Heil- und Verwahrungs-Kräfte, zuerſt von den amerikaniſchen Wilden entlehnten, beruhet zum Theil auch auf der Eitelkeit unſerer Knaben, die gern für Männer gelten möchten. Ein ähnliches Vorurtheil hat die allgemeine Einführung des Branntweines begünſtigt, der anfänglich gegen die Peſt und manche andere Krankheiten als ein ſicheres Mittel empfohlen wurde, worauf der alte Nahme Aquavit (Lebens-Waſſer) eine bedeutende Anſpielung enthält. Von dieſen einzelnen Ausnahmen hinweggeſehen, dürften die cultivirten Völker Europens hauptſächlich darin übereinſtimmen, ſowohl was die Zunge gar zu heftig reizt, als das ganz Fade und Geſchmackloſe von dem Begriffe des Leckern auszuſchließen, hingegen dasjenige vorzüglich wohlſchmeckend zu finden, was auf ihre Nerven-Wärzchen einen ſanfteren Eindruck macht, weil in ſeiner Zuſammenſetzung ſtreitende Elemente mit einander gebunden und geſättigt ſind. Alles ganz Bittere,

anderweitige Beymiſchung, ſo wie das Faulichte,

Grund-Stoffe durch die Auflöſung entwickelt,

viel heftiger neue Verbindungen ſuchen, iſt

und unangenehm: alles Herbe, Zuſammen-

ner, Aetzende und Ranzige, iſt nicht nur wider-

, ſondern verletzt auch die zarten Werkzeuge des

ſchmackes. Süßigkeiten aber, milde Säuren,

tel-Salze, Fettigkeiten, und die flüchtigen Oehle

Harzes, ſind entweder an ſich wohlſchmeckend,

doch, in Verbindung mit einander, den

lieblichen Eindruck, den wir lecker

nennen

nennen müſſen. Durch die Beymiſchung des Süßen, Sauern oder Gewürzhaften, erhält ſogar in manchen Fällen das Widerliche einen ganz erträglichen, oft pikanten, und von leckern Zungen ſehr geſuchten Reiz, für welchen die Kunſt-Sprache unſerer Sardanapale die erborgten Nahmen fumet und haut-gout geheiligt hat.

Unter allen möglichen Verbindungen der Elemente behauptet indeſſen die Süßigkeit, dieſe mit Brenn-Stoff geſättigte Pflanzen-Säure, als die allgemein gefälligſte, ohne allen Zweifel den Vorzug; und ſelbſt die Liſpel-Töne (ἡδυς, dulcis, dolce, ſüß, ſweet, ſlodkie,) welche dieſe Miſchung bezeichnen, tragen in Klang und bildlicher Anwendung die untrieglichſten Spuren des hohen Wohlgefallens der europäiſchen Völker an ihrem Geſchmacke. Weit über die ganze Erde iſt ſchon in den älteſten Zeiten der Genuß des Honigs üblich geweſen, und Griechen und Römer, die ihn zur Speiſe und zum Trank der unſterblichen Götter erhoben, hatten gewiß von ſeiner Köſtlichkeit den höchſten Begriff; ſie ſelbſt genoſſen ihn bey ihren Gaſtmahlen, und miſchten ihn unter den Wein. Noch jezt iſt Honig eine allgemein beliebte Leckerey faſt aller Völker der Erde; die Orientaler und alle ſüdlichen Aſiaten, mit Inbegriff der Chineſer, die Neger und Hottentotten, die Peruaner und die Einwohner von Quito und Cayenne, ja ſelbſt die Mantſchu-Mongolen, (die aber ihren Honig mit Bären-Talg miſchen,) haben ſämmtlich einen Sinn für ſeine Lieblichkeit. Auch in Europa würde man, wie vor Zeiten, den Honig in Menge genießen, hätte nicht ein minder oehlichtes Süß, welches ſich in trockner Geſtalt darſtellen läßt, mithin wegen ſeiner Reinlichkeit einen allgemeinern Gebrauch verſtattet, ihn ſeit der Anpflanzung des Zucker-Rohres in Weſt-Indien, verdrängt. Unſtreitig wird der Zucker unter al-

len

len Leckereyen in gröſter Menge zur Bereitung unſerer Speiſen und Getränke verbraucht. Selbſt den ärmern Volks-Claſſen iſt der Genuß deſſelben beynahe unentbehrlich geworden; und bey weitem die gröſte Anzahl aller Delicateſſen, die auf vornehmen Tafeln als Deſſert, die ſchon befriedigte Eß-Luſt erneuern, enthalten einen anſehnlichen Theil Zucker in ihrer Miſchung. Die Natur, welche nirgends ſo groß iſt als in den unaufhörlichen Beziehungen, die ſich zwiſchen ihren verſchiedenen Geſchöpfen wahrnehmen laſſen, hat daher hauptſächlich im Pflanzen-Reiche mit unglaublicher Freygebigkeit die zuckerähnlichen Subſtanzen vervielfältigt. Die Palmen Indiens, der Kokos, Saguer und Lontar, führen einen weinähnlichen Saft, der abgezapft und eingedickt, zum Djaggree oder Palmen-Zucker wird. Den Arabern giebt die Dattel-Frucht, den Kanadiern ein Ahorn und ein Wallnuß-Baum, den Mexikanern eine Aloe (Agave) Zucker. Im Orient bereitet man aus der Frucht des Weinſtockes einen köſtlichen Trauben-Honig; auch das Bambus-Rohr liefert einen ſüßen Milch-Saft, das berühmte Tabaxir, welches Araber und Perſer mit Gold aufwiegen. Im Norden fließt ein Syrup aus der Birke, und in Italien und Languedoc giebt ihn die Lotus-Frucht. Die Emſigkeit der Bienen trägt in allen Welt-Theilen aus den Blüthen vieler tauſend Pflanzen-Gattungen Honig zuſammen; ſelbſt bis in die Wurzel liegt die Süßigkeit bey Möhren, Mangold und Bärenklau, verſteckt; ja, damit dem Ocean, wie der Erde, ſein Theil beſchieden würde, und keine Claſſe vegetabiliſcher Organiſationen leer ausgienge, erzeugt ſich an den Küſten von Schottland, Norwegen und Island, ein ſüßer Saft im ſogenannten Zucker-Tang. Auch auſſer dieſer Leckerey, liefert nur das Pflan-Reich die ausgeſuchteſten Ingredienzen unſerer Brü-

Brühen und Tunken, unſerer zahlloſen großen und kleinen Schüſſeln, unſerer ſinnreichen Erfindungen erlöſchende Begierden durch die Neuheit des Reizes wieder anzufachen. Gegohrne Säfte und Getränke, Aufgüſſe aller Art, abgezogene und gebrannte Waſſer, wohlriechende Eſſenzen, Pflanzen-Milch aus Oehl und Gummi gemiſcht, einheimiſche aromatiſche Kräuter, und jene im heißen Erdſtriche mit Feuer geſättigten Gewürze, wie Zimmet und Vanille, Nelken und Muskaten, Cayenne, Pimento und Pfeffer; Säuren von mancherley Art und Geſchmack aus dem Safte der Traube, aus dem Weine der Palmen und aus ſo vielen Früchten; milde Fettigkeiten und Oehle, nahrhafte Saleps, Soyas, Sagus, Champignon-Extracte und Chocolate; dies alles ſind lauter Producte des Pflanzen-Reiches, zu denen wir ſogar das einzige genießbare Mineral, das Koch-Salz ſelbſt noch rechnen können, indem es in mehr als zwanzigerley Pflanzen vorhanden iſt. Wie zahlreich ſind übrigens nicht die Suppen- und Salat-Kräuter, die friſchen und eingemachten Gemüſe, die eßbaren Sproſſen und Wurzeln, kurz, alle jene Gattungen des Pflanzen-Reiches, aus denen unſere Koch-Kunſt wohlſchmeckende Speiſen bereitet, verglichen mit der geringen Verſchiedenheit von vierfüßigen Thieren, Vögeln, Fiſchen und Gewürmen, die man ebenfalls nicht ohne Zubereitung genießt (*)! Doch die Natur weis in der Pflanzen-Schöpfung allein, ohne alles Zuthun der Kunſt, dem Menſchen ein Mahl auserleſener Lecker-Biſſen zu bereiten, indem das Thier-Reich auſſer der Milch, die ihren vegetabiliſchen Urſprung durch die Menge des darin enthaltenen Zuckers verräth, dem

(*) Ein Par Schildkröten-Arten ſind, nebſt dem Froſch, die einzigen Amphibien; Krabben und Krebſe die einzigen Inſecten, die man in Europa verſpeiſet.

dem leckern Gaumen nur höchſtens noch Auſtern roh darbiethen darf. Vermag die ſo gerühmte Zunft der wiener und pariſer Köche, vermag das ganze Heer der Confiſeurs, Deſtillateurs und Zucker-Bäcker, um ein Product der Kunſt uns aufzutiſchen, das dieſe Leckereyen der Natur erſetzte? Was ſäume ich länger, ſie zu nennen, dieſe köſtlicheren Producte des Pflanzen-Reiches, die edeln Früchte aller Art, wo der Honig-Saft mit einer lieblichen Säure, mit feurigen oder mit ſchleimartigen Oehlen in tauſend verſchiedenen Verhältniſſen verſetzt, durch unzählige Veränderungen den Gaumen bald kühlend erquickt, bald mit Würze durchdringt, bald wieder die gereizten Nerven-Spitzen milde umhüllt und zu neuem Genuſſe ſtärkt!

Mit Wohlgefallen ruhet das Auge des Forſchers auf dieſen zarten Pflanzen-Naturen; mit höherm Entzücken bemerkt er ihre erſte Entwickelung, und verfolgt ihr wunderbares Wachsthum, bis er ihre reine, ätheriſche Nahrung erſpähet. Indeſſen das Thier ſchon ausgebildete Körper verſchlingt, ſie zermalmt, aus ihrem zuſammengeſetzten Safte ſich ergänzt, und ihre unreinen Ueberreſte von ſich ſtößt, ſaugen dieſe feinen Röhr- und Zellen-Gewebe die einfachſten Elemente begierig aus der Luft. Aus Sonnen-Licht und Aether-Feuer gewebt, wie ſonſt nur Dichter träumen durften, lacht unſerm Blicke das ſanfte Grün (*) der Wälder und Flüren; und ſeht! im unendlich zarten Geäder der Blumenkronen und der reifenden Früchte, glüht der ſiebenfache Licht-Strahl, und ziert die Pflanzen-Schöpfung mit ſeinem mannigfaltigen Farben-Spiele.

Licht

(*) Die Entdeckung des berühmten Ingenhouß, wovon ich im Art. Licht reden werde.

Licht und Feuer-Stoff, zu Körpern verdichtet, koſtet auch die Zunge in der Süßigkeit und im Oehl der Gewächſe; denn die Entzündung und Verflüchtigung des leztern ſcheint das Daſeyn jener Urweſen anzudeuten, ſo wie im Zucker ſelbſt, wenn man zwey Stücke an einander reibt, ein Phosphor-Glanz das inwohnende Licht verräth. Wo die Sonnen-Strahlen ſenkrecht fallen, wo jene überirdiſchen Elemente mit ſtärkerm Moment die Pflanzen durchſtröhmen, in den heißeſten Gegenden des gemäßigten Erdſtriches und in der brennenden Zone, dort prangt daher die Erde mit den meiſten und edelſten Früchten; dort bilden ſich in der Rinde, im Blüthenkelche und im Samen der Bäume jene flüchtigen wohlriechenden Oehle, die man, ihrer Urquelle wegen, ätheriſch nennen muß; dort ſcheidet ſich Campher aus den mit Brenn-Stoff überfüllten Säften, um ſchnell wieder zurück, in ſeinen Limbus zu entfliehen. In den kalten Polar-Gegenden aber, wohin nur eine überlegene feindliche Macht ein ſchwächeres Volk verſcheuchen konnte, reift für den Menſchen eine ſehr geringe Anzahl kleiner Beeren, die ſelten eher eßbar ſind, als bis der Froſt ihre Säure gemildert hat. Unſer Norden beſitzt ebenfalls nur wenige, und auſſer Erdbeeren und Himbeeren, keine vorzüglich wohlſchmeckende einheimiſche Früchte; doch hat der Kunſt-Fleiß, der uns eigen iſt, nicht nur aus Italien und Klein-Aſien allmählich Kirſchen, Apricoſen, Pflaumen, Pfirſichen, Melonen, Feigen, Trauben, Wallnüſſe und Mandeln, hierher gebracht und mit Erfolg gepflanzt, ſondern auch durch anhaltende Cultur das herbe Wald-Obſt zu guten Aepfeln und Birnen veredelt. Allein, wer zählt nun allen Reichthum Pomonens in jenen geſegneten Ländern, welche der jungen Menſchen-Gattung Wiege waren, wo ſie noch nicht zur Knechtſchaft verdammt, die Rechte der Freygebornen genoß,

und nicht mit Schweiß und Ermattung das Glück des Daſeyns zu theuer bezahlen mußte? Bekannte und unbekannte Nahmen zieren das lange Verzeichniß der aſiatiſchen Früchte; Apfelſinen, Pompelmus, Piſangs, Datteln, Mangos und Mangoſtanen, Durrionen, Nankas, Jambolans, Jambuſen, Blinbings, Litſchis, Lanſans, Rambuttans, Zalacken, — doch was ſollen meine Leſer mit allen noch übrigen fremden Benennungen dieſer von der Natur ſo reichlich ausgeſpendeten Leckereyen? Ich nenne ihnen lieber noch die Frucht der Kokos-Palme, die zugleich mit Speiſe und Trank den Glücklichen labet, der nicht zu träge iſt, ihren ſchlanken Stamm hinan zu klimmen; und jenes ceyloniſche Nepenthe, welches in ſeinen ſchlauchähnlichen Blättern ein ſüßes, kühles Waſſer für den durſtigen Wanderer enthält. Nicht minder reich an Früchten iſt der neue Welt-Theil, trotz allem, was man zu ſeiner Herabwürdigung geſagt hat; auſſer Kokos-Nüſſen und Piſang-Früchten, die er mit dem alten Continente gemeinſchaftlich beſitzt, gehören ihm die Ananas-Sorten, die in unſern Treib-Häuſern ſo berühmt geworden ſind, die Mombin und Perſimon-Pflaumen, die Sapoten, Sapotillen und Mammei-Früchte, die Papayen und Guayaven, der Acajou, die Grenadillen, die Avocato-Birnen, die Brey-Aepfel, und darunter die in Peru ſo geprieſene Tſchirimoya, nebſt einer Menge anderer Obſt-Sorten und Nüſſe. Auch in dieſes neu entdeckten Landes heißen Gegenden konnten alſo die Menſchen mit geringer Mühe einen reichlichen Unterhalt finden, der zugleich den Sinnen ſchmeichelte, und durch den ſanften Reiz wuchernder Säfte den Geſchlechts-Trieb ſtärker entflammte, auch hier konnten alſo ein Anfang der Cultur und geſellſchaftliche Verbindungen in der vermehrten Volks-Menge entſtehen; und wirklich fanden ſie die Spanier hier z. Peru und in Mexiko.

Doch,

Doch, indem ich habe darthun wollen, wie wichtig dem Menſchen ſein Sinn für die ſüßen Producte des Erdbodens werden kann, muß ich endlich noch erinnern, daß jene Leckereyen nicht für ihn allein exiſtiren, indem es in allen Claſſen der Thiere gewiſſe Gattungen giebt, die ein lebhafter Inſtinct für das Süße zum Genuß deſſelben auffordert. Die Bären unſers Nordens, das Ratel und der Honig-Kukuk in Afrika, das zahlreiche Geſchlecht der Colibris, die mit den Schmetterlingen zugleich den Blumen-Nektar ſchlürfen; ja, die Bienen ſelbſt ſowohl, als Ameiſen, Zucker-Gäſte und gemeine Fliegen, theilen ſich mit uns in dieſen Balſam der Natur.

Tal om Läckerheter, både i ſig ſielfva ſadana, och för ſadana anſedda genom folkſlags bruk och inbillning, af *Bengt Bergius*. Förra delen. Stockh. 1785, gr. 8. 17 B. Andra delen, 1789. 21 B.

D. überſ. u. d. T. Bengt Bergius über die Leckereyen. Aus dem Schwediſchen mit Anmerkungen von D. Jo. Reinh. Forſter und D. Kurt Sprengel. Erſter Theil. Halle, 1792, 8. 1 A. 2 B. Zweiter Theil. 22 B.

Ueber Leckereyen, von G. F. ſt. im Gött. Taſchenbuch, für das Jahr 1789, S. 81, fgg.

Von einigen Obſtarten als Leckerbiſſen, ſt. im Goth Taſchenbuch, a. d. J. 1793, S. 33, fgg.

Inſecten und Würmer als Leckerbiſſen, ſt. in eb. demſ. a. d. J. 1794, S. 30, fgg.

Leckerey. 1. Eine leckerhafte Speiſe, ein Lecker-Biſſen. Siehe den vorhergehenden Artikel.

2. Figürlich auch das ungeordnete Beſtreben ſich ſinnliche Vergnügungen zu verſchaffen; daher es im Oberdeutſchen theils für körperliche Wolluſt, theils auch für nichtswürdiges Betragen, vorkommt. Siehe der Lecker 1, 2.

Leckerhaft, ein Bey- und Neben-Wort, leckerhafter, leckerhafteſte, welches für lecker, in beyden Bedeutungen, am meiſten aber in der erſten, gebraucht wird. L. delicatus, guloſus, lautus; Fr. delicat, friand. Leckerhafte Speiſen.

Daher die Leckerhaftigkeit, die ungeordnete Neigung zu leckern Speiſen und Gegenſtänden, in der erſten Bedeutung dieſes Wortes. Fr. Delicateſſe, Friandiſe.

Lecker-Maul, Diminut. Leckermäulchen, im gem. Leben, eine leckere, leckerhafte Perſon; Niederſ. Leckertäne. L. Cupes, Cupediarum appetens, Homo lautus; Fr. Friand, qui a de la friandiſe.

Leckern, von dieſem Zeit-Worte iſt nur das zuſammengeſetzte verleckern gebräuchlich. 1. Mit Leckerey durchbringen, im g. L. Sein Vermögen verleckern.

2. Verleckert ſeyn, auch nur im g. L., im hohen Grade leckerhaft, nach leckern Speiſen begierig ſeyn. Ein verleckerter Menſch.

Leckmäulen, Fr. ſe joindre, heißt, auf Bergwerken, wenn die Gänge zuſammen kommen, und anfangen gut zu thun, und Ueberſchuß zu geben.

Leckniz, ein Fluß; ſiehe Löcknitz.

Leckritze, Liquiritia; ſiehe Süßholz.

Lecque, eine Rechen-Münze; ſ. im LVIII Th., S. 412.

Lecrelets, eine Art Pfeffer-Kuchen; ſ. Pfeffer-Kuchen.

Lectica, ſiehe Sänfte.

Lecticarii ſervi, bey den alten Römern; ſ. im XLI Th., S. 341, f.

Lectiminga Lobel., ſiehe Röhrkraut.

Lection, aus dem Lat. Lectio, im gem. Leben einiger Gegenden, ein Stück eines Buches oder Kapitels aus der Bibel, welches in der Kirche vorgeleſen wird. Dergleichen Lectionen die Evangelien und Epiſteln ſind.

Daher: Einem die Lection (die Epiſtel) leſen, im g. L., ihm einen derben Verweis (Filz, Wiſcher) geben; im Oberdeutſchen Letzge.

In den niedern Schulen auch dasjenige, was den Kindern zu leſen, zu lernen, oder zu ſchreiben aufgegeben wird. Niederſ. Lekſe.

In einigen oberdeutſchen Gegenden wird auch ein Hör-Sahl, ein Auditorium eine Lezge genannt.

Auſſer den niedern Schulen, gebraucht man das Wort Lection, und die Redens-Art Lection geben, Unterricht ertheilen, auf Fecht- und Tanz-Böden, auch auf Reit-Schulen, für den Reiter und das Pferd; Fr. Ecole.

Lectiſterniator, bey den alten Römern; ſ. im XLI Th., S. 326, f.

Lectiſternium, ein Götter-Mahl, bey den Römern; ſiehe in den Supplementen Götter-Mahl.

Lector, Lectores; ſiehe Leſer.

Lectoure, Lectûre, Laittoure, oder Leictoure, Lactora, Lactura, Lectora, oder Lectoracium, eine feſte Stadt am Fluſſe Gers oder Giers, in der Landſchaft Armagnac, in Gaſcogne, mit einem feſten Schloſſe auf einem ſteilen Berge, welche der Sitz eines beſondern Gouverneur und Etat-Major, eines Biſthumes, einer Election, einer Land-Vogtey und eines Land-Gerichtes iſt. Der Biſchof, welcher zugleich mit dem Könige Herr der Stadt iſt, ſteht unter dem Erz-Biſchofe von Auſch, (Auch oder Aur,) hat einen Kirchſprengel von 79 Pfarren, 20,000 Livr. Einkünfte, und iſt am römiſchen Hofe auf 1600 Fl. tariert.

Lectum (jezt Capo Baba oder S. Mary), ein berühmtes Vorgebirge in Aſia und der Landſchaft Troas. Hier fing ſich die äoliſche Küſte an.

Lecture, das Bücherleſen; ſiehe Leſen.

Lectus, ſiehe Bett.

Lecythis maior, ſ. Ollaria, die Linnéiſche Benennung des großen Topf-Baumes, welcher beym Marcgrav, Piſo und Ray den braſilianiſchen Nahmen

Jacapucago führt. Siehe im XXVIII Th., S. 10, f. (*).

Leczyca, siehe Lentschitz.

Leda, Gr. Λήδη, des Thestius, Königes in Aetolien, oder des Glaukus Tochter. Ueber ihre Mutter herrschen die verschiedensten Angaben (1); Einige nennen sie Laophonte, Andere Leucippe (2). Sie wurde mit der Zeit an den König von Sparta Tyndareus vermählt, und erzeugte mit ihm die Timandra, Klytämnestra und Philonoe. Allein auch Jupiter ward ihr Liebhaber. Sie ging einst am Flusse Eurotas spazieren, als Jupiter aus Liebe sie in eine Gans, und sich selbst in einen Schwan verwandelte, um seine Lust mit ihr zu büßen. Sie gebahr von ihm (3) die Helena, deren Halb-Brüder und Söhne des Tyndareus und der Helena die Dioskuren waren. Die nach Homer folgenden Dichter setzten zu dieser Erzählung vieles hinzu. Sie ließen erstlich die Helena bloß von der Leda erzogen werden, sie aber eigentlich ein Kind der Nemesis seyn, die Helena in einem Ey gebar; und machten dann die Dioskuren, wenigstens den Pollux, zu leiblichen Brüdern der Helena, die mit ihr aus dem Ey waren geboren worden; endlich schrieben sie diese Ey-Geburt selbst der Leda zu, und zwar gebar sie, weil Jupiter als Schwan ihr beywohnte, entweder Ein Ey, aus welchem Helena und Pollux hervor gingen, oder zwey Eyer, deren eins den Kastor und Pollux, das andere die Helena allein, oder zugleich mit ihrer Schwester Klytämnestra, hervorbrachte. Von den Kindern der Leda, die aus den Eyern hervorgingen, wa-

(*) An besagtem Orte, ist in der 3ten Zeile des Artikels Jacapucago, Lecythis, an statt Locythis, zu lesen.

(1) Schol. Apoll. I. 146. (2) *Hygin.* f. 14.

(3) Nach Iliad. γ. 426. 237. Od. λ. 297.

waren Pollux und Helena aus Jupiters Umarmung, Kastor und Klytämnestra aber vom Tyndareus erzeugt. Unsterblich waren Pollux und Helena; Kastor und Klytämnestra aber sterblich. In den unten (4) angeführten Stellen, auch *Pausan.* I, 33. am Ende, wird neben der Bild-Säule der Nemesis von Rhamnus, auch eine Leda, die Helenen pflegt, und mit ihr Tyndareus nebst ihren Söhnen aufgestellt, angeführt. Der Schol. Od. λ, 297. giebt die Geburt aus einem Ey ausdrücklich für eine neue Erfindung aus.

Ist es erlaubt auf diesen Grund zu bauen, und in die Entstehung dieses Mythos einige Blicke zu thun, so erkläre ich mir die Sache folgender Gestalt. Ein Dichter ließ die Helena von der Nemesis, der Bestraferinn des Uebermuthes, geboren werden, weil sie die Gelegenheit ward, den Uebermuth der Trojaner zu bestrafen. Er schilderte Jupitern, der ihr am Eurotas, diesem Schwänereichen Flusse, Anträge machte. Nemesis floh in eine Gans, oder, was damit einerley ist, in einen Schwan verstellt. Jupiter verfolgte sie als Schwan, und besiegte sie. Was wird öfter bey den ältesten Dichtern erwähnt, als die Verkleidung in Vögel, die Götter und Göttinnen annahmen; wem sind Jupiters Verkleidungen unbekannt? Die Folge dieser Begattung von Vögeln konnte nichts anders, als ein Ey, seyn. In dem Ey dachte man sich überdem den Begriff von Schönheit und Zartheit; wie vortrefflich stimmte das mit der Vorstellung überein, die man sich von Helenen machte! Nemesis gebar dasselbe, und vertrauete dann das Ey der Leda, bey welcher Helena daraus hervor kam, und alsdann erzogen wurde. Indessen hatten sich auch die Brüder der Helena, die Dioskuren, berühmt gemacht. Der Lacedämonier verehrte diese seine Stamm-Helden schon, da er bey den Samothraciern ähnliche Zwillinge, die Kabiren, antraf. Er verwechselte nun seine Dioskuren mit jenen Kabiren.

(4) *Hygin.* f. 77. *Munk* ad h. l. Astron. II, 8. Vergl. *Pindar.* N. 10, 150. ib. Schol. und den Schol. Lyc. 88

Vielleicht wurde jenen Welt-Schöpfern, jenen Symbolen der Zeugung und Zeugungs-Kraft, die Geburt aus einem Ey zugeschrieben; und dies gab die erste Gelegenheit zur Erfindung der Fabel mit dem Schwane und der Ey-Geburt der Nemesis. Wenigstens fand man es billig, da Helena für Jupiters Tochter ausgegeben wurde, auch die Dioskuren dafür zu halten, und so an der Art ihrer Geburt Theil nehmen zu lassen. War aber die Fabel mit der Geburt der Helena aus einem Ey einmahl bekannt, und vergaß man die Absicht, warum die Nemesis jener Dichter der Helena zur Mutter gegeben hatte, so war nichts leichter als der Uebergang von ihr zur Leda, und daß man die Leda wieder in ihre Mutter-Rechte einsetzte. Mit der Zeit glaubte man an eine bloße Umarmung in Gestalt eines Schwanes, die vom Jupiter mit der unverwandelten Leda geschahe. Diese Umarmung gab den Künstlern Gelegenheit zur Bildung schöner und neuer Gruppen, in denen sie bald die Besiegung der Leda, bald ihre Gegenwehr gegen den Schwan, darstellten. Daher ist auch dieses Sujet sehr oft von ihnen bearbeitet worden. Wir besitzen unter den herkulanischen Gemählden noch eines von diesem Gegenstande, und viele antike Gemmen desselben Inhaltes. S. Pitture d'Ercol. T. III, t. 8. *Borioni* Coll. Ant. Rom. t. 27. *Lippert* T. I, n. 32 — 39. *Montfauc.* T. I. P. 2, t. 195. Man hat ausser der angegebenen Auslegung, die Ey-Geburt auch aus dem *Athen.* II, 16. zu erklären gesucht, weil dort erzählt wird, daß den Molioniden, ihrer Aehnlichkeit wegen, die Geburt aus einem Ey zugeschrieben worden sey; und wieder, daß man bey den Lakoniern den obern Theil des Hauses ὠὸν genannt habe. Man sieht aber, wie wenig beyde Anführungen die Sache enträthseln.

Ledbury, ein ansehnlicher Marktflecken am Flusse Leden, in Hereford Shire in England, wo viele Tuch-Macher sind.

Lede, Leede; siehe Lehde.

Ledecz, Ledetsch, eine Kammeral-Herrschaft im czaslauer Kreise, in Böhmen. Einige wollen den Besitz dieser Herrschaft den Tempel-Herren, und dann den Hrn. von Trczka einräumen; allein, es mangelt an

an hinlänglichen Urkunden, ſolches zu beweiſen. Im 16ten Jahrh. gelangte dieſelbe an die Herren Mezerziczky von Lomnicz, aus deren Geſchlechte Zdeniek 1549 und 1554, dem prager Land-Tage beygewohnt hatte. Bald darauf fiel dieſe Herrſchaft dem H. Wenzel Chetensky zu, wurde aber nach der Schlacht am weißen Berge, 1623, d. 14 Aug. an den königlichen Fiscus gezogen, und dem Hrn. Adam von Waldſtein käuflich abgetreten. Nach der Zeit hatte Ignaz Freyh. von Koch, kaiſ. kön. Hof-Rath und Kabinets-Secretair, dieſelbe im Beſitz, von dem ſie die K. K. Maria Thereſia, 1753, für 24,000 Fl. erkaufte, und die ſämmtlichen Einkünfte davon dem in eben dieſem Jahre von ihr errichteten adelichen Fräulein-Stifte ſchenkte. Die einzige Nahrung des hieſigen Landmannes beſteht im Holz-Handel, und einem ſehr mißlichen und vielen Waſſer-Schäden unterworfenen Feldbaue.

Der zu dieſer Herrſchaft gehörige Schutzflecken Ledecz, Ledecium, mit einem alten Berg-Schloſſe, und einer nächſt daran ſtoßenden Papier-Mühle, liegt in einem tiefen Thale am linken Ufer der Sazawa, 10 gem. Meilen von Prag und 3 Meilen von Czaslau ſüdſüdweſtwärts entfernt, hat nebſt dem Schloſſe 172 Häuſer, und führt drey Kleeblätter in weißen Felde im Wapen. Die hieſige Dechant-Kirche, unter dem Titel der heil. Apoſtel Peter und Paul, kommt ſchon um das J. 1384 und 1397 als Pfarr-Kirche vor, wurde aber 1645, nebſt einem großen Theile des Fleckens, in die Aſche gelegt.

Leder. Da der noch übrige Raum gegenwärtigen Theiles die vollſtändige und ungetheilte Abhandlung des Artikels Leder, und der damit zuſammen geſetzten Wörter, nicht geſtattet: ſo ſehe ich mich genöthigt, gedachten Artikel für den folgenden LXVIIIſten Theil zu beſtimmen, die alphabetiſche Ordnung gewiſſer

Ma-

Jacapucago führt. Siehe im XXVIII Th., S. 10, f. (*).

Leczyca, siehe Lentschitz.

Leda, Gr. Λήδη, des Thestius, Königes in Aetolien, oder des Glaukus Tochter. Ueber ihre Mutter herrschen die verschiedensten Angaben (1); Einige nennen sie Laophonte, Andere Leucippe (2). Sie wurde mit der Zeit an den König von Sparta Tyndareus vermählt, und erzeugte mit ihm die Timandra, Klytämnestra und Philonoe. Allein auch Jupiter ward ihr Liebhaber. Sie ging einst am Flusse Eurotas spazieren, als Jupiter aus Liebe sie in eine Gans, und sich selbst in einen Schwan verwandelte, um seine Lust mit ihr zu büßen. Sie gebahr von ihm (3) die Helena, deren Halb-Brüder und Söhne des Tyndareus und der Helena die Dioskuren waren. Die nach Homer folgenden Dichter seßten zu dieser Erzählung vieles hinzu. Sie ließen erstlich die Helena bloß von der Leda erzogen werden, sie aber eigentlich ein Kind der Nemesis seyn, die Helena in einem Ey gebar; und machten dann die Dioskuren, wenigstens den Pollux, zu leiblichen Brüdern der Helena, die mit ihr aus dem Ey waren geboren worden; endlich schrieben sie diese Ey-Geburt selbst der Leda zu, und zwar gebar sie, weil Jupiter als Schwan ihr beywohnte, entweder Ein Ey, aus welchem Helena und Pollux hervor gingen, oder zwey Eyer, deren eins den Kastor und Pollux, das andere die Helena allein, oder zugleich mit ihrer Schwester Klytämnestra, hervorbrachte. Von den Kindern der Leda, die aus den Eyern hervorgingen, was

An besagtem Orte, ist in der 3ten Zeile des Artikels Jacapucago, Lecythis, an statt Locythis, zu lesen.

(1) *Schol. Apoll.* I. 146. (2) *Hygin.* f. 14.

Iliad. γ. 426. 237. *Od.* λ. 297.

waren Pollux und Helena aus Jupiters Umarmung, Kastor und Klytämnestra aber vom Tyndareus erzeugt. Unsterblich waren Pollux und Helena; Kastor und Klytämnestra aber sterblich. In den unten (4) angeführten Stellen, auch *Pausan.* 1, 33. am Ende, wird neben der Bild-Säule der Nemesis von Rhamnus, auch eine Leda, die Helenen pflegt, und mit ihr Tyndareus nebst ihren Söhnen aufgestellt, angeführt. Der Schol. Od. λ, 297. giebt die Geburt aus einem Ey ausdrücklich für eine neue Erfindung aus.

Ist es erlaubt auf diesen Grund zu bauen, und in die Entstehung dieses Mythos einige Blicke zu thun, so erkläre ich mir die Sache folgender Gestalt. Ein Dichter ließ die Helena von der Nemesis, der Bestraferinn des Uebermuthes, geboren werden, weil sie die Gelegenheit ward, den Uebermuth der Trojaner zu bestrafen. Er schilderte Jupitern, der ihr am Eurotas, diesem Schwänereichen Flusse, Anträge machte. Nemesis floh in eine Gans, oder, was damit einerley ist, in einen Schwan verstellt. Jupiter verfolgte sie als Schwan, und besiegte sie. Was wird öfter bey den ältesten Dichtern erwähnt, als die Verkleidung in Vögel, die Götter und Göttinnen annahmen; wem sind Jupiters Verkleidungen unbekannt? Die Folge dieser Begattung von Vögeln konnte nichts anders, als ein Ey, seyn. In dem Ey dachte man sich überdem den Begriff von Schönheit und Zartheit; wie vortrefflich stimmte das mit der Vorstellung überein, die man sich von Helenen machte! Nemesis gebar dasselbe, und vertrauete dann das Ey der Leda, bey welcher Helena daraus hervor kam, und alsdann erzogen wurde. Indessen hatten sich auch die Brüder der Helena, die Dioskuren, berühmt gemacht. Der Lacedämonier verehrte diese seine Stamm-Helden schon, da er bey den Samothraciern ähnliche Zwillinge, die Kabiren, antraf. Er verwechselte nun seine Dioskuren mit jenen Kabiren.

(4) *Hygin.* f. 77. *Munk* ad h. l. Astron. II, 8. Vergl. *Pindar.* N. 10, 150. ib. Schol. und den Schol. Lyc. 88

Im Schwabenspiegel kommt in dieser Bedeutung ledeclich als ein Neben-Wort vor.

d) Müßig, eine doch nur im Niedersächsischen übliche Bedeutung, wo ledig gehen, müßig gehen, der Lediggang, der Müßiggang, und der Lediggänger, der Müßiggänger ist.

e) Von Banden, von der Gefangenschaft frey; eine noch in den Rechten übliche Bedeutung, welche mehrmahls auch in der deutschen Bibel vorkommt. Einen Verhafteten ledig lassen, ihn los lassen. Siehe weiter unten Erledigen.

f) Frey von Schuld und Strafe; auch nur in den Rechten und in der deutschen Bibel. Jemanden ledig sprechen, ihn frey sprechen. Sich von der Missethat ledig machen, Dan. 4, 24. Siehe unten Entledigen.

g) Ledig ausgehen, nichts bekommen, wofür doch im Hochdeutschen leer ausgehen üblicher ist.

Diese lezte ist zugleich die einzige figürliche Bedeutung, in welcher sich ledig durch leer ersetzen läßet. Siehe auch Leer.

Bey dem Notker im figürlichen Verstande für frey, leidig, der es zugleich mit der zweyten Endung verbindet, leidig iro sunndon, frey von ihren Sünden; in dem alten Gedichte auf den heil. Anno für leer, ledig, Nieders. leddig, und mit der dieser Mund-Art sehr gewöhnlichen Ausstoßung des d und dd, leeg, lieg, welche auch im Holländischen üblich sind, im Schwed. ledig. Die End-Sylbe ig bedeutet in den meisten und gewöhnlichsten Fällen so viel als habend, das Stamm-Wort ist also Led, Lad oder Lad. Wer sieht nicht, daß dieses unser heutiges Lade ist, so fern solches überhaupt einen hohlen Raum bedeutet? Ledig bedeutet also einen hohlen, und in engerer Bedeutung einen unausgefüllten hohlen, und in weiterm Verstande, einen unbesetzten Raum habend; welche Ableitung weit wahrscheinlicher ist, als Wachter's von laten, lassen, und Frischens von laden, onerare, nach welcher lextern es gerade das Gegentheil von dem bedeuten müßte, was es wirklich bedeutet. Ihre bemerkt,

an hinlänglichen Urkunden, ſolches zu beweiſen. Im 16ten Jahrh. gelangte dieſelbe an die Herren Mezerziczky von Lomnicz, aus deren Geſchlechte Zdeniek 1549 und 1554, dem prager Land-Tage beygewohnt hatte. Bald darauf fiel dieſe Herrſchaft dem H. Wenzel Chetensky zu, wurde aber nach der Schlacht am weißen Berge, 1623, d. 14 Aug. an den königlichen Fiscus gezogen, und dem Hrn. Adam von Waldſtein käuflich abgetreten. Nach der Zeit hatte Ignaz Freyh. von Koch, kaiſ. kön. Hof-Rath und Kabinets-Secretair, dieſelbe im Beſitz, von dem ſie die K. K. Maria Thereſia, 1753, für 24,000 Fl. erkaufte, und die ſämmtlichen Einkünfte davon dem in eben dieſem Jahre von ihr errichteten adelichen Fräulein-Stifte ſchenkte. Die einzige Nahrung des hieſigen Landmannes beſteht im Holz-Handel, und einem ſehr mißlichen und vielen Waſſer-Schäden unterworfenen Feldbaue.

Der zu dieſer Herrſchaft gehörige Schutzflecken Ledecz, Ledecium, mit einem alten Berg-Schloſſe, und einer nächſt daran ſtoßenden Papier-Mühle, liegt in einem tiefen Thale am linken Ufer der Sazawa, 10 gem. Meilen von Prag und 3 Meilen von Czaslau ſüdſüdweſtwärts entfernt, hat nebſt dem Schloſſe 172 Häuſer, und führt drey Kleeblätter in weißen Felde im Wapen. Die hieſige Dechant-Kirche, unter dem Titel der heil. Apoſtel Peter und Paul, kommt ſchon um das J. 1384 und 1397 als Pfarr-Kirche vor, wurde aber 1645, nebſt einem großen Theile des Fleckens, in die Aſche gelegt.

Der. Da der noch übrige Raum gegenwärtigen Theiles die vollſtändige und ungetheilte Abhandlung des Artikels Leder, und der damit zuſammen geſetzten Wörter, nicht geſtattet: ſo ſehe ich mich genöthigt, gedachten Artikel für den folgenden LXVIIIſten Theil zu beſtimmen, die alphabetiſche Ordnung gewiſſer

Ma-

Maßen zu unterbrechen, und einige der nach Leder folgenden Artikel hier folgen zu laſſen.

Ledesma, vor Alters Eletiſa, die Haupt-Stadt einer Grafſchaft im Königreiche Leon in Spanien, am Fluſſe Tormes, welche 6 Pfarr-Kirchen, 2 Klöſter, 3 Hoſpitäler und 124 Dörfer unter ſich begreift. Es iſt daſelbſt ein warmes Bad, welches die Spanier faſt für eine Univerſal-Medicin halten, und inſonderheit wider den Ausſchlag dienlich iſt.

Ledertſch, ſ. Ledecz, oben, S. 634.

Ledig, ein Bey- und Neben-Wort, welches, ſeiner Natur nach, die erſte Bedeutung ausgenommen, nicht leicht eine Comparation verſtattet.

1. Bey den Jägern bedeutet es ſo viel als ſchlaff. Das Hänge-Seil wird daſelbſt ledig, wenn es ſchlaff wird, zu lang herunter hängt.

In dieſer Bedeutung ſcheint es zu los zu gehören, indem das s und d oder t in den Mund-Arten häufig in einander übergehen. Siehe auch Liederlich und Schlottern, welches letztere vorn nur den groben Tiſch-Laut, und hinten das ern, das Zeichen der Frequentativorum, angenommen hat.

2. Leeren, unausgefüllten Raum habend.

(1) Eigentlich.

a) Von Gefäßen oder hohlen Räumen, wo es doch nur noch in einigen Fällen, beſonders des gemeinen Lebens, üblich iſt, dagegen man in der anſtändigern Sprech-Art lieber leer braucht. Das Haus ſtehet ſchon lange ledig, beſſer leer. Es iſt nur noch ein Zimmer im Hauſe ledig. Ledige Krüge, Richt. 7, 16. Das Glas iſt ledig, beſſer leer.

b) Noch häufiger, nahe dabey, nur keinen andern Körper beſitzt, beſitzt oder beſitzen; obgleich auch in dieſem Verſtande in der edlen Schreib-Art leer faſt üblicher iſt. Der Wagen geht ledig (unbeladen) wieder zurück. Ein lediger Wagen. Ein lediges Schiff. Einen Wagen ledig machen. Das Pferd

geht

geht ledig, wenn es nicht beladen ist, oder keinen Reiter auf sich hat. Ein lediger Tisch, der mit nichts besetzt ist. Der Stuhl steht ledig, wenn niemand darauf sitzt. Daher im figürlichen Verstande, der päpstliche Stuhl, der Thron steht ledig; siehe Erledigen, unten unter Ledigen. Im Feldbaue Meißens ist die Ledige ein unbebauetes Stück Ackers. Viele Ledigen geben bey Bauer-Gütern eine schlechte Aussicht. In andern Gegenden werden sie Lehden genannt; siehe dieses Wort.

(2) Figürlich.

a) Unvermischt, doch nur im Bergbaue, wo ein lediger Stein, ein fast reiner Erz-Stein ist, so wie er in den Seifen gefunden wird. Auch kommen bey den Bergleuten noch folgende Redens-Arten vor: Ledige Berg-Art, die Gesteine, welche kein Metall führen. Ein lediges oder leeres Nest finden, Fr. trouver la mine epuilée, alte Gebäude, oder alten Mann einschlagen, wo die Vorfahren alles preß gehauen haben, und die Erze heraus genommen sind. Ledige Schicht, Nach-Arbeit, Fr. Travail extraordinaire, ledig schichten, wenn ein Bergmann, nach verrichteter ordentlicher Schicht, noch eine Weile arbeitet, oder eine Arbeit verrichtet, die nur wenige Stunden anhält, und ihm besonders bezahlt werden muß.

b) Des Besitzers, des Eigenthümers, des Ober-Herren beraubt. Ein Amt, eine Bedienung steht ledig, wenn sie mit niemanden besetzt sind. Das Lehen wird ledig, wenn der Besitzer stirbt, oder dessen auf andere Art verlustig wird, welches man auch mit offen werden ausdruckt.

c) Unverheurathet; eine mit der vorigen genau verwandte Bedeutung. Eine ledige Manns- oder Frauensperson. Der ledige Stand. Er, sie ist noch ledig.

der zweyten Endung der Sache, oder dem Vor-Worte von. Jemanden einer Verrichtung, eines Dienſtes erledigen. Jemanden der Sorge, oder von den Sorgen erledigen. Sich des Kummers erledigen.

2) Aus einem Verhafte, der Gefangenſchaft frey machen, befreyen, im Oberdeutſchen und der bibliſchen Schreib-Art. Einen Gefangenen erledigen. Auf daß deine Lieben erlediget werden, Pſ. 60, 7. Pſ. 108, 7. Und erledigte viel, die zuvor gedrückt und gefangen waren, 1 Macc. 14, 6.

3) Aufhören laſſen, abthun, im Oberdeutſchen. Die Landes-Gebrechen erledigen.

4) Seines Beſitzers berauben, in welcher Bedeutung es nur im Paſſivo üblich iſt. Der päpſtliche Stuhl iſt erlediget worden. Ein erledigter Thron. Ein erledigtes Amt wieder beſetzen. Wenn das Amt wird erlediget werden. Ein erledigtes Lehen, welches dem Lehen-Herrn anheim gefallen iſt.

Daher die Erledigung, in allen obigen Bedeutungen. Den Gefangenen eine Erledigung predigen, Eſ. 61, 1. Die Erledigung des Thrones, eines Lehens, der Landes-Gebrechen, u. ſ. f.

In dem Fragmente eines alten Gedichtes auf Karl's des Großen Feldzug bey dem Schilter lautet dieſes Zeit-Wort erlethegen und gelethegen. Er bedeutet in dieſer Zuſammenſetzung ſo viel als ent, daher in den meiſten Bedeutungen auch entledigen üblich iſt.

Ledigkeit, der Zuſtand, da ein Ding ledig iſt. Am häufigſten in figürlichem Verſtande, die Ledigkeit des Standes, der unverehlichte Zuſtand.

Lediglich, ein Neben-Wort (Adverbium), welches nur noch im gem. Leben, für gänzlich, völlig, gebraucht wird. Ich verlaſſe mich lediglich auf dich, ganz und allein. Bey den ältern oberdeutſchen Schriftſtellern, kommt es auch als ein Bey-Wort (Adjectivum), für frey, ungebunden, vor.

Ich han vil ledekliche braht
In ir genade minen lib.
Reinmar der Alte.

Ledreborg, oder Lethraborg, eine Grafſchaft auf der däniſchen Inſel Seeland, welche König Chriſtian VI., im J. 1742, aus den Gütern ſeines damahligen geh. Conferenz-Rathes, Joh. Ludw. Holſtein, welchen König Friedrich V., 1750 mit allen ſeinen Nachkommen in den gräflichen Stand erhob, errichtete. Sie hat ein anſehnliches Schloß, welches 1 Meile von Roſchild liegt, und bey demſelben iſt ein koſtbarer Garten. Bey demſelben werden Tücher, Flanell und andere wollene Zeuge gewebet. Man findet hier noch Spuren und Merkmahle von dem uralten und berühmten Lethra, Leire oder Leyre, welches anfangs ein königliches Schloß war; nachher bauete Rolfo Krakus daſelbſt eine Stadt, in welcher die däniſchen Könige ihren Sitz hatten, daher ſie ehemahls Reges Lethrae genannt wurden, nähmlich zum Unterſchiede von den kleinen Königen, welche in den übrigen Theilen des heutigen Königreiches herrſchten, z. B. in Jütland. Auch findet man hier einen großen Stein, welcher einem Lehn-Stuhle nicht unähnlich iſt, und, weil er zu der Huldigung der Könige gebraucht wurde, Kongſtolen, d. i. der Königs-Stuhl, genannt wird. In heidniſchen Zeiten wurden hier alle 9 Jahr, im Jänner 99 Menſchen, und eben ſo viel Pferde, Hunde und Hähne, den Götzen geſchlachtet und geopfert, und es wurde für den heiligſten Ort in Seeland gehalten.

Herrn Jo. Nic. Wilſe, Prof. Theol. extraord. und Pfarrers zu Spydeberg in Norwegen, Beſchreibung des gräfl. Holſteiniſchen Sitzes Lethraborg ohnweit Roeſkild in Dänemark (*).

„Die-

(*) In Hrn. Bernoulli Sammlung kurzer Reiſebeſchreibungen ꝛc. 2ter überzähliger Band. (1787, 8.) S. 3, fgg.

„Dieſer Herren-Sitz der gräflich Friſiſchen Familie, iſt nicht allein für ſich ſelbſt merkwürdig, ſondern auch die Gegend, worin er liegt, iſt wegen der daſigen Landes-Geſchichte und der Alterthümer aus den heidniſchen Zeiten, die berühmteſte in Dännemark, und daher einer beſondern Aufmerkſamkeit würdig. Zur Erläuterung derſelben habe ich nicht allein eine Charte von dem Lauf der Gegend in der beygefügten kleinen Karte geliefert, und zwar aus der berühmten Karte der ſeeländiſchen Königl. Geſellſch. der Wiſſ., die ich auf die beſten geometriſchen Vermeſſungen gründet [illegible], ſondern ich habe auch den Hrn. Juſtiz-Rath und Ober-Landmeſſer Hanſen vermocht, mir ſeine Karte über die Grafſchaft mit ſeiner Beſchreibung zu ſenden, um die erſte zu vermehren, und aus der andern einen Auszug zu machen. Der jetzige Graf Johann Ludwig von Friſis ſo machte den Hrn. Juſtiz-Rath damahls, als Dänemarken, in den Jahren 1750 bis 52, um ſein Gut aufzumeſſen, und in eine große Karte zu verzeichnen: davon ſind nun zwar einige wenige Exemplare nach verjüngtem Maßſtab in Kupfer geſtochen, aber nicht zu verkaufen, und daher nur leicht zu bekommen; von dieſen iſt eigentlich die, welche ich hiermit liefere, eine Copie. (Siehe Fig. 3.)

Die Gegend von Lethraborg iſt alſo 1. in Abſicht der Alterthümer, und 2. wegen der neuern Anlagen merkwürdig. Ich will zuerſt meine Leſer mit den Alterthümern unterhalten.

Die ganze Gegend Seelands am Ende des Meerbuſens Jiſefiord war ehemahls ſehr bequem zu einem Verſammlungs-Orte der zu Lande und zu Waſſer herum irrenden nordiſchen Völkerſchaften, aber beſonders für die Seefahrenden. Ich ſage mit Bedacht: ehemahls, d. i. zu der Zeit, da der Meerbuſen nicht ſo ſeicht, wie jetzt, war, und da die Bäche oder kleinen Flüſſe Kornerup und Leire tiefer und zum Theil nicht an etlichen Stellen verſieget, ja ganz mit Meer-Erde verſtopft waren. Man ſieht nur in der kleinen Karte, welche Wendungen die beyden Bäche jetzt machen, und wie wenig es fehlt, daß ſie nicht eben ſo wohl nach dem Roeſkilde-Hafen, als in Boncevyle, ausgehen, und daß die jetzigen vier Seen, Kettinge S. Svogersloo S. ꝛc. nicht ein einziges Waſſer vom Leire Roeſkilde ausmachen. Jetzt iſt zwar weder Bach noch

See

See in der Distanz (a — — b); aber die moorige niedrige Erde sagt uns was hier gewesen. Viele 100 Jahre ehe Leire als königlicher Sitz berühmt wurde, hatten die umliegenden heidnischen Völkerschaften ihre gottesdienstliche Feyer hier; denn nichts ist nach allen Erörterungen wahrscheinlicher, als daß die Göttinn Ertha oder Hertha hier einen Sitz und Dienst gehabt.

Taciti Bericht davon im 40 §. de ritu et moribus Germanorum, ist folgender: „Sie beten insgesammt Hertham, d. i. „die Mutter der Erde, an, (also wie die Aegypter ihre Isidem, „und die Griechen ihre Cererem,) von welcher sie vermeinen, „daß sie sich in menschliche Geschäfte menge, und die Völker be„suche. Auf einer Insel des Weltmeeres ist ein Wald, der Keusch„heit genannt, darin ein mit Kleidern verdeckter Wagen steht, „welchen niemand als der Priester berühren darf; dieser weis„sagt die Göttinn in ihrem innersten Winkel zugegen ist, folgt „derselben darauf mit großer Andacht nach, da sie auf einem Wa„gen von Kühen gezogen wird. Die Tage da sie so erscheint, sind „lauter Festtage, und an denen Oertern, die sie mit ihrem Besuche „beehrt, werden Gastereyen angerichtet. Friede und Ruhe wurde „damahls nur so lange geschmeckt und beliebet, bis derselbe Prie„ster die von dem menschlichen Umgange gesättigte Göttinn wieder „in ihren Tempel gebracht, worauf alsobald der Wagen, die Klei„der und (wenn man es glauben will,) die Göttinn selbst in einem „verborgenen See abgewaschen worden; Knechte sind damit be„schäftigt, welche bald darauf derselbe See verschlinget. Davon „entsteht ein heimliches Grauen und eine heilige Unwissenheit; „was das seyn mag, das nur diejenigen sehen, die darauf sterben „müssen?“

Alles dieses hat unser berühmte Professor, Hr. Anchersen in einem Tractat: Vallis Herthae Deae genannt, so erörtert, daß daraus erhellet, daß weder Helgeland noch Rügen (wie man sonst meinen wollte,) sondern diese Gegend bey Lethraborg der Sitz der Göttinn Hertha gewesen; besonders verdient von seiner Abhandlung P. 1. c. 10. §. 18. p. 388. gelesen zu werden. Der Tractat ist mit einem in Kupfer gestochenen Plan versehen, der es erleuchtet, und die gegenwärtige Karte (Fig. 3980) thut hier dasselbe.

Man sieht hier ein langes Thal, No. 5, das eigentlich von 7 anfängt; und es ist sehr wahrscheinlich, daß in demselben das Penetrale oder der innerste Winkel der Göttinn sich befunden hat. 3, jezt Vhite-Soë, d. i. weiße See, vordem der heilige See genannt, mag wohl der See seyn, wo der heilige Wagen abgewaschen wurde, und

wo die Knechte ertranken. Herthe-Thal hat stets diesen Nahmen gehabt, und die Bauern nennen es noch so. Nach dem Augenscheine bey der Land-Messung, scheint der obere Theil des Thales eine durch eine Erd-Höhe gegrabene Vertiefung zu seyn; also ist hier unter der Erde bis an den Vhite-Soe, wohl ein verborgener Gang gewesen, wodurch der Ausgang des Herthe-Festes unsichtbar wurde. Jeziger Zeit hat man in dem Thale, der Länge nach, einen artigen mit Hecken eingefaßten Spaziergang und eine Fahrt angelegt, und einen Damm gegen den Ausfluß des Sees aufgeführt.

Der heilige Wald (Nemus caſtum) ist noch der Wald nördlich vor Lethraborg, und der ehemahls weiter herum und bis an den Meerbusen sich erstreckte. Es könnte doch wohl seyn, daß auf mehreren, als auf einer Insel die ermeldete Göttinn aufbehalten und angebetet wurde. Es ist auch wahrscheinlich, daß die öftern gottesdienstlichen Versammlungen in der Nähe von Leire, zu dem folgenden hiesigen Aufenthalte und Sitz der Könige Gelegenheit gegeben haben, daß der Priester-Stamm ein königlicher Stamm geworden, und die Macht sich mit dem Aberglauben nach der Hand vereinigt hat.

Ich komme zu den Ueberbleibseln des Sitzes unserer ersten heidnischen Könige, Leire oder Lethra, wovon noch viele Spuren in Hügeln und Steinen vorhanden, die ich nach einander anzeigen werde. Leire hatte zu einer Residenz und einer Haupt-Stadt von Seeland und den umliegenden Ländern eine bequeme Lage, zu der Zeit, da die Auen, Bäche und Seen mehr vereinigt und nicht versieget waren, welche Veränderung die jezigen Lagen (nach der Karte) schon zu verstehen geben. Othin's Sohn, Schiold, soll, wie *Saxo* berichtet, Leire erbauet haben, doch nur als ein einzelnes Schloß, bis Rolfkrake, der auch hier getödtet wurde, es in eine Stadt verwandelte. Das berühmte große Opfer-Fest, das jedes 9te Jahr hier angestellet wurde, war ohne Zweifel eine Folge von dem vorigen Gottesdienste der Hertha. Aber schon im 10ten Seculo fiel sein Glanz; denn das Christenthum vertrieb die Abgötterey, und Roeskilde fing noch eher an, eine königliche Residenz zu werden; Leire mußte alsdann verlassen werden, und Sveno Agonis setzte es schon zu seiner Zeit unter die geringsten kleinen Städte um Roeskilde

ſkilde herum. *Saxo* berichtet, daß zur Zeit Waldemar's I. hier nur ein Stats-Gefängniß war. Im Jahr 1663 ſtanden noch 2 Bauer-Höfe auf der Stelle des vorigen Schloſſes, welche Uedleyre genannt wurden; jezt ſind hier 6 Bauer-Höfe und 11 Häuſer, welches Dorf den Nahmen Leire hat.

Man hat hierum von Zeit zu Zeit große Schwerter, Helme, Urnen und Todtenbeine ausgegraben, welche von den Helden-Thaten der vorigen Einwohner zeugen; aber die überirdiſchen Spuren von Hügeln und Steinen, geben uns von dem Local augenſcheinlichere Begriffe, welche die Nahmen und deren Erklärungen von unſern Antiquariis zu Beyträgen der alten Hiſtorie erhöhen. Der Grund des königl. Schloſſes wird noch auf der Stelle des Bauer-Hofes gezeigt, der daher noch mit dem Nahmen Kongs-gaard, oder Königs-Hof, beehret wird (34), dabey ſteht ein großer Stein, welcher einem Lehn-Stuhle nicht unähnlich und alſo vielleicht ausgehauen iſt, welcher daher, und weil er, nach einiger ihrer Meinung, zu den Huldigungen der Könige gebraucht worden, den Nahmen Kongs-Stol bekommen (22). Nahe dabey findet man einen großen Stein, der Stuhl der Königinn (Dronning-Stol und Dronning-Steen) genannt; dieſer iſt in etwas hohl und flach, und deſſen Platz rund herum mit andern kleinen Steinen beſetzt (22). Auf dieſem Dronning-Stol ſaß vordem die Königinn am Krönungs-Tage mit den damahligen Inſignien ausgeſchmückt, um die Huldigung anzunehmen. Beyde Steine ſtanden eigentlich erſt auf dem Dans-Hügel, ſind aber von da hierher gebracht worden. Dieſer Dans-Hügel liegt wohl weſtlich vor Leire, (denn auf der Karte ſehe ich ſolchen nicht); es iſt ein über 300 Ellen langer und 20 Ellen hoher Hügel, oder Erd-Höhe von grobem Sande, und man meinet, daß der König Dan daſelbſt begraben liege.

Sonſt iſt zu merken, daß auf der Stelle (38), wo die Bäche Kornerup- und Leire-Aa ſich vereinigen, und ein Stück von einem Quadrat formiren, eine Menge Steine aufgerichtet ſind, welche (nach Anderer Meinung) ſollen den Platz abgegeben haben, wo das Schloß gebauet worden, oder zum wenigſten (nach *Wormius* in Marm. Dan. L. 1. p. 23) der Huldigungs-Platz geweſen ſeyn; wie denn der dabey liegende große Hügel (24) noch der Huldigungs-

Hügel genannt wird, und man hält dafür, daß der auserwählte König da hinauf ſtieg, um ſich dem verſammelten Volke zu zeigen, wie auch daß die vielen Steine dazu gedienet, daß die Vornehmſten des Volkes in der Verſammlung darauf ſtehen, und ihre Vota oder Genehmigungen von da zurufen konnten.

Zwiſchen dem Kirchdorf Alleslof und dem Dorfe Tokkerup (ſ. Fig. 3979), liegt noch ein großer Stein, den man auch Huldigungs-Stein nennt. Sonſt iſt im Vorbeygehen zu merken, daß auf dieſer Stelle des Zuſammenfluſſes der vorgemeldeten Bäche, die Anlandung der Göttinn Hertha, vom Profeſſor Archerſen angegeben iſt. Bey einem Schloß befinden ſich auch Stallgebäude — und auch davon will man bey Leire Spuren wiſſen; denn der Hügel (14) heißt noch der Pferde-Berg (Heſte-Bierg), und der dabey liegende, der Fohlen-Hügel, wenn nicht ſehr beliebte Pferde des Königs da begraben, oder die Pferde, die in der ältern Zeit geopfert worden, da eingegraben wurden. Der Hügel (29) der am weiteſten von Leire liegt, heißt Opfer-Hügel; doch iſt es wahrſcheinlich, daß andere näher liegende auch dazu gebraucht worden. Der Hügel (20) wird jezt Kirche-Hügel genannt; die Sage iſt, daß da ein heidniſcher Tempel geſtanden; aber warum nicht in der ſpätern Zeit eine Kirche? Der Hügel (8) Tinghöy, d. i. Gerichts-Hügel, wo, wie man meint, vordem Gericht gehalten worden. Die andern Hügel ſind mehrentheils Grab-Hügel, davon, auſſer dem vorher erwähnten Dans-Hügel, die merkwürdigſten ſind: Harald Hyldetands-Hügel (20), deſſen Grab oder Monument noch durch einen großen viereckigen Stein, der auf andern kleinern ruhet, und noch dazu mit einem Kreiſe von großen Steinen umgeben, anſehnlich iſt; der Olufs-Hügel (33), wo der König Olof Göttrikſon begraben liegen ſoll; und der Ravns-Hügel (O. 31), wo Rawn, der Hauptmann des Königs Göther von Norwegen, vielleicht begraben iſt, weil er, zu des Königs Frodos Zeit, in der Nähe hier in einer See-Schlacht umkam. Die andern benannten Hügel, z. E. Früshöy, Moſelhöy, Steenhöy, und andere unbenannte, ſind wohl Grab-Hügel der Geſchlagenen, woher vielleicht auch die Nahmen Torfmoor (O), Streitmoor (18) und Styrte Dam, d. i. der See der Geſtürzten, herrühren. Man

ſieht

ſieht aus der Geſchichte, unter andern, daß Hiaſtrar, der Schwager des Königs Rolfs, von Schweden aus mit ſeinem Raube und Waffen hier anlandete, und bey Leire ein großes Blutvergießen veranlaßte, woher auch die vorgemeldeten unter der Erde gefundenen Sachen gekommen. Aber genug von den Alterthümern der Gegend; ich verfüge mich zu den Gebäuden und Auszierungen von jeziger Zeit.

Der Rentmeiſter Müller, welcher zur Zeit Chriſtian's V. dieſe und viele andere Bauer-Güter da herum kaufte, ließ im J. 1663 bey Leire einen Herrenſitz aufbauen, welcher ſeitdem wieder niedergeriſſen wurde. Seit 1733 wurde der Graf Johann Ludwig v. Holſtein Beſitzer von dieſen Gütern, und errichtete davon 1742 eine Grafſchaft, worauf er 1744 das Schloß Lethraborg, wie es jezt ſteht, vollendete. 1750 wurde er und ſeine Deſcendenten in den gräflichen Stand erhoben, und jezt iſt ſein Sohn der Kammerherr und Lehns-Secretair Graf Chriſtian v. Holſtein Beſitzer davon. Vorbemeldeter Graf J. L. v. Holſtein, kön. geh. Rath, war ein ſehr gelehrter Herr, und bey dem höchſtſel. König Chriſtian VI. ſehr beliebt, und in Aemter-Austheilung als Premier-Miniſter; auch der ſuccedirende König ſetzte in ihn viel Vertrauen, und es iſt nicht zu zweifeln, daß in den Anſtalten und Verzierungen in Lethraborg vieles von ſeiner Erfindung ſey.

Das Corps de logis des Schloſſes iſt 250 Ellen lang, und von 2 Etagen, auſſer dem Souterrain. Die Inſchrift der Frontiſpice fängt an und endigt ſich: Perantiqui Nominis Aedem novo & ampliori — — J. L. v. H. exornavit, ac pietate erga Deum, fidelitate erga Regem ſibi Poſterisque jutandam dedicavit A. 1744. An dem weſtlichen Ende befindet ſich die Kirche, die 1747 eingeweihet wurde. Die Kanzel iſt über dem Altar, und die Orgel über dem Stuhl der Herrſchaft. Am Plafond iſt die Himmelfahrt Chriſti von Friſcher gemahlt; die Wände ſind mit 16 großen und 30 kleinen Mahlereyen, bibliſchen Inhalts und in vergoldeten Rahmen, wie ausgetäfelt, und der Boden iſt mit weißen und ſchwarzen Marmor-Flieſen belegt. In der öſtlichen Länge ſind wohl tapezierte Gemächer. An jedem Ende der Haupt-Länge iſt eine Orangerie, und noch dazu in ſelbiger Linie, eine hohe Mauer zu Spalieren.

In der nördlichen Länge, die mit der Haupt-Länge parallel geht, sind die Ställe und Scheunen. In der Mitte ist das gewölbte Haupt-Thor, darüber ein Thurm, an diesem ein Stunden-Zeiger, und inwendig 6 Glocken. Ueber dem Thore stehen die Worte: quis pietas & avita ædes 1745. Die zwey andern Längen, jede von 81 Ellen, gehen in die Quere zwischen den zwey vorgedachten Längen, davon die westliche zu Wohnungen für die Domestiken eingerichtet, und in der Mitte der östlichen ein Stall für 36 Pferde ist. Diese zwey Längen oder Flügel werden durch zwey schöne zum Theil in Bogen herum gehende Gebäude von zwey Etagen mit der Haupt-Länge zusammen gefüget, wo an der Fronte eines jeden ein kleiner Thurm aufgeführt ist, welche Thürme, so wie das übrige, mit vielen Bildhauer-Zierrathen prangen. Von diesen Gebäuden enthält der östliche Theil Gemächer in der obern, und die Küche in der untern Etage; aber in dem westlichen befindet sich in dem obern Stock die Bibliothek, und in dem untern das Archiv. In der Bibliothek ist das theologische und historische Fach das vorzüglichste.

Die 8 Plafonds der Bibliothek stellen gewisse Sachen und Handlungen der Alten vor, die zugleich auf die Haupt-Geschäfte des verstorbenen Herrn Grafen sich beziehen, und zwar:

1. Ein Vater in römischer Tracht auf einem Stuhle sitzend; Minerva steht hinter und sein Sohn vor ihm, den er mit der Hand ermahnet. Die Inschrift ist: Disce puer virtutem ex me, verumque laborem, fortunam ex aliis.
2. *Cato minor v. Vticensis*, zwischen Büchern und Instrumenten sitzend. Inschrift: Erectus & acer, nil breve moliri.
3. Hinter dem jungen Achilles steht sein Lehrmeister Phönix, und zeigt ihm mit dem Finger den Weg nach dem Tempel der Tugend auf einem hohen Berge. Inschrift: Sic quondam magno Phoenix reverendus Achilli.
4. Der wegen seiner preiswürdigen Regierung in Asien berühmte *L. Saevola*, mit einem gestreiften langen Mantel angethan; hinter ihm Lictoren, und vor ihm die Provinz, welche ihm einen Eichen-Kranz überreicht. Auf dem Mantel der Provinz sind unten

ten die Wapen von Oldenburg und Delmenhorſt. Inſchrift: Nec fama fefellit, iuſtitiae, videre pium, videre fidelem.

5. *Cato minor*, als der beſte Rentmeiſter; vor ihm ſtehen Geld-Kaſten und zuſammengerollte Pergamente, Rechnungen. Inſchrift: Jam creditur uni ſanctarum digeſtio opum.

6. Die Sella curulis mit dem Oliven-Kranze, wodurch das höchſte Amt, zu dem ein römiſcher Bürger aufſteigen konnte, bezeichnet wird. Inſchrift: Aulaeque labores — emenſus tenuit ſumma faſtigia ſedis.

7. *Q. Petilius*, römiſcher Prätor; er läßt die aus der Erde gegrabenen Bücher des Königs Numa, von den Prieſter-Gerechtſamen, auf zwey Altären verbrennen, um den damahls eingeriſſenen Religions-Verwirrungen vorzukommen. Inſchrift: Potioraque Delphis ſupplicibus late populis oracula pandit.

8. Die vier Söhne des *Metellus* nehmen ihres Vaters Leichnam auf eine Bahre, und ſetzen ihn der Columnae roſtratae gegen über, unterdeſſen daß ſeine Leichen-Rede gehalten, und ehe er auf den Scheiter-Haufen geſetzt wird. Inſchrift: Summus beatae vitae cumulus.

Weil, wie gemeldet iſt, dieſe Vorſtellungen auf das Leben des Grafen ſich beziehen, ſo hat der Mahler in den Geſchichten der Haupt-Perſonen das Geſicht des Grafen gemahlt, und zwar nach den verſchiedenen Altern, alſo auch in dem geſtorbenen *Metello*; wie denn auch die vier jungen *Metelli* die vier Kinder des verſtorbenen Grafen vorſtellen.

Der Haupt-Platz der herrſchaftlichen Wohn-Gebäude iſt von den Plätzen der Stall-Gebäude durch 40 ſteinerne Pfeiler, die mit Kugeln und Bildſäulen geziert, und mit eiſernen Staketen verbunden ſind, ſehr artig getrennet. Vor dem Portal ſtehen 6 Pfeiler von norwegiſchem Marmor; auf denſelben ſind runde Glas-Laternen, und ſie ſind auch durch ein ſchönes eiſernes Gitterwerk mit einander verbunden. Nach Anleitung der Edda ſind etliche Züge des ältern nordiſchen Aberglaubens in Bildern von Metall oben auf den Laternen vorgeſtellt, worin das Feuer die Rolle ſpielt. 1) Das heilige Feuer auf einem nordiſchen Altar. 2) Odin auf einem Scheiterhaufen lie-

andere wollene Waren verfertigt werden; welche Gebäude alle von Grundmauer ſind, und einen vierſeitigen Platz mit offenen Ecken umgeben. An der Südſeite dieſer Allee iſt weiter hin, eine Strecke von 9 Bauerhöfen, 1760 angelegt, alle von einerley Einrichtung, und zwar bey der Gelegenheit, da das nahe gelegene Dorf Glim abgebrannt, und man etliche von der ſchädlichen Gemeinſchaft der Felder ausziehen wollte, die nun ihre Grundſtücke um und bey ſich haben; ein Vortheil der Land-Haushaltung, wozu unſere Regierung auf alle Weiſe aufmuntert; dieſe verſetzten Höfe heißen Helwig magle."

Ledum paluſtre Linn.; ſiehe Porſch.

Lee, heißt, bey den Schiffern, ſich auf dem Waſſer unter dem Winde, oder gegen den Wind, befinden. Daher die Lee Seite, Holl. Lee, Leezyde; Dän. Læ, Læſide; Schwed. J lä; Engl. The lee-ſide; Fr. Coté ſous le vent; Ital. Banda di ſottovento; Span. und Port. Coſtado de ſotavento, die Seite oder Hälfte des Schiffes, welche unter dem Winde liegt, oder dem Winde nicht ausgeſetzt iſt, wenn man einen Seiten-Wind hat. Die an dieſer Seite befindlichen Braſſen, Bulienen ꝛc. werden die Lee-Braſſen, Lee-Bulienen ꝛc. genannt. Lee ſteht im Gegenſatze von Luv; z. B. ein Schiff ſegelt Süd mit einem Oſt-Winde, ſo iſt die Steuerbord- oder rechte Seite, die Lee-Seite, und die linke oder Backbord-Seite die Luv-Seite. Alles, was man auf der See, an dieſer Lee-Seite, oder in der Gegend nach welcher der Wind hinweht, ſieht, liegt in Lee oder leewärts. So ſagt man, z. B. wir entdeckten eine Flotte in Lee, oder ſahen ſie leewärts, welches einerley Ausdrücke ſind. Man befindet ſich überhaupt in Lee von einem Gegenſtande, wenn der zwiſchen demſelben und dem Winde gepeilte Winkel weniger als 8 Strich beträgt.

Siehe auch das Folgende.

Lee-Bord, in der Seefahrt, das linke Bord des Schiffes, die Schiffs-Seite unter dem Winde, welche

auch

eine Menagerie und ein Wasch-Haus, in welchem auch ein Springbrunnen und dahinter eine Cascade ist, aus welcher das Wasser, in 10 Absätzen, 40 Ellen von einem mit Tannen bepflanzten Berge herunter fällt. An dem östlichen Ende ist ein Ballon-Platz, wie ein ovaler 40 Ell. langer und 30 Ellen breiter Hügel aufgeworfen.

Der Thier-Garten, welcher den Garten zum Theil umgiebt, hält 7000 Ellen im Umfang, und ist mit Wachholder-Stangen verzäunet. Dessen Baum- und Heckenalleen haben den Nahmen von den europäischen Reichen, und an beyden Seiten jeder Allee sind Fels-Steine aufgestellt, auf welchen die Nahmen der Regenten und ihre Regierungs-Jahre angebracht, wie auch ihre Thaten dabey (vielleicht in besonders gemahlten Tafeln) kurz angegeben, bis vollkommene Stand-Bilder von jedem, nach der Hand, an die Stellen der Fels-Steine kommen werden; denn so wurden 1759 die Stand-Bilder (Statuen) des Odin Alfadur (Allvater) und *Canuti Magni* in völliger Lebens-Größe aufgestellt. Man hat es auch so gepasset, daß gewisse Spaziergänge von diesen Alleen nach einigen theils runden, theils eckigen Sammelplätzen hingehen, wo die Stammväter der Abkömmlinge, davon man ausgegangen, sich befinden. Also hat der Hr. Graf einen Park der Thiere zu einer Art von akademisch-peripatetischen Park zugleich angeordnet, wo die Historie und Genealogie anschauend und sinnlich vorgestellt ist. Meine Betrachtungen über solche Einfälle gehen allzuviel in das Weite hinaus, um hier etwas davon zu melden, und sind ein Theil eines lange vorhabenden Werkes, das ich unter dem Titel: Mulei universalis parabilis bekannt zu machen wünschte.

Die Alleen in dem herum liegenden Walde und Felern, sind mit wilden Kastanien-, Linden- und Aeschenbäumen angepflanzt. Die westliche Allee nimmt von einem schönen steinernen Thore, mit Flügeln von eisernem terwerk, ihren Anfang, geht in gerader Linie über die Brücke (13), die Maglebroe, d. i. die große Brü- 17), und weiter in einer Strecke von 12000 Ellen Meile, bis $\frac{1}{4}$ Meile nahe vor Roeskild. Bey der broe, die, wie die andern, gewölbt ist, sieht ein haus, Maglegroe-Kroe genannt, ein Hospital zu chen, und eine Manufactur, in welcher Tuch und

andere

Marea che a la medeſima direzzione del vento; Span. Maréa que tiene una misma direccion con el viento; Port. Maréa que tem a mesma direcçaõ do vento; wenn Wind und Strohm einerley Richtung haben.

Leea, Leeiſche Pflanze, Leea, eine dem Engländer *James Lee* (welcher eine Einleitung in die Botanik geſchrieben hat, und dabey des Linné Grundſätzen gefolgt iſt,) zum Andenken ſogenannte Pflanzen-Gattung. Männ- und weibliche Blumen wachſen auf Einer Pflanze. Die männlichen beſtehen aus dem glockenförmigen, fünffach getheilten Kelche; dem in 5 gleiche, ſackförmige Einſchnitte getheilten Blumen-Blatte; einem walzenförmigen, in 5 zweyſpaltige Lappen zerſchnittenen und unterwärts mit dem Blumen-Blatte verwachſenen Honig-Behältniſſe, 5 Staub-Fäden, und einem Griffel ohne Fruchtkeim. Bey den weiblichen ſind der Kelch und das Blumen-Blatt von gleicher Beſchaffenheit; das Honigbehältniß aber iſt doppelt, und das innere kleiner als das äuſſere. Der Fruchtkeim trägt einen einfachen Griffel mit einem zerriſſenen Staubwege. Die Frucht iſt kugelförmig, und enthält in 6 Fächern 6 Samen. Linné führt folgende zwey Arten an:

1. Oſtindiſche Leeiſche Pflanze, mit rundlichem und etwas harigem Stängel, Leea aequata, caule tereti pubescente. Sie iſt in Oſt-Indien zu Hauſe. Ihre Wurzel bleibt über den Winter. Die Blätter ſtehen wechſelweiſe, ſind gefiedert, und beſtehen aus 5 geſtielten, lanzenförmigen, ſcharf zugeſpitzten, ſägen-artig gezahnten Blättlein, welche auch noch als zart auf der untern Fläche etwas haarig ſind. Die Blumen bilden flache dreytheilige Sträuße.

2. Krauſe Leeiſche Pflanze, mit eckigem und geſäumtem Stängel, Leea criſpa, caule angulato fimbriato. Das Vorgebirge der guten Hoffnung iſt ihr Vaterland. Ihre Wurzel iſt knollig, und bleibt über

auch das Bak-Bord genannt wird; zum Unterſchiede von dem Steuer- oder Stry-Borde; ſ. Th. VI, S. 222.

Im Engl. Larboard, von dem veralteten lee, bey den ſchwäbiſchen Dichtern lere, lare, link, welches mit dem Lat. laeuus überein kommt. Andere leiten es von dem noch im Niederſ. üblichen lee (zweyſylbig) vor dem Winde und Wellen ſicher, Schwed. lä, und das Lee, ein vor dem Winde und Wellen ſicherer Ort, Angelſ. Hleow, Hleowth, her. Im Engl. iſt, wie in dem Bremiſch-Niederſ. Wörterbuche bemerkt wird, Lea, Lega, ein umzäuntes Land, ein Ort, Franz. Lieu. Siehe auch Lege, niedrig, und Legen.

Lee-Braſſen, Lee-Bulienen; ſiehe oben, auf der vorhergeh. Seite.

Lee-Küſte, ſiehe **Leger-Wall.**

Lee-Segel, Seiten-Segel, kleine Segel, welche an jedem Ende der großen und der Fock-Raa an runden Stangen befeſtigt, und gleichſam Flügel des großen und des Fock-Segels ſind. Man ſpannt ſie bey ſtillem Wetter auf, um deſto mehr Wind zu fangen. Die Stange, woran dieſe Segel befeſtigt ſind, wird der Leeſegel-Baum genannt. Siehe Segel.

Lee-Seite, ſiehe Lee, auf der vorhergeh. Seite.

Lee-wärts, Holl. In de ly, lywaarts; Dän. I Læ, Lævart; Schwed. I lä, lävart; Engl. to leeward; Fr. Sous le vent; Ital. Sotto vento; Span. und Port. Sotavento, heißt überhaupt alles, was man in Lee ſieht oder was in Lee liegt. Die Leewärts-Inſeln heißen aber im eigentlichen Verſtande diejenigen der Antillen, welche am weiteſten nach Weſten liegen, ſo wie man unter Luvwärts-Inſeln die öſtlichen Antillen verſteht.

Daher Leewärts-Zeit, Holl. Lywaarts tyd; Dän. Naar vind og ſtrom er med een; Schwed. När vind och flod är med en; Engl. Leewardtide; Fr. Marée qui porte du même coté que le vent; Ital.

Marea

reiche (*) Stadt, hat mit den Vorſtädten einen weiten Umfang; zwiſchen ihr und den leztern dient eine ſtarke ſteinerne Brücke über den Fluß zur Verbindung; dieſe iſt ſo breit, daß ehemahls der Tuch-Markt darauf gehalten wurde; als dieſer aber zu anſehnlich ward, verlegte man ihn in die ſogenannte hohe Gaſſe, bis 1758 ein großes Gebäude (the Cloth-hall) dazu aufgeführt wurde, um ihn nicht länger im Freyen zu halten. Man kann ohne Bedenken ſagen, daß dies der wichtigſte Tuch-Markt, und überhaupt von wollenen Waren, nicht nur in England, ſondern in der ganzen Welt, iſt. Dieſe kommen theils von entfernten Orten hierher, vornehmlich aber iſt Leeds mit der umliegenden Gegend der Haupt-Siz von den Zeug- und Tuch-Manufacturen. In den benachbarten Markt-Flecken und Dörfern werden ſie fabricirt oder gewebt, und zum Färben und Zubereiten nach Leeds geführt; viele werden aber auch gleich fertig zum Verkauf hereingebracht. Sonſt ging der Tuch-Markt in der hohen Gaſſe im Sommer um 6, und im Winter um 7 Uhr an. Die Markt-Glocke gab den Tuch-Fabrikanten in den Gaſt-Höfen das Zeichen, ihr Tuch herbey zu bringen; und dies geſchahe mit ſolcher Ordnung, daß ein Fremder ſich verwundern mußte, in etlichen Minuten alle Standplätze mit Tuch bedeckt zu ſehen. Sobald das Läuten aufhörte, erſchienen die Tuch-Händler, oder ihre Schreiber und Laden-Diener, und machten ihren Einkauf. Dies geſchahe mit wenigen Worten; der Verkäufer ſagte den Preis, der Käufer that ein Geboth, und gemeiniglich war der Handel gleich geſchloſſen; auf ſolche Art wurden wöchentlich oft in Einer Stunde für 10, 20 bis 30,000 Pf. Sterl. Waren verkauft. Um halb 9 Uhr wurde die Glocke

(*) ...hrough Great Brit. Th. 3, S. 265, wird die ...inwohner auf 16,380 angegeben.

Glocke wieder geläutet, und sogleich verschwanden die Käufer, Verkäufer und Tücher wieder, so, daß um 9 der Markt für die Leinwand-Händler, Schuster, Eisen- und Stahl-Händler, leer war.

Seit 30 Jahren hat dieser Tuch-Markt in so weit aufgehört, daß er jezt in einem besondern Gebäude gehalten wird, wo die Tuch-Macher ihre Tücher täglich verkaufen. Dies große schöne Gebäude haben die Tuch-Fabrikanten selbst auf ihre Kosten, ohne Beyhülfe der Tuch-Händler, die anfangs sehr dawider waren, aufgeführt. Es besteht aus einem Mittel-Gebäude mit 2 Flügeln. Allenthalben sind eine Menge Fenster, und von solcher Höhe und Größe, daß man die Tücher dadurch so gut besehen kann, als unter freyem Himmel. Ein Fremder muß nicht versäumen, diesen merkwürdigen Tuch-Markt mit anzusehen, welcher jezt auch zu bequemern Stunden, nähmlich im Sommer um 9, und im Winter um 10 Uhr gehalten wird. Man zählt in der Tuch-Halle 5 sogenannte Gassen oder Gänge, die alle mit Tüchern angefüllt sind, deren Werth eine große Summe beträgt. Damit nichts gestohlen werde, lassen die Aufseher keinen Träger heraus, wenn er nicht ein Zeichen von dem Tuch-Macher, welcher das Tuch verkauft hat, aufweiset. Seit 1774 hat man auch eine neue Halle zum Verkauf der weißen oder ungefärbten Tücher gebauet, welche aber nicht so groß, als jene, ist. Oben in diesem Gebäude ist ein zierlicher Assemblee-Sahl mit Spiel-Zimmern angelegt.

Ausser dem Tuche macht man in der umliegenden Gegend von Leeds auch sehr viele Zeuge von mancherley Art, deren Schönheit nicht nur auf die Güte der Wolle und des Garnes, sondern auch auf das Preß-Papier oder die Späne (*), deren Zubereitung ein Ge-

(*) Sie kommen heimlich über Iveland nach Deutschland und Frank-

Geheimniß iſt *), ingleichen auf die künſtlichen Glanz oder Güte-Maſchinen (Kammer. Th. XXXII, S. 374), welche der Zeuger einer beſondern Glanz geben, anbringt. Die ſogenannten Tamis manchester und Covenery glänzen, daß man ſie auf Schertuch für Seidenzeuge hält: ſie ſind wohlfeil und dauerhaft, und werden von Frauenzimmer häufig getragen.

Die hier gemachten Tücher gehen zwiſchen 1 Schill. 8 Pfenn. bis 12 Schill.: die meiſten aber ins Mittel-Tücher zu 4 bis 5 Schill. Wer fleißig und gut arbeitet, kann, das Jahr durch, wöchentlich 10 Schill. 6 Pfenn. verdienen, wenn es nicht Feiertage giebt. Knaben von 13 bis 14 Jahren gewinnen die Woche 4 Schill., und einige Weber durch Weben ſo viel als die Männer. Die Weber von den Kamelotten, Chalongs, Calamank ꝛc. verdienen 5 bis 12 Schill., oder im Durchſchnitt wöchentlich 7 Schill.; wenn aber ſchlechtes Wetter einfällt, ſo dankt man ſie ab, daher die Männer, das ganze Jahr durch, im Durchſchnitt es nicht höher, als etwa auf 6½ Schill. bringen. Es fehlt ihnen nie an Arbeit. Die Weber, welche Zeuge weben, erwerben wöchentlich 3 bis 4 Schill.; die Woll-Kämmer, 6 bis 12.; die Woll-Spinnerinnen, welche unaufhörlich zu thun haben, 2 bis 3 Schill.; Mädchen von 14 Jahren, 1 Schill. 8 Pf.; ein Knabe von 8 oder 9 Jahren, täglich 2½ Pfenn. und von 6 Jahren, 1 Pfennig.

Die

Frankreich, wo man jedoch alle Zeuge, deren Güte von der Schönheit der Preſſe abhängt, als: Tamis, Calamank, Chalong ꝛc. weder ſo ſchön, noch ſo wohlfeil machen kann.

(*) Unlängſt iſt Hr. Jo. Jac. Kanter, in Trautenau bey Königsberg in Preußen, Beſitzer einer anſehnlichen Papier-Manufactur daſelbſt, in das Geheimniß des Preß-Papieres (der Preß-Späne), nach ſiebenjährigen angeſtellten Verſuchen und darauf verwendeten großen Koſten, eingedrungen, und verfertigt dieſelben ſo gut, als die engliſchen, wovon ich an ſeinem Orte Nachricht ertheilen werde.

Die Lebhaftigkeit des Gewerbes in und um Leeds macht, daß man weder Land-Streicher und Bettler, noch Müßiggänger, erblickt. Weil junge Kinder schon ihren Lebens-Unterhalt verdienen können, so ist dies ein kräftiger Antrieb für den gemeinen Mann zum Heurathen. Die ganze Gegend ist daher sehr volkreich und stark bewohnt. Die Arbeitsamkeit hat die große weitläuftige Landschaft York mit Einwohnern und Reichthümern angefüllt. Diese Landschaft verarbeitet jezt so viel Wolle und Garn, als der ganze übrige Theil von England. Von großen Manufactur-Gebäuden sieht man nichts; fast alles wird von einzelnen Manufacturiers verfertigt, welche größten Theils von Kaufleuten, Zeug-Händlern und einigen reichen Tuch-Machern mit Arbeit und Garn verleget werden.

Zur Bequemlichkeit dieses wichtigen Handels wurden die Aire und Calder, auf Kosten einiger Privat-Kaufleute, ohne Beyhülfe des hohen und niedern Adels, schiffbar gemacht, und dadurch eine Verbindung von Leeds und Wackefield nach York und Hull eröffnet, so, daß alle Wollen-Manufacturen zu Wasser nach Hull geschaffet, und von da mit Schiffen nach Holland, Hamburg, Bremen, und alle an die Ost-See liegende Oerter geführt werden können. Im J. 1757 wurde die Calder noch über Wakefield hinauf bis Halifax und Sowerby-Brücke schiffbar gemacht. Vermöge einiger Parlaments-Acten sind auch die Heer-Straßen in allen diesen Gegenden bis Halifax und Doncaster, zum leichtern Fortkommen der Fracht-Wägen, in bessern Stand gesetzt worden. Von Hull können nun alle Bedürfnisse dieser Gegenden an Zucker, Branntwein, Bley, Wolle, Tobak, Gewürz- und Material-Waren ꝛc. zurück genommen werden, wodurch sie viel wohlfeiler sind.

Hier iſt auch der Ort, von der wichtigen Unternehmung eines ſchiffbaren Canales zwiſchen Liverpool und Leeds zu reden, welcher in der Landſchaft York durch den auf der Abend-Seite derſelben liegenden Weſt-Riding geht, und von der Stadt Leeds den Nahmen Leeds-Canal führt. Es iſt in Anſehung der herkuliſchen Arbeit und der Schleuſen, der wichtigſte von allen Canälen, welche ſeit einem halben Jahrh. in England ausgeführt worden ſind. Er iſt 108¼ M. lang, 42 Fuß breit, und 5 tief; er durchſchneidet das ganze Königreich von Weſten nach Oſten, und eröffnet vermittelſt der unterhalb Leeds ſchiffbaren Aire eine Gemeinſchaft zwiſchen Hull und Liverpool, oder der irelándiſchen und Nord-See. Die Koſten, welche ſich auf 260,000 Pf. Sterl. belaufen, ſind durch 2600 Actien, jede zu 100 Pf. Sterl., aufgebracht worden, wofür die Eigenthümer derſelben ein gewiſſes Tonnen-Geld von allen Schiffen, wie beym Coventry-Canal und andern, erhalten. Das Baſſin bey Colne in Lancaſhire, nahe an der Gränze von Weſt-Riding, welches zum Vertheilungs-Punct des Waſſers dient, liegt 469 Fuß höher, als das Baſſin bey Liverpool, und alſo, da dieſes noch 56 Fuß über die Merſey erhaben iſt, 525 Fuß höher als dieſer Fluß. Auf der andern Seite beträgt der Fall bis in die Aire bey Leeds 446 Fuß. Dieſes Unternehmen iſt eben ſo wichtig, als Ludwig's XIV. Canal in Languedoc, von dem damahls ein ſo großes Geſchrey in der Welt gemacht wurde, und von welchem ich im LXIV Th. S. 652, fgg. Nachricht ertheilt habe. Dieſer Leeds-Canal läuft von Liverpool 32 Meilen bis Shaw-Green fort, nachdem er auf dieſem Wege über einige kleine Flüſſe paſſiret iſt, und den von Wigan kommenden 8 Meilen langen Canal-Arm aufgenommen hat. Hier iſt die erſte Schleuſe, und von da bis Obbaldiſton ſind noch 6 andere doppelte Schleuſen. Bey

Mor-

Morton geht er, vermittelſt einer anſehnlichen Waſſer-Leitung, über den Calder-Fluß, und ſteigt durch 16 andere Schleuſen bis zu dem obgedachten Haupt-Baſſin hinauf, welches anderthalb Meilen lang iſt, und ſeinen Zufluß aus den Quellen der benachbarten gebirgigen Gegend hat. Nicht weit von dieſem Baſſin tritt er in den Weſt-Riding von Yorkſhire ein, und fängt wieder an zu fallen, paſſiret bey Gargrave die Aire, in welcher Gegend 10 Schleuſen ſind. Alsdann läuft er über Shipton und Silſden immer längſt der Aire nach Bingley hinunter, wo eine fünffache und gleich darauf eine dreyfache Schleuſe iſt, und paſſirt noch einmahl die Aire, da er dann beſtändig am rechten Ufer derſelben bleibt. Bey Shipley nimmt er den von Bradford herunter kommenden Canal-Arm von 3 Meilen auf, paſſirt verſchiedene Gründe, und geht an ſteilen Höhen heraus, bis er nahe bey Leeds in die Aire einmündet. Die Schiffe, welche dieſen Canal befahren, tragen 50 bis 60 Tonnen, und werden durch zwey Pferde fortgezogen, die auf einem 12 Fuß breiten, und 2 Fuß über dem Waſſer erhabenen Zieh-Pfade hergehen.

Wenn man dieſes erſtaunende Unternehmen betrachtet, und ſieht, daß der Canal 40 bis 50 Fuß höher, als der am Fuße deſſelben vorbeyrauſchende Fluß, fortgeführt iſt, daß 90 Schleuſen, 4 große und viele kleine Waſſer-Leitungen über Flüſſe, Bäche und Gründe erbauet, und 135 größtentheils gewölbte Brücken angelegt ſind, ſo ſcheint es faſt unmöglich, daß dies mit 260,000 Pf. Sterl. zu bewerkſtelligen geweſen iſt. Was es aber möglich macht, iſt, daß die ganze Gegend Quader-Steine beſitzt, und daß der größte Theil der zu den Werken erforderlichen Steine im Canal ſelbſt gebrochen worden ſind. Die fünffache Schleuſe zu Bingley verdient von Bradford aus beſehen zu werden. Man erſtaunt, wenn man die

aufgeführet. Im J. 1758 wurde der Grund zu einem öffentlichen Kranken-Hauſe (infirmary) gelegt, welche heilſame Anſtalt ſeit der Zeit ſchon groſſen Nutzen geſchaffet hat. Ueberdies giebt es hier noch verſchiedene Armen-Häuſer, ſowohl für Erwachſene als für Kinder, und 2 Armen-Schulen. In dem Hauſe für arme Kinder werden dieſe unterwieſen, die Wolle zu miſchen, und andere leichte Arbeiten bey den Wollen-Manufacturen zu verrichten. Die Familie Osborne führt von Leeds den herzoglichen Titel.

Im J. 1732, wurden hier mineraliſche Waſſer entdeckt, die ſehr heilſam befunden worden ſind.

Ducatus Leodienſis, or Topography of Leeds and the parts adjacent, by *Thoresby*. Lond. 1715, f.

Leeg, niedrig; ſiehe Lege.

Leege, Fr. Leye, iſt eigentlich ein holländiſches, aber auch von den Franzoſen angenommenes Seehandlungs-Wort, welches ſo viel heißt als leer. Es wird von Schiffen geſagt, wenn ſie eine unglückliche Reiſe gethan haben, und ohne Waren, leer oder ledig, zurück kommen. In Frankreich braucht man dieſes Wort nur in der Normandie und in Bretagne.

Leene, ein wildes Schwein weiblichen Geſchlechtes; ſiehe Lehne 2.

Leenſinger Bad, im Canton Bern. Das ſchon ſeit verſchiedenen Jahren errichtete, und mit vielem Nutzen beſuchte Leenſinger Bad, liegt am Thuner-See ¼ Stunde unter Leenſingen, 3 Stunden von Thun, gerade über dem Beattenberg, mitten in der Krümmung des Sees, und ſtellt dem Auge eine der angenehmſten und ausgedehnteſten Ausſichten dar. Die Süd-Seite iſt ein ſteiler Berg, der ſeinen Fuß bis an die Bade-Quelle erſtreckt, aus welcher dieſelben entſpringen. Die Fels-Art iſt Kalk und Gyps. Das Bad hat drey Quellen. Die erſte iſt das bisher gebräuchliche Bade-Waſſer, welches zu dem Endzwecke in einem

nem großen Kasten eingefaßt ist. Es soll sich zu keinen Zeiten weder vermindern, noch vermehren, welches, wie auch von den beyden übrigen Quellen, sehr leicht zu begreifen ist; weil nähmlich der Felsen sehr steil ist, so können die Regen-Wasser und Berg-Flüsse sich nicht so leicht hinein ziehen. Die zweyte Quelle, das sogenannte Schwefel-Wasser, ist ungefähr 150 Schritt von dem Bade entfernt, und in einem Kasten eingefaßt. Auch hier ist die Quantität des Wassers immer gleich, obschon kein Ein- noch Ausfluß wahrgenommen wird. Die dritte Quelle liegt in der Ecke des Hauses, und ist in einem Kasten eingefaßt. Sie ist aber bisher nicht genutzet worden. Sie ist zweylöthig.

Eine chemische Zerlegung der mineralischen Quelle zu Leensingen (*), haben wir Hrn. C. Fr. Morell, Apotheker in Bern, zu verdanken. Der Kürze und mehrerer Deutlichkeit wegen, hat Derselbe die Untersuchungs-Mittel in eine, und die drey Quell-Wasser, in 3 andere Columnen gebracht, wie aus Nachstehendem zu ersehen ist.

Vorläufige Untersuchung.

	No. 1. Bade-Wasser.	No. 2. Schwefel-Wasser.	No. 3. Quelle in der Ecke des Hauses.
Wärme.	War 10 Grad die äussere Temperatur zu 180° von Reaumür.	10½ Grad die äussere Temperat. zu 180° soll auch imer gleich warm seyn.	8 Grad die äussere Temperatur zu 17½ von Reaumür.

(*) In Höpfners Magazin für die Naturkunde Helvetiens, 1 B. (Zürich, 1787, gr. 8.) S. 245, ff.

	No. 1. Bade-Wasser.	No. 2. Schwefel-Wasser.	No. 3. Quelle in der Ecke des Hauses.
Schwere.	Der Aräometer zeigte 7 Grad, bey 10 Grad Temper. frisch von der Quelle geschöpft.	$10\frac{1}{2}$ Grad Temperatur zeigte 10 Gr. am Aräometer.	$5\frac{11}{12}$ Grad bey 8 Grad Temperatur.
Geschmack.	ist mineralisch mit Schwefel-Leber.	stark v. Schwefel-Leber, wenig mineral.	nur nicht schwefelig, mehr mineralisch.
Geruch.	ist schwach nach Schwefel-Leb.	stark n. Schwefel-Leber.	kein Geruch.
Klarheit.	ist etwas trübe.	trübe, milchicht.	ganz klar.
Bodensatz der Quelle.	ist weiß, sehr geringe u. zart, und ließ sich nicht sammeln.	weiß, sehr zart, und ließ sich nicht sammeln.	schwärzlicher, der aber nur kleiner Kies u. Sand war.
Nach 24 Stunden.	etwas klärer, ein unmerklicher weißer Bodensatz.	klarer, wenig Bodensatz, wie No. 1.	kein Bodensatz.
Schluß.	eine schwächere Quelle wie No. 2, von der Art kalter Schwefel-Quellen, die mit hepatisch. Luft gesättigt sind; die etwas mehr erdige Theile, als No. 2, enthält.	eine stark Schwefel-Quelle, mit sehr viel hepatischer Luft geschwängert, die den Schwefel nach u. nach fallen läßt, wenig erdige Theile enthaltend.	ein mit wenig flüchtigen Bestand-Theilen geschwängertes Wasser, das hingegen mehr Erden enthält.

Unter

Untersuchung mit gegenwirkenden Mitteln.

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Vitriol-Säure.	gab keinen Niederschlag; ein Schwefel-Geruch; Bläschen an den Seiten des Gefäßes.	kein Niederschlag; ein noch stärkerer hepatischer Geruch; Luft-Bläschen an den Seiten des Gefäßes.	kein Niederschlag; ein Geruch, aber einige Luft-Bläschen.
	Anzeige einer freyen Erde oder Alkali mit hepatis. Luft. Keine Anzeige einer erdigen Schwefel-Leber.	Anzeige wie No. 1.	Anzeige einer luftsauern alkalischen Erde, keiner Schwefel-Luft.
Lakmus-Aufguß.	blieb violet.	blieb violet.	blieb violet.
	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure vorhanden.	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure vorhanden.	Anzeige, daß keine freye Luft-Säure zugegen.
Violen-Syrup.	ward grün.	ward grün.	ward grün.
	Anzeige einer freyen luftsauern alkalischen Erde.	Anzeige wie No. 1.	Anzeige wie No. 1.
Fixes Laugen-Salz.	fällte einen weißen, zuerst schweren, hernach leichtern Kalk zu Boden.	gab einen geringen Niederschlag, der weiß u. schwer war.	wie No. 1.; der Niederschlag schien etwas leichter.
	Anzeige eines erdigen Mittel-Salzes u. luftsauern Kalkes.	Anzeige eines Gehaltes an erdigem Salz.	Anzeige von No. 1, mit etwas mehr Bittersalz-Erde.

	No. 1.	No. 2.	No. 3.
Silber-Auflösung.	gab keinen Niederschlag; die Mischung ward etw. gelb. Anzeige, daß etwas Schwefel, aber keine Salz-Säure mit verbunden ist.	ein unmerklich kleiner Boden-Satz, der gelblich war. Anzeige von etwas Salz-Säure und Phlogiston.	kein Niederschlag, also keine Salz-Säure.
Quecksilber-Auflösung.	gab einen starken Niederschlag.	einen sehr geringen schmutzig gelben Niederschlag, der sich nach und nach zu Boden setzte.	stark gelber Niederschlag.
	Also ist hier die Vitriol-Säure die bindende Säure.	Anzeige der Gegenwart der Vitriol-Säure, die aber in dem Schwefel-Gas mochte zum Theil enthalten seyn.	Anzeige wie No. 1.
Bley-Essig.	ein schmutzig-weißer Niederschlag.	ein schwarzer Niederschlag.	weißer Niederschlag.
	Anzeige sowohl der Vitriol-Säure als des Schwefels.	Beweis der großen Menge Schwefels u. der Vitriol-Säure.	Beweis, daß Vitriol-Säure ohne Schwefel vorhanden ist.
Gereinigtes phlogistisirtes Alkali.	gab keinen Niederschlag. Keine Anzeige eines Metalles.	kein Niederschlag. Keine Anzeige eines Metalles.	kein Niederschlag. Keine Anzeige eines Metalles.

Diese enthaltenen 164 Gran wurden mit destillirtem Wasser begossen; es blieben 144 Gran unaufgelöset. Die salzige Auflösung wurde mit Zucker-Säure nicht gefällt, und fällte die Silber-Auflösung nicht, mit Alkali hingegen fiel eine schöne Magnesia nieder. Die 144 Gran ließen, nach Digestion mit destillirtem Essig, einen Rückstand von 130 Gran. Diese Essig-saure Auflösung fiel mit Vitriol-Sauer zum Selenit nieder, der, nach Bergmann, $3\frac{1}{5}$ Gran luftsaurer Kalk war; die übrige Auflösung trübte sich nicht von der Zucker-Säure, und war ein Bitter-Salz; ich schließe demnach auf luftsaure Magnesia $10\frac{2}{5}$ Gran.

Die 130 Gran löseten sich in destillirtem Wasser nach und nach auf, es brauchte aber über 5000 Mahl seines Gewichts dazu, und es schlug sich mit Alkali ein wahrer schwerer Kalk zu Boden. Seine Bestand-Theile sind also in 1 Maß Wasser:

Vitriolische Magnesia	$3\frac{1}{5}$	Gran.
Selenit	$21\frac{2}{3}$	=
Luftsaure Magnesia	$1\frac{4}{5}$	=
Luftsaurer Kalk	$1\frac{1}{5}$	=

Untersuchung des Schwefel-Wassers No. 2.

1 Maß frisches von der Quelle geschöpftes Wasser, das aber vorher, wegen der darin vorhandenen Unreinigkeiten, mußte filtrirt werden, wobey es aber sein milchichtes Ansehen nicht verlor, gab im Marienbade mit dem gehörigen Apparatu 2 Kubik-Zoll gemeine Luft. Das Wasser wurde nachher selbst zum Kochen gebracht, und gab noch $9\frac{1}{2}$ Zoll Luft, davon 4 Kubik-Zoll vom Wasser absorbirt wurden, und mit Kalk-Wasser untersucht, wahre Luft-Säure darstelleten; der Rest, der nicht vom Wasser war aufgenommen worden, löschte die Flammen plötzlich aus, und roch stark nach Schwefel-Leber; es war demnach phlogistisirte Luft.

Auch mit diesem Wasser versuchte ich den Schwefel durch Säure zu scheiden, allein ohne Erfolg. Es mangelte mir an rauchendem Salpeter-Geist, um, nach Bergmann, das Brennbare (Phlogiston) abzusondern.

1 Maß dieses Wassers in einer Retorte bey verschlossenen Gefäßen abgezogen, gab ein mit hepatischer Luft gesätt-

„Chemische Zerlegung des Bade-Wassers No. 1.

Flüchtige Bestand-Theile.

Ein Maß frisch von der Quelle geschöpftes Wasser gab in dem gehörigen Apparatu physico-pneumatico, im Marienbade der siedenden Hitze ausgesetzt, 2½ Kubik-Zoll Luft, die nichts als gemeine, wahrscheinlich im Wasser ohne Verbindung enthaltene Luft war. Ich brachte nun das noch stark nach Schwefel-Leber riechende Wasser im gleichen Apparatu zum Kochen, und erhielt, nach lange unterhaltenem Kochen, 5½ Kubik-Zoll Luft, davon 2½ Z. vom Wasser absorbiret wurden, welches Kalk-Wasser niederschlug, die Lackmus-Tinctur roth färbte: der Rest von 3 Kubik-Zoll ließ sich nicht mehr absorbiren, löschte die Flammen aus, und war also eine phlogistisirte Luft: sie roch stark nach Schwefel-Leber.

Den im Wasser enthaltenen Schwefel abzuscheiden, übergoß ich 1 K. dieses Wassers mit destillirtem Essig: es erfolgte kein Niederschlag, so wie auch das Mineral-Laugen keinen Niederschlag hervorbrachte. Es scheint demnach der Schwefel in der hepatischen Luft, wie Bergmann bemerkt, enthalten zu seyn: denn durch das Kochen verliert das Wasser seinen Geruch. Die abgesonderten flüchtigen Theile sind also in 1 Maß Wasser:

a.	Gemeine Luft, wie alle Wasser enthalten	3½ Kub. Z.
b.	Luft-Säure, (Aer mephiticus)	2½ "
c.	Phlogistische Luft	3 "

Eine Bemerkung muß ich hier machen, daß die hepatische Luft, bey der Fällung des Quecksilber-Schwefels sich entwickelt, auf einer mit Ammoniac-Luft reizbare: ein Beweis, daß hier der Schwefel flüchtiger und nur seinem ersten Bestand-Theile entgegen sey.

Salzige und erdige Bestand-Theile.

6 Maß gelinde in einer Abrauch-Schale abgedampftes Wasser aus dieser Quelle, gaben anfangs einen starken Schwefelleber-Geruch, und hinterließen nach ungefähr ½ Abrauchung einen häufigen Niederschlag, der roth Farbe hatte, und Eisen zu seyn schien. Der Rest wurde ferner abgedunstet, und gab an Farbe Nüchternsalz.

Dieß

Diese enthaltenen 164 Gran wurden mit destillirtem Wasser begossen; es blieben 144 Gran unaufgelöset. Die salzige Auflösung wurde mit Zucker-Säure nicht gefällt, und fällte die Silber-Auflösung nicht, mit Alkali hingegen fiel eine schöne Magnesia nieder. Die 144 Gran ließen, nach Digestion mit destillirtem Essig, einen Rückstand von 130 Gran. Diese Essig-saure Auflösung fiel mit Vitriol-Sauer zum Selenit nieder, der, nach Bergmann, $3\frac{5}{7}$ Gran luftsaurer Kalk war; die übrige Auflösung trübte sich nicht von der Zucker-Säure, und war ein Bitter-Salz; ich schließe demnach auf luftsaure Magnesia $10\frac{2}{7}$ Gran.

Die 130 Gran löseten sich in destillirtem Wasser nach und nach auf, es brauchte aber über 5000 Mahl seines Gewichts dazu, und es schlug sich mit Alkali ein wahrer schwerer Kalk zu Boden. Seine Bestand-Theile sind also in 1 Maß Wasser:

Vitriolische Magnesia	$3\frac{1}{2}$	Gran.
Selenit	$21\frac{2}{3}$	=
Luftsaure Magnesia	$1\frac{4}{7}$	=
Luftsaurer Kalk	$\frac{3}{15}$	=

Untersuchung des Schwefel-Wassers No. 2.

1 Maß frisches von der Quelle geschöpftes Wasser, das aber vorher, wegen der darin vorhandenen Unreinigkeiten, mußte filtrirt werden, wobey es aber sein milchichtes Ansehen nicht verlor, gab im Marienbade mit dem gehörigen Apparatu 2 Kubik-Zoll gemeine Luft. Das Wasser wurde nachher selbst zum Kochen gebracht, und gab noch $9\frac{1}{2}$ Zoll Luft, davon 4 Kubik-Zoll vom Wasser absorbirt wurden, und mit Kalk-Wasser untersucht, wahre Luft-Säure darstelleten; der Rest, der nicht vom Wasser war aufgenommen worden, löschte die Flammen plötzlich aus, und roch stark nach Schwefel-Leber; es war demnach phlogistisirte Luft.

Auch mit diesem Wasser versuchte ich den Schwefel durch Säure zu scheiden, allein ohne Erfolg. Es mangelte mir an rauchendem Salpeter-Geist, um, nach Bergmann, das Brennbare (Phlogiston) abzusondern.

1 Maß dieses Wassers in einer Retorte bey verschlossenen Gefäßen abgezogen, gab ein mit hepatischer Luft gesätt-

sättigtes Wasser, welches das Kalk-Wasser niederschlug, und den Bley-Essig braun färbte, aber nichts niederschlug; ein deutlicher Beweis der Gegenwart eines Schwefels, auch in destillirtem Wasser.

6 Maß dieses Wassers gelinde abgedampft, ließen schon bey Verdünstung des $\frac{1}{3}$, ein aschfarbenes leichtes Pulver fallen, (wobey es auch den mehresten Schwefel-Geruch verlor,) das gesammlet und getrocknet 46 Gran wog; es zeigte sich nachher keines mehr, oder unmerklich weniges. Der Rest, abgeraucht, gab nachher noch 24 Gran, die ich in destillirtem Wasser auflöste; es ließ aber nur 19½ Gran auf, die mit Zucker-Säure keinen Kalk zeigten, mit Silber-Auflösung aber etwas Niederschlag gaben, so daß es ein mit Salz-Säure zum Theil gesättigtes Bitter-Salz war. Die geringe Masse dieses Salzes veranlaßte mich zu keiner weitern Untersuchung. Die 4½ Gran, wie auch die 46 oben enthaltenen Gran wurden mit destillirtem Essig übergossen, der alle 5½ Gran bis auf 2 auflöste. Diese essigsaure Auflösung wurde mit Weinstein-Säure zu einem Salze niedergeschlagen, auch blieb kein Bitter-Salz daraus zu scheiden. Die 2 Gran schwarze Erde versuchte ich mit Salz-Säure aufzulösen, und fand zu meiner Verwunderung, daß sie aufgelöset mit dem Alkali phlogisticirt zu einem Berliner-Blau niederfiel. Die unterschiedliche Menge dieses Bestand-Theiles zu Schuld, daß durch die gegenwirkenden Theile (reagentia) nichts entdeckt worden ist.

Ein Maß dieses Wassers enthält nun:

In flüchtigen Bestand-Theilen:

a. Gemeine Luft	- - - - -	2 Cubik-Zoll.
b. Hepatische Luft	- - - - -	4½ "
Diese enthält:	1 fixe Luft	- - 4 "
	2 phlogistische Luft	- ½ "

Durch diesen besitzt dieses Wasser Geruch nach Verhinderung der fixen Luft bey.

In festen Bestand-Theilen:

a. Bitter-Salz	21 Gran.
b. Schwefelsaurer Kalk	5 "
c. Schwarze Erde	2 "

Unter-

Untersuchung der Quelle No. 3.

1 Maß dieses Wassers, das in gehörigem Apparatu auf Luft versucht wurde, gab nur $3\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll gemeine Luft, die $2\frac{1}{2}$ Kubik-Zoll fixe Luft absondern ließ. Durch Kochen konnte keine mehr erhalten werden.

6 Maß dieses Wassers gelinde abgeraucht, ließen bald nach Abdünstung des $\frac{1}{3}$, schön krystallische Körperchen fallen, die ich aber erst bey der Verdünstung von $\frac{2}{3}$ sammelte. Dieses Gesammelte getrocknet, wog 164 Gran. Ich erhielt nachher noch 66 Gran, nachdem alles verdünstet war.

Durch das destillirte Wasser wurden von diesen 230 Gran, 31 Gran aufgelöset, die mit Zucker-Säure keinen Kalk zeigten, mit Silber-Auflösung keine Salz-Säure, mit Alkali hingegen eine wahre Magnesia niederschlugen, folglich Bitter-Salz waren.

Die übergebliebenen 189 Gran ließen, nachdem der destillirte Essig alle Magnesia und luftsauern Kalk aufgelöset hatte, einen Rest von 160 Gran zurück. Die essigsaure Auflösung wurde mit Vitriol-Säure zum Theil zu Selenit, der 27 Gran wog, nach Bergmann aber $8\frac{16}{27}$ Gran luftsaurer Kalk ausmacht. Der Rest der Auflösung fiel mit Zucker-Säure nicht nieder, und war Bitter-Salz. Dem Verlust von 189 zu 160 Gran bleibt nebst den $8\frac{16}{27}$ Gran also luftsaurer Magnesia $20\frac{2}{3}$ Gran übrig.

Die 160 Gran führten nichts als Selenit mit sich, der schwer auflösbar war, doch mit destillirtem Wasser sich auflösen ließ.

1 Maß dieses Wassers enthält demnach:

An flüchtigen Bestand-Theilen:

a. Gemeine Luft, die etwas phlogistisch war 1 Kubik-Zoll.
b. Fixe Luft - - - - - - - - - - $2\frac{1}{2}$ =

An fixen Bestand-Theilen:

a. Bitter-Salz - - - - $6\frac{2}{3}$ Gran.
b. Luftsaurer Kalk - - - $1\frac{11}{19}$ =
c. Luftsaure Bittersalz-Erde $3\frac{59}{176}$ =
d. Gyps, oder Selenit - - $26\frac{5}{16}$ =

Aus dieſen Verſuchen erhellet, daß dieſe drey Quellen ziemlich von einander verſchieden ſind.

Das Bade-Waſſer No. 1, iſt eines der kalten Schwefel-Waſſer, die zum Baden ſehr dienlich ſind, ungeachtet daſſelbe mit erdigen Theilen verſehen iſt; denn welches Mineral-Waſſer iſt davon frey? Das berühmte Pyrmonter Waſſer ſelbſt führt dergleichen.

Das Schwefel-Waſſer No. 2, verdient nicht allein ſeiner vielen flüchtigen und ſchwefelartigen Beſtand-Theile halber, die größte Aufmerkſamkeit, ſondern es iſt daſſelbe mit ſo wenig erdigen, beſonders ſelenitiſchen Beſtand-Theilen beladen, daß es hierin vorzüglich zum innerlichen Gebrauch vor vielen andern ſchwefelartigen Quell-Waſſern den Vorzug verdient. Eine beſſere Beſorgung und Einrichtung dieſer Quelle iſt allerdings nothwendig, und wird den Werth derſelben viel erhöhen; die Kürze meines dortigen Aufenthalts hat, nebſt Mangel an tüchtigen Gefäßen, meine diesortige Unterſuchung dieſes Waſſers, beſonders die Beſtimmung der Schwefel-Theile unvollkommen gemacht.

Das Quell-Waſſer, No. 3, könnte, wegen ſeines enthaltenen Bitter-Salzes, mit dem andern Bade-Waſſer zum äuſſerlichen Gebrauch dienen; innerlich aber iſt es wegen ſeiner ſelenitiſchen Beſtand-Theile nicht anzurathen.

Bern, d. 24 Aug. 1784.

C. F. Morell.

Leer, ein großer Flecken in dem davon benannten Amte in Oſt-Friesland, am Fluſſe Leda.

Das Amt Leer iſt das fruchtbarſte und reichſte im ganzen Lande, hat 12,700 Einwohner, enthält 19 reformirte und 5 lutheriſche Kirchſpiele, und beſteht aus 5 Vogteyen, als: der Leerder oder Mormer Vogtey, dem Oberlediger Land, der Bingumer Vogtey, der Wehner Vogtey, und der Bunder Vogtey.

A. Die Leerder oder Mormer Vogtey, enthält:

1. Leer, oder Lehr, auch Lier, einen großen und wohlbewohnten Flecken an der Leda, welche eine gute Viertel-Stunde davon bey dem Schloſſe Ort, oder

Leer-

Leer-Ort, in die Ems fällt. Der Flecken hat 745 Häuser; 4420 Einwohner; 1 reformirte Kirche; 1 lutherische Kirche; eine lateinische Schule; eine ansehnliche katholische und zahlreiche Mennoniten-Gemeine. Unter den Manufacturen und Fabriken zeichnen sich hier folgende aus:

a) Die Leinweberey, welche im J. 1780, von 15 Rhedern, auf 216 Stühlen und von eben so vielen Arbeitern betrieben wurde, welche leztere ein förmliches Gilde-Privilegium haben. (Rheder nennt man die Verleger dieser Manufactur; und die Arbeiter sind Meister, welche auf eigenen Stühlen arbeiten). Ueberhaupt wird hier sehr schöne Leinwand gemacht, die der holländischen an Feinheit und Güte nichts nachgiebt; die Ausfuhre der rohen Garne ist daher auf das schärfste verbothen. Im J. 1779, wurden ungefähr 1209 Stück Leinwand, jedes beynahe von 50 brabanter Ellen, und im Durchschnitt 50 Rthlr. werth, verfertigt, und davon nicht einmahl der 36ste Theil im Lande, das übrige sämmtlich nach Amsterdam debitirt. Diese Manufactur ist hier schon vor mehr als 100 Jahren angelegt, und war ehemahls weit mehr im Flor, als der Leinwand-Handel nach Spanien noch freyer, und die Einfuhre in England, wohin sonst der Haupt-Absatz gieng, nicht so hoch impostirt war, die Verleger sich also nicht bloß der Discretion holländischer Kaufleute überlassen durften, daher der Debit, in Vergleichung mit den vorigen Zeiten sehr gesunken ist.

b) Eine Wollen-Manufactur von gestreiftem Rasch.

c) Eine Strumpfstricker-Manufactur, welche 60 Stricker, und eben so viele Spinner beschäftigt. Im J. 1779, wurden 3000 Par Strümpfe fertig.

d) Eine Hut-Manufactur. Im J. 1779, lieferten 18 Personen 5100 Stück Hüte.

Krug, ein leeres Faß, ein leerer Beutel. Das Glas iſt leer. Eine leere Nuß, welche keinen Kern hat. Die Stadt wird von Menſchen leer. Das ganze Haus ſteht leer, unbewohnt. Eine Stube leer machen, die Dinge, welche ſie anfüllen, ausräumen. Leeres Stroh dreſchen, welches keine Körner enthält; imgl. figürlich, eine vergebliche Arbeit thun. Ein leerer Raum, das Leere, im ſchärfſten Verſtande, in welchem ſich gar keine Körper, folglich auch keine Luft- oder Licht-Theilchen befinden; Siehe Leere. Leere Taſchen haben. Mit leeren Händen kommen, ohne Geld, ohne Geſchenke. Auch mit allem, leer kommen, leer wegzehen, d. i. mit leeren Händen. Leer bey etwas vorgehen, nichts bekommen. Ein leerer Magen, ein hungeriger. Bey einem leeren Magen kann ſichs unmöglich lieben, Rab.

(2) Von ebenen Flächen, mit keinen andern Dingen beſetzt, ledig. Ein leerer Wagen. Der Wagen fährt leer wieder zurück. Die Erde war wüſte und leer, 1 Moſ. 1, 2. Ein leeres, unbeſchriebenes, Papier. Einen leeren Platz laſſen. Den Tiſch leer machen. Es iſt kein Platz mehr leer. Der Stuhl ſteht leer.

2. Figürlich, in einigen beſondern Fällen.

a) Von Wiſſenſchaften oder nützlichen Kenntniſſen leer. Ein leerer Kopf, auch ein ſolcher Menſch. Der leerſte Kopf in der ganzen Stadt.

b) Leer von nährender Kraft. Krebſe ſind eine leere Speiſe. Es ſchmeckt ſo leer, ſo kraftlos.

c) Leer von Wirkung, von Nachdruck. Ein leerer Schall, der keine Bedeutung hat; imgl. der keine Wirkung hat. Leere Worte, ohne Empfindung, ohne Kraft, ohne Wirkung. Leere Verſprechungen. Leere Drohungen. Das Wort ſoll nicht leer wiederkommen, Eſ. 55, 11.

d) Leer von Gründlichkeit. Leere Beſuche. Eine leere Pracht, ein leeres Gepränge.

e) Leer von Empfindungen. Wer iſt der, von dem er ſpricht, daß er meine Liebe hätte? Kann er meinem leeren Herzen ſo etwas zutrauen?

f) Seines Beſitzers beraubt. Es iſt keine Stelle in dem Collegio leer. In andern Fällen iſt dafür ledig üblich.

g) Leer von Geſchäften. Leere Stunden, die uns unſer Stand und Beruf frey läßt, Gell. Das Leere der Zeit ausfüllen.

h) Ein leerer Monath, in der Zeit-Rechnung, ein Monden-Monath, welcher 29 Tage hat.

Im Oberd. lâr, und in einigen Gegenden lar, bey dem Notker lare, im Angelſ. gelaer, im Engl. leer, im Griech. λαγαρος.

Leer-Baum, Leer-Tanne, in einigen Gegenden Nahmen des im LXV Th., S. 2, fgg. beſchriebenen **Lärchen-Baumes.**

Leer-Becher, bey den Papier-Machern, ein kleines hölzernes Gefäß, womit der Zeug aus dem Löcher-Baume geleeret, d. i. geſchöpfet wird. Siehe auch **Leer-Faß.**

Leerdam, eine Grafſchaft in der Provinz Holland, hat vormahls dem Grafen von Egmond gehört, iſt aber durch Anna v. Egmond an ihren Gemahl Wilhelm I. Prinzen von Oranien, und aus der oraniſchen Erbſchaft an den General-Erb-Statthalter von Naſſau-Oranien gekommen. Sie beſteht mehrentheils aus Weide-Lande. Es ſind darin belegen:

1. **Leerdam,** eine kleine Stadt an dem Fluſſe Linge, deren Straßen regulair angelegt ſind.

2. Die Dörfer Schoonerwoerd, und Acquoy, welches eine Baronie an ſich ſelbſt iſt.

Leer-Darm, Inteſtinum jejunum; ſ. im VIII Th., S. 742.

Schöpfer, ſondern einer zufälligen Ablenkung vom geraden Wege (clinamen atomorum) zuſchrieb. Gegen dieſen Begriff von abſoluter Leere möchte wohl das metaphyſiſche Argument unüberwindlich ſeyn, daß Raum und Ausdehnung überhaupt nur Denk-Form coexiſtirender Dinge ſind, und nicht gedacht werden können ohne Vorſtellung von Körpern, welche Ausdehnung haben, und Raum einnehmen, oder zwiſchen ſich laſſen.

Bey Betrachtung der wirklichen Welt, welche aus großen in unermeßlichen Abſtänden entfernten Welt-Körpern beſteht, kommt man auf die Frage: ob ſich zwiſchen dieſen Körpern auſſer den Gränzen ihrer Dunſt-Kreiſe noch etwas Körperliches aufhalte, oder nicht? Wäre der Raum zwiſchen ihnen leer von Materie, ſo könnte man ihn als einen Theil jenes allgemeinen Welt-Raumes anſehen, der bey der Schöpfung unausgefüllt geblieben wäre. So käme ihm der Nahme abſolute Leere ebenfalls zu. Aber ſchon der Gedanke, daß wir die Welt-Körper ſehen, läßt es nicht zu, in dieſem Sinne eine abſolute Leere der Himmels-Räume anzunehmen. Das Licht, welches von den Fix-Sternen zu uns gelangt, muß doch entweder dieſe Räume ſelbſt anfüllen, oder in ihnen eine zur Fortpflanzung geſchickte Materie antreffen.

Unter zerſtreuter Leere hingegen verſteht man Zwiſchenräume zwiſchen den einzelnen Theilen der Körper, welche nichts materielles mehr in ſich faſſen. Ob es gleich ganz gewiß iſt, daß ſich in den gröbern Zwiſchenräumen der Körper vielerley fremdartige Materien aufhalten, ſo läßt ſich doch noch fragen: ob nicht die allerfeinſten Zwiſchenräume von aller Materie frey ſeyn müſſen? Man ſieht ſich ſogar gezwungen, dieſes anzunehmen. Denn da die Erfahrung lehrt, daß es Körper von verſchiedener Dichte giebt, oder daß in einem Körper die Theile näher bey einander

ſind, als in einem andern, ſo folgt daraus von ſelbſt der Begriff von Abſtand der Theile ohne vollkommene Berührung, d. i. von zerſtreutem leeren Raume, ohne welchen auch überdies gar keine Bewegung würde Statt finden können. Es ſcheint alſo keine abſolute, wohl aber eine zerſtreute Leere vorhanden zu ſeyn.

Die Epikuräer vertheidigten den Begriff der Leere in ſeinem ausgedehnteſten Umfange. Lucrez bringt verſchiedene Beweiſe vor, wovon die meiſten ſich auf die zerſtreute Leere beziehen (*); die Peripatetiker hingegen ſchrieben der Natur eine Abneigung gegen die Leere (horror ſ. fuga vacui) zu, aus der ſie, als aus einer verborgenen Qualität, verſchiedene phyſikaliſche Erklärungen herleiteten.

Descartes (**) läugnet ſchlechterdings alles Leere in der Körper-Welt, die er auf allen Seiten umbegränzt, und ſo vollkommen mit Materie ausgefüllt annimmt, daß nirgends ein Raum weder im Ganzen, noch zwiſchen den Theilen der Körper, leer bleibt. Dies iſt ſein abſolut voller Raum (Plein abſolu), der einen Haupt-Grundſatz ſeines Syſtemes ausmacht. Er ſieht dieſes als eine Folge des Begriffes vom Körper an, den er für völlig einerley mit dem Begriffe von Ausdehnung hält. „Wenn man fragt," ſagt er: „was geſchehen würde, wenn Gott alle Materie, die „in einem Gefäße enthalten iſt, wegnähme, und keine „andere an ihre Stelle kommen ließe, ſo iſt die Antwort: die Wände des Gefäßes würden dadurch in „Berührung kommen. Denn wenn zwiſchen zwey „Körpern Nichts liegt, ſo müſſen ſie ſich berühren. „Es iſt offenbarer Widerſpruch, zu ſagen, es ſey ein „Abſtand zwiſchen ihnen, und dieſer Abſtand ſey doch „Nichts;

(*) De rer. nat. L. I, v. 335. 370. 385.

(**) Princip. philoſ. (Amſt. 1685, 4.) P. II. §. 10, 18.

„Nichts; denn aller Abstand ist eine Art der Ausdehnung, und kann also nicht vorhanden seyn ohne ausgedehnte Substanz (*).“ Dieses nöthigt ihn nun, die verschiedene Dichte bloß für ein Phänomen auszugeben, das aus der verschiedenen Menge der in den Zwischenräumen enthaltenen subtilen Materie entspringe, alle Bewegung aber für kreisförmig, d. i. so zu erklären, daß ein Körper den zweyten, dieser den dritten u. s. w. im Kreise fort gerechnet, aus der Stelle treibe, der lezte aber an die Stelle des ersten wieder eintrete. In der That verstatten auch seine loca omnia corporibus plena keine andere Möglichkeit, Bewegungen zu gedenken, wozu noch überdies die Materie ohne Ende theilbar seyn und unendlich verschiedene Gestalten haben muß, die ohne alle Lücken in einander passen. Darauf beruhen seine Wirbel, und seine ganze der Erfahrung oft so sehr widersprechende Mechanik.

Newton hingegen, welcher die Lehre vom Widerstande der Mittel (**) so vortrefflich abgehandelt hat, zieht aus derselben Folgerungen, welche dem Cartesianischen vollen Raume geradezu widersprechen. Alle Bewegungen müßten in dieser compacten Masse von materiellen Theilen einen unendlichen Widerstand finden. Descartes giebt zwar vor, der Widerstand werde durch die Zertrennung in feine Theile vermindert, und die subtile Materie sey so fein zertheilt, daß sie gar nicht mehr widerstehe. Newton hingegen zeigt (***), daß selbst die feinste Zertheilung der Materie den Widerstand nicht merklich ändere, welcher sich immer sehr nahe, wie die Dichte des widerstehenden Mittels verhält; daher diejenigen Mittel, in welchen Körper ohne merkliche Retardation weit fort-

(*) P. II. §. 18. (**) Princip. L. II.
(***) Prop. 38 und 40.

fortgehen, allezeit ungemein viel dünner seyn müssen, als die Körper, welche in ihnen bewegt werden. Diesen Grundsätzen gemäß würde eine Kugel, die sich in einem Carteſianiſchen vollkommen dichten Mittel bewegte, bey aller Feinheit und Flüſſigkeit deſſelben dennoch mehr als die Hälfte ihrer Bewegung verlieren, ehe ſie noch die dreyfache Länge ihres Durchmeſſers durchlaufen hätte. So würde es nicht unmöglich ſeyn, daß ein Menſch ſich von der Stelle bewegte, geſchweige denn, daß die Himmels-Körper, deren Lauf keine merkliche Retardation zeigt, in einem vollkommen dichten Mittel fortgehen könnten.

Dieſe Gründe, mit welchen Newton den vollen Raum des Descartes beſtreitet, ſollten, ſeiner Meinung nach, bloß das Daſeyn einer zerſtreuten Leere beweiſen, keinesweges aber eine abſolute Leere in dem Welt-Raume darthun, welche mit ſeinem Syſtem über das Licht ganz unverträglich iſt. Vielleicht ſind die Uebertreibungen ſeiner Schüler Schuld daran, daß man ihn mißverſtanden, und ſo grober Ungereimtheiten beſchuldigt hat, als kaum der gedankenloſeſte Menſch zu ſagen fähig ſeyn würde. Siehe Aether, im Art. Luft.

Gegen Descartes Behauptungen läßt ſich auch noch Folgendes anführen. Wenn das erſte Element oder die ſubtile Materie ſich von den übrigen Körpern bloß durch die Feinheit und Geſtalt der Theile unterſcheiden ſoll, ſo muß es eben ſo viel eigenthümliches Gewicht, als andere Körper, beſitzen; denn die Geſtalt ändert nichts im Gewichte. Ein Licht-Strahl müßte den ganzen Welt-Bau zerſtören, wenn er ſich den ungeheuern Weg durch eine Linie bahnen ſollte, die ihm in jedem Puncte einen Widerſtand entgegen ſetzte. In dem Augenblicke, da man zwey Körper trennt, die ſich vorher berührten, dringt andere Materie zwiſchen ſie durch Bewegung ein; Bewegung aber erfordert Zeit; alſo giebt es doch Zeit-Momente,

in

Nach Titius Bericht (*) beſitzt zu Leuwarden Hr. Peter van der Möllen eine ſchöne Fabrik, wo eine Windmühle zu gleicher Zeit, Traß (der aus der Ober-Pfalz kommt,) und Lohe mahlt, auch Oehl ſtampfet; dabey iſt eine Loh-Gärberey, nebſt einer Seifen- und Salz-Siederey. In einem eiſernen Keſſel, der 23 Fuß im Durchſchnitt hat, wird aus ſpaniſchem See-Salze und aus See-Waſſer ein feines weißes Salz gekocht; man verbraucht dazu, binnen 24 Stunden, 70 Körbe Torf, macht aber auf ein Mahl in dieſem Keſſel 3468 Pfund Salz.

Leeuwen, Sout-(Zout-) Leeuwen, Leeuw Sanct Leonard, eine kleine befeſtigte Stadt im Herzogthume Brabant, im burgundiſchen Kreiſe, 2 Meilen von Tirlemont, an der kleinen bis an die Demer ſchiffbar gemachten Geete (Gheete). Die Stadt iſt ſchlecht gebauet, aber die Citadelle dabey liegt auf einer Höhe, und iſt mit lauter Moraſt ½ Stunde lang, umgeben, daß man nur auf Einer Seite, da ſie einen ſchmahlen Damm hat, dem Orte beykommen kann. Es befinden ſich hier eine große Auguſtiner-Propſtey, deren Propſt einer von den 12 Prälaten in Brabant iſt, 2 Manns- und 2 Frauen-Klöſter. In der Vorſtadt vor dem Thore St. Tron, iſt die Capelle unſerer lieben Frauen auf dem Ochſenwege, die wegen eines Marien Bildes bekannt iſt. Im J. 1668 bemächtigten ſich dieſer Stadt die Franzoſen; 1705, die Allürten.

Leffeln, ſiehe Läffeln, im LVIII Th., S. 702.

Leffy, Luffee, ein Fluß in Irland, der bey Dublin in das irländiſche Meer fällt, und 15 Meilen davon ſeinen Urſprung hat, in ſeinem Laufe aber einen großen Umſchweif nimmt.

Lefze,

(*) Im 9 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 187.

Beutel ausleeren, im gemeinen Scherze, ihn durch Verleitung zu Ausgaben von barem Gelde entblößen.

Die Jäger brauchen dieſes Wort von den Hunden, wenn ſie ihre Nothdurft verrichten.

Daher die Ausleerung.

Entleeren, leer machen, ein ſonſt ungewöhnliches Wort, welches bey dem Logau vorkommt. Andre füllen, ſich entleeren.

Leerſen, eine peinliche Leibes-Strafe bey den See-Soldaten; ſ. im L Th., S. 397.

Leerſum, eine freye Herrlichkeit in der Provinz Utrecht, in den vereinigten Niederlanden, welche, nebſt dem dabey belegenen Luſt-Hauſe Zuileſtein, dem Grafen v. Rochefort in England gehört.

Leeuw Sanct Leonard, ſ. Leeuwen.

Leeuwaarden, Leuwarden, nach der Landes-Ausſprache Liewerden, die Haupt-Stadt der Provinz Friesland, in den vereinigten Niederlanden, welche ungefähr 11,000 Einwohner hat. Sie liegt zwar eigentlich an keinem Fluſſe, es ſtoßen aber daſelbſt verſchiedene große Canäle zur innern Schifffahrt und Handlung zuſammen, nähmlich: der Haupt-Canal von Harlingen her (*), auf dem man ankommt; der von Dokkum, welcher Ee genannt wird; und der von Lemmer. Weil dieſe Canäle eine verſchiedene Waſſer-Höhe haben, ſo iſt hier eine große ſteinerne Kaſten-Schleuſe angelegt, mit doppelten gegen zwey Seiten gerichteten und vorſpringenden Thüren, damit die Schifffahrt in keinem Falle gehemmet werde. Die Stadt ſelbſt iſt ebenfalls, nach holländiſcher Art, mit Canälen durchſchnitten. In alten Zeiten trennte ein Meerbuſen aus

(*) Nach des Hrn. D. Titius Reiſenachrichten (im 9 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 188), wurde 1777 an einem neuen Canale bis Franeker gearbeitet, der bereits 300,000 Gulden koſtete.

aus der Nord-See, die Mittel-See genannt, den Oſtergo und Weſtergo, und ging bis Leeuwarden; er iſt aber längſt durch Kunſt ausgetrocknet, und jezt in die herrlichſten Wieſen verwandelt worden.

Leeuwaarden (*) iſt nicht nur die größte, ſondern auch, dem Anſehen nach, die ſchönſte Stadt in Friesland, in die Länge gebauet, aber nicht ſo ſchön und groß, als Gröningen. Weil die hohen Collegia der Provinz hier ihren Sitz haben, ſo zieht dies den vornehmſten Adel her, und der Ort wird dadurch volkreich und belebt. Die Münz-Stadt von Friesland iſt ebenfalls hier. Doch hat die Stadt vieles von ihrer Lebhaftigkeit verloren, ſeitdem ſie den Erb-Statthalter nicht mehr in ihren Mauern ſieht, und Wilhelm IV., als er im J. 1747 zum Erb-Statthalter aller ſieben Provinzen erklärt wurde, ſeinen Aufenthalt im Haag genommen hat. Das Schloß iſt alt und ſchlecht; der Statthalter wohnte aber in den lezten Jahren, ehe er nach dem Haag ging, nicht mehr darin, ſondern in einem beſondern Pallaſte, der aber ſehr mittelmäßig war. Der vor der Stadt liegende fürſtliche naſſau-oraniſche Garten, mit dem Luſt-Hauſe Marienburg, geht nach und nach, weil niemand dahin kommt, eben ſowohl ein, als der ehemahls angenehme Land-Sitz Oranienwouw, welcher 7 Stunden von der Stadt liegt.

Das ſeit 1715 neu erbauete Rathhaus, iſt ein gutes maſſives Gebäude (**). Die Feſtungswerke ſind

(*) S. Verhaal van Leeuwaarden, beſchreven van *S. Abbes Gabbema*, en vermeerd door *T. Gutberloth*. Franeker, 1701, 4.

(**) In den vorangeführten Reiſenachrichten heißt es: „In „dem ſogenannten Prinzenhauſe und Rathhauſe ſtreuet ein „gut beſoldeter Mann in allen Zimmern weißen See-Sand „nach vorliegenden Zeichnungen auf eine ſo kunſtreiche Art, „daß die Figuren wie in Gyps geformt ausſehen. Binnen „2 Stunden iſt er mit dem größten Zimmer fertig, läßt „ſich

ſind in ſchlechtem Zuſtande, und verfallen nach und nach. Die Wälle ſind ſchmahl, aber ſowohl oben, als unten, nach der Feld-Seite, mit Linden beſetzt, welches eine artige ſchattenreiche Promenade abgiebt. Die holländiſchen Reformirten haben hier drey Kirchen, die franzöſiſchen Reformirten und die Lutheraner auch eine, die Mennoniten drey, die Katholiken einige, und die Juden eine Synagoge. In der vornehmſten holländiſchen reformirten Kirche, welche die große oder Jacobs-Kirche genannt wird, ſind viele Begräbniß-Monumente, unter andern auf der Seite der Kirche die Gruft, wo verſchiedene aus der Familie der Erb-Statthalter liegen, daran aber nichts Beſonderes zu ſehen iſt. Gleich an der Thüre dieſes Gewölbes iſt das Monument Wilhelm Ludwig's, Grafen von Naſſau, von Marmor und Alabaſter (*). Die Kirche iſt breit und hell, aber niedrig; die übrigen ſind ſchlecht. Papſt Pius IV. ſtiftete hier zwar 1559 ein Bisthum, es beſtand aber nicht lange, weil die Religions-Veränderung bald darauf vor ſich ging.

Nach

„ſich aber nicht zuſehen, hat auch ſeine Kunſt den Herren „Staten, welche ihm eine anſehnliche Belohnung dafür ge„bothen, nicht entdecken, noch ſie einen Andern lehren „wollen.“

Eben dieſen Umſtand findet man im Reiſejournal des Reichsgrafen F. U. z. L. von ſeiner Reiſe durch Holland, im J. 1771 (im 1 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 112,) angemerkt. „Den 18ten März beſahen wir das „Rathhaus (in Leeuwarden), ſo hier in Holland, immer „das Stadthuys genannt wird; in demſelben iſt nicht viel „beſonderes; die verſchiedenen Verſammlungszimmer — „einige Portraits der alten Prinzen von Oranien — und „in einem Sahl war auf dem Fußboden der Sand in einer „künſtlichen Sternfigur geſtreuet, ſo daß man nicht darauf „treten durfte, ſondern neben herum gehen mußte.“

(*) Alle dieſe Monumente mit den Inſchriften findet man in Benthems holländiſchem Kirchen- und Schulenſtaat, Th. 2, S. 493 fgg. angezeigt.

Nach Titius Bericht (*) beſitzt zu Leuwarden Hr. Peter van der Möllen eine ſchöne Fabrik, wo eine Windmühle zu gleicher Zeit, Traß (der aus der Ober-Pfalz kommt,) und Lohe mahlt, auch Oehl ſtampfet; dabey iſt eine Loh-Gärberey, nebſt einer Seifen- und Salz-Siederey. In einem eiſernen Keſſel, der 23 Fuß im Durchſchnitt hat, wird aus ſpaniſchem See-Salze und aus See-Waſſer ein feines weißes Salz gekocht; man verbraucht dazu, binnen 24 Stunden, 70 Körbe Torf, macht aber auf ein Mahl in dieſem Keſſel 3468 Pfund Salz.

Leeuwen, Sout-(Zout-) Leeuwen, Leeuw Sanct Leonard, eine kleine befeſtigte Stadt im Herzogthume Brabant, im burgundiſchen Kreiſe, 2 Meilen von Tirlemont, an der kleinen bis an die Demer ſchiffbar gemachten Geete (Gheete). Die Stadt iſt ſchlecht gebauet, aber die Citadelle dabey liegt auf einer Höhe, und iſt mit lauter Moraſt ½ Stunde lang, umgeben, daß man nur auf Einer Seite, da ſie einen ſchmahlen Damm hat, dem Orte beykommen kann. Es befinden ſich hier eine große Auguſtiner-Propſtey, deren Propſt einer von den 12 Prälaten in Brabant iſt, 2 Manns- und 2 Frauen-Klöſter. In der Vorſtadt vor dem Thore St. Tron, iſt die Capelle unſerer lieben Frauen auf dem Ochſenwege, die wegen eines Marien Bildes bekannt iſt. Im J. 1668 bemächtigten ſich dieſer Stadt die Franzoſen; 1705, die Alliirten.

Leffeln, ſiehe Läffeln, im LVIII Th., S. 702.

Leffy, Luffee, ein Fluß in Irland, der bey Dublin in das irländiſche Meer fällt, und 15 Meilen davon ſeinen Urſprung hat, in ſeinem Laufe aber einen großen Umſchweif nimmt.

Lefze,

(*) Im 9 B. der Bernoulliſchen Sammlung, S. 187.

Lefze, die, [illegible] Wort, welches im Hochdeutſchen nur noch [illegible] in der höhern Schreib-Art vorkommt, [illegible] es gewöhnlich von groben ungebildeten Leuten, [illegible] chen von den herab hangenden Lippen der Thiere braucht, welche Benennung in der Erklärung zu gelinde zu ſeyn ſcheint. Ein Hund mit großen herabhangenden Lefzen. Indeſſen ſind die Begriffe von dieſer Benennung dem Worte nicht weſentlich, ſondern es ſind im Oberdeutſchen, da man es gangbar iſt, in allen, ſelbſt in den von Hrn. Stoſch verworfenen Fällen (*), für [illegible]

(*) Stoſch, im 7 Th. ſeines Verſuches in richtiger Beſtimmung der gleichbedeutenden Wörter der deutſchen Sprache, Berl. C. 1773, gr. 8. S. 311, ſagt:

„Man kann die Wörter Lippe und Lefze, entweder Beyde als völlig einerley bedeutend anſehen; ſie ſcheinen auch einerley Urſprung zu haben, und die Buchſtaben nur nach Verſchiedenheit der Mund-Arten verändert zu ſeyn. Einige wollen ſie von dem Lateiniſchen Labium oder Labrum herleiten, und meinen, das b ſey in p, oder f, und das r in f, und hernach in z, verwandelt, oder heraus geworfen worden. Andere, welche ihnen lieber einen deutſchen Urſprung geben wollen, leiten ſie von laſſen, labben, lecken, her; und vielleicht könnte man es eben ſo gut von dem Worte Lappen thun. Wachter nimmt das alte Wort leiben, für das Stamm-Wort an, welches theilen hieß, weil die Lippen, in zwey Theile, die Ober-Lippe und Unter-Lippe, getheilt ſind; und Friſch bemerkt, daß das Wort Lefze, im Elſaß, und Dialect. alemann. gebräuchlich ſey.

Unterdeſſen dünkt mich, man könne ſie unter diejenigen Wörter rechnen, welche zwar wirklich einerley Bedeutung haben, aber doch nicht allemahl, eins für das andere geſetzt werden können, ſondern zwiſchen welchen der Gebrauch einen beſondern Unterſchied eingeführt hat.

Eben wie man nicht allemahl, Kopf für Haupt, oder Maul für Mund gebrauchen kann, ſo kann man auch nicht allemahl Lefze für Lippe ſetzen. Man nennt z. B. das Gebet, welches ohne Andacht verrichtet wird: Ein Lippenwerk, aber man kann es nicht ein Lefzenwerk heißen. Man ſagt von einem Menſchen, dem in der Geſchwindigkeit ein Wort entfährt, welches er unbedachtſam und ohne Ueberlegung heraus ſtößt: Es fuhr ihm über die Lippen weg, aber man wird nicht ſagen: es fuhr ihm über die Lefzen weg, u. dergl.

In

unſer Lippe üblich iſt, auch bey dem Kero, Notker, Willeram und Andern, häufig dafür gebraucht wird. Wenn es 1 Moſ. 11, 1. heißt, die Welt habe einerley Zunge und Sprache gehabt, ſo ſteht dafür in den ältern Bibeln des 15ten Jahrh., ſie ſey eines Lefzens oder Lepſens geweſen, und in dem zu Baſel 1523 gedruckten neuen Teſtamente Lutheri wird Lippe als ein dort unverſtändliches Wort durch Leffze erkläret; hundert anderer Beyſpiele zu geſchweigen. In einigen obgleich wenigen Fällen wird es im Hochdeutſchen auch figürlich gebraucht, wo das Wort Lippe nicht ſo gangbar iſt. So wird das niedergedrückte ſchräge Feld zwiſchen dem Körper einer Orgel-

In verſchiedenen bibliſchen Redensarten, z. E. von unbeſchnittenen Lippen; von unreinen Lippen; die Frucht der Lippen; dies Volk ehret mich mit ſeinen Lippen, u. dgl. kann das Wort Lefzen gar nicht Statt finden.

Man darf alſo nur auf den Gebrauch Acht haben, ſo wird man wahrnehmen, daß zwar Lippe für Lefze, aber nicht allemahl Lefze für Lippe ſtehen kann, und das Wort Lefze in einem geringern und unedlern Verſtande genommen werde.

Wenn die Rede auf etwas Gutes, Angenehmes oder Schönes geht, ſo braucht man allezeit das Wort Lippe. Man ſagt: ſchöne Lippen, rothe blühende Lippen, ſüße Lippen, holdſelige Lippen, u. dgl. In ſolchen Fällen, dünkt mich, werde man ſich nicht des Wortes Lefzen bedienen.

Hingegen kann man beydes ſagen: Dicke aufgeworfene Lippen, und auch dicke aufgeworfene Lefzen; herabhangende Lippen, und herabhangende Lefzen. Er hat eine Haſenſcharte an der Lippe, welche ihn ſehr verunſtaltet, und auch: er hat eine Haſenſcharte an der Lefze, welche ihn ſehr verunſtaltet. Die Mohren haben alle, dicke Lippen, und auch: ſie haben alle dicke Lefzen. Ja ich glaube, daß man von den Thieren, gewöhnlicher und beſſer, das Wort Lefzen gebrauche. Ein Jagd-Hund muß herabhangende Lefzen haben. Die Lefzen ſind dem Hunde geſchwollen. Er iſt in die Lefzen gebiſſen. Das Pferd hat einen Schaden an der Lefze, wodurch es am Freſſen gehindert wird, u. dgl. De vulva muliebri utimur voce Lefzen. Labia vulvae, die Lefzen, nicht Lippen.

Pfeife und ihrem Fuße, über dem Ausſchnitte die Ober-Lefze, das kleine Feld unter dem Ausſchnitte aber die Unter-Lefze genannt. Ja, im Oberd. kommt es zuweilen von einem jeden Rande vor.

Bey dem Kero und Notker Leffa, bey dem Willeram nur Leffa, bey den ſchwäbiſchen Dichtern und ſpätern oberdeutſchen Schriftſtellern mit verſetztem Ziſch-Laute Leſpe und Leſe. Siehe Lippe.

Von den Lefzen der Pferde, ſiehe Maul der Pferde.

Lefzen-Doublet, ſiehe Tieger-Junge.

Lefzen-Schnecke, ſiehe Schwimm-Schnecke.

Leg, (das) im Hüttenbaue, ein metalliſches Gemenge aus Kupfer, Eiſen und Arſenik, welches ſich bey der Bereitung des Schwarz-Kupfers zwiſchen der Schlacke und dem Schwarz-Kupfer legt, und eben das iſt, was bey der Bley-Arbeit die Speiſe genannt wird; das Kupfer-Leg. Siehe im LVI Th., S. 250, f. und 2 Lech, oben, S. 577.

Es wird von Vielen Leech oder Lech geſchrieben und geſprochen, ſcheint aber von dem Zeit-Worte legen abzuſtammen, welches in vielen gemeinen Mund-Arten ſtatt des offenen e gleichfalls ein geſchloſſenes hat.

Leg-Penninge nennen die Holländer die neuen Jettons oder Rechen-Pfennige, welche der königl. Finanz-Rath zu Brüſſel allen General-Gouverneurs zum Neujahrs-Geſchenk alljährlich zu überreichen pflegt, und welche mit Sinnbildern, Lobſprüchen und Vorſtellungen ihrer rühmlichen Eigenſchaften, Thaten und Verrichtungen ausgeziert ſind.

Leg-Stadt, ſiehe Lege-Stadt.

Lega baſſa, wird, im Handel, das legirte ausgemünzte Silber genannt, und dem Argento fino entgegen geſetzt.

Legal, aus dem Lat. Legalis, recht- oder geſetz-mäßig, zu Recht beſtändig, wie es die Geſetze verlangen, was und wie es in den Rechten oder Geſetzen verordnet

und

und vorgeschrieben ist. Legalisiren, heißt z. B. das Instrument eines Notarius durch die Obrigkeit bestätigen lassen. Legalität, L. Legalitas, nennt man eines Richters Geschicklichkeit im Rechtsprechen, oder vielmehr dessen recht- und gesetzmäßiges Verfahren; sonst heißt es auch die Uebereinstimmung einer Handlung mit dem Gesetze, oder mit der in den Rechten vorgeschriebenen Weise. Dieselbe muß insonderheit bey Errichtung der Urkunden, Kauf-Briefe, Testamente, Ehestiftungen, u. dgl. beobachtet werden, wenn sie zu Recht bestehen und ihre Kraft haben sollen. Wenn im Proceß- und Rechts-Gange nicht legaliter, d. i. den Gesetzen und Rechten gemäß, verfahren wird, ist alles, was also geschehen ist, unkräftig und nichtig.

Legal-Besichtigung, Legal-Inspection, gerichtliche Besichtigung, Inspectio legalis, Sectio legalis. In peinlichen (Criminal-) Rechts-Sachen wird zwar auch zuweilen der Augenschein, Inspectio ocularis, als ein förmliches Beweis-Mittel, vom Ankläger oder inquirirenden Richter, oder auch vom Vertheidiger, gebraucht; vornehmlich aber kommt es hier vor, wenn der Richter sich desselben zur Berichtigung des Corporis delicti bedient. Viele Verbrechen sind zwar von der Art, daß sie keine sichtbare Spur hinter sich lassen, welche facti transeuntis genannt werden, und bey diesen muß der Richter sich begnügen, durch Geständniß, Zeugen-Aussagen und Vermuthungen, das Corpus delicti, so gut als möglich, zu berichtigen, und selbst bey Verbrechen, welche gewöhnlich eine sichtbare Spur hinter sich lassen, kann dieses zuweilen geschehen, z. B. bey Mord-Thaten, wenn der ermordete Leichnam verbrannt, den wilden Thieren vorgeworfen worden, oder schon längst verwesen ist. Hingegen giebt es auch Verbrechen, welche eine sichtbare Spur nach sich lassen, aus welcher

man vernünftiger Weiſe ſchließen kann, daß ein Verbrechen begangen worden iſt, welche daher Delicta facti permanentis genannt werden. So kann z. B. eine begangene Tödtung durch Beſichtigung des Leichnames; ein begangenes Münz-Verbrechen, durch Beſichtigung der verfälſchten oder falſchen Münze, der Model, Stämpel und anderer gefundenen Werkzeuge; ein begangenes Falſum, durch Beſichtigung verfälſchter Waren, falſcher oder verfälſchter Urkunden, unrichtiger Elle, Gewichtes und Maßes; eine Nothzucht, durch Unterſuchung der an dem Leibe und der Kleidung der Genothzüchtigten befundenen Mißhandlungen; eine heimliche Geburt eines Kindes, durch eine von Kunſtverſtändigen vorgenommene Unterſuchung einer verdächtigen Weibsperſon; ein gewaltſamer Diebſtahl, durch Beſichtigung der Thüren, Schlöſſer und anderer Theile des beſtohlenen Hauſes; auf gleiche Weiſe die gewaltſame Erbrechung eines Gefängniſſes; eine Vergiftung, durch Beſichtigung der vergifteten Perſon und Unterſuchung des noch übrig gefundenen Giftes; ein Hochverrath, vermittelſt Durchſuchung der Briefſchaften einer verdächtigen Perſon; ein Feueranlegen, durch Beſichtigung des Platzes, in welchem das Feuer aufgegangen iſt, und der daſelbſt gefundenen, zum Feueranlegen brauchbaren Materien, u. ſ. f. erforſcht und entdeckt werden. In allen ſolchen Fällen alſo, wo der Richter nur mit einiger Wahrſcheinlichkeit erwarten kann, durch eine Beſichtigung das Corpus delicti zu berichtigen, muß er, ſo ſchleunig als möglich, ohne Rückſicht auf Sonn- und Feſt-Tage, (es müßte denn gar keine Gefahr bey dem Verzug ſeyn,) die Beſichtigung vornehmen und veranſtalten, nach Befinden das Haus, die Kleidung, die Briefſchaften des Verdächtigen durchſuchen, den Platz des begangenen Verbrechens unterſuchen, und, wenn beſondere Kunſt-Kenntniſſe

rere Urſache ſeines Todes gefunden werden. Allein, wenn auch in dieſem Falle die Legal-Inſpection wirklich unterlaſſen worden wäre, ſo muß doch das Corpus delicti für richtig angenommen werden, ſo lange eine andere Urſache des Todes nicht mit Wahrſcheinlichkeit behauptet werden kann.

Zu denen Rechtsgelehrten, welche in dem Falle, wenn der Verwundete ſchnell geſtorben iſt, die Nothwendigkeit der gerichtlichen Beſichtigung läugnen, weil zu vermuthen ſey, der Erblichene wäre an ſeiner Wunde geſtorben, gehören Brunnemann, Oldekop, Menoch und Maſcard (2), welche man ſämmtlich bey Struck (3) antrifft; ihren Irrthum aber beweiſen Bohn (4) und Valentyn (5).

Bey

(2) S. 105, nach Hrn. Kanzler Koch in Gieſſen Hand-Ausgabe.

(3) De iure ſenſuum, diſſ. 1, c. 3, n. 23. Noch mehrere findet man bey Bohn, de offic. med. P. 2, c. 4, p. 587.

(4) Nolo equidem dogmata et ſententias tantorum Virorum in dubium vocare, eo ipſo tamen, dum, qui ab illata plaga breui moritur, quamvis non per errorem in diaeta aut Chirurgi incuriam aut imperitiam decedat, aliquando tamen mox a vulnere inflicto (*non propter vulnus*) per morbum quendam latentem, ſi huius terminus ultimus ſeu mortalis forte fortuna cum tempore illius coincidat, aut hoc brevi poſt excipiat, obire valet: praeſumtioni, a repentina morte petitae, ſoli in cauſa eiusmodi ardua inniti, nimis durum videtur, cum mens provida ſemper dubia maneat, annon in praeſente cadavere eiusmodi mortis, quam immò, aetiologia concipienda ſit? Ne alios caſus huc referam, v. g. ſi aſciticus vulneratus aquam confertim nimis et cum anima profundat, aut apoſtema internum ad exitium vsque ſanciati ſubitaneum perforetur; vtpote qualia vulnera an lethalibus adſcribenda ſint, olim et nunc ambigo. Ad minimum inſpectio cadaveris lethalitatem ac non lethalitatem vulneris, qualem ex aliis phaenomenis coniicimus, confirmabit, aut dubiam reddet; vel in tantum ſaltem, quod nihil aut aliquid vitii mortiferi praeter vulnus reperiatur: etiam in eiusmodi caſibus, vbi non ipſius laeſionis formalitas cernitur, quam effectus ſeu ſymptomata graviora lethalitatem concludere faciunt, v. g. in diaphragmatis concuſſione ſuffocatoria et com-

sehr oft. Billig über der Richter des Orts zu, in dessen Bezirk die Besichtigung nach von dem ersuchten Richter, bey welchem die Inquisition anhängig ist, vorgenommen werden; müsse sie aber von einem zum unparteyischen Richter angesehn worden, so ist sie nöthig, und muß, so möglich, von dem gehörigen Richter wiederholt werden: ist aber die Competenz des Richters zweifelhaft und streitig, so ist in der Regel die Besichtigung gültig. Ein Richter, welcher nur die Civil-, nicht aber die Criminal-Gerichtbarkeit hat, kann in der Regel die Legal-Inspection vornehmen, es müßte denn grose Gefahr mit dem Verzug haben, oder die Besichtigung in einer solchen Lage der Umstände vorgenommen werden, wo man noch gar nicht weis, ob ein Verbrechen begangen worden, wenn z. B. ein todter Körper gefunden worden ist, und man noch nicht weis, ob dieser Mensch natürlichen oder gewaltsamen Todes gestorben ist. Sie muß in jedem Falle von dem Richter, oder den besonders dazu ernannten Gerichts-Personen mit Zuziehung des Gerichts-Schreibers, vorgenommen werden; und Letzter muß über alles, was dabey vorgenommen und gefunden wird, ein genaues Protokoll führen.

In keinem Verbrechen ist diese Legal-Besichtigung so sehr nothwendig, als bey Tödtungen, sowohl überhaupt, als in besondern Gattungen, z. B. bey Kinder-Mord und Vergiftung, theils wegen Wichtigkeit der Verbrechen, theils weil der Fall immer möglich ist, daß derjenige, welcher geschlagen oder verwundet worden ist, oder Gift bekommen hat, nicht an den empfangenen Wunden, Schlägen oder Gift, sondern natürlichen Todes gestorben ist; daß ein todtgefundenes neugebornes Kind todt geboren, oder von einer natürlichen Ursache gestorben ist. Zwar enthalten die römischen Gesetze nach der Legal-Be-

sicht-

sichtigung bey Tödtungen nichts anders, als daß bey Tödtungen, welche bey Händeln mehrerer Personen vorgefallen sind, die Wunden betrachtet werden sollen, um durch Vergleichung derselben mit den Waffen, welche ein jeder getragen hat, den Thäter ausfindig zu machen; allein eine förmliche Legal-Besichtigung war dieses gewiß nicht. Die alten Deutschen begnügten sich damit, wenn auf eine Verwundung der Tod erfolgte. In den normännischen Gesetzen des 13ten Jahrh. finden sich entfernte Spuren einer Legal-Besichtigung. Nach sächsischen Rechten mußte der Leichnam vor Gericht gebracht werden; in der Folge begnügte man sich auch mit einer dem Leichnam abgehauenen, oder gar in Wachs nachgeformten Hand. Die Karolinische Halsgerichts-Ordnung (1) erfordert

(1) Das rechtliche Herkommen der gerichtlichen Besichtigung der Leichname, ist auf den 147 und 149sten Artikel der peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karl V. gegründet, deren Worte also lauten: „Item so eyner geschla„gen wirt, vnnd über etlich Zeit darnach stürb, also „das zweiffelich wer, ob er der geklagten streych halb „gestorben wer oder nit, inn solchen fellen mögen beyd „theyl (wie von weisung gesetzt ist) kundschafft zur sach „dienstlich stellen, vnd sollen doch sonderlich die wund„ärtzt der sach verstendig vnnd andere personen, die da „wissen, wie sich der gestorben nach dem schlägen vnd „rumor gehalten hat, zu zeugen gebraucht werden, „mit anzeygung wie lang der gestorben nach den strey„chen gelebt, vnd inn solchen vrtheylen, die vrtheyler „bei den rechtverstendigen, vnd an enden vnd orten „wie zu end diser ordnung angezeygt, radts pflegen.“

Ferner: „Und damit dann inn obgemelten fellen ge„bürlich ermessung vnd erkanntnuß solcher vnderschied„lichen Verwundung halb, nach der begrebnuß des „entleybten dester minder mangel sei, soll der Richter, „sampt zweyen schöffen dem gerichtschreiber vnd eynem „oder mer wundärtzten (so man die gehaben vnd solchs „geschehen kan) die dann zuuor beeydigt werden sollen, „denselben todten körper vor der begrebnuß mit fleiß „besichtigen, vnd alle seine entpfangene wunden, schlag, „vnd würg, wie der jedes funden vnnd ermessen wür„de, mit fleiß mercken vnd verzeychen lassen.“

zwar eine Legal-Beſichtigung; allein, nach der richtigern Meinung geht dieſe Verordnung, wie die des römiſchen Rechts, bloß auf die bey Händeln mehrerer Perſonen vorgefallenen Tödtungen; und es iſt daher die Meinung mehrerer Rechtsgelehrten allerdings gegründet, daß die Nothwendigkeit der Legal-Beſichtigung bey Tödtungen aus allgemeinen Geſetzen nicht erweislich ſey. Nach der Praxis und Gewohnheit von Deutſchland aber wird dieſelbe für nothwendig gehalten, wenn nur der getödtete Körper noch vorhanden, und alſo eine Beſichtigung möglich iſt; im Fall aber, wenn der Leichnam nicht mehr vorhanden iſt, muß der Richter ſich bemühen, durch Zeugen-Ausſagen, Geſtändniſſe und Vermuthungen ein ſogenanntes präſumtives Corpus delicti aufzuſtellen. Eine beſtrittene Frage iſt es beſonders, ob auch alsdann die Legal-Inſpection nothwendig ſey, wenn jemand ſogleich auf der Stelle auf die empfangenen Wunden und Schläge geſtorben iſt, ſo, daß kein vernünftiger Zweifel darüber entſtehen kann, daß die Wunden und Schläge die Urſache ſeines Todes geweſen ſeyn? Der Richter muß allerdings auch in dieſem Falle die Legal-Inſpection nicht unterlaſſen, um alle mögliche Einwendungen abzuſchneiden; wenn z. B. der Vertheidiger behaupten will, daß der Verſtorbene vom Schrecken einen Schlagfluß bekommen, oder daß er durch einen ungefähren Fall auf einen Stein ſein Leben verloren habe. Man hat auch Beyſpiele, daß eine verborgene Krankheit oder Fehler des Körpers ſolche Perſonen eben zu der Zeit, da ſie eine tödtliche Wunde bekamen, ihres Lebens beraubet hat; oder es kann auch ein Menſch an einem gefährlichen Theile einen Schlag mit einem Stocke oder einem andern Inſtrumente bekommen haben, ſo, daß ſich ſtark vermuthen ließ, er ſey ſo plötzlich daran geſtorben, und bey der Leichen-Beſichtigung doch eine andere und wahrere

rere Urſache ſeines Todes gefunden werden. Allein, wenn auch in dieſem Falle die Legal-Inſpection wirklich unterlaſſen worden wäre, ſo muß doch das Corpus delicti für richtig angenommen werden, ſo lange eine andere Urſache des Todes nicht mit Wahrſcheinlichkeit behauptet werden kann.

Zu denen Rechtsgelehrten, welche in dem Falle, wenn der Verwundete ſchnell geſtorben iſt, die Nothwendigkeit der gerichtlichen Beſichtigung läugnen, weil zu vermuthen ſey, der Erblichene wäre an ſeiner Wunde geſtorben, gehören Brunnemann, Oldekop, Menoch und Maſcard (2), welche man ſämmtlich bey Stryck (3) antrifft; ihren Irrthum aber beweiſen Bohn (4) und Valentyn (5).

Bey

(2) S. 105, nach Hrn. Kanzler Koch in Gieſſen Hand-Ausgabe.

(3) De iure ſenſuum, diſſ. 1, c. 3, n. 23. Noch mehrere findet man bey Bohn, de offic. med. P. 2, c. 4, p. 587.

(4) Nolo equidem dogmata et ſententias tantorum Virorum in dubium vocare, eo ipſo tamen, dum, qui ab illata plaga breui moritur, quamvis non per errorem in diaeta aut Chirurgi incuriam aut imperitiam decedat, aliquando tamen mox a vulnere inflicto (*non propter vulnus*) per morbum quendam latentem, ſi huius terminus ultimus ſeu mortalis forte fortuna cum tempore illius coincidat, aut hoc breui poſt excipiat, obire valet: praeſumtioni, a repentina morte petitae, ſoli in cauſa eiusmodi ardua inniti, nimis durum videtur, cum mens provida ſemper dubia maneat, annon in praeſente cadavere eiusmodi mortis, quam immò, aetiologia concipienda ſit? Ne alios caſus huc referam, v. g. ſi aſciticus vulneratus aquam confertim nimis et cum anima profundat, aut apoſtema internum ad exitium vsque ſanciati ſubitaneum perforetur; vtpote qualia vulnera an lethalibus adſcribenda ſint, olim et nunc ambigo. Ad minimum inſpectio cadaveris lethalitatem ac non lethalitatem vulneris, qualem ex aliis phaenomenis coniicimus, confirmabit, aut dubiam reddet; vel in tantum ſaltem, quod nihil aut aliquid vitii mortiferi praeter vulnus reperiatur: etiam in eiusmodi caſibus, vbi non ipſius laeſionis formalitas cernitur, quam effectus ſeu ſymptomata graviora lethalitatem concludere faciunt, v. g. in diaphragmatis concuſſione ſuffocatoria et com-

immer gültig ſeyn, ſo lange nicht bewieſen wird, daß ihr Bericht und Gutachten aus den bemerkten Gründen unrichtig oder verdächtig ſey; ja, ſie ſind um ſo weniger von der Beſichtigung zu entfernen, weil ſie wegen der Cur des Verſtorbenen vielleicht manches erklären können, was andern noch dunkel iſt (9); und es wird immer der Vorſicht gemäßer ſeyn, nebſt ihnen noch einen dritten Arzt oder Wundarzt zu zuziehen, als ſie auszuſchließen.

3. Die Aerzte und Wundärzte müſſen beſonders auf die Legal-Beſichtigung vereidet ſeyn; ohne dieſes hat die Legal-Beſichtigung keine rechtliche Glaubwürdigkeit, wenn gleich dieſelben an Eides Statt angelobet hätten; wenn aber der Arzt oder Wundarzt bey Antritt ſeines Amtes, z. B. als Stadt-, oder Land- und Kreis-Phyſikus, überhaupt darauf vereidet worden iſt, alle ihm aufgetragene Legal-Beſichtigungen mit Sorgfalt und Treue vorzunehmen, ſo hat er in folgenden einzelnen Fällen, in welchen ihm eine Legal-Beſichtigung aufgetragen wird, immer rechtlichen Glauben, ohne daß für jeden Fall wieder eine beſondere Vereidung nöthig wäre; er müßte denn auſſer dem Diſtricte, in welchem er als Arzt oder Wundarzt angenommen iſt, eine ſolche verrichten. Der bey der akademiſchen Promotion geſchworne Doctorat-

(9) Den Satz, daß der Arzt, der einen Verwundeten in der Cur gehabt hat, bey der gerichtlichen Beſichtigung deſſelben nicht auszuſchließen ſey, hat Heiſter, im J. 1741, in einer eigenen Diſſertation, de Medico vulneratum curante a lectione cadaveris non excludendo, mit guten Gründen vertheidigt. Es iſt auch ganz natürlich, daß dieſer am beſten beurtheilen und angeben kann: wie Umſtände, die vor der Beſichtigung ſich gefunden haben, mit ſolchen, die ſich bey der Beſichtigung zeigen, übereinſtimmen oder nicht. Ein Arzt kann z. B. einem veneriſchen Kranken Einſchnitte an den Leiſten gemacht haben; wie kann man, ohne ſein Zeugniß, bey der Section wiſſen, ob es dieſe ſind, oder ob ſie von einer beygebrachten Wunde herrühren?

ctorat-Eid iſt nur alsdann hinreichend, wenn er beſonders und ausdrücklich auf getreue und genaue Verrichtung der Legal-Beſichtigung gerichtet iſt. Wenn ein unvereideter Arzt ſie vorgenommen hat, ſo wird er zwar zugelaſſen, daß er nachher ſein Viſum repertum und Gutachten mit einem Eide beſtärke; allein, ſein Bericht und Gutachten hat alsdann nicht ſo vielen Glauben, als wenn er vorher vereidet worden wäre, weil er nun immer einigen Verdacht wider ſich hat, daß er wegen des nachfolgenden Eides ſeine vorige Ausſage nicht zurück nehmen werde (10). Der vereidete Arzt und Wundarzt müſſen ſodann

4. den Leichnam nicht allein von auſſen, ſondern auch, beſonders in Rückſicht auf natürliche Urſachen des Todes, von innen genau beſichtigen, beſonders die verletzten Theile deſſelben, die Größe, die Weite, die Tiefe, die Stelle und Anzahl der Wunden, die Schläge, Sugillationen, verletzte Knochen, u. ſ. w. aufs genaueſte unterſuchen, bey Vergiftungen beſonders diejenigen Theile, welche durch das Gift am leichteſten angegriffen werden, als: Schlund und Magen,

(10) Der Gebrauch, die Aerzte zu einem jeden ſolchen Actus aufs neue zu vereiden, iſt heut zu Tage nicht mehr; denn der Phyſikus iſt ſchon bey der Einführung in ſein Amt vereidet worden; und einer, der nicht Phyſikus iſt, kann eben ſo wohl des Eides überhoben werden, wenn er ein rechtmäßig promovirter Arzt iſt. Andere Zeugen aber werden nicht zugelaſſen, ohne daß ihnen der Eid auferlegt wird.

Daß der Gebrauch, die Aerzte zu einer jeden Legal-Inſpection aufs neue zu vereiden, unnöthig war, bewies Teichmeyer aus *Claſſen.* und *Ludovici* Not. ad C. C. C. art. 147. 149. *Brunnemann* Proceſſ. de teſtibus, c. 20. n. 93. *Carpzov.* l. c. n. 40. *Stryk*, l. c. n. 30. Mit Recht ſagt übrigens Bohn, l. c. p. 444, daß dies nur von erfahrnen Aerzten und Wundärzten gelte. Natürlicher Weiſe iſt einem Unwiſſenden und Unerfahrnen in ſolchen Sachen nicht zu glauben, wenn er auch hundert Eide abgelegt hätte. Denn der Eid macht weder den Dummen klug, noch den Unwiſſenden gelehrt; und was man falſch oder irrig ſieht, kann dadurch nicht wahr werden.

immer gültig ſeyn, ſo lange nicht bewieſen wird, daß ihr Bericht und Gutachten aus den bemerkten Gründen unrichtig oder verdächtig ſey; ja, ſie ſind um ſo weniger von der Beſichtigung zu entfernen, weil ſie wegen der Cur des Verſtorbenen vielleicht manches erklären können, was andern noch dunkel iſt (9); und es wird immer der Vorſicht gemäßer ſeyn, nebſt ihnen noch einen dritten Arzt oder Wundarzt zu zuziehen, als ſie auszuſchließen.

3. Die Aerzte und Wundärzte müſſen beſonders auf die Legal-Beſichtigung vereidet ſeyn; ohne dieſes hat die Legal-Beſichtigung keine rechtliche Glaubwürdigkeit, wenn gleich dieſelben an Eides Statt angelobet hätten; wenn aber der Arzt oder Wundarzt bey Antritt ſeines Amtes, z. B. als Stadt-, oder Land- und Kreis-Phyſikus, überhaupt darauf vereidet worden iſt, alle ihm aufgetragene Legal-Beſichtigungen mit Sorgfalt und Treue vorzunehmen, ſo hat er in folgenden einzelnen Fällen, in welchen ihm eine Legal-Beſichtigung aufgetragen wird, immer rechtlichen Glauben, ohne daß für jeden Fall wieder eine beſondere Vereidung nöthig wäre; er müßte denn auſſer dem Diſtricte, in welchem er als Arzt oder Wundarzt angenommen iſt, eine ſolche verrichten. Der bey der akademiſchen Promotion geſchworne Doctorat-

(9) Den Satz, daß der Arzt, der einen Verwundeten in der Cur gehabt hat, bey der gerichtlichen Beſichtigung deſſelben nicht auszuſchließen ſey, hat Heiſter, im J. 1741, in einer eigenen Diſſertation, de Medico vulneratum curante a lectione cadaveris non excludendo, mit guten Gründen vertheidigt. Es iſt auch ganz natürlich, daß dieſer am beſten beurtheilen und angeben kann: wie Umſtände, die vor der Beſichtigung ſich gefunden haben, mit ſolchen, die ſich bey der Beſichtigung zeigen, übereinſtimmen oder nicht. Ein Arzt kann z. B. einem veneriſchen Kranken Einſchnitte an den Leiſten gemacht haben; wie kann man, ohne ſein Zeugniß, bey der Section wiſſen, ob es dieſe ſind, oder ob ſie von einer beygebrachten Wunde herrühren?

ctorat-Eid iſt nur alsdann hinreichend, wenn er beſonders und ausdrücklich auf getreue und genaue Verrichtung der Legal-Beſichtigung gerichtet iſt. Wenn ein unvereideter Arzt ſie vorgenommen hat, ſo wird er zwar zugelaſſen, daß er nachher ſein Viſum repertum und Gutachten mit einem Eide beſtärke; allein, ſein Bericht und Gutachten hat alsdann nicht ſo vielen Glauben, als wenn er vorher vereidet worden wäre, weil er nun immer einigen Verdacht wider ſich hat, daß er wegen des nachfolgenden Eides ſeine vorige Ausſage nicht zurück nehmen werde (10). Der vereidete Arzt und Wundarzt müſſen ſodann

4. den Leichnam nicht allein von auſſen, ſondern auch, beſonders in Rückſicht auf natürliche Urſachen des Todes, von innen genau beſichtigen, beſonders die verletzten Theile deſſelben, die Größe, die Weite, die Tiefe, die Stelle und Anzahl der Wunden, die Schläge, Sugillationen, verletzte Knochen, u. ſ. w. aufs genaueſte unterſuchen, bey Vergiftungen beſonders diejenigen Theile, welche durch das Gift am leichteſten angegriffen werden, als: Schlund und Magen,

(10) Der Gebrauch, die Aerzte zu einem jeden ſolchen Actus aufs neue zu vereiden, iſt heut zu Tage nicht mehr; denn der Phyſikus iſt ſchon bey der Einführung in ſein Amt vereidet worden; und einer, der nicht Phyſikus iſt, kann eben ſo wohl des Eides überhoben werden, wenn er ein rechtmäßig promovirter Arzt iſt. Andere Zeugen aber werden nicht zugelaſſen, ohne daß ihnen der Eid auferleyt wird.

Daß der Gebrauch, die Aerzte zu einer jeden Legal-Inſpection aufs neue zu vereiden, unnöthig war, bewies Teichmeyer aus *Claſſen.* und *Ludoviei* Not. ad C. C. C. art. 147. 149. *Brunnemann* Proceſſ. de teſtibus, c. 20. n. 92. *Carpzov.* l. c. n. 40. *Stryk*, l. c. n. 30. Mit Recht ſagt übrigens Bohn, l. c. p. 444, daß dies nur von erfahrnen Aerzten und Wundärzten gelte. Natürlicher Weiſe iſt einem Unwiſſenden und Unerfahrnen in ſolchen Sachen nicht zu glauben, wenn er auch hundert Eide abgelegt hätte. Denn der Eid macht weder den Dummen klug, noch den Unwiſſenden gelehrt; und was man falſch oder irrig ſieht, kann dadurch nicht wahr werden.

gen, genau beſchauen, und die in Mayen gefundene Geb: Mutter untersuchen: der Kinder: Wunden ihr Augenmerk nicht nur auf Erforſchung der Todes Art des Kindes, ſondern auch darauf, ob das Kind gelebt habe, richten, u. ſ. f.; alles, was ſie gefunden haben, müſſen ſie in den ihr genommen [illegible], oder im Secrets: Verhör, auf genommene Befragen geben, und deſſen ihr Gutachten verfaſſen, in welchen ſie ihre Meynung von der Todlichkeit der Wunde, von der Todes: Art des Verſtorbenen, von dem Leben des neugebornen Kindes, u. ſ. w. eröffnen.

Ehe eine gerichtliche Beſichtigung und Section vorgenommen wird, muß vorher die Beſchaffenheit der Zeit untersuchet werden: denn es kann Fälle geben, wo ſie zu früh, und wieder andere, wo ſie zu ſpät geſchiehet. Bey Verwundeten kann die Untersuchung ſehr hart nach dem Tode angeſtellet werden; denn wenn die Fäulung ſchon angefangen iſt, ſo verändert ſie die Geſtalt und Verwundung des Todten, und der Arzt kann kein genaues Urtheil über die Todlichkeit der Wunde fällen; überdies iſt unter ſolchen Umſtänden dieſes Geſchäft äußerſt beſchwerlich, und kann für die Geſundheit des Arztes, oder der übrigen Anweſenden, ſchädliche Folgen haben. Indeſſen kann es doch gewiſſe Fälle geben, wo ein ſchon begrabener Leichnam wieder heraus genommen und unterſucht wird, z. B. um zerſchlagene Knochen, zumahl am Kopfe, zu beſichtigen. Ferner iſt nun zu dieſer Verrichtung tauglicher Platz zu wählen; dieſer muß hell genug ſeyn; wenn es möglich iſt, lieber in freyer Luft, als in einem verſchloſſenen Zimmer; auch iſt es gut, wenn kein großer Zulauf von größtentheils müßigen und vorwitzigen Zuſchauern ſich dabey einfindet. Auch können und müſſen noch verſchiedene Umſtände, ehe man zum Haupt: Geſchäfte ſchreitet, unterſucht werden; dahin gehören: der Nahme und das Alter des

Ge-

Getödteten, ſeine natürliche und auſſerordentliche Leibes-Beſchaffenheit vor oder nach der Verwundung; die Waffen, mit welchen er verwundet worden iſt; die Heftigkeit des Stoßes, oder Schlages, wie auch die Stellung des Körpers zur Zeit der Verwundung; ferner, die Diät vor und nach der Verwundung; die Cur-Art und Befliſſenheit der Wundärzte und der Aerzte, die den Entleibten in der Cur gehabt haben; und endlich iſt auch noch die Zeit, wann der zu Beſichtigende geſtorben iſt, wohl zu erforſchen. Um Zweifel zu vermeiden, iſt es gut, wenn der Arzt dafür ſorgt, daß der Wundarzt nicht eher anfängt, zu beſichtigen, und noch weniger zu zerlegen, als bis er ſelbſt dabey iſt; und niemahls muß vor der Section mit irgend einem Inſtrumente geforſchet werden, wie tief eine Wunde ſey, damit nicht neue Wunden entſtehen, die vorhin noch nicht da waren; hingegen wäre es unvorſichtig, wenn man unterließe, die Wunde mit dem Inſtrumente, das ſie gemacht hat, zu vergleichen.

Hierauf kann zur Beſichtigung ſelbſt geſchritten werden. Soll aber dieſe von gehörigem Nutzen ſeyn, ſo iſt, wie ich bereits erinnert habe, eine bloße Betrachtung der äuſſerlichen Theile und Sondirung der Wunde nicht hinlänglich, ſondern es wird auch noch eine nach den Regeln der anatomiſchen Wiſſenſchaft eingerichtete Section erfordert. Zuförderſt muß der verwundete Theil geöffnet, unterſucht, ausgeſpühlt, mit Schwämmen gereiniget, den Gerichts-Perſonen gezeiget, und dann ſogleich niedergeſchrieben werden, wie man denſelben befunden hat. Es iſt aber nicht genug, hierbey es bewenden zu laſſen, ſondern es müſſen auch die übrigen Höhlen des Körpers zerleget und geöffnet werden, weil man nicht immer wiſſen kann, ob der Verwundete an der Wunde, oder an einer andern verborgenen Krankheit, geſtorben iſt. Auch hier

muß der Arzt von Stück zu Stück bemerken, und er wahrgenommen hat, mit es ſogleich von dem Actuario niederſchreiben laſſen. Man bedienet ſich hiergegen keiner unſchicklichen, d. h. keiner andern als anatomiſchen Meſſer und übriger Inſtrumente.

Mit welcher Genauigkeit ein Arzt bey der Beſichtigung eines verwundeten Leichnames, und beſonders der Höhlen deſſelben, zu verfahren habe, lehrt Hr. v. Haller, im 2 B. ſeiner Vorleſungen über die gerichtliche Arzneywiſſenſchaft, Cap. 21, der deutſchen Ueberſetz. des ungedruckten Originales Bern, 1754, 8.; und die nöthigen Inſtrumente giebt Plenk, in ſeinen Anfangsgr. der gerichtl. Arzney- und Wundarzneykunſt, nach der v. Waſſerbergiſchen Ueberſetzung, (Wien, 1782, 8.) S. 15, f. an.

Die zur gerichtlichen Leichen-Oeffnung nöthigen Inſtrumente, giebt letzterer alſo an: Ein Scheer-Meſſer; 2 größere Biſtouris; 3 kleinere Biſtouris; 2 zweyſchneidige Biſtouris; eine gerade Schere; eine krumme Schere; 2 Korn-Zängchen; 2 Häkchen, ein einfaches und ein doppeltes; ein Rohr mit einem Schließhahn und 3 kleinen Röhrchen; 2 Sonden; 2 gefurchte Sonden; eine Bogen-Säge mit Blättern; ein Inſtrument, die Hirnſchale in die Höhe zu heben; ein Ablöſer der harten Hirnhaut; ein Meſſer zum Zerſchneiden des Gehirnes; 2 Meſſel; ein Hammer; eine Sprütze zum Einſprützen; 2 große und gerade Nadeln; 2 große und krumme Nadeln, den Leib zuſammen zu nähen; eine dünne ſchwarze Seiden-Schnur. Haller giebt noch Schwämme zum Abwaſchen, und eine genugſame Menge reinen Waſſers, an.

Bey der Section muß genug Licht ſeyn. Die Beſichtigung muß langſam geſchehen, und nach jeder Operation muß der Gerichts-Schreiber erinnert werden, auch hin zu ſehen. Vor allen Dingen muß der Leichnam abgewaſchen werden; man muß ferner zuſehen, ob eine Blut-Ergießung, ein blauer Fleck, u. d. gl. vorhanden iſt, denn alle dieſe Data ſind von der größten Wichtigkeit, weil ſie öfters Anleitung geben, den Verletzungen der innern Theile genauer nachzuforſchen, auch Verdacht auf Bein-Brüche u. d. gl. erwecken. Ferner muß man auch auf innere und äuſſere Geſchwulſten, auf Brüche und andere

ſolche

ſolche Leibes-Gebrechen, Achtung geben. Iſt eine Wunde vorhanden, ſo muß ſie nach ihrer Lage, Ausmeſſung und Richtung genau beſchrieben werden, beſonders wenn es eine Kopf-Wunde iſt. Iſt die Wunde eine Bauch-Wunde, ſo müſſen alle Theile, durch welche ſie hindurchgeht, genannt werden. Man fängt in dieſem Falle mit der Haut an, nennt hierauf den verwundeten Muskel, und beſchreibt genau den Theil deſſelben, worin die Wunde ſich befindet. Man ſagt z. B. die Wunde ſey durch den oder jenen Theil des quer aufſteigenden Bauch-Muskels und des Quer-Muskels (obliquus aſcendens und transverſalis) gegangen, u. ſ. w. Hierauf legt man alles noch einmahl dem Gerichts-Schreiber zur Einſicht vor. Hernach öffnet man das Darm-Fell (Peritonaeum). Da die Wunden entweder gleich fortlaufend (aequalia), oder keilförmig zuſammenſtoßend (conice convergentia), ſind, ſo kann man davon die Muthmaßung auf die Art des Inſtrumentes, womit dieſelbe beygebracht worden iſt, hernehmen, und auf dieſe Art den Thäter auch noch entdecken, wenn das Corpus delicti ſchon verſcharret war. Kann man das Werkzeug der Verwundung ſelbſt zur Hand bekommen, ſo muß es gleichfalls genau betrachtet und beſchrieben werden. Wenn nun das Darm-Fell gleichfalls geöffnet, und der Unterleib offen hingelegt iſt, muß man auf alles ſorgfältig Acht geben, und auch das ergoſſene Blut, wenn ſolches zugegen iſt, nicht vergeſſen in das Protokoll zu bringen. Zuweilen finden ſich Nahrungs-Mittel oder Unrath im Unter-Leibe, und da muß unterſuchet werden, ob beydes durch die Wunde eingedrungen iſt, oder nicht. Schon die Direction der Wunde kann oft lehren, was für ein Eingeweide möchte verwundet worden ſeyn. Iſt ein ſolches verletzt, ſo muß man alles daran genau bemerken. Iſt es z. B. die Leber, ſo muß man unterſuchen, ob die Wunde in ihrem convexen, oder in ihrem hohlen Theile, ob ſie in der Gegend der Pfort-Ader, ob ſie zugleich der Gallen-Blaſe beygebracht worden, da dies leztere äuſſerſt tödlich iſt. So muß ebenfalls, wenn die Verwundung zum Magen eingedrungen iſt, Acht gegeben werden, ob eine Entzündung, eine Blut-Ergießung vorhanden, ob die Wunde einfach, oder ob ſie durch und durch gegangen iſt, und an welchem Theile des Magens man dieſelbe gefunden hat. Gleichfalls iſt nöthig zu

untersuchen und anmerken, wenn die Wunde durch das Zwerch-Fell in die Brust-Höhle gedrungen ist, ob durch den rechten oder linken Fortsatz desselben? ganz. Bey Verwundungen eines Darmes muß vor allen Dingen bemerket werden, ob er zu den dünnen oder dicken Därmen gehört; denn die Verwundungen von jenen sind gefährlicher. Ist es ein dicker Darm, so muß der Theil bestimmet werden, ob es das rechte oder linke Colon, oder das querliegende (transversum,, ist; denn an letzterm ist die Wunde auch gefährlicher. Gleichfalls, ob das Nerven-Geflechte im Innern des Beckens (Plexus iliacus), verwundet worden, weil da die Tödlichkeit der Wunde gröſſer ist. Bey den dünnen Därmen muß angegeben werden, ob die Wunde an dem Anfang des Leer-Darmes (jejunum), wo inwendig Klappen (valvulae,, viele Blutgefäße, und kleine Drüsen sind; oder, ob sie sich nahe bey dem Colon befindet, und keine Klappen, aber viele Drüsen, sind. Um dieses alles besser zu erforschen, muß man den verwundeten Theil heraus nehmen, in Wasser legen, und wohl abwaschen. Ist die Urin-Blase verwundet, so muß man untersuchen, ob ein Harn-Gang verletzt ist; denn auch dieses ist sehr gefährlich. Man hat Verdacht auf einen verletzten Harn-Gang, wenn sich in dessen Gegend viel ergossener Urin, und an einer gesunden Stelle desselben eine Entzündung findet. Ferner gehören unter die gefährlichen Verletzungen im Unter-Leibe: 1) alle Wunden der gröſsern Blut-Gefäße der Leber, der Hohl-Ader, der Leber-Schlagader, des gemeinschaftlichen Gallen-Ganges; 2) am Magen die Wunden der linken Kranz-Schlag-Adern, und der Schlag-Adern die das Netz mit dem Magen gemein hat (gastro-epiploicae); 3) die Wunden der Hohl-Ader allein; 4) der Nieren-Arterie und Vene; 5) des Milchsaft-Ganges (Ductus thoracicus); denn wenn dieser gleich ein kleiner Theil ist, so kann der Zergliederer doch dessen Verwundung leicht aus der Direction der Wunde selbst erkennen, wenn dieselbe nähmlich durch den rechten Fortsatz vom Zwerch-Fell bis zu den Lenden-Wirbeln hinab gedrungen ist, als in welchem Falle von dieser Verwundung kein Zweifel bleibt.

Bey einer Kopf-Wunde muß man Achtung geben: 1) auf ihre äussere Direction, auf die Geschwulst, auf die Blut-Ergieſsung und Sugillation; 2) muß bloß die Haut abge-

abgelöſet werden, damit man zeigen kann, was dem Stirn-Muskel wiederfahren iſt; 3) nachdem auch dieſer weggenommen worden, was der Bein-Haut des Schedels (pericranium) durch Quetſchungen, Biſſe, u. ſ. w. geſchehen iſt; 4) muß man dieſe von den Knochen abſchaben, und ſehen, ob am Schedel ein Ritz ſich findet oder nicht, und iſt einer vorhanden, ſo muß ſeine ganze Direction genau beſchrieben, auch angemerket werden, ob ſich ein Hirnſchalen-Bruch, eine Bein-Fäule, u. d. gl. hat finden laſſen. In der Ungewißheit, ob nicht mehrere Kopf-Wunden vorhanden ſind, muß man 5) die ganze Kopf-Schwarte wegnehmen; alsdann 6) mit der Kopf-Säge den Schedel öffnen, aber langſam und mit Verhütung einer Verletzung des Gehirnes. Wenn man nun 7) die harte Hirn-Haut ſieht, ſo iſt zu unterſuchen, ob ſie ganz, oder zerriſſen, oder mit Blut oder Eiter unterlaufen iſt, und noch aufmerkſamer muß man auf alles dieſes bey der weichen Hirn-Haut ſeyn. Nach dieſem werden 8) die zwey Hälften des Gehirnes (hemiſphaeria cerebri) aus einander gebracht, und 9) die Hirn-Kammern geöffnet, wobey man unterſucht, ob Eiter, oder Waſſer, oder ausgetretenes Blut, darin enthalten iſt; ſodann 10) wird das Gehirn heraus genommen, und auf der Grundfläche des Hirnſchedels nachgeſehen, ob auch da Blut, oder Eiter, u. dgl., ergoſſen iſt, weil dieſe Umſtände das meiſte zur Tödlichkeit beytragen.

Iſt eine Wunde in der Bruſt-Höhle zu unterſuchen, ſo muß 1) die Haut weggenommen, 2) der große Bruſt-Muskel abgelöſet, 3) der kleinere abgeſondert, 4) die Rippen-Muskeln (intercoſtales) aufgeſchnitten, und wohl angemerket werden, durch welche von dieſen Theilen die Wunde durchgedrungen iſt. Sodann wird 5) die Bruſt-Höhle ſelbſt geöffnet, und zwar durch Ablöſung des Bruſt-Beines und der Schlüſſel-Beine, damit man in die ganze Bruſt-Höhle hinein ſchauen könne. Man muß aber 6) bey dieſer Oeffnung ſich ſo verhalten, daß die Wunde in ihrer gleichen Lage bleibe, und man derſelben weiter nachgehen könne. Es muß 7) beſtimmet werden, was für ein Eingeweide in der Bruſt-Höhle verletzt worden iſt. Sind es die Lungen, ob es die rechte oder die linke, ob es ein Lungen-Flügel, ob es die Lungen-Arterie oder Vene, ob es der Herzbeutel, ob es die Rippen-Arterie

oder die Bruſt-Arterie (mammaria) iſt, als ausgetretenes Blut in der Bruſt-Höhle gefunden worden iſt, u. ſ. w.

Nach der Karolinischen Halsgerichts-Ordnung, wird bey der Legal-Beſichtigung, die Gegenwart des Richters, zweyer Schöppen und des Gerichts-Schreibers erfordert, ſo wie dieſe Anzahl Perſonen meiſtens zu den Zwiſchen-Handlungen des Criminal-Gerichtes vorgeſchrieben iſt. Doch iſt, z. B. bey den Patrimonial-Gerichten der Edelleute, welche gemeiniglich keine Schöppen haben, oder bey denjenigen, welchen von den Regenten in einer Criminal-Sache die Commiſſion übertragen worden iſt, die Beſichtigung gültig, wenn der Gerichts-Halter oder Commiſſarius ohne Schöppen gegenwärtig iſt; der Gerichts-Schreiber aber iſt bey dem Acta unentbehrlich, damit er alles, was dabey vorgegangen und gefunden worden iſt, genau in ſein Protokoll aufzeichne; auch muß derſelbe, wie ſonſt, vereidet ſeyn, und weder der Richter, noch ein Schöppe, noch der Arzt oder Wundarzt, können ſeine Stelle verſehen. So gewiß es aber iſt, daß der Richter und zwey Schöppen bey der Legal-Inſpection gegenwärtig ſeyn ſollen, damit ſie die Wunden einſehen, über die Wahrheit des Berichtes urtheilen, den Arzt und Wundarzt beobachten, und nöthigenfalls ihrer Pflichten erinnern können, damit überhaupt dieſe wegen der Gegenwart des Richters deſto genauer verfahren: ſo iſt doch auſſer Zweifel, daß die von vereideten Aerzten und Wundärzten unter der Autorität des Richters vorgenommene Legal-Inſpection, wenn gleich kein Richter oder Schöppe zugegen war, gültig und glaubwürdig ſey, und ſelbſt zur Erkennung der ordentlichen Strafe hinreichend ſeyn könne, indem die Glaubwürdigkeit der Inſpection mehr von dem Eide und der Geſchicklichkeit der Beſichtigenden, als von allen übrigen Formalitäten, abhängt, der Richter und die Schöppen ohnedies ſelten

ten die Wunden anſehen, wenigſtens nicht darüber zu urtheilen im Stande ſind, ſondern ſich doch auf die Treue der Aerzte und Wundärzte verlaſſen müſſen, und wenn je die Glaubwürdigkeit dieſer Beſichtigenden verdächtig iſt, ſolcher durch die Gegenwart des Richters und der Schöppen nicht aufgeholfen wird, ſondern die Beſichtigung, wo möglich, wiederhohlt, oder, wenn dies nicht möglich, und kein anderer Beweis vorhanden iſt, im Zweifels-Falle für den Inquiſiten geſprochen werden muß. Einige Rechts-Gelehrte haben auch die Gegenwart des Inquiſiten ſelbſt bey der Legal-Beſichtigung für nothwendig gehalten, aus dem ſcheinbaren Grunde, daß ihm am meiſten an einem richtigen Verfahren bey derſelben gelegen ſey; allein, nicht zu gedenken, daß man zu der Zeit der vorzunehmenden gerichtlichen Beſichtigung oft den Thäter noch nicht weis, oder noch nicht in gefängliche Haft gebracht hat, daß er in den wenigſten Fällen, von dem, was bey derſelben zu beobachten iſt, zu urtheilen vermag, ſo wird in keinem Geſetze ſeine Gegenwart erfordert, und für ſeine Sicherheit, daß dabey nichts ihm Nachtheiliges vorgehe, iſt theils durch die übrigen Vorſchriften, theils aber dadurch geſorgt, daß alles, was zur Legal-Beſichtigung gehört, nachher dem Vertheidiger mitgetheilt, und dieſem, ſeine Einwendungen dawider vorzubringen, frey gelaſſen wird.

Auſſerdem, daß der Gerichts-Schreiber ein Inſpections-Protocoll verfertigt, übergeben die Aerzte und Wundärzte, nach verrichteter Beſichtigung, dem Richter ein ſogenanntes Viſum repertum, d. i. ihren Bericht über alles das, was ſie bey der Beſichtigung gefunden haben. Hier ſind, um die Rechts-Gelehrten in ihrer umſtändlichen Deutlichkeit nachzuahmen, die Puncte anzugeben, worauf es damit in gegenwärtigem Falle ankommt. Sie ſind: 1. die

§. I.

Wenn einem Wundarzte vom Richter eines Orts befohlen wird, über den einen oder andern von obigen Fällen ihm einen schriftlichen Bericht und Gutachten abzustatten, wozu hauptsächlich eine sehr genaue anatomische und physiologische Kenntniß erfordert wird, ohne die er niemahls mit Gewißheit bezeugen kann, welche Wunden schlechterdings tödtlich, und welche von zufälliger Weise tödtlich genennt werden muß, so soll er

1. In seinem Berichte anzeigen, von welchem Richter er zu dieser Verrichtung beordert worden.
2. Welche Personen dabey, vom Richter geordnet, zugegen gewesen.
3. Soll er sich des Nahmens, oder wenigstens des Alters und Geschlechts des Subjects erkundigen.
4. Die Zeit und den Ort anzeigen, wo er die Besichtigung angestellt hat.
5. In welcher Beschaffenheit, natürlichen oder widernatürlichen, der Mensch vor und nach der Verletzung gewesen; mit welchem Instrument er verwundet worden; wie die Zufälle gewesen da er gestorben; ob er gleich nach der Verletzung kunstmäßig besorget worden sey, oder nicht; was für eine Lage er bey Erhaltung der Wunde gehabt; ob er vor und nach der Verletzung eine gute Diät beobachtet; wie sein Gemüthszustand vor und nach der Verletzung beschaffen gewesen sey.

§. II.

Hierauf soll der geordnete Wundarzt anfangen, die unmittelbare Ursache des Todes des vorhandenen Subjects auszuspähen, wenn ihn nicht eine allgemeine und im höchsten Grade sich befindliche Fäulniß desselben hieran verhindert, — oder eine giftige und ansteckende Krankheit, womit der Mensch vor seiner Ermordung behaftet gewesen, oder die Entäußerung einiger Haupt-Theile und Eingeweide ꝛc. Kann diese unmittelbare Ursache des Todes nicht sogleich entdeckt, und gründlich bewiesen werden, wie sie z. E. bey solchen Personen,

ten, welches wohl überlegt, nicht zweydeutig, nicht dunkel und nicht weitläuftig seyn muß, wird nach Carpzov (*), bey der richterlichen Entscheidung zum Grunde gelegt: der Richter hat demselben in der Regel völligen Glauben beyzumessen, und kann nach demselben sprechen.

Der Republik Bern Vorschrift

an die Land- und Wund-Aerzte, wie sie in Criminal- und andern Fällen über todtgefundene oder gefährlich verwundete Personen ihre Untersuchungen anstellen, und den Bericht darüber verfertigen sollen.

Vom 7 Jan. 1789.

Es haben meine gnädige Herren ersehen müssen, wie unvollständig und mangelhaft, die von Wundärzten in Criminal- und andern Fällen aufgenommenen Visa reperta beschaffen seyen, und dabey in Betrachtung gezogen, welchen wichtigen Einfluß dieselbe auf das Schicksal eines Delinquenten haben, demnach dann auf den von meinen gnädigen Herren den Sanitätsräthen meinen gnädigen Herren abgestatteten Bericht nöthig gefunden, den Wundärzten eine Vorschrift zu ertheilen, nach welcher sie in Aufnahme von Visis repertis und Verfertigung des Berichts darüber zu Werke gehen sollen; Hochdieselben verordnen daher was folget:

§. I.

fändigkeit der Herren Rechtsgelehrten, dieselben in solchen Fällen doch kein Bedenken tragen, den Physikus zur ersten Instanz zu machen, und von ihm die Entscheidung verlangen, ob eine Wunde absolut tödlich sey, oder nicht? Heut zu Tage bemühen sich die Aerzte nicht oft mit dieser Entscheidung, erzählen bloß das bey ihrer Besichtigung bemerkte, nach den oben angeführten Regeln, und hängen gar kein Urtheil an, oder allegiren nur einen dahin gehörigen Schriftsteller, wie z. B. den Galen, bey Wunden des Magens.

(*) Prax. crimin. P. 1, qu. 29.

§. I.

Wenn einem Wundarzte vom Richter eines Orts befohlen wird, über den einen oder andern von obigen Fällen ihm einen ſchriftlichen Bericht und Gutachten abzufaſſen, wozu hauptſächlich eine ſehr genaue anatomiſche und phyſiologiſche Kenntniß erfordert wird, ohne die er niemahls mit Gewißheit bezeugen kann, welche Wunden ſchlechterdings tödtlich, und welche von zufälliger Weiſe tödtlich genennt werden muß, ſo ſoll er

1. In ſeinem Berichte anzeigen, von welchem Richter er zu dieſer Verrichtung beordert worden.
2. Welche Perſonen dabey, vom Richter geordnet, zugegen geweſen.
3. Soll er ſich des Nahmens, oder wenigſtens des Alters und Geſchlechts des Subjects erkundigen.
4. Die Zeit und den Ort anzeigen, wo er die Beſichtigung angeſtellt hat.
5. In welcher Beſchaffenheit, natürlichen oder widernatürlichen, der Menſch vor und nach der Verletzung geweſen; mit welchem Inſtrument er verwundet worden; wie die Zufälle geweſen da er geſtorben; ob er gleich nach der Verletzung kunſtmäßig beſorget worden ſey, oder nicht; was für eine Lage er bey Erhaltung der Wunde gehabt; ob er vor und nach der Verletzung eine gute Diät beobachtet; wie ſein Gemüthszuſtand vor und nach der Verletzung beſchaffen geweſen ſey.

§. II.

Hierauf ſoll der geordnete Wundarzt anfangen, die unmittelbare Urſache des Todes des vorhandenen Subjects auszuſpähen; wenn ihn nicht eine allgemeine und im höchſten Grade ſich befindliche Fäulniß deſſelben hieran verhindert, — oder eine giftige und anſteckende Krankheit, womit der Menſch vor ſeiner Ermordung behaftet geweſen, oder die Entäußerung einiger Haupt-Theile und Eingeweide ꝛc. Kann dieſe unmittelbare Urſache des Todes nicht ſogleich entdeckt, und gründlich bewieſen werden, wie ſie z. E. bey ſolchen Perſonen,

nen, die in einem engen und wohl verschloßnen Raum vom Schwefel und Kohlenrauch, vom Dampf eines frischen Weins, Biers, nasser Wäsche, Leders u. d. gl. oder vom Blitz plötzlich getödtet werden, entdecket wird, weil man sogleich aus den äußerlichen Kennzeichen sehen kann, daß sie an einer Erstickung gestorben sind: so soll also der Wundarzt dem Todten alle seine Kleider ausziehen lassen, und seine ganze äußere Haut vom Kopf bis zu den Füßen besichtigen, und anmerken, was vom natürlichen Zustande abweicht und in selbigem nicht gefunden wird; als z. E. Blutaustretungen in und unter der Haut, und der Fetthaut; scorbutische und andere Krankheitsflecken, Geschwülste, Wunden, andere Verletzungen, wie auch Verrenkungen der Glieder und Zeichen einer anfangenden Fäulung des Körpers.

Sind an der Haut starke Quetschungen geschehen, daß das Blut in selbige ausgetreten ist, so muß der Ort, wo sie sich befinden, ihre Breite, Länge und Anzahl, in dem Bericht angezeigt werden.

Sind Geschwülste vorhanden, so soll untersucht werden, ob selbige von einer äußern Gewalt, oder von innerlichen Krankheiten, entstanden sind.

Bemerket man Kennzeichen der Fäulung, nemlich: wenn sich die Epidermis von der Haut absondert, unter derselben eine gelbe Feuchtigkeit sich erzeugt, die Haut schwarzblau aussieht, der Körper aufgedunsen und übelriechend ist, die Nägel von schwarzer Farbe sind ꝛc.

Sind Wunden, Stiche oder Hiebe in der Haut, so werden die Oerter, Länge, Tiefe und Breite derselben angemerkt, eine jede Verletzung genau abgemessen und beschrieben.

Hierbey soll der Wundarzt noch nachsehen, ob aus den Wunden oder einer andern Oeffnung, als: dem Munde, der Nase, den Ohren, der Harnröhre, dem Mastdarm und der Mutter, Blut, Wasser, Harn oder andere Unreinigkeiten fließen, — ob der Körper fett oder mager, die Muskeln stark oder schwach, und die Blutgefäße groß oder klein seyn. Von allem diesem soll er in seinem Bericht die erforderliche Anzeige machen.

zu können, wenn er die Eingeweide in allen drey Höhlen genau unterſucht.

§. III.

Es iſt auch oben §. II. bemerkt worden, daß ein Wundarzt es nicht nöthig habe, ertrunkene Perſonen, an denen keine äuſſerliche Zeichen einer gewaltthätigen Verletzung gefunden worden, oder ſolche, die vom Kohlenrauch, Schwefel, Wein, Bier und Dampf, oder vom Blitz getödtet worden, und er davon vollkommen überzeugt iſt, legaliſch zu eröffnen, weil man ſchon durch eine genugſame Menge hierüber gemachter Unterſuchungen und Beobachtungen verſichert iſt, daß ſie dadurch alle an einem Schlag- oder Steckfluß geſtorben ſind. Da aber auch erwürgte Perſonen von gleicher Urſache ſterben, ſo ſoll der Wundarzt ſelbige ohne Anſtand öffnen, wenn er an ihnen nur die geringſten Merkmahle der Erwürgung an der äuſſern Haut des Halſes oder an der Bruſt entdecket; zuerſt eröffnet er den Kopf, in welchem er ausgetretenes Blut, und ſowohl die Schlag- als rückführenden Adern vom Blut auſſerordentlich ausgedehnt, und das Hirn drückend finden wird; in der Bruſt wird er auch die Lungengefäße von übermäßigem Blut angeſchwollen, die Lungen braunroth und die Herzkammer gleichfalls von vielem Blut ausgedehnt antreffen.

§. IV.

Iſt das todtgefundene Subject ein friſchgebohrnes Kind, an welchem keine äuſſerliche Merkmahle einiger Verletzung bemerkt werden, hingegen aber deſſen Nabelſchnur nicht unterbunden worden iſt, durch die es ſich hat verbluten können, und es noch ungewiß iſt, ob es todt oder lebendig gebohren ſey, ſo ſoll der Wund-Arzt deſſen Bruſt zuerſt öffnen, von den Lungen einige Stücke abſchneiden, dieſelben ins Waſſer werfen, und (obſchon es zu keiner gänzlich entſcheidenden Probe dienen ſoll,) dennoch in ſeinem Bericht anzeigen, ob ſelbige obgeſchwommen, oder zu Boden geſunken.

Anbey wird er auch anzeigen: ob es bis zur gewohnten Geburtszeit gelanget sey? ob sich an seinen innerlichen Haupttheilen etwas unnatürliches oder krankes erzeugt habe, welches seinen Tod schon nach dem Lauf der Natur hätte verursachen können, und insonderheit von der eigentlichen Beschaffenheit der Lunge eine umständliche Beschreibung beyfügen.

§. V.

Ein Arzt oder Wundarzt, von dem ein gründliches Gutachten über Todesfälle gefordert wird, die von Vergiftungen entstanden sind, kann ohne genaue Kenntnisse aller giftartigen Dinge, die den Menschen plötzlich oder langsam zu tödten fähig sind, nur selten und bestimmt eines vorlegen. Deswegen werden die Land-Aerzte ermahnt, die hierüber von gelehrten Männern mitgetheilte Beobachtungen und Anweisungen fleißig zu lesen, damit sie in Criminalfällen dem Richter über alles, was den verursachten Tod eines vergifteten Menschen angeht, einen deutlichen und entscheidenden Bericht abstatten können. Es ist jedermann bekannt, daß von jedem eingenommenen ätzenden Gift, wie z. E. vom Grünspan, Arsenic, Sublimat, Vitriolöl, Scheid-Wasser, und so vielen andern Dingen mehr, aus dem Mineral- als Pflanzenreich, ein Mensch plötzlich getödtet werden kann, und hievon immer, sogleich die heftigsten Zuckungen, Gichter, Schmerzen im Gaumen (Rachen) und Magen, und der heftigste Reiz zum Erbrechen bis zum Tode in ihm erregt werden, welches kein andrer im Leibe entwickelt wordener Stoff von verderbten Säften und Krankheit jemahls so plötzlich hervorzubringen vermögend ist. Es mag nun eine solche Wirkung von dieser oder jener Ursache entstanden seyn, daß ein Mensch davon getödtet wird, so giebt dieses eine sehr starke Vermuthung von Vergiftung, und in solchem Falle soll der Wundarzt, nachdem er sich aller Umstände und der Zufälle halber, die sich an selbigem vor seinem Tode eräugnet haben, genau wird erkundiget haben, den Körper eröffnen, und dabey fürnemlich die innere Beschaffenheit des Gaumens, der Speisröhre, des Magens und der Därme untersuchen, welche, wenn sie entzündet, zerfressen und

mit dem Brand behaftet sind, deutlich anzeigen, daß der Mensch, der eine kurze Zeit vorher gesund gewesen, von einer eingeschluckten scharfen und ätzenden Materie vergiftet, und damit getödtet worden sey.

Es ist meiner gnädigen Herren Wille und Befehl, daß sich alle Aerzte und Wundärzte gegenwärtige Instruction, wovon jedem ein Doppel zugestellt werden wird, in Vorfallenheiten zur Vorschrift dienen lassen, und damit Hochdieselben wissen mögen, ob diesem Befehl ein Genügen geschehe; so soll von jedem aufgenommenen Viso reperto, ein Doppel dem Herrn Amtsmann, zu Handen meiner wohlgebohrnen Herren den Sanitäts-Räthen von dem Verfasser desselben, übergeben werden, wie bereits durch den 7 §. der Verordnung für Wund-Aerzte, und 6 Art. der Verordnung für Aerzte vorgeschrieben ist.

Gegeben den 7 Jänner 1789.

Canzley Bern.

Als Muster von einem Visum repertum, führe ich hier eines der neuern an, welches von Meister-Händen kommt.

Nachdem das herzogliche Amt allhier, uns den Amts-Physicum und Amts-Chirurgum ersuchen lassen, die gerichtliche Section des entleibten Smids Mauricius Nahmens Aßum aus Werdenn gebührig, vorzunehmen, so haben wir heute dato, Nachmittags 2 Uhr, in der Hasslingischen Apotheke dann gerichtliche Section, in Gegenwart des Herrn Land-Richter Hilbert und des Herrn Amts-Actuarii Linder, gebührig unternommen, worbey wir denn folgendes sogleich angemerkt:

1. Den Leichnam fanden wir in seinem Medern in einem Sorgenstuhl sitzend, die Mütze aufgesetzt, und das Hemde voller Blut. Nachdem wir nun den Leichnam behutsam auf den Tisch gelegt, das Hemde zerschnitten, und den Leib von Blute abgewaschen, so fanden wir

2. in dem Winkel neben der linken Seite an der linea alba, wo ſich die lezte wahre Rippe mit dem cartilagine enſiformi vereinigt, und recht dicht in dieſem Winkel, einen engen Stich von einem ſogenannten Schläger oder Stoßdegen. Als hierauf die allgemeine Bedeckungen nebſt dem Bruſtbein behutſam hinweggenommen worden,

3. ſo ſahen wir alle ſehr deutlich, wie der Stich über dem Zwerchfell, ohne ſolches zu verletzen, hinweg geglitſcht.

4. Sogleich bemerkten wir auch, daß die ganze Lunge, ſowohl in der linken als rechten Bruſthöhle, völlig zuſammengefallen und ganz von Blute leer.

5. Ueber dem Diaphragma befand ſich eine Menge extravaſirtes Blut. Nachdem wir nun den Herzbeutel beſonders betrachteten, ſo fanden wir denſelben ganz entſetzlich ſtrotzend vergrößert, und von mehr als einem Nößel Blut angefüllt. So wie nun der Herzbeutel näher unterſucht war, ſo fand ſich, daß der in bemeldtem Winkel befindliche Stich durch den Herzbeutel durchgegangen. Wir öffneten daher nach der Länge oberhalb in gerader Linie, vom Stich bis gegen das Kinn gerechnet, den Herzbeutel, worauf das noch nicht geronnene Blut in die Bruſthöhle lief; gegen die Spitze des Herzens zu, welche gerade unter dem Stich lag, befand ſich ein großer Klumpe geronnenes Blut, und nachdem auch dieſes hinweggenommen, ſo lag das Herz in ſeiner natürlichen Lage mit der Spitze gerade unter dem Stich, welcher auch unten einen Zoll breit von der Spitze nach der Baſi des Herzens, dicht über dem margine nach vorne, gerade durch die vordere Herzkammer, oder, wie ſie auch heißt, die rechte Herzkammer, dergeſtalt penetrirt war, daß der Stich auf der hintern und untern Fläche der hintern oder linken Herzkammer ganz tief durch den dickſten fleiſchichten marginem dieſer Kammer durchgegangen war.

6. Ferner penetrirte der nemliche Stich auf der hintern Fläche des Herzbeutels, dicht am Zwerchfell, und

7. penetrirte auch hier der gleiche Stich das Zwerchfell durchaus nach dem Unterleibe; und wie wir bey Oeffnung des Unterleibes fanden, ſo war derſelbe Stich

8. in den hohlen Unterleib dergeſtalt penetrirt, daß er hinter dem margine des linken lobi der Leber, ſo über den Magen ſich legt, und ihn zum Theil bedeckt, ſein Ende hatte, ohne daß der gewölbte Theil oder Rand dieſes Theils der Leber im mindeſten wäre verletzt geweſen. Nachdem nun das Herz mit allen ſeinen Gefäßen ganz herausgenommen wurde, ſo ging durch den ganzen Stich ein tubulus in der Dicke einer Federſpule von einer Gans bequem und ohne Gewalt durch. Als wir nun die vordere oder rechte Herzkammer nach der Länge in der Mitte in geraumer Entfernung vom Stich aufgeſchnitten, ſo ſahen wir deutlich, daß der Stich durch die vordere Herzkammer ganz unten durch penetrirt; da wir nun auch an der linken oder hintern Herzkammer den Stich auf gleiche Art unterſuchten, ſo fanden wir, daß derſelbe hier, nicht wie in der vordern Kammer, durch die Höhle derſelben, ſondern bloß durch den fleiſchichten Theil der Spitze der hintern Herz-Kammer, und die äuſſere Wand gedrungen. Da alſo die vordere Herzkammer ganz durchſtochen, ſo iſt es ſehr deutlich, wie die Lungen ganz zuſammen gefallen, und ihre Gefäße von Blut ganz leer ſeyn können, und wie das Blut über dem Zwerchfell in der Bruſthöhle extravaſiren können, und ſich daſelbſt anhäufen.

Die Natur dieſer Verletzung iſt alſo dieſe, daß durch ſie der Kreislauf des Blutes völlig zerſtöret worden, und noch nie hat die chirurgiſche und medicaniſche Kunſt eine ſolche Wunde heilen können, als welches ganz unmöglich. Wir erkennen daher die Wunde für abſolute tal, dergeſtalt, daß keine menſchliche Kunſt den Tod ſie abwenden und verhindern können. Welches alles

wir

wir getreulich und pflichtmäßig durch dieses visum repertum und angehängtes Gutachten hochlöbl. Judicio unter unsrer Unterschrift und Petschaft benachrichtigen sollen. Jena, Freytags den 29 December 1769.

(L. S.)

D. Ernst Gottfried Baldinger,
Jenaischer Amtsphysicus. P. P. O.

Sind der Arzt und Wundarzt unterschiedener Meinung, so übergiebt jeder ein besonderes Gutachten; sind sie gleicher Meinung, so stellen sie es gemeinschaftlich aus, und unterschreiben es. Uebrigens ist dieses Gutachten immer nur eine Meinung, ein Rath, und geht daher niemahls in Rechts-Kraft über; es ist also dem Ankläger sowohl, als dem Vertheidiger, immer erlaubt, es anzufechten; und wenn sie aus scheinbaren Gründen dasselbe bestreiten, so kann der Richter nicht geradezu darauf urtheilen, sondern, so wie in dem Falle, wenn der Arzt und Wundarzt ungleicher Meinung sind, verschickt er alsdann die Acten an eine ganze medicinische Facultät, oder an ein medicinisches Collegium; und wenn dieses bestimmt entscheidet, spricht er nach dieser Entscheidung. Wenn aber nach diesem Gutachten der Facultät oder des Collegii die Sache zweifelhaft bleibt, oder Mängel in der Legal-Besichtigung bemerket werden, weshalb nicht mit Sicherheit entschieden werden kann, so wird, wegen der daraus entstehenden Ungewißheit im Corpore delicti, eine gelindere ausserordentliche Strafe erkannt.

Bey dem Schlusse dieses Artikels muß ich noch eines Streites gedenken, welchen der berühmte Rechts-Gelehrte Polycarp Leyser veranlasset hat. Dieser

ſich mit Hebenſtreit und Carpzov [illegible]
Der ſechſte Grund fällt dadurch von ſelbſt. Der ſiebente

(7) Non [illegible] de homicidio [illegible] ad vitam de [illegible] et praecipue, occidum ex percussione aut vulnere inflicto oriatur, illudque [illegible] et mortiferum, hoc eſt tale, quod vitae [illegible] ad mortem, quam ad ſanationem. CARPZOV. [illegible]

Hebenſtreit ſagt, Sect. II. Memor. [illegible] §. 13: Jus naturae vult, vitam hominibus et reipſ. aequali lance pensit, et iidem omnibus [illegible] eandem esse. Quodſi ergo damnum corporale praeb. ut vitae vulnerati iactura ad rationes aggressoris referenda ſit, an illa, alia potius ex causa, quae aggressorem nihil attinet, non autem ex eius actu mortifero, immineat ſuis, ſed aliunde facta eſt, quae defunctus in qui servari poterat, quodſi porro lex naturae tantum vitae vulnerique permittit, qui in periculo mortis versatur; adeoque et delinquenti defuncto denegari nequit. At, ſine ſectione cadaveris, nulla defunctionis mortuae causa concipi poſſunt: neutiquam ergo, ex ſolo legis praeiudicio, quia, ita fieri oportere, *ſupponitur* iniuria, id ex obligatione et aequitate naturali erga delinquentem, cuius potiſſimum causa ille actus celebratur, ſectio ingalis medica neceſſario requiritur. Negecta ſectio in quibusdam caſibus dubium eſſe poſſet, an homicidium commiſſum ſit; poſſet enim in cadaver actus crudelis commiſſus eſſe, veluti infanticida animum occidendi habere potuit, et praecidit ingulum parvi, aſt ille ante partum, aut durante illo, defunctus eſt: hic nulla vita peſſundata fuit, nulla ergo locum habet compenſatio; ſed vnde ſcias, in vterum ſaeviiſſe matrem, niſi ſecueris? Equis haud videt, ſaneris ſectionem totius inquiſitionis in causa homicidii fundamentum plerumque eſſe? Deinde lex divina, naturalis ac civilis non decernit ſupplicium illi, qui in vitae periculum aliquem adduxit, ſed illum, qui occidit, damnat. Vnde autem reſciscas, abfuiſſe periculum, abfuiſſe vitae ſervandae ſiducium, nec tam *propter*, quam potius *poſt* vulnus occubuiſſe, quem, quo minus convaleſceret, non tam actus aliquis mortifer, quam potius peregrina ſorte causa, ad rationes aggreſſoris haud referenda, impediuit? Vnde intelligas, vitae formam, laeſione vitalium viſcerum facta, ab homicida deſtructam fuiſſe, nec coincidiſſe mortis causam aliam? Qualis actus forenſis poterit huius certitudinis normam ſtatuere, ſi a ſectione ſanerum receſſeris? Lex naturae vitae ruinam vitae iacturae compenſandam ſtatuit, illius qui mortem intulit. Quodſi ergo duo vulnerauerint, altero obtuſum

beantwortet Hebenſtreit (*). Der achte, neunte und zehnte Grund ſind eben ſo fehlerhaft: der erſte von dieſen

ſum inſtrumentum applicante ad latus ſiniſtrum, vbi coſtae finiunt, vnde lien ruptus ſit, altero pectus transfodiente, videbitur ille, qui vulnus apertum fecit, mortis cauſa eſſe, altero qui lienem rupit, quoniam vulnus non apparet, impuni abeunte. Quis modus ſupereſt, verum occiſorem detegendi, ſi medicos ex foro abigis? Lex naturae multorum vitas pro vna compenſanda haud poſtulat. Quo medio cognoſcendi poteris ex multis vulneribus illud detegere, quod mortem intulit? ſique duo percuſſores in quaeſtionem veniunt, vnde ſcias, huius aut illius gladio confectum hominem eſſe, ſi funus haud diſſecas? Superueniente morbo, qui ex natura laeſionis haud fluit, eryſipelate, propter vulnerati incontinentiam, inducto, extinguitur afflictus homo, quis te docebit, an ad aegroti, an ad percuſſoris rationes cauſa mortis referenda ſit? Dicis, niſi vulneraſſet Caius, Sempronio eryſipelas cauſa mortis futura non erat. Largior: ſed cauſam proximam mortis puniendam leges volunt, non accidentalem: *qui occidit, morte poenam luat.* Quis autem occiderit, an ipſe aegrotus, an qui male medicatus ſit, niſi funus ſectum eſt, conſtabit neutiquam. Clandeſtina commiſtuntur homicidia, venenis inſidioſe mixtis; aufugiet veneficus, ſi ſectionem funerum ex foro relegabis. Lex adeoque naturae inſpectionem funeris non abnuit, quin imperat, et diuina lex non impedit fieri. Nam illa, ex euentu homicidium aeſtimandum eſſe, pronuntiat. Ita enim ſonant verba diuina *Num.* cap. 34, v. 16, ſq. Wer jemand mit einem Eiſen ſchlägt, daß er ſtirbt, der iſt ein Todtſchläger ꝛc. adeoque de laeſione, quae mortem, tanquam cauſa proxima, intulit, vt mortem mereri delinquens poſſit, agitur, neque iſta particula conditionalis animum aggreſſoris, ſed euentum et laeſionis effectum, nulla interueniente peregrina mortis cauſa inductum, denotat.

(*) Eb. daſ. Denique, quando ſententiarum arbitri, etiamſi ſectio cadaueris omiſſa fuit, argumentis aliis inducti, a rigoroſiore decreto detineri ſeſe quandoque haud patiuntur, hoc ipſo equidem ſectionum omiſſionem haud laudant, vel eam tamquam futilem expungunt, ſed defectum illius aliis circumſtantiis ſuppleri quandoque poſſe ſtatuunt. *Nempe defenſionum momenta furripienda delinquentibus haud ſunt, neque illis iudices tanquam ira commoti poenas ſtatuunt:* duci te iubeo quia damnatus es, *ſed aequali iuſtitia et verſus criminis punitionem, et verſus reum, feruntur, cui defenſionis media,*

licet

dreyen, thut der geſunden Auslegung Gewalt; der zweyte beſteht in einer überflüſſigen Beſorgniß; und der dritte in einem Vorurtheile des Anſehens.

Legale oder Legitimum Impedimentum, ſiehe Ehehafften, im X Th., S. 168 f.

Legaliſiren, Legalität; ſiehe oben S. 693.

Legat, Legatum; ſiehe Vermächtniß.

Legat, Legatus; ſiehe Geſandte, im XVII Th., S. 454, fgg.

Legat. (Päpſtlicher) Zu den Zeiten der altrömiſchen Kaiſer, wurden Legati diejenigen genannt, welche im Nahmen der Kaiſer die Armeen, bey denen ſie nicht ſelbſt gegenwärtig ſeyn konnten, commandirten, und von niemand als von ihnen abhingen. Siehe im I Th., S. 742, und 744. Als der Papſt anfing, ſich als das geiſtliche Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit anzuſehen, belegte er ebenfalls nicht nur ſeine Bevollmächtigten mit dem Nahmen Legat, um auch durch dieſen Titel die Welt immer mehr zu gewöhnen, ihn für den Herrn, der über alle erhaben wäre, zu halten, ſondern er ertheilte auch dieſen Titel verſchiedenen Erz-Biſchöfen, die man alsdann ſo anſehen mußte, als ob ſie nicht aus eigener Gewalt, ſondern nur als Bevollmächtigte des Papſtes, der nicht überall zugegen ſeyn, und für das Beſte der Kirche ſorgen könnte, für das Wohl der Kirche zu ſorgen hätten.

So erhielt ſchon Bonifacius, der erſte Apoſtel der Deutſchen, den Titel eines Miſſi et Legati des heiligen Peter's, von dem es noch zweifelhaft iſt, ob er ihm, oder dem päpſtlichen Stuhle, den mehreſten Vortheil verſchaffet hat. Gewiß iſt es, daß der erz-

licet haud expectari poſſe viſa, tamen tanquam poſſibilia *non praeſcindunt*, ne noua ſanguinis crimine prouincia oneretur; cum tantum ſit, nocentem inaudita cauſa ad ſupplicium duci, quantum eſt, innocentem occidere.

erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz dieſem Titel, den auch des Bonifacius Nachfolger erhielten, ſeinen Vorrang zu verdanken hat, denn er wollte und konnte dieſen dem nunmehrigen Stellvertreter des Papſtes ſtreitig machen; aber gewiß iſt es auch, daß eben dadurch der Grund zu der großen Unterwürfigkeit der deutſchen katholiſchen Kirche unter den päpſtlichen Stuhl gelegt iſt.

Bald ſuchten auch die Erz-Biſchöfe von Trier, Cölln und Salzburg, dieſen Titel zu erhalten, nicht nur der zeitlichen Ehre halber, ſondern auch in der Hoffnung, daß ſie alsdann der auſſerordentlichen päpſtlichen Nuncien los werden würden. Der Papſt fand ſeinen Vortheil dabey ſo ſehr, daß er den Supplikanten nicht nur ihre Bitte für ihre Perſonen bewilligte, ſondern ſelbſt den Titel eines Legaten des apoſtoliſchen Stuhles mit dem Beſitze ihrer Erz-Bisthümer dergeſtalt verband, daß ein jeder erwählter und beſtätigter Erz-Biſchof von Trier, Cölln und Salzburg, auch ſeitdem zugleich päpſtlicher Legat iſt.

Auf dieſe Art entſtand ein Unterſchied zwiſchen gebornen Legaten, Legati nati, und abgeordneten, Legati miſſi. Die gebornen Legaten verrichten keine Geſandtſchaften, und führen dieſen Titel nicht wegen ihrer Perſon, ſondern wegen ihrer geiſtlichen Würde. Dergleichen Legati nati ſind die Erz-Biſchöfe zu Trier, Cölln, Salzburg, Prag, Rheims, Arles, Toledo, u. a. Dieſer Charakter wird auch einigen, nicht wegen gewiſſer geiſtlicher Beneficien, ſondern als ein beſonderes Vorrecht, beygelegt. Ueber die Rechte der gebornen Legaten giebt der Ausſpruch Alexander's III. in Decret. ad Archiep. angl. C. I. X. de Officiis Legati Aufſchluß, indem es daſelbſt heißt: „ſane licet idem archiepiſcopus metropolitico iure audire non „debeat cauſas de epiſcopatibus veſtris, niſi per appellatio„nem deferuntur ad eum, *legationis tamen obtentu, vniuer-*

„ſas

„ſas, quae per *appellationem* vel per *querimoniam* veniunt „ad ſuam audientiam, audire poteſt ac debet, ſicut „qui in *prouincia ſua vices noſtras* gerere comprobatur.“ Allein nach dem neuern Kirchen-Recht finden dieſe Rechte nicht mehr Statt, und ſie werden nicht weiter den gebornen Legaten von den Biſchöfen zugeſtanden (*). Jezt halten die deutſchen Erz-Biſchöfe die Würde eines gebornen Legaten ſich nicht mehr zur Ehre.

In Anſehung der päpſtlichen Geſandten, wird ein ähnlicher Unterſchied, als unter den Geſandten der weltlichen Mächte, gemacht. So wie dieſe ſich in Geſandte vom erſten und zweyten Range theilen, ſo findet auch ein gleiches bey den Geſandten des Papſtes Statt. Die vom erſten Range heißen Legaten von der Seite, Legati a latere, und ſind gewöhnlich Cardinäle, als welche des Papſtes ordentliche geheime Stats-Räthe, und demſelben ſtets zur Seite ſind; daher ſie, wenn er ſie verſchickt, gleichſam von ſeiner Seite genommen werden. Sie ſind die vornehmſten unter allen, führen die Zeichen (Inſignia) der päpſtlichen Würde, haben alſo einen vorſtellenden Charakter (Characterem repraeſentativum), und es iſt die höchſte Geſandtſchaft und Ehre, welche gekrönte Häupter von dem Papſte erhalten können. Die Ernennung eines ſolchen Legati a latere geſchieht ordentlich im Conſiſtorio, und es wird ihm, um ſeine Geſandtſchaft deſto anſehnlicher zu machen, von dem Papſte ein gewiſſes Kreuz übergeben, deſſen er ſich, wenn er 40 Meilen von Rom entfernt iſt, bedient, ſolches in die Höhe richtet, und damit, an ſtatt des Papſtes, den Segen ertheilt. Ueberdies hat er allerley anſehnliche Privilegien, z. B. in gewiſſen vorbehaltenen Fällen (caſibus reſeruatis) die Abſolution zu ertheilen, die Reſignation der Kirchen-Beneficien zu ver-

(*) *Engel* in Colleg. Jur. Canon. L. I. Tit. 30, n. 11.

verſtatten, und andere Handlungen (Actus) der päpſtlichen Gewalt auszuüben. Sollte ein ſolcher Legat noch nicht Cardinal ſeyn, und doch für einen Legatum a latere betrachtet werden, ſo muß er vor ſeiner Abreiſe den Saum des päpſtlichen Kleides berühren. Dergleichen Legaten hatten ehemahls in Frankreich den Vorſitz vor den Prinzen vom Geblüte, wenn der König ſein Lit de juſtice im Parlamente hielt.

Die päpſtlichen Geſandten der zweyten Ordnung, die an ſich ſchon einen hohen Stand und Rang haben, werden Nuncien genannt. Internuncien ſind noch geringer, und mit den Reſidenten zu vergleichen. Es wird davon im Art. Nuncien gehandelt werden.

Nic. Boerius de legati a latere officio et autoritate; in *Tract.* Tractat. XIII.

Petr. Andr. Gammarus de *Caſali* de officio et autoritate legati a latere; ibid. et ab *Auguſtino Ferentillo* recognitus. Venet. 1571. 1572. fol.

Gabr. Wagenſeil diſſ. de legato a latere. Alt. 1696.

Jo. Schott diſſ. de legatis natis. Bamb. 1778.

Mo ſers deutſches Staatsrecht, Th. 11, Cap. 36.

Joſ. von Sartori Staatsrecht der deutſchen Erz- Hoch- und Ritterſtifter, B. 1, Th. 1, §. 196, f.

Chr. Hefnr. v. Römer Verſuch einer Einleitung in die Grundſätze über die Geſandtſchaften, (Gotha, 1788, 8.) S. 73. 98. 129, f.

Legati werden auch diejenigen genannt, welche der Papſt abſchickt, um bey einem allgemeinen Concilio ſeine Stelle zu vertreten.

Endlich heißen auch Legati die päpſtlichen Statthalter, Gouverneurs oder Verweſer in den fünf ſogenannten Legationen in dem Kirchen-State, Bologna, Urbino, Romagna, Ferrara und Avignon, welche durch päpſtliche Legaten regiert werden, wiewohl, zur Erſparung der Koſten, keine wirkliche, ſondern nur Vice-Legaten daſelbſt angeſtellt ſind. Der Vertreter des Legaten zu Urbino hat den Titel eines Präſidenten der Legation. Die übrigen Landſchaften in dem Kirchen-State werden durch andere Gouver-

natoren

natoren regiert. Das Amt eines Legaten dauert 3 Jahr.

Legati obedientiae, werden am päpſtlichen Hofe diejenigen Geſandten genannt, welche von dem römiſchen Kaiſer und andern katholiſchen Mächten, bey dem Antritte ihrer Regierung, an den Papſt geſchickt werden, um dem apoſtoliſchen Stuhle, im Nahmen ihrer Principalen, allen Schutz und geiſtlichen Gehorſam zu verſprechen.

Legatarius, ſiehe unter Vermächtniß.

Legatine, ein ſchlechter franzöſiſcher Zeug, der aus Floret-Seide, Haaren, Zwirn, Wolle oder Baumwolle vermengt, gemacht iſt. Er hat dreyerley Breite. Einige liegen eine halbe Elle weniger $\frac{1}{16}$ breit; andere, eine völlige halbe Elle; die breiteſten aber ſind eine halbe Elle und $\frac{1}{15}$ breit.

Legationen, im Kirchen-State; ſ. auf der vorhergehenden Seite.

Legations-Caſſe, Legations-Rath, Legations-Secretair; ſ. im XVII Th., S. 462, 465 und 466.

Legatum, ſiehe Vermächtniß.

Legatur, in der Chemie; ſiehe Legiren.

Legature, ein Zeug; ſiehe *Ligature*.

Legatus, ſiehe Geſandte, im XVII Th., S. 454, fgg.

Legau, ein Marktflecken in der fürſtlichen Abtey Kempten, im ſchwäbiſchen Kreiſe, der 1485 vom K. Friedrich III. Markt-Gerechtigkeit erhalten hat.

Legde, im Waſſerbau, die Schwelle einer Schleuſe, auf welcher die Ständer oder Stiele einer Wand zu ſtehen kommen.

Lege, (das) der kalte Brand beym Hornvieh; ſ. im VI Th., S. 409.

Lege-Angel, bey den Fiſchern, eine Art Angeln, welche aus bloßen Angel-Haken und Schnüren beſtehen, und in das Waſſer geleget werden, damit die durchgehenden Fiſche daran anbeißen mögen; Nacht-Schnüre, weil

weil ſie gegen die Nacht-Zeit geleget werden; zum Unterſchiede von der Angel-Ruthe. Siehe im II Th., S. 113, f.

Lege-Bank, ſiehe **Legge-Bank**.

Lege-Bret, bey den Papier-Machern, dasjenige Bret, worauf der Leger das Papier legt.

Lege-Büchſe, ſiehe **Selbſt-Geſchoß**.

Lege-Eiſen, im Bergbaue, Stücke Eiſen, welche auf der einen langen Seite ſcharf wie ein Keil, auf der andern 4 Zoll dick und breit ſind, und in den gemachten Ritz geleget werden, um große eiſerne Keile dazwiſchen zu ſetzen, um das Geſtein und die großen Wände damit los zu gewinnen.

Auch die durchlöcherten Eiſen, welche die Pfoed-Eiſen, worin die Walzen der großen Schwingen an einem Kunſt-Geſtänge, als in Pfannen liegen, bedecken, werden eben daſelbſt **Lege-Eiſen** genannt. Sie ſind deswegen durchlöchert, um Fett hinein gießen zu können, damit die Walzen ſich darin bequem herum drehen können.

Lege-Feuer, ſiehe **Leit-Feuer**.

Lege-Filz, bey den Papier-Machern, diejenigen Filze, zwiſchen welche das Papier gelegt wird.

Lege-Henne, in der Haus- und Land-Wirthſchaft, eine Henne, welche wirklich Eyer legt; zum Unterſchiede von einer **Brüt-Henne**.

Lege-Meiler, beym Kohlenbrennen; ſ. im XLIII Th., S. 26.

Lege-Meiſter, **Lege-Ordnung**; ſiehe **Legge-Bank**.

Lege-Reuſe, bey den Fiſchern, eine Reuſe, welche auf den Grund eines Waſſers gelegt, und auch eine **Fang-Reuſe** genannt wird. Siehe im XIII Th., S. 655, f.

Lege-Schuß, ſiehe **Selbſt-Geſchoß**.

Lege-Stachel, bey verſchiedenen Inſecten, z. B. den Bienen, Bremſen ꝛc. ein beſonderer Stachel, vermittelſt deſſen die Weibchen ihre Eyer in das Fleiſch anderer

derer Thiere, in die Erde oder in das Holz der Pflanzen legen; bey einigen der Nachſtachel. Siehe im XXX Th., S. 161, f.

Lege=Stadt, Leg=Stadt, überhaupt, eine Stadt, in welche etwas gelegt wird. Beſonders,

1. In der deutſchen Reichs=Verfaſſung, iſt eine **Lege=Stadt** diejenige, in welcher die Reichs=Anlagen und Steuern, als: die verwilligten Römer=Monathe ꝛc. von den Reichs=Ständen der benachbarten Kreiſe nieder geleget, d. i. bezahlet, und worüber ſie von den Räthen dieſer Stadt quittiret werden. Solche ſind: Frankfurth am Main, Nürnberg, Regensburg, Augsburg und Leipzig. Siehe im XXXIII Th., S. 295. In einigen Provinzen führen daher auch diejenigen Städte dieſen Nahmen, in welchen gewiſſe landesfürſtliche Abgaben entrichtet werden müſſen.

Zu Erhebung der Römer=Monathe (ſ. Th. XLIX, S. 611, und Th. LXII, S. 265), pflegte man ſonſt in den verſchiedenen Kreiſen mehrere Lege=Städte zu beſtimmen, und gewiſſe Reichs=Pfennig=Meiſter, welche die Einnahme und Berechnung der Gelder zu beſorgen hatten, anzuſtellen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde dieſe Erhebung der Stadt=Kämmerey zu Regensburg überlaſſen, und von derſelben auf gehörige Anweiſung wieder ausbezahlt. Die Berechnung geſchahe hernach durch einen von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Extract Stadt Regensburgiſchen Caſſebuchs, worin ſich jede Einnahme nach Ordnung der Zeit verzeichnet fand (*). Die Ausgabe war nur in ganzen Summen angeführt; nicht die Berechnung einzelner Poſten, welche nach der Wahl=Capitulation (**) erforderlich ſcheinen könnte.

Auch

(*) Teutſche Kriegskanzley, 1757. Th. 3, S. 15.

(**) Art. 5, §. 4.

Auch zu Erhebung der Kammer-Zieler (ſ. im XXXIII Th., S. 294), wurden, im R. A. 1548, §. 32, die Reichs-Städte Nürnberg, Augsburg und Frankfurth am Main, leztere abwechſelnd mit Speyer, zu Lege-Städten ernannt. Daß ſie zur Zeit der vorlezten Viſitation noch in Uebung waren, erhellet aus dem V. S. v. 17 May 1713, worin verordnet wurde: „zu proſpiciren, damit die Gelder in den Legſtädten von „den Statibus erlegt, und von dannen, den Reichsconſtitutionen nach, in die Frankfurther Meſſe gebracht, „und allda von dem Pfennigmeiſter erhoben würden.“ Nachher aber ſind ſie faſt gänzlich auſſer Gebrauch gekommen. Einige Ueberbleibſel findet man noch in Nürnberg, welche die kurſächſiſch-henneberg-ſchleuſingiſche Zieler einſchickt, mit dem Vermelden, daß nichts weiter eingegangen ſey. Die Haupt-Zahlungen geſchehen nunmehr in Frankfurth und Wezlar, wie denn auch der Viſ. Schluß v. 23 Apr. 1773, Frankfurth als die einzige Lege-Stadt bezeichnet, wo, zu Folge des Reichs-Schluſſes von 1775, §. 34, die Bezahlung der Zieler, auf jeden Standes Koſten, frey von allem Porto, Wechſelgeld, und anderer Auslage, oder unmittelbar an die Pfennigmeiſterey-Caſſe zu Wezlar, geſchehen ſoll.

2. Im Oeſtreichiſchen ſind Lege-Städte diejenigen Städte einer Provinz, in welchen Waren, welche in beträchtlicher Menge aus fremden Ländern kommen, niedergeleget und vollſtändig verzollet werden müſſen.

3. Zuweilen wird auch eine Stapel-Stadt, in welcher die in einem gewiſſen Bezirke vorbey gehenden Waren auf eine gewiſſe Zeit zum Verkaufe ausgeleget und feil gebothen werden müſſen, eine Lege-Stadt genannt.

Lege-Stuhl, bey den Papier-Machern, eine Bank mit vier Füßen, welche bey dem Gebrauche ſchräge ſteht, weswegen zwey Füße kürzer ſind als die andern

beyden, worauf der Leger die Bogen einzeln auf legt, und mit der hölzernen Schleppe ausstreicht.

Lege-Tisch, siehe Legge-Bank.

Lege-Zeit, im gem. Leben, diejenige Zeit, da das Federvieh und Geflügel seine Eyer zu legen pflegt.

Legel, siehe Lägel, im LVIII Th., S. 707, f.

Legen, Fr. poser, ein Zeit-Wort, welches von dem Bey- und Neben-Worte leg, niedrig, [s. am Ende gegenwärt. Theiles (*)] abstammet, und eigentlich niedrig machen bedeutet, da es denn das Activum von dem Neutro liegen ist. Da nun ein Körper unter andern auch niedriger gemacht wird, wenn man seine größte Seite zur Grund-Fläche macht, so bedeutet dieses Wort heut zu Tage,

1, Im eigentlichsten Verstande, einen Körper liegen machen, d. i. ihn in eine solche Stellung brinnen, daß er auf seiner größten Seite ruhe, welches zugleich den Begriff des Vorsatzes und der Bedachtsamkeit mit einschließt. Das Buch wird auf den Tisch geleget, wenn man es auf seine größte Fläche in Ruhe bringt; zum Unterschiede von dem setzen und stellen. Man legt sich in das Bett, wenn man seine ganze Länge zur Grund-Fläche macht, zum Unterschiede von dem stellen und setzen. Man legt sich zu Bette, wenn man sich in das Bett legt, um zu ruhen oder zu schlafen. Alles ordentlich legen. Etwas hinter den Ofen, unter den Tisch, in den Schrank, an die Luft, an die Sonne legen. Etwas beyseit legen. Holz an das Feuer legen. Sich auf die Erde legen. Sich schlafen legen, welches zugleich der einzige Fall ist, da dieses Zeit-Wort den Infinitiv eines andern zu sich nimmt. Er hat sich schlafen gelegt. Sich zu jemanden legen, nähmlich in das Bett. Sich legen, bedeutet im gem. Leben oft,

(*) Dieser Artikel ist oben, S. 692, übergangen worden; ich werde ihn aber am Schlusse gegenwärtigen Theiles hinzufügen.

oft, theils, ſich zu Bette legen, theils aber ſo krank werden, daß man ſich in das Bett legen muß, bettlägerig werden. Ein Pferd legen, es wallachen, reiſſen, weil es dabey auf die Erde geleget wird.

In vielen Fällen verſchwindet der Begriff der größten Fläche mehr oder weniger, und da bedeutet legen oft weiter nichts als ein Ding an einen gewiſſen Ort, in eine gewiſſe Richtung bringen. Fallſtricke, Fallen, Schlingen legen. Schuhe an die Füße legen. Das Kleid an-, den Mantel um-, die Kleider ablegen. Geſchmeide an den Arm legen. Ein Schloß vor die Thüre legen. Wein in den Keller legen. Feuer legen, d. i. anlegen. Eyer legen, oder nur legen, ſchlechthin, von dem Federviehe und Vögeln, welches im Oeſtreichiſchen dienen genannt wird, von dien, don, niedrig, wie legen von leg, niedrig. Beſatzung in eine Stadt legen. Soldaten in das Quartier legen. Sich vor eine Stadt legen, ſich vor dieſelbe lagern.

In der Haus-Wirthſchaft, heißt Legen oder Auftreiben der Wäſche, die getrocknete Wäſche in gehörige Form zuſammenſchlagen, über einander legen, und in gewiſſe Stöße oder Haufen ſortiren, damit man ſie rollen könne. Wohin auch viele figürliche Arten des Ausdruckes gehören, worin das Zeit-Wort bald in der engern, bald aber auch in der leztern weitern Bedeutung ſteht. Einem etwas in den Weg legen, ihm ein Hinderniß, einen Anſtoß verurſachen, ihn beleidigen. Hand an das Werk legen, das Werk anfangen. Hand an jemanden legen, ihn thätlich, mit gewaltſamer Hand beleidigen, ſich an ihm vergreifen. Hand an ſich ſelbſt legen, ſich ſelbſt umbringen. Einem etwas ſehr nahe legen, theils es ihn deutlich merken laſſen, theils auch ihn ſehr reizen, beſonders zum Zorne. Ein Feld in den Grund legen, eine Zeichnung im Kleinen machen, welche dem

dungen, ohne der geſandten Auslegung Gewalt, der zweyte beſteht in einer überhäuften Belohnung, und der dritte in einem Vorurtheile des Anſehens.

Legale oder *Legatorium Impedimentum*, ſiehe Ehehinderniſſen, im X Th., S. 168 f.

Legaliſiren, Legaliſirt; ſiehe oben S. 693.

Legat, Legatus; ſiehe Verwalter.

Legat, Legatus; ſiehe Geſandte, im XVII Th., S. 454, 544.

Legat. (Päpſtlicher) Zu den Zeiten der oſtrömiſchen Kaiſer, wurden Legati diejenigen genannt, welche im Nahmen der Kaiſer die Armeen, bey denen ſie nicht ſelbſt gegenwärtig ſeyn konnten, commandirten, und von niemand als von ihnen abhingen. Siehe im I Th., S. 742, und 744. Als der Papſt anfing, ſich als das geiſtliche Oberhaupt der ganzen Chriſtenheit anzuſehen, belegte er ebenfalls nicht nur ſeine Bevollmächtigten mit dem Nahmen Legat, um auch durch dieſen Titel die Welt immer mehr zu gewöhnen, ihn für den Herrn, der über alle erhaben wäre, zu halten, ſondern er ertheilte auch dieſen Titel verſchiedenen Erz-Biſchöfen, die man alsdann ſo anſehen mußte, als ob ſie nicht aus eigener Gewalt, ſondern nur als Bevollmächtigte des Papſtes, der nicht überall zugegen ſeyn, und für das Beſte der Kirche ſorgen könnte, für das Wohl der Kirche zu ſorgen hätten.

So erhielt ſchon Bonifacius, der erſte Apoſtel der Deutſchen, den Titel eines Miſſi et Legati des heiligen Peter's, von dem es noch zweifelhaft iſt, ob er ihm, oder dem päpſtlichen Stuhle, den mehreſten Vortheil verſchaffet hat. Gewiß iſt es, daß der erz-

liceat haud expectari poſſe viſa, tamen tanquam poſſibilia *non praeſcindunt*, ne noua ſanguinis crimine prouincia oneretur; cum tantum ſit, nocentem inaudita cauſa ad ſupplicium duci, quantum eſt, innocentem occidere.

erzbiſchöfliche Stuhl zu Mainz dieſem Titel, den auch des Bonifacius Nachfolger erhielten, ſeinen Vorrang zu verdanken hat, denn er wollte und konnte dieſen dem nunmehrigen Stellvertreter des Papſtes ſtreitig machen; aber gewiß iſt es auch, daß eben dadurch der Grund zu der großen Unterwürfigkeit der deutſchen katholiſchen Kirche unter den päpſtlichen Stuhl gelegt iſt.

Bald ſuchten auch die Erz-Biſchöfe von Trier, Cölln und Salzburg, dieſen Titel zu erhalten, nicht nur der zeitlichen Ehre halber, ſondern auch in der Hoffnung, daß ſie alsdann der auſſerordentlichen päpſtlichen Nuncien los werden würden. Der Papſt fand ſeinen Vortheil dabey ſo ſehr, daß er den Supplikanten nicht nur ihre Bitte für ihre Perſonen bewilligte, ſondern ſelbſt den Titel eines Legaten des apoſtoliſchen Stuhles mit dem Beſitze ihrer Erz-Bisthümer dergeſtalt verband, daß ein jeder erwählter und beſtätigter Erz-Biſchof von Trier, Cölln und Salzburg, auch ſeitdem zugleich päpſtlicher Legat iſt.

Auf dieſe Art entſtand ein Unterſchied zwiſchen gebornen Legaten, Legati nati, und abgeordneten, Legati miſſi. Die gebornen Legaten verrichten keine Geſandtſchaften, und führen dieſen Titel nicht wegen ihrer Perſon, ſondern wegen ihrer geiſtlichen Würde. Dergleichen Legati nati ſind die Erz-Biſchöfe zu Trier, Cölln, Salzburg, Prag, Rheims, Arles, Toledo, u. a. Dieſer Charakter wird auch einigen, nicht wegen gewiſſer geiſtlicher Beneficien, ſondern als ein beſonderes Vorrecht, beygelegt. Ueber die Rechte der gebornen Legaten giebt der Ausſpruch Alexander's III. in Decret. ad Archiep. angl. C. I. X. de Officiis Legati Aufſchluß, indem es daſelbſt heißt: „ſane licet idem archiepiſcopus metropolitico iure audire non „debeat cauſas de epiſcopatibus veſtris, niſi per appellatio„nem deferuntur ad eum, *legationis tamen obtentu, vniuer-*

ſos

ſtæ, quæ per appellationem vel per querelam [illegible] *ad ſuam audientiam, animo parati ac veniæ [illegible] ſi prudentiæ ſuæ vobis [illegible]*. Allein nach dem neuern Kirchen-Rechte finden dieſe Rechte nicht mehr Statt, und ſie werden nicht unter den gebornen Legaten mit den Päbſtlichen angeführt (*r*). Jetzt haben die deutſchen Erz-Biſchöfe die Würde eines gebornen Legaten ſich nicht mehr zur Ehre

In Anſehung der päbſtlichen Gewalten, und ihrer ſchuldigen Unterwürfigkeit, iſt unter den Gewalten der weltlichen Macht, gemacht. Sie wo dieſe ſich in Gewalte von erſter und zweyter Klaſſe theilen, in finden auch ein gleiches bey den Gewalten des Päbſtlichen Stuhls. Die von erſter Klaſſe heißen Legaten von der Seite, Legati a latere, und ſind gemeiniglich Cardinäle, als welche des Papſtes nächſtliche geheime Staats-Räthe, und demſelben ganz zur Seite ſind: daher ſie, wenn er ſie verſchickt, gleichſam von ſeiner Seite genommen werden. Sie ſind die vornehmſten unter allen, führen die Zeichen (Insignia) der päbſtlichen Würde, haben alſo einen vorzüglichen Charakter (Characterem repraeſentativum), und es iſt die höchſte Gewaltſchaft und Ehre, welche gekrönte Häupter von dem Papſte erhalten können. Die Ernennung eines ſolchen Legaten geſchieht ordentlich im Conſiſtorio, und es wird ihm, um ſeine Geſandtſchaft deſto anſehnlicher zu machen, von dem Papſte ein gewiſſes Kreuz übergeben, deſſen er ſich, wenn er 40 Meilen von Rom entfernt iſt, bedient, ſolches in die Höhe richtet, und damit, an ſtatt des Papſtes, den Segen ertheilt. Ueberdies hat er allerley anſehnliche Privilegien, z. B. in gewiſſen vorbehaltenen Fällen (caſibus reſervatis) die Abſolution zu ertheilen, die Reſignation der Kirchen-Benefitien zu

(*r*) *Engel* in Colleg. Jur. Canon. L. I. Tit. 30, n. 11.

verſtatten, und andere Handlungen (Actus) der päpſtlichen Gewalt auszuüben. Sollte ein ſolcher Legat noch nicht Cardinal ſeyn, und doch für einen Legatum a latere betrachtet werden, ſo muß er vor ſeiner Abreiſe den Saum des päpſtlichen Kleides berühren. Dergleichen Legaten hatten ehemahls in Frankreich den Vorſitz vor den Prinzen vom Geblüte, wenn der König ſein Lit de juſtice im Parlamente hielt.

Die päpſtlichen Geſandten der zweyten Ordnung, die an ſich ſchon einen hohen Stand und Rang haben, werden Nuncien genannt. Internuncien ſind noch geringer, und mit den Reſidenten zu vergleichen. Es wird davon im Art. Nuncien gehandelt werden.

Nic. Boerius de legati a latere officio et autoritate; in *Tract.* Tractat. XIII.

Petr. Andr. Gammarus de *Caſali* de officio et autoritate legati a latere; ibid. et ab *Auguſtino Ferentillo* recognitus. Venet. 1571. 1572. fol.

Gabr. Wagenſeil diſſ. de legato a latere. Alt. 1696.

Jo. Schott diſſ. de legatis natis. Bamb. 1778.

Mo ſers deutſches Staatsrecht, Th. 11, Cap. 36.

Joſ. von Sartori Staatsrecht der deutſchen Erz- Hoch- und Ritterſtifter, B. 1, Th. 1, §. 196, f.

Chr. Herm. v. Römer Verſuch einer Einleitung in die Grundſätze über die Geſandtſchaften, (Gotha, 1788, 8.) S. 73. 98. 129, f.

Legati werden auch diejenigen genannt, welche der Papſt abſchickt, um bey einem allgemeinen Concilio ſeine Stelle zu vertreten.

Endlich heißen auch Legati die päpſtlichen Statthalter, Gouverneurs oder Verweſer in den fünf ſogenannten Legationen in dem Kirchen-State, Bologna, Urbino, Romagna, Ferrara und Avignon, welche durch päpſtliche Legaten regiert werden, wiewohl, zur Erſparung der Koſten, keine wirkliche, ſondern nur Vice-Legaten daſelbſt angeſtellt ſind. Der Vertreter des Legaten zu Urbino hat den Titel eines Präſidenten der Legation. Die übrigen Landſchaften in dem Kirchen-State werden durch andere Gouver-

natoren

derer Thiere, in die Erde oder in das Holz der Pflanzen legen; bey einigen der Nachſtachel. Siehe im XXX Th., S. 161, f.

Lege=Stadt, Leg=Stadt, überhaupt, eine Stadt, in welche etwas gelegt wird. Beſonders,

1. In der deutſchen Reichs=Verfaſſung, iſt eine Lege=Stadt diejenige, in welcher die Reichs=Anlagen und Steuern, als: die verwilligten Römer=Monathe ꝛc. von den Reichs=Ständen der benachbarten Kreiſe nieder geleget, d. i. bezahlet, und worüber ſie von den Räthen dieſer Stadt quittiret werden. Solche ſind: Frankfurth am Main, Nürnberg, Regensburg, Augsburg und Leipzig. Siehe im XXXIII Th., S. 295. In einigen Provinzen führen daher auch diejenigen Städte dieſen Nahmen, in welchen gewiſſe landesfürſtliche Abgaben entrichtet werden müſſen.

Zu Erhebung der Römer=Monathe (ſ. Th. XLIX, S. 611, und Th. LXII, S. 265), pflegte man ſonſt in den verſchiedenen Kreiſen mehrere Lege=Städte zu beſtimmen, und gewiſſe Reichs=Pfennig=Meiſter, welche die Einnahme und Berechnung der Gelder zu beſorgen hatten, anzuſtellen. Im ſiebenjährigen Kriege wurde dieſe Erhebung der Stadt=Kämmerey zu Regensburg überlaſſen, und von derſelben auf gehörige Anweiſung wieder ausbezahlt. Die Berechnung geſchahe hernach durch einen von Zeit zu Zeit bekannt gemachten Extract Stadt Regensburgiſchen Caſſebuches, worin ſich jede Einnahme nach Ordnung der Zeit verzeichnet fand (*). Die Ausgabe war nur in ganzen Summen angeſetzet; nicht die Berechnung einzelner Poſten, welche nach der Wahl=Capitulation (**) erforderlich ſcheinen könnte.

Auch

(*) Teutſche Kriegskanzley, 1757. Th. 2, S. 15.

(**) Art. 5, §. 4.

Auch zu Erhebung der Kammer-Zieler (ſ. im XXXIII Th., S. 294), wurden, im R. A. 1548, §. 32, die Reichs-Städte Nürnberg, Augsburg und Frankfurth am Main, leztere abwechſelnd mit Speyer, zu Lege-Städten ernannt. Daß ſie zur Zeit der vorlezten Viſitation noch in Uebung waren, erhellet aus dem V. S. v. 17 May 1713, worin verordnet wurde: „zu proſpiciren, damit die Gelder in den Legſtädten von „den Statibus erlegt, und von dannen, den Reichscon„ſtitutionen nach, in die Frankfurther Meſſe gebracht, „und allda von dem Pfennigmeiſter erhoben würden.“ Nachher aber ſind ſie faſt gänzlich auſſer Gebrauch gekommen. Einige Ueberbleibſel findet man noch in Nürnberg, welche die kurſächſiſch-henneberg-ſchleuſingiſche Zieler einſchickt, mit dem Vermelden, daß nichts weiter eingegangen ſey. Die Haupt-Zahlungen geſchehen nunmehr in Frankfurth und Wezlar, wie denn auch der Viſ. Schluß v. 23 Apr. 1773, Frankfurth als die einzige Lege-Stadt bezeichnet, wo, zu Folge des Reichs-Schluſſes von 1775, §. 34, die Bezahlung der Zieler, auf jeden Standes Koſten, frey von allem Porto, Wechſelgeld, und anderer Auslage, oder unmittelbar an die Pfennigmeiſterey-Caſſe zu Wezlar, geſchehen ſoll.

2. Im Oeſtreichiſchen ſind Lege-Städte diejenigen Städte einer Provinz, in welchen Waren, welche in beträchtlicher Menge aus fremden Ländern kommen, niedergeleget und vollſtändig verzollet werden müſſen.

3. Zuweilen wird auch eine Stapel-Stadt, in welcher die in einem gewiſſen Bezirke vorbey gehenden Waren auf eine gewiſſe Zeit zum Verkaufe ausgeleget und feil gebothen werden müſſen, eine Lege-Stadt genannt.

Lege-Stuhl, bey den Papier-Machern, eine Bank mit vier Füßen, welche bey dem Gebrauche ſchräge ſteht, weswegen zwey Füße kürzer ſind als die andern

beyden, worauf der Leyrer die Bogen einzeln auflegt, und mit der hölzernen Schleppe ausſtreicht.

Lege-Tiſch, ſiehe Legge-Bank.

Lege-Zeit, im gem. Leben, diejenige Zeit, da das Federvieh und Geflügel ſeine Eyer zu legen pflegt.

Legel, ſiehe Légel, im LVIII Th., S. 707, f.

Legen, Fr. poſer. ein Zeit-Wort, welches von dem Bey- und Neben-Worte leg, niedrig [illegible] am Ende gezeuget. Theiles (*) abſtammet, und eigentlich niedrig machen bedeutet, da es denn das Gegentheil von dem Heben iſt. Da nun ein Körper unter andern auch niedriger gemacht wird, wenn man ſeine gröſte Seite zur Grund-Fläche macht, ſo bedeutet dieſes Wort heut zu Tage,

1. Im eigentlichſten Verſtande, einen Körper liegen machen, d. i. ihn in eine ſolche Stellung bringen, daß er auf ſeiner gröſten Seite ruhe, welches zugleich den Begriff des Verſatzes und der Beſtändigkeit mit einſchlieſt. Das Buch wird auf den Tiſch gelegen, wenn man es auf ſeine gröſte Fläche in Ruhe bringt; zum Unterſchiede von dem ſetzen und ſtellen. Man legt ſich in das Bett, wenn man ſeine ganze Länge zur Grund-Fläche macht, zum Unterſchiede von dem ſtellen und ſetzen. Man legt ſich zu Bette, wenn man ſich in das Bett legt, um zu ruhen oder zu ſchlafen. Alles ordentlich legen. Etwas hinter den Ofen, unter den Tiſch, in den Schrank, an die Luft, an die Sonne legen. Etwas beyſeit legen. Holz an das Feuer legen. Sich auf die Erde legen. Sich ſchlafen legen, welches zugleich der einzige Fall iſt, da dieſes Zeit-Wort den Infinitiv eines andern zu ſich nimmt. Er hat ſich ſchlafen gelegt. Sich zu jemanden legen, nähmlich in das Bett. Sich legen, bedeutet im gem. Leben oft,

(*) Dieſer Artikel iſt oben, S. 692, übergangen worden; ich werde ihn aber am Schluſſe gegenwärtigen Theiles hinzufügen.

oft, theils, ſich zu Bette legen, theils aber ſo krank werden, daß man ſich in das Bett legen muß, bettlägerig werden. Ein Pferd legen, es wallachen, reiſſen, weil es dabey auf die Erde geleget wird.

In vielen Fällen verſchwindet der Begriff der größten Fläche mehr oder weniger, und da bedeutet legen oft weiter nichts als ein Ding an einen gewiſſen Ort, in eine gewiſſe Richtung bringen. Fallſtricke, Fallen, Schlingen legen. Schuhe an die Füße legen. Das Kleid an-, den Mantel um-, die Kleider ablegen. Geſchmeide an den Arm legen. Ein Schloß vor die Thüre legen. Wein in den Keller legen. Feuer legen, d. i. anlegen. Eyer legen, oder nur legen, ſchlechthin, von dem Federviehe und Vögeln, welches im Oeſtreichiſchen dienen genannt wird, von dien, don, niedrig, wie legen von leg, niedrig. Beſatzung in eine Stadt legen. Soldaten in das Quartier legen. Sich vor eine Stadt legen, ſich vor dieſelbe lagern.

In der Haus-Wirthſchaft, heißt Legen oder Auftreiben der Wäſche, die getrocknete Wäſche in gehörige Form zuſammenſchlagen, über einander legen, und in gewiſſe Stöße oder Haufen ſortiren, damit man ſie rollen könne. Wohin auch viele figürliche Arten des Ausdruckes gehören, worin das Zeit-Wort bald in der engern, bald aber auch in der leztern weitern Bedeutung ſteht. Einem etwas in den Weg legen, ihm ein Hinderniß, einen Anſtoß verurſachen, ihn beleidigen. Hand an das Werk legen, das Werk anfangen. Hand an jemanden legen, ihn thätlich, mit gewaltſamer Hand beleidigen, ſich an ihm vergreifen. Hand an ſich ſelbſt legen, ſich ſelbſt umbringen. Einem etwas ſehr nahe legen, theils es ihn deutlich merken laſſen, theils auch ihn ſehr reizen, beſonders zum Zorne. Ein Feld in den Grund legen, eine Zeichnung im Kleinen machen, welche dem

Felde ähnlich iſt, es unternehmen. Mit jemanden heben und legen; ſ. im XXII Th., S. 570, f. Sich darein legen, ſich ins Mittel legen, eine Sache zu vermitteln, zwey Perſonen zu vergleichen ſuchen. Seinen Feind zu Boden legen, ſowohl ihn überwinden, als auch ihn tödten, ihn erlegen. In beyden Fällen braucht man auch das in vielen Bedeutungen aus dieſem Zeit-Worte gebildete ſchlagen; ſo wie lägga im Schwed. und das Lat. legere, bey den Plautus, gleichfalls ſchlagen, ferire, bedeutet. Sich auf die faule Seite legen, faul, träge zur Arbeit werden. Etwas an den Tag (in Oberd. zu Tage) legen, es merklich machen, andern merken laſſen. Seine Geſinnung, ſein Vergnügen, ſein Mißvergnügen an den Tag legen. Einem die Worte in den Mund legen, die Worte, welche er ſprechen ſoll, deutlich merken laſſen. Einem etwas zur Laſt legen, es ihm als einen Fehler, als ein Verſehen auflegen; ſ. im LXV Th., S. 185. Sich zum Stricke legen, ſich nach des andern Abſichten bequemen. Die Hand auf den Mund legen, aus Ehrerbiethung, aus Achtung ſchweigen. Die Schuld auf jemand legen, wo für doch ſchieben üblicher iſt, ihm die Schuld von etwas zuſchreiben. Ein Haus, eine Stadt in die Aſche legen, ſie anzünden und abbrennen. Sich wieder jemanden legen, Hiob 9, 4. ſich ihm widerſetzen.

2. Im figürlichen Verſtande.

(1) Bey den Schiffern bedeutet es, den Lauf nach einem Orte richten, dahin ſteuern. Worauf zu legen. Mit dem Schiffe von dem Ufer legen. Schwed. lägga. Von Land-Reiſen braucht man dafür im g. L. oft ſchlagen; ſich rechter, linker Hand ſchlagen.

(2) Mit dem vorzüglich vorſtechenden Nebenbegriffe der Dauer, ſowohl in Anſehung der Zeit, als auch der Feſtigkeit. Die dauerhafteſte Lage eines Körpers iſt, wenn er auf ſeiner gröſten Seite ruhet.

Den

Den Grund zu etwas legen. Einen Fußboden legen, ihn verfertigen. Ein Steinpflaster legen. In welchen Fällen zugleich der Begriff der Tiefe mit vorscheinet. In der Bau-Kunst und bey den Mäurern wird dieſes Wort auf verſchiedene Art gebraucht; denn man ſagt, einen Stein an ſeinen Ort, wo er bleiben ſoll, legen, und trocken legen, d. i. den Stein ohne Mörtel legen, nähmlich, wo man keinen Mörtel zwiſchen die Fugen bringt. Auch ſagt man: einen Pfeiler oder eine Stütze ohne Unterlage legen. Den Stein auf die ſchmahle Seite oder Kante legen, iſt, wenn ein Mauer-Stein auf ſeine ſchwächſte Seite geſtellet wird; auf die breite Seite legen, iſt das Gegentheil davon. Sich zu jemanden in das Haus legen, im g. L., auf lange Zeit bey ihm einkehren. Einen Miſſethäter in Ketten und Banden legen. Jemanden in das Gefängniß legen. Einen Hund, einen Raſenden an die Kette legen, ſ. Th. XXXVII., S. 109. Eiſen legen, bey den Jägern, wenn die Wolfs-, Fuchs- und Marder-Eiſen, die Raub-Thiere darein zu fangen, in den Wäldern und Feldern aufgeſtellet werden. Ein Schiff vor Anker legen, ſich vor Anker legen, oder auch nur, vor Anker legen, das Schiff vermittelſt der Anker befeſtigen. Die Menſchenliebe, welche die Natur in unſer Herz gelegt hat.

In engerer Bedeutung. (a) Auf eine bleibende Art, wenigſtens auf eine gewiſſe Zeit, zu etwas anwenden, die Koſten zu Erreichung einer Abſicht hergeben. Geld in die Lotterie legen, oder nur ſchlechthin, in die Lotterie legen. Sein Geld auf Zinſen, auf Leibrenten legen. Wer Landgüter kauft, hat ſein Geld wohl angelegt. Sein Geld an Waren legen. Ein Capital in die Handlung legen. (b) Sich auf etwas legen, ſich einer Sache mit Ernſt befleißigen. Sich auf das Studieren, auf die Dicht-

lenre. Daher der Ablege-Span, ein Spanholz Lineal, womit der Schrift-Setzer die Lettern ablegt.

3. Von sich weglegen; eine Bedeutung, welche von weitem Umfange ist, und viele sowohl eigentliche als uneigentliche Unter-Arten in sich fasset. Die vornehmsten sind folgende.

a) Von sich weglegen im eigentlichsten Verstande, ohne Beziehung auf einen Entschluß in Ansehung des Künftigen. So sagt man: die Kleider, die Schuhe, den Mantel, den Degen, den Hut, die Trauer ablegen. Legen Sie ab! eine höfliche Einladung, den Hut und andere entbehrliche Kleidungsstücke von sich wegzulegen. Imgl. die Sterblichkeit ablegen, im figürl. Verstande für sterben. Hierauf folgt

b) die figürliche Bedeutung, sich einer Schuld entledigen. Seine Schuld ablegen, ein Capital ablegen, d. i. bezahlen. Hierher gehört auch die in den Rechten übliche Bedeutung, wo ein Kind ablegen so viel anzeigt, als es in Ansehung der künftigen Erbschaft abfinden, so daß es keinen Anspruch mehr daran hat. Daher die Ablage; s. weiter unten. Siehe auch Abtheilen. Aus einigen beym Haltaus unter Ablegen angeführten Beyspielen erhellet, daß dieses Zeit-Wort ehedem in mehrern Fällen in der Bedeutung des Bezahlens gebraucht worden ist.

c) Bezahlen und seiner Dienste entlassen. So sagt man im Bergbaue, dem Forstwesen, u. s. f. die Arbeiter ablegen, d. i. sie ihrer Arbeit entlassen; im Gegensatze des Anlegens. Diese Bedeutung ist mit der vorigen genau verbunden.

d) Eine Sache, ein Geschäft verrichten, und sich dadurch desselben entledigen. Eine Rede, eine Predigt ablegen, d. i. halten. Einen Gruß von jemanden ablegen, d. i. überbringen. Ein Bekenntniß, ein Zeugniß, eine Probe, einen Besuch ablegen. Eine

Rechts-

Rechnung ablegen, d. i. Rechnung thun. Einen Eid ablegen.

e) Eine Sache auf immer von ſich weglegen, mit dem Entſchluſſe, ſie nie wieder anzulegen. So ſagt man in eigentlicher Bedeutung, ein Kleid, ein Par Schuhe ablegen, d. i. als minder brauchbar nicht mehr tragen wollen. Die Kinderſchuhe ablegen, d. i. nach Ablauf der Kinder-Jahre geſetzter werden. Noch mehr aber

f) in figürl. Bedeut. ſich einer Sache entwöhnen. Sorgen, Laſter, eine Gewohnheit ablegen. Legen Sie doch die Vorurtheile des Pöbels ab!

4. Einem ablegen, d. i. ihn verlaſſen, ihm Unrecht geben. Er wird ihm niemahls ablegen, d. i. ihm niemahls Unrecht geben. Das Gedächtniß legt ihm ab, d. i. verläßt ihn. Es wird ſchwer auszumachen ſeyn, woher dieſe figürl. Bedeut. mit der ungewöhnlichen Wort-Fügung des Dativs entſtanden iſt. Sie iſt zwar eigentlich nur in Ober-Deutſchland üblich; allein man hört ſie doch auch zuweilen anderwärts. Der Ungerechtigkeit ablegen, d. i. entſagen.

5. Etwas mit einem andern ablegen, d. i. heimlich verabreden, iſt eine im g. L. gewöhnliche Redens-Art.

6. In der Bienenzucht, heißt ablegen, aus einem alten Stocke einige Honig-Scheiben, worin dreyfache Brut befindlich iſt, herausnehmen, und dieſe, nebſt ein Par Händevoll Bienen, in einen neuen Stock thun. Sie erzeugen in demſelben einen neuen Weiſel, und formiren eine neue Republik. Daher wird ein durch das Ablegen erlangter neuer, mit Bewohnern angefüllter Bienen-Korb ein Ableger genannt. Siehe im IV Th., S. 606, fgg.

II. Das Neutrum, welches mit dem Hülfs-Worte haben verbunden wird, bedeutet:

1. Entfunden werden. Insonderheit ſagt man es in Nieder-Sachſen von dem Kalben der Kühe. Sie hat abgelegt, ſagt man auch wohl mit Verneinung von einer unvermuthenden Perſon, wenn ſie heimlich entbunden worden iſt.

2. In der Schreibart bedeutet, mit dem Hülfs-Zeitworte ablegen, ſo viel als vom Lande abſegeln, ſo wie einlegen ſich dem Lande nähern bedeutet.

Daher der Ablegung, in den eigentlichen Bedeutungen des Worts.

Bey den Gärtnern, heißt die Ablegung, wenn die unterwundenen Gerten, bey Haltung ihrer Zuſammenhänge breyer Gurtwendungen, und ſo weiter Ablegungen ſich zu erinnern wiſſen müſſen, ſolchen in auch aus dem Stocke gepreßet werden. Wie denn dergleichen bey einer Jungen oder Gerten Dorne ſie nicht nicht vorgenommen pflegen, und oft der benöthigte Vorſtand angezeiget werden müſſen, wodurch ſie ſolchen jungen Leuten eine Anleitung und Gewißheit ihrer Begehungen und Gerechtſamen einbinden wollen.

Der Ableger, eigentlich, im Gartenbaue; ſ. oben, S. 743; eigentlich, bey der Baumzucht; ſ. eben, S. 745.

Die Ablage, die Handlung des Ablegens, und das was abgeleget wird; beſonders in der Bedeutung einer Handlung zwiſchen Aeltern und Kindern, da jene dieſe durch eine Ausſteuer von aller künftigen Erbfolge ausſchließen.

Anlegen, ein Zeit-Wort, welches in zweyfacher Geſtalt üblich iſt.

I. Als ein Activum, eine Sache nahe an die andere legen, in mancherley ſowohl eigentlichen, als figürlichen Bedeutungen des einfachen Zeit-Worts.

1. In eigentlicher und weiterer Bedeutung. Eine Leiter anlegen, d. i. an die Wand. Den Backen an

an

ein Gewehr anlegen. Das Gewehr anlegen, d. i. an den Backen, anſchlagen. Ein Kind anlegen, d. i. an die Bruſt, es zu ſäugen. Einen Reif anlegen, d. i. dem Faſſe. Einem Ketten, Feſſel anlegen. Einen Hund, einen raſenden Menſchen anlegen, d. i. an eine Kette legen. Holz anlegen, d. i. an das Feuer. Feuer anlegen, d. i. an ein Haus, es in Brand zu ſtecken. Es iſt dieſe Nacht wieder Feuer angeleget worden. Einen Rocken anlegen, d. i. den zum Abſpinnen nöthigen Flachs um den Rocken legen, welches in Franken auch anferben genannt wird. Eben daſelbſt bedeutet auch die Anlegte, ſo viel Flachs, als auf ein Mahl an den Rocken angeleget wird. Die Garben anlegen, in der Land-Wirthſchaft, die Garben zu beyden Seiten der Scheun-Tenne ſo legen, daß man ſie bequem dreſchen könne; ſ. im IX Th., S. 577. Einem Pferde den Zaum, die Halfter, den Zügel anlegen. Einem Inquiſiten die Daum- oder Bein-Schrauben anlegen, bedeutet in der preußiſchen Criminal-Ordnung, ſie bloß anlegen, ohne zu zuſchrauben, in Sachſen aber, anlegen und zuſchrauben, doch gleich wieder nachlaſſen; im Gegenſatze des völligen Zuſchraubens, welches in Sachſen mit den Daum- oder Bein-Schrauben vorſtellen oder angreifen, genannt wird.

Auf eben dieſe Art wird anlegen auch, als ein anſtändigerer und edlerer Ausdruck für anziehen gebraucht, ſowohl von der ganzen Kleidung, als auch von verſchiedenen einzelen Kleidungsſtücken, von denen ankleiden nicht geſagt werden kann. Ein Kleid anlegen. Schuhe, Strümpfe, den Degen anlegen. Man legte ihm den Mantel an. Sich anlegen, d. i. ſich ankleiden. Sich anders anlegen, d. i. ſich umkleiden. Imgleichen von der Veränderung der Kleidung einer ganzen Geſellſchaft, zu einerley Abſicht. Der Hof hat die Trauer angelegt.

In dieſer Bedeutung iſt dieſes Zeit-Wort heutiges Tages ſehr alt, denn Otfried und Notker brauchen anlegen nicht allein für anziehen, ſondern anlegt bedeutet bey ihnen auch ein Kleid. Im Theuerdank, Cap. 54. kommt anlegen in einer ſonderbaren Wort-Fügung vor. Teuerdank legt ſich in ſein Zeug an, d. i. legte ſein Harniſch-Zeug an. Die figürliche Bedeutung: Wer einem Narren Eyer anlegt, das iſt x. Sprüchw. 26, 8. Und laſſe ſich auf die Backen ſchlagen und ihm viel Schimpf anlegen, Kriegel. 3, 30. in welcher auch Hofmannswaldau ſingt:

Der Himmel legt ſie ſelbſt mit neuen Kräften an,

iſt, wenigſtens außer der Poeſie, im Hochdeutſchen veraltet.

Bey den Mahlern bedeutet anlegen ſo viel als illuminiren, mit Farbe belegen. Die Berge braun, einen Wald grün anlegen.

Hierher gehört auch das Reciprocum ſich anlegen, welches von verſchiedenen lebloſen Körpern geſagt wird, wenn ſie auf der Oberfläche eines andern Körpers zum Vorſchein kommen, oder ſich an dieſelbe anhängen. So legt ſich die Speiſe an den Topf an. Die Kryſtallen legen ſich an, wenn ſie an dem Rande des Gefäßes entſtehen, welches in der Sprache der Kunſt noch häufiger anſchießen genannt wird. Auch, der Roſt legt ſich an das Eiſen an, und figürlich auch der Neid an das Glück und an die Verdienſte. Du weißt, daß der Neid ſich jederzeit an das Glück anzulegen pflegt.

Die Redens-Art Hand anlegen, welche man auch wohl aufzulöſen pflegt, Hand an etwas legen, iſt alt, und wird ſowohl von dem gewaltſamen Angriffe einer Perſon und Sache, als auch von der thätigen Beſchäftigung mit etwas, gebraucht. In der erſten Bedeutung ſagt ſchon Tatian, Capitel 184. *inti legiun iro hent in then heilant ana inti habetun inan*; aber heut zu Tage braucht man in derſelben lieber das

einfache Zeit-Wort, Hand an einen legen. In der lezten Bedeutung ſagt man auch noch jezt häufig, Hand anlegen, mit Hand anlegen, d. i. arbeiten helfen, die lezte Hand anlegen, d. i. einer Sache die lezte Geſtalt geben, ſie zur Vollkommenheit bringen, ausbeſſern.

2. In verſchiedenen figürlichen Bedeutungen, welche ſich vornehmlich auf den vielfachen Gebrauch des einfachen Zeit-Wortes legen gründen, bedeutet daſſelbe:

(1) So viel als anweiſen, anſtellen, d. i. zu einer gewiſſen körperlichen Arbeit beſtimmen, im Gegenſatze des Ablegens. In dieſem Verſtande wird anlegen ſowohl in dem Bergbaue, als auch in dem Jagd- und Forſtweſen, und verſchiedenen andern Lebens-Arten gebraucht, wo Arbeiter zu etwas anlegen, ſo viel bedeutet, als ihnen eine gewiſſe Arbeit aufgeben; ſ. Th. II., S. 194.

(2) Zu einem gewiſſen Gebrauche beſtimmen, anwenden. Geld an oder zu etwas anlegen. Sein Geld wohl anlegen. Sein Geld an Eitelkeiten, ſein Vermögen an Landgüter anlegen. Seine Wohlthaten gut, ſchlecht, anlegen. So auch, ſeine Zeit wohl, übel anlegen, d. i. anwenden. Wohl angelegte Zeit. Mit andern Haupt-Wörtern möchte dieſes Zeit-Wort in dieſem Verſtande, wenigſtens im Hochdeutſchen, wohl eben nicht ſehr gewöhnlich ſeyn; denn die R. A. Fleiß an etwas anlegen, iſt mehr Oberdeutſch.

(3) Die erſte Einrichtung, den erſten Anfang zu etwas machen. Ein Gebäude, eine Stadt, ein Dorf, einen Garten anlegen. Einen Weinberg anlegen, welches in den Rhein-Ländern anrotten, vielleicht für anreuten oder anroden, und in Franken wenden genannt wird. Einen Jahrmarkt anlegen. Imgl. in weiterer Bedeutung für anfangen. Die das durch ihre Unart zerſtören, was durch das Gehör des

Wortes bey ihnen angeleget war, Mosheim. Ehedem wurde dieſes Wort in noch weiterer Bedeutung für eine jede Verfertigung, Veranſtaltung, gebraucht. So heißt es z. B. in der 74ſten Fabel, unter den Fabeln der Minneſinger:

Ich kan das angelegen wol
Wie uns der knoche werden ſol.

(4) Eine gewiſſe Abſicht durch die dienlichen Mittel zu erreichen ſuchen, doch nur im gem. L., und in nachtheiligen Verſtande. Er hat es darauf angelegt. Es iſt darauf angelegt. Imgl. verabreden, doch gleichfalls nur in nachtheiligem Verſtande. Sie haben es mit einander angelegt. Es iſt ein angelegter, d. i. heimlich verabredeter, Handel, wofür man in Ober-Deutſchland ſagt, es iſt ein angelegter Karren. Sich mit böſen Buben anlegen, d. i. einlaſſen, abgeben, wie man gleichfalls in Ober-Deutſchland ſagt, iſt den Hochdeutſchen unbekannt. Das einfache legen, bedeutete ehedem auch nachſtellen, ſich gleichſam in einen Hinterhalt legen, und hieraus wird vermuthlich mit dieſer Bedeutung des Wortes anlegen gezielet.

(5) Anlegen, beſonders von Steuern und Abgaben. Einen Zoll anlegen. Neue Steuern und Abgaben anlegen. Man könnte dieſen Gebrauch füglich zu dem dritten rechnen, wo der Begriff der erſten Einrichtung der herrſchende iſt. Allein, da man auch ſagt, einen mit Steuern und Abgaben anlegen, er iſt in der Steuer ſehr hoch angelegt, einen nach ſeinem Vermögen anlegen, und in Ober-Deutſchland, einen mit einer Geldbuße anlegen, d. i. belegen, ſo kann man dieſes Wort hier entweder als eine buchſtäbliche Ueberſetzung des Lat. imponere anſehen, oder es zu derjenigen Bedeutung des einfachen legen rechnen, nach welcher es auch beſtimmen, anſetzen, bedeutet.

Stelle

Stefno legga im Isländischen, und Dag lägga im Schwedischen, bedeuten noch jezt, einen Tag ansetzen.

II. Als ein Neutrum, welches das Hülfs-Wort haben erfordert. In dieser Gattung ist es nur in der Schifffahrt üblich, wo anlegen, mit dem Schiffe anlegen, Niederſ. anleggen, Dän. anlegge, so viel bedeutet, als nahe an das Ufer fahren, sich an die Küste legen, im Gegensatze des Ablegens. Die Schiffe müssen hier anlegen, d. i. anlanden.

Bey Böttchern, heißt anlegen, ein Faß mit den dazu verfertigten Reifen versehen.

In Glas-Hütten, nennt man Anlegen diejenige Arbeit bey dem Glasblasen, da die Glas-Masse mit der Pfeife auf dem Walz-Bleche hin und her gewalzet wird, um die Glas-Blase nicht allein zu ründen, sondern auch an die Pfeife fest anzudrücken, daß sie im Schwunge und in der Arbeit nicht abfahre.

In Hüttenwerken, nennt man anlegen, auf den Treib-Herd feuchte Asche bringen, und gerade ziehen.

Des Ausdruckes anlegen, oder anschlagen, bedienen sich auch die Bereiter, und es geschieht dasselbe auf der Reit-Bahn auf mancherley Weise. Man legt nähmlich einem jungen Pferde in der Abrichtung öfters die Schenkel, Waden oder Ferſen an den Leib, damit es zuerst dieselben nur gewohnt werde, und hernach die Schenkel-Hülfen und die Sporen annehmen lerne, um solchen zu folgen.

Anlege-Klöße, werden in den Salz-Kothen zu Halle die Steine genannt, womit man die Kluft zwischen dem Herde und der Pfanne ausfüllet, damit kein Feuer heraus schlagen kann. Das Anlege-Schloß, ein Schloß, welches nach Belieben angeleget und weggenommen werden kann, und welches noch häufiger ein Vorlege-Schloß genannt wird.

Der Anlege-Steg, bey den Buchdruckern, ein Steg, der an den Umkreis der Form gelegt wird; Fr. Bois de marge. Es ſind vier, wie ein Lineal geſtaltete, ſchmahle Bretercben, welche der Schrift-Setzer gebraucht, alle Columnen einer Form nach ihrem Umfange einzuſchließen, welches bey dem Abdruck die weißen leeren Stellen um den ganzen Bogen, und zwiſchen den Columnen hervorbringt. Siehe Form-Steg im XIV Th., S. 475, fgg. und Kreuz-Steg, im XLIX Th., S. 259.

Das Haupt-Wort die Anlegung, kann für die Handlung des Anlegens in allen eigentlichen und den meiſten figürlichen Bedeutungen des Activi, in denen Anlage nicht gewöhnlicher iſt, gebraucht werden.

Die Anlage, das Haupt-Wort von dem Zeit-Worte anlegen, ſowohl dieſe Handlung, als auch die angelegte Sache, zu bezeichnen.

1. Die Handlung des Anlegens, doch nur in einigen figürlichen Bedeutungen des Zeit-Wortes, beſonders die Vertheilung einer Abgabe auf die einzelnen Glieder einer Gemeinde oder Geſellſchaft, imgl. die Verfertigung des Entwurfes zu einer Sache. Die Anlage eines Gebäudes, eines Gartens, u. ſ. f. übernehmen. In dieſer Bedeutung der Handlung, in welcher doch das Haupt-Wort Anlegung ſchicklicher und gebräuchlicher zu ſeyn ſcheint, iſt der Plural nicht gebräuchlich. Wohl aber

2. in der Bedeutung derjenigen Sache, welche angelegt wird, ſowohl in dem eigentlichen als figürlichen Verſtande dieſes Zeit-Wortes. Hier heißt es Anlage:

1) in den Kanzleyen, ſo viel als Beylage, was einer Schrift beygelegt oder beygefüget wird. Aus welcher Anlage zu erſehen ſeyn wird, u. ſ. f.

2) Das Erdreich, welches zu Feld oder Wald für zu einem Ort anlegt, oder anpflanzet, und welches durch

ſonſt auch die Anſchütt und der Anwurf genannt wird. Siehe im II Th., S. 191, f.

3) In den Bergwerken, zuſammengeſchmiedete Berg-Eiſen.

4) An den Schieß-Gewehren, denjenigen Theil, welchen man bey dem Abfeuern an den Backen legt, und der auch der Anſchlag heißt.

5) An einem Kaſten-Schloſſe dasjenige Eiſen oder Blech, durch deſſen Oehr der Bogen geht, worin das Schloß hängt; in Regensburg die Anleg, in Nürnberg eine Klammer, in Wien die Narb, in Steiermark die Arb, und in Nieder-Sachſen die Krampe.

6) Dasjenige Geld, welches ſowohl Unterthanen zu den allgemeinen Bedürfniſſen des States hergeben müſſen, die Auflage, als auch welches beſondere Zünfte und Geſellſchaften unter ſich aufbringen. Bürgerliche Anlagen, Wein-Anlagen, Bier-Anlagen, u. ſ. f. d. i. Abgaben von dem Weine, dem Biere. Eine Anlage auf etwas machen, ausſchreiben, u. ſ. f. Ein Land, das von vielen und ſchweren Anlagen gedrückt wird.

7) Dasjenige Geld, welches man zu dem Anfange eines Nahrungs-Geſchäftes widmet, und es dazu anlegt. Seine Anlage beſteht aus 1000 Reichsthalern; wofür man doch häufiger das Wort Capital braucht.

8) Den Entwurf und erſten Anfang einer Sache. Die Anlage eines Gebäudes, eines Gartens, eines Feſtungswerkes. Eine Anlage zu etwas machen.

Imgl. 9) den Grund eines Gebäudes, die Grund-Lage. Beſonders in dem Feſtungsbaue, den Fuß oder die untere Breite eines Walles oder einer Bruſtwehr. So auch in dem Deichbaue, die untere Grundfläche von dem Durchſchnitte eines Deiches oder einer Höhe.

Am Pfluge, werden die zwey eiſernen Schienen zu jeder Seite des Pflug-Hauptes, die Anlagen genannt.

10. Figürlich, der Anfang, der Grund einer Sache. Ihr Mißtrauen iſt die erſte Anlage zum Menſchenfeinde.

11) Natürliche Geſchicklichkeit oder Fähigkeit zu etwas. Er hat eine gute natürliche Anlage hierzu. Einige haben dieſes Wort in dieſer Bedeutung für das franzöſiſche Genie einführen wollen, allein es erſchöpft doch daſſelbe bey weitem nicht.

Auflegen, iſt in doppelter Geſtalt üblich.

I. Als ein Activum, und zwar,

1. Eine Sache auf die andere legen.

(1) Eigentlich, ſowohl abſolute, als auch mit der dritten Endung der Perſon. Ein Pflaſter auflegen, d. i. auf die Wunde. Das Tiſchtuch auflegen, d. i. auf den Tiſch. Den Ellbogen auflegen, d. i. auf den Tiſch; und ſich mit dem Ellbogen auflegen. Dem Pferde den Sattel auflegen. Einem die Hände auflegen. Einem eine Laſt auflegen. Sich ſelbſt eine Laſt auflegen, beydes im figürlichen Verſtande.

(2) Figürlich.

a) Zu etwas verpflichten, anbefehlen. Dem Volke Steuern auflegen. Einem eine Strafe, eine Buße, einen Eid auflegen. Man hat ihm ein Stillſchweigen auferlegt. Man legt ſich eine Verpflichtung auf, wenn man Geſchenke nimmt. Siehe weiter unten Anlage 3, und legen, eben. S. 742. In dieſer Bedeutung iſt auch, obgleich ohne Noth, auferlegen üblich.

b) Anordnen, beſtimmen. In Hochdeutſchen iſt in dieſer Bedeutung nur allein das Mittelwort auferlegt, für gebräuchlich, doch nur von der Zahlung des Geldes. Abgg. Siehe Legen, eben. S. 741, i. Ich habe dazu Lust auferlegt.

c) Be-

d) Zuerkennen, zutheilen, auflegen, gröſtentheils nur von unangenehmen Dingen. Jemanden mit einer ſchweren Strafe, mit einer Geldbuße belegen. Das Volk mit Steuern und Abgaben belegen.

So auch die Belegung.

Die nunmehr ungewöhnlichen Bedeutungen dieſes Zeitwortes ſind:

1. Belagern, welche das Schwediſche belaegga, und Niederſächſ. beleggen, noch hat.

Als Troja ward belegt, o Mars von allen Seiten.
Opitz.

In der deutſchen Bibel kommt dieſe Bedeutung noch mehrmahls vor. Joſ. 11, 31. 34. 2 Sam. 11, 1. Pred. 9, 14.

2. Beſchuldigen.

Nicht einer iſt zu finden
Der ihn belegen kann mit den geringſten Sünden.
Opitz.

3. Beſchönigen, bemänteln, und

4. vergüten, erſetzen; welche beyde nur noch im Niederſächſiſchen vorhanden ſind.

Das Beleg, dasjenige, womit etwas beleget wird, doch nur in einigen beſondern Fällen. Bey den Schneidern, heißt dasjenige das Beleg, womit der Saum eines Kleides verſtärkt wird.

Die Belege im Plural, heißen in Rechnungs-Sachen ꝛc. diejenigen Schriften oder Scheine, womit eine Rechnung oder ein anderer Aufſatz beleget wird, Belege-Scheine, Belege-Zettel. In dieſem Verſtande braucht Gellert dieſes Wort einmahl nicht nur im Singular, ſondern auch als ein Maſculinum. Ich will die Abſchrift als einen Beleg zu der Rechnung bringen. Endlich werden auch diejenigen Kennzeichen, welche man unter die Gränz- oder Mark-Stei-

Das Zeit-Wort auflegen ist in dieser Bedeutung nicht mehr üblich.

5. Eine Zusammenkunft. In dieser Bedeutung kommt Auflage nur noch von den Zusammenkünften der Handwerker vor. Eine Auflage halten. In der Auflage ist beschlossen worden, daß u. s. f. Imgl. in verächtlichem Verstande von den Zusammenkünften müßiger und liederlicher Leute. Das dienstlose Volk hat täglich seine Auflage daselbst.

Auch in dieser Bedeutung ist das einfache Lage schon alt, indem es ehedem nicht nur eine jede Gesellschaft, sondern auch einen Schmaus bedeutete. Siehe Gelag, im XVI Th., S. 723, f. Das Schwedische Lag hat noch jezt beyde Bedeutungen.

6. Dasjenige, was aufgeleget wird, in der eigentlichen Bedeutung des Zeit-Wortes, aber nur in einigen wenigen Fällen. So nennt man z. B. im gem. Leben dasjenige, was bey Sammlung einer Collecte auf den Teller geleget wird, eine Auflage.

Auslegen. 1. Hinaus legen.

1) In eigentlicher Bedeutung. Seine Waren auslegen, d. i. zum Verkauf oder zur Schau. Siehe im III Th., S. 237, f.

2) Figürlich, so fern legen ehedem auch für bezahlen gebraucht wurde, an einen andern bezahlen, doch mit den Neben-Begriffen, daß solches für einen andern, und als ein Darlehn geschieht. Für jemand auslegen, d. i. bezahlen. Ich will es indessen auslegen. Es ist mein ausgelegtes Geld. Hierher gehört auch die R. A. sein Geld auf Wucher auslegen, d. i. an andere verleihen.

2. In etwas Vertieftes legen, und es gleichsam damit ausfüllen. Etwas mit Silber, Gold, Elfenbein, Bernstein ꝛc. auslegen. Ausgelegte Arbeit, die auf solche Art gezieret ist.

lute: Das Schiff wurde, weil es nicht beylegen wollte, in Grund gebohret. Beylegen mit einem Segel, wenn man die untern Segel aufwindet, in Band legt. Ein hohes Segel ist in den Wind gesetzt, das andere gegen denselben; daher wird das Schiff durch ein Segel vor-, durch das andere zurück getrieben, und bleibt folglich gewisser Maßen auf der Stelle liegen.

2) Verwahrlich beylegen, bey Seite legen und aufheben. Geld im Gerichte beylegen. Daß er den Leuten das Ihre, so sie an den Ort zu treuen Händen beygeleget hatten, wollte erhalten, 2 Macc. 3, 15. Um der Hoffnung willen, die euch beygelegt ist, im Himmel, Coloss. 1, 6. Hinfort ist mir beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, 1 Tim. 4, 8. Welche Wort-Fügung mit der dritten Endung der Person aber im Hochdeutschen ungewöhnlich ist. Imgl. aufsammeln, sammeln und verwahren.

Der Schatz, den die guten Alten
Aus Einfalt beygelegt.
Can.

3) Endigen, von Streitigkeiten oder streitigen Sachen, schlichten, doch mehr durch gütliche Vermittelung, als durch Urtheil und Recht. Einen Streit beylegen. Die Sache ist längst beygelegt.

So auch die Beylegung, in allen obigen Bedeutungen.

Die Beylage, was beygeleget wird.

1. Was einer Sache mit beygeleget wird. Die Beylagen einer Schrift, einer Deduction, die zum Beweise oder zur Erläuterung dienen, und auch Anlagen genannt werden.

2. Was beygeleget, d. i. verwahret wird, besonders so fern es einem Andern gehört, in welcher Bedeutung dieses Wort aber wenig mehr gebraucht wird, weil es von dem Lateinischen Depositum verdränget worden ist. So wird 2 Macc. 3, 15. das Geld, wel-

dem Gelde gebraucht wird. Die Auslage thun, d. i. Geld für einen Andern auslegen.

2. Was ausgeleget wird. a) Ausgelegtes Geld. Einem die Auslage wieder erstatten. Alle Auslagen vergüten. b) In den Marsch-Ländern ein Deich, der weiter hinaus gegen das Wasser zu geleget oder gezogen wird.

3. Der Ort, auf welchen etwas ausgeleget wird. So pflegen die Kaufleute einen Tisch, auf welchem sie ihre Waren zur Schau auslegen, eine Auslage zu nennen, in Hamburg die Toonbank, von dem Niederf. tonen, zeigen.

Belegen, eine Sache auf die andere legen.

1. Eigentlich. Einen Boden mit Bretern, den Tisch mit Gelde belegen. Einen Sahl mit Steinen, ein Gesicht mit Schönpflästerchen belegen. Eine Pflugschar belegen, neues Eisen daran schmieden. Ein Kleid mit Schnüren belegen, d. i. dieselben darauf befestigen. Ein Spiegelglas belegen, foliiren.

2. Figürlich.

a) Zur Fortpflanzung befruchten, von einigen Thieren. Der Hengst belegt die Stute, der Hund die Hündinn, der Ochs die Kuh. Siehe Belaufen, im LXVI Th., S. 40. Imgleichen als ein Factitivum, eine Stute, eine Kuh belegen, den Hengst, den Ochsen zu ihr lassen. So auch eine Hündinn belegen, bey den Jägern.

b) Mit Beweis-Schriften versehen, besonders von Rechnungen. Eine Rechnung belegen. Ich kann alles belegen, d. i. mit Scheinen, Quittungen beweisen.

c) Mit Leuten versehen. Eine Stadt mit Truppen, ein Haus mit Soldaten belegen. Ein Bergwerk, einen Steinbruch mit Arbeitern belegen, d. i. die Arbeiter dazu annehmen und anweisen.

d) Zunehmen, anſchwellen, aufliegen, gröſſtentheils nur von unangenehmen Dingen. Jemanden mit einer ſchweren Strafe, mit einer Geldſtrafe belegen. Das Volk mit Steuren und Abgaben belegen.

So auch die Belegung.

Die mancherley ungewöhnlichen Bedeutungen dieſes Zeitwortes ſind:

1. Belagern, welche das Schwediſche Ingleggen, und Niederſächſ. beleggen, noch hat.

Als Troja ward belegt, o Mann von allen Seiten.
Opitz.

In der deutſchen Bibel kommt dieſe Bedeutung noch mehrmahls vor. Jeſ. 11, 31. 34. 2 Sam. 11, 1. Prov. 9, 14.

2. Beſchuldigen.

Nicht einer iſt zu finden
Der ihn belegen kann mit den geringſten Sünden.
Opitz.

3. Beſchönigen, bemänteln, und

4. vergüten, erſetzen; welche beyde nur noch im Niederſächſiſchen vorhanden ſind.

Das Beleg, dasjenige, womit etwas beleget wird, doch nur in einigen beſondern Fällen. Bey den Schneidern, heißt dasjenige das Beleg, womit der Saum eines Kleides verſtärkt wird.

Die Belege im Plural, heißen in Rechnungs-Sachen ꝛc. diejenigen Schriften oder Scheine, womit eine Rechnung oder ein anderer Aufſatz beleget wird, Belege-Scheine, Belege-Zettel. In dieſem Verſtande braucht Gellert dieſes Wort einmahl nicht nur im Singular, ſondern auch als ein Maſculinum. Ich will die Abſchrift als einen Beleg zu der Rechnung bringen. Endlich werden auch diejenigen Kennzeichen, welche man unter die Gränz- oder Mark-

Steb-

Die Niederlage. 1. Die Handlung, da ein Ding niedergeleget wird. Beſonders figürlich bey Krieges-Heeren, der Zuſtand, da ein Krieges-Heer geſchlagen wird. Eine beträchtliche, anſehnliche, gänzliche, völlige Niederlage leiden. Die Niederlage läugnen. Nach der Niederlage nahm der Ueberreſt des Feindes die Flucht. Im Niederſ. wird Underlage auch von dem Unterliegen einzelner Perſonen in einem Gefechte oder in einer Schlägerey gebraucht, Unterlage leiden, den Kürzern ziehen; in welchem Verſtande im Hochdeutſchen weder Niederlage, noch Unterlage üblich iſt. Siehe Niederliegen, im Art. Liegen. So fern die Niederlage zu verſchiedenen Zeiten oder Mahlen Statt findet, kann auch der Plural gebraucht werden. Zwey Niederlagen leiden.

2. Der Ort, wo Waren oder andere Sachen in Menge niedergeleget, d. i. auf eine Zeitlang verwahret werden. So haben die Kaufleute außer ihren gewöhnlichen Gewölben und Läden noch beſondere Niederlagen, welche, wenn ſie aus ganzen Häuſern beſtehen, oft Magazine, Vorraths-Häuſer, und in Nieder-Sachſen Speicher genannt werden. In der Schifffahrt werden auch zuweilen diejenigen Plätze, welche zum Ein- und Ausladen gewiſſer Waren allein und ausſchließungsweiſe beſtimmt ſind, Niederlagen genannt. Solche Niederlagen ſind für die ſpaniſchen nach Weſt-Indien ſegelnden Schiffe: Callao in Amerika, und Cadix in Spanien; Span. Embarcados. Siehe Embarcadero, im X Th., S. 781. Auch Stapel-Städte, wo gewiſſe Waren niedergeleget werden müſſen, heißen zuweilen Niederlagen oder Niederlage-Städte.

3. Das Recht, die Befugniß, etwas an einem Orte nieder zu legen, imgl. die Verbindlichkeit, etwas an einem Orte niederlegen zu müſſen; ohne Plural.

So

So werden sowohl das Stapel-Recht, als auch das Krahn-Recht (s. Th. XLVI, S. 603) sehr häufig die Niederlage genannt; und oft ist es streitig, ob unter diesem Worte das Stapel-Recht, oder nur das Krahn-Recht, verstanden werden müsse. In Wien, ist die Niederlage eine Befugniß eines Kaufmannes, im Großen handeln zu dürfen, daher solche Kaufleute, oder Kaufleute im engern Verstande daselbst Niederläger und Niederlage-Verwandte heißen; s. auch im XXXVI Th., S. 489.

Der Niederleger, Fämin. die Niederlegerinn; siehe das Vorige.

Ueberlegen.

1. Ueberlegen, (den Ton auf der ersten Sylbe,) ich lege über, übergelegt, über zu legen, über ein anderes Ding legen, ohne Nennung dieses andern Dinges. Ein Pflaster überlegen, über die Wunde. Ein strafbares Kind überlegen, über den Stuhl, um es zu züchtigen.

Daher der Ueberlege-Baum, bey den Webern, derjenige Baum, welcher über den Stuhl gelegt wird, und woran die Kolben hangen, worin die Räderchen gehen.

Die Ueberlage, dasjenige, was über ein anderes Ding gelegt wird, doch nur in einigen Fällen. So sind in den Salz-Kothen die Ueberlagen, geschmiedete Eisen, welche über die Thüren und andere Oeffnungen geleget werden, die Mauer-Steine zu unterstützen.

2. Ueberlégen, (den Ton auf der dritten Sylbe), ich überlege, überlegt, zu überlegen.

(1) Zu stark belegen, mehr ein- oder auflegen, als ein Ding tragen oder ertragen kann. Ein Haus mit Einquartierung überlegen. Die Unterthanen sind mit Abgaben überlegt.

(2) Von

welches andere zu treuen Händen in den Tempel geleget hatten, eine Beylage genannt. Und bin gewiß, daß er mir kann meine Beylage bewahren bis an jenen Tag, 2 Tim. 1, 12. 14.

In dem 1523 zu Basel nachgedruckten neuen Testamente Lutheri wird dieses Beylage als ein fremdes Wort durch vertrawt, hindergelegt Gut, erkläret.

Darlegen, ein im Oberdeutschen einheimisches, im Hochdeutschen aber zuweilen nur in der höhern Schreib-Art vorkommendes Wort, vorlegen, hinlegen. Lege das dar, vor meinen und deinen Brüdern, daß sie zwischen uns beyden richten, 1 Mos. 31, 37. In dem weiten und fetten Land, das du ihnen dargeleget hast, Nehem. 9, 35. Und legt dar alles Gut in seinem Haus, Sprichw. 6, 31. Ich aber will fast gerne darlegen und dargeleget werden für eure Seelen, 2 Cor. 12, 15. Mit Gründen darlegen, im Oberdeutschen, beweisen, darthun.

So auch die Darlegung.

Die Darlage, ein oberdeutsches Wort, eine Sache, welche dargeleget wird, besonders aber Geld, welches bezahlt wird, zu bezeichnen.

In den Gerichten wird die Bezahlung der aufgelaufenen Unkosten, und in dem Bergbaue die Zubuße zuweilen die Darlage genannt.

Einlegen, siehe im X Th., S. 436, f.

Die Einlage, s. eb. das. S. 431, f.

Entlegen, ein Reciprocum, welches nur im Oberdeutschen für sich entbrechen, umhin können, üblich ist. Wir haben uns also nicht entlegen können, u. s. f.

Erlegen, siehe im XI Th., S. 365.

Herlegen, nahe zur redenden Person legen, im Gegensatze des hinlegen. Lege es mir her.

Daher die Herlegung.

Schiff legt sich um, wenn es sich mit der Seite auf das Wasser legt.

b. Aus dem geradlinigen Zustande in den gebrochenen versetzen, umbiegen. Ein Blatt Papier umlegen. Die Schärfe eines schneidenden Werkzeuges legt sich um, wenn sie sich biegt. Eben so legt sich eine Nadel, eine Spitze um. Das Schiff umlegen, in der Schifffahrt, nach einer andern Richtung steuern, oder lenken. Ist diese der vorigen ganz entgegen gesetzt, so heißt es umwenden. Eben daselbst sagt man auch: der Wind, das Schiff legt sich um, wenn sie eine andere Richtung nehmen.

c. Um sich oder um etwas legen. Einen Verband umlegen, um ein krankes Glied. Auch von solchen Kleidungsstücken, welche man um sich thut, legt oder bindet. Einen Mantel umlegen. Eine goldene Kette, den Degen umlegen.

d. Anders legen. Die Häringe in der Tonne umlegen, auch aus einer Tonne in die andere legen. Die Waren umlegen. Die Soldaten umlegen, sie in andere Quartiere legen.

2) Als ein Neutrum, mit dem Hülfs-Worte haben, wo es nur in der Schifffahrt für das vorige Reciprocum sich umlegen üblich ist. Der Wind legt um, wenn er sich drehet, eine andere Richtung nimmt. Das Schiff legt um, wenn es sich drehet.

2. Umlégen, (den Ton auf der zweyten Sylbe,) ich umlege, umlegt, zu umlegen, um ein Ding her legen, mit dessen Meldung in der vierten Endung. Den Rand einer Schüssel mit Eyern umlegen. Eine Stadt mit Truppen umlegen, rings um sie her Truppen legen.

So auch die Umlegung, von dem Activo, und die Umlégung.

Un-

Die Niederlage. 1. Die Handlung, da ein Ding niedergeleget wird. Beſonders figürlich bey Krieges-Heeren, der Zuſtand, da ein Krieges-Heer geſchlagen wird. Eine beträchtliche, anſehnliche, gänzliche, völlige Niederlage leiden. Die Niederlage läugnen. Nach der Niederlage nahm der Ueberreſt des Feindes die Flucht. Im Niederſ. wird Underlage auch von dem Unterliegen einzelner Perſonen in einem Gefechte oder in einer Schlägerey gebraucht, Unterlage leiden, den Kürzern ziehen; in welchem Verſtande im Hochdeutſchen weder Niederlage, noch Unterlage üblich iſt. Siehe Niederliegen, im Art. Liegen. So fern die Niederlage zu verſchiedenen Zeiten oder Mahlen Statt findet, kann auch der Plural gebraucht werden. Zwey Niederlagen leiden.

2. Der Ort, wo Waren oder andere Sachen in Menge niedergeleget, d. i. auf eine Zeitlang verwahret werden. So haben die Kaufleute außer ihren gewöhnlichen Gewölben und Läden noch beſondere Niederlagen, welche, wenn ſie aus ganzen Häuſern beſtehen, oft Magazine, Vorraths-Häuſer, und in Nieder-Sachſen Speicher genannt werden. In der Schifffahrt werden auch zuweilen diejenigen Plätze, welche zum Ein- und Ausladen gewiſſer Waren allein und ausſchließungsweiſe beſtimmt ſind, Niederlagen genannt. Solche Niederlagen ſind für die ſpaniſchen nach Weſt-Indien ſegelnden Schiffe: Callao in Amerika, und Cadix in Spanien; Span. Embarcados. Siehe Embarcadero, im X Th., S. 781. Auch Stapel-Städte, wo gewiſſe Waren niedergeleget werden müſſen, heißen zuweilen Niederlagen oder Niederlage-Städte.

3. Das Recht, die Befugniß, etwas an einem Orte nieder zu legen, imgl. die Verbindlichkeit, etwas an einem Orte niederlegen zu müſſen; ohne Plural.

So

terlage bey Holz-Klaftern, ſ. im XXIV Th. S. 622. Die Unterlage unter dem Faſſe, ein Stück Holz unter demſelben, damit es nicht unmittelbar auf der feuchten Erde liege. Die Unterlage unter dem Hebe-Baume, damit er nach einem ſpitzigern Winkel wirke, Gr. und Lat. Hypomochlium. Die Unterlage an einem Gitter, ſ. im XVIII Th. S 551. Im Hüttenbaue werden die dicken eiſernen Platten auf dem Boden des Poch-Troges Unterlagen genannt. Siehe auch das Folgende.

Der Unterléger, ein für Unterlage in einigen Fällen übliches Wort. So wird in der Zimmermanns-Kunſt, ein kurzer Balken oder Klotz, worüber die langen Lege-Balken gelegt werden, ein Unterleger genannt.

Verlegen, wird, nach Maßgabe der Bedeutung der Partikel vor, in einem verſchiedenen Verſtande gebraucht.

1. An einen andern Ort legen; doch nur in einigen Fällen. Die Meſſe von Frankfurth an der Oder nach Poſen verlegen. Eine Univerſität von einem Orte nach dem andern verlegen. Die Handlung eines Schauſpieles nach Rußland verlegen. Ingl. von der Zeit. Einen Feſttag, einen Jahrmarkt verlegen, auf eine andere Zeit anſetzen, beſtimmen. Den Termin verlegen.

Daher die Verlegung.

2. An einen andern Ort legen. Ich habe meinen Hut verlegt. Es iſt verlegt worden.

Daher das Verlegen, und die Verlegung.

3. Durch ein gelegtes Hinderniß verſperren, verſchließen, wie in ähnlichem Verſtande auch verhauen, verlaufen, verſetzen, u. ſ. f. gebraucht werden. Jemanden den Weg nach der Stadt verlegen. Wo es

oft

oft von einem jeden Hinderniſſe gebraucht wird, wodurch man jemanden ſowohl im Fortgange, als auch in der Fortſetzung eines Geſchäftes, hindert. Ich habe bedacht, was Amalek Iſrael thät, und wie er ihm den Weg verlegte, da er aus Egypten zog, 1 Sam. 15, 2. Figürlich bedeutet es in einigen oberdeutſchen Gegenden auch ſowohl verkümmern, mit Arreſt belegen, als auch verbiethen, unterſagen. In der Jägerey werden die Feldhühner verlegt, wenn man das Treibezeug um ſie herlegt, oder ſtellt.

Daher das Verlegen und die Verlegung.

4. Mit etwas belegen, doch nur in einigen in Handel und Wandel üblichen figürlichen Bedeutungen. Ein Land mit Waren verlegen, verſehen. Sachſen verlegt ganz Europa mit blauer Farbe. Einen Kaufmann mit Waren verlegen, ihm die zur Handlung nöthigen Waren verſchaffen; auch ohne den folgenden Neben-Begriff des Vorſchuſſes. Einen Handwerksmann mit Arbeit verlegen.

In engerer Bedeutung verlegt man jemanden, wenn man ihm die zu einem Nahrungs-Geſchäfte nöthigen Koſten vorſchießt. Jemanden mit den Koſten, mit Gelde verlegen. Auch mit der vierten Endung der Sache. Ich muß es verlegen, die Koſten dazu vorſchießen. Wo ſich der Begriff des Vorlegens oder Auslegens mit einſchleicht. Jemanden mit Waren verlegen, ihm die Waren vorſchußweiſe reichen.

Dahin gehört auch die bey den Buchhändlern übliche Bedeutung dieſes Wortes, wo ein Buch verlegen ſo viel heißt, als die Koſten zum Drucke eines Buches, als ſeiner Ware, als ſeines Handlungs-Artikels, vorſchießen. Wer ein ſolches Buch nicht als ſeine Ware anſieht, von dem ſagt man auch nicht, daß er es verlege, wenn er gleich die Koſten zu deſſen Drucke hergiebt.

In dieſer vierten Bedeutung ſagt man zwar auch die Verlegung, aber noch häufiger der Verlag.

Was man bey Brunnen eine Verlegung nennt, ſ. im VII Th., S. 99, f.

Der Verlag, von dem Zeit-Worte verlegen, doch nur in der Bedeutung der Vorausbezahlung der Koſten zu einer Unternehmung.

1. Die Handlung des Verlegens, wo es doch nur im engern Verſtande, von der eigenen Uebernahme der Koſten zum Drucke und zur Herausgabe eines Buches, als einer Ware, üblich iſt. Den Verlag eines Buches übernehmen, es verlegen. Es in Verlag nehmen. Bey der Theurung des Papieres kommt der Verlag jezt hoch zu ſtehen. Daher das Verlags-Recht, Verlags-Bücher, die Verlags-Koſten.

2. Die zu einer Unternehmung, beſonders zu einem Handels-Geſchäfte und Nahrungs-Gewerbe voraus nöthigen Koſten. Einem Handwerker den Verlag thun, hergeben, ihm das Geld zur Anſchaffung ſeines Geräthes, auch der Materialien in einzelnen Fällen, geben. Der Juwelenhandel erfordert einen ſtarken Verlag. So auch von dem Verlage der Bücher. Ein Buch kommt in jemandes Verlag heraus, wenn er die Koſten zum Drucke hergiebt, und ſich dadurch zugleich das Eigenthums-Recht über daſſelbe, als eine Ware, erwirbt.

3. Das auf ſolche Art entſtandene Product, wo es doch nur von verlegten Büchern gebraucht wird. Das iſt nicht mein Verlag, ſagt ein Buchhändler von einem Buche, welches er nicht verlegt hat. Pauliſcher Verlag. Horvathiſcher Verlag. Seinen ganzen Verlag verkaufen, alle von ihm ſelbſt verlegte Bücher, zum Unterſchiede von dem Sortiment.

Der

Der Verleger, Fämin. die Verlegerinn, doch nur in der lezten Bedeutung des Zeit-Wortes verlegen, eine Person, welche die Kosten zu einem Nahrungs-Geschäfte verlegt, d. i. vorschießt. In diesem Verstande werden im Bergbaue die Gewerken, so fern sie die Kosten zu dem Bergbaue herschießen, Verleger genannt, welchen Nahmen auch ihr Factor bekommt, der die Kosten in ihrem Nahmen verlegt. In der Handels-Sprache, ist ein Verleger derjenige, welcher den Arbeitern Geld und Materialien vorschießt, und die von ihnen verfertigten Waren hingegen an sich nimmt, und verkauft; s. Th. XXXVI, S. 498. Am üblichsten ist es von Buchhändlern, so fern sie Bücher als ihre Ware und auf ihre Kosten drucken lassen. Siehe das Vorhergehende.

Vorlegen, vor ein anderes Ding legen.

1. Eigentlich. Ein Schloß vorlegen, ein bewegliches Schloß vor die Thür legen und hängen; da dann ein solches bewegliches Schloß ein Vorlege- oder Vorhänge-Schloß genannt wird. Einen Recipienten vorlegen, vor den Brenn-Kolben. Pferde vorlegen, sie vor den Wagen spannen. Soll das Ding, vor welches etwas gelegt wird, ausgedrückt werden, so gebraucht man das einfache Zeit-Wort mit dem Vor-Worte (der Präposition). Ein Schloß vor die Thür, die Pferde vor den Wagen legen.

2. In engerer und figürlicher Bedeutung, ein Ding vor jemanden legen, damit er eine Veränderung damit vornehme, in welchem Falle die Person in der dritten Endung steht.

1) Den Gästen die Speisen vorlegen. Jemanden Braten, ein Stück Fisch vorlegen. Wo man auch vorlegen absolute gebraucht, die Speisen bey Tische unter die Speisenden austheilen. Daher

der Vorlege-Löffel, ein groſser Löffel, die Speiſen damit vorzulegen; und der Vorleger, eine Perſon, welche die Speiſen vorſchneidet; ſ. Vorſchneider.

2) Jemanden eine Frage, einen Zweifel vorlegen, zur Beantwortung, zur Auflöſung. Ihm einen Aufſatz vorlegen, zur Durchſicht, zur Beurtheilung.

3) Zur Wahl, zur Annahme vorlegen. Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böſe, 5 Moſ. 30, 15.

Daher die Vorlegung, und das Vorlegen.

Die Vorlage, dasjenige, was vor ein anderes Ding geleget wird, doch nur in einigen einzelen Fällen. Damit eine Tonne nicht fortrolle, werden Steine, als eine Vorlage unter dieſelbe geſchoben. Bey dem Deſtilliren, iſt die Vorlage ein Gefäſs, welches vor die Retorte, den Kolben, Deſtillier-Blaſe, u. ſ. f. gelegt wird, in welches dasjenige tröpfelt, was man deſtilliret oder übertreibt; der Recipient. Auch ein Geſpann friſch vor- oder untergelegter Pferde, Fr. eine Relai, wird zuweilen eine Vorlage genannt.

Weglegen, an einen andern Ort legen.

Widerlegen, (den Ton auf der dritten Sylbe,) ich widerlege, habe widerlegt, die Unrichtigkeit einer Sache mit Gründen beweiſen. Ein Vorgeben widerlegen. Jemanden widerlegen, ihn von einem Irrthume überführen.

Daher die Widerlegung, ſowohl die Handlung, als auch die Schrift, welche ſie enthält.

Widerleglich, was ſich widerlegen läſst; im Gegenſatze des unwiderleglich.

Die Widerlage, (den Ton auf der erſten Sylbe,) 1. Ein Ding, welches widerhält; nur noch in einigen Fällen.

Fällen. So wird in der Baukunst eine Mauer, ein Pfeiler ꝛc. welcher dem Drucke eines Gewölbes oder eines Bogens widersteht, eine Widerlage genannt.

2. In den Rechten, dasjenige, was der Frau in Ansehung ihres Brautschatzes, zu dessen Sicherheit, von dem Manne ausgesetzt wird; das Gegenvermächtniß; s. im XVI Th., S. 621, fgg.

Der Widerläger, im Bergbaue, ein Arbeiter, der den Raum zu den Widerlagen in dem Gesteine aushauet.

Zerlegen, aus einander legen. Eine Uhr, eine Maschine zerlegen. In weiterer Bedeutung, einen zur Speise bestimmten thierischen Körper zertheilen; sowohl bey den Jägern, wie zerwirken, als auch von dem Zerschneiden, oder Tranchiren bey Tische. Ein Huhn, einen Braten zerlegen.

So auch die Zerlegung.

Zulegen, ist in doppelter Gestalt üblich.

1. Als ein Activum.

1) Durch Legung eines andern Dinges verschließen. Eine Grube mit Bretern zulegen. In einem etwas andern Verstande, legt man einen Brief zu, wenn man ihn durch Umblegung einiger Theile verschließt.

2) Durch Beyfügung eines Theiles eben derselben Art vermehren. Jemanden 100 Thaler zu seiner Besoldung zulegen. Der Käufer legt noch 10 Thaler zu, wenn er zu seinem vorigen Geboth noch 10 Thaler hinzu thut.

3) Beylegen, zuschreiben; doch nur selten. Sich große Verdienste zulegen; besser, beylegen.

4) Anſchaffen; in der vertraulichen Sprech-Art. Sich ein Pferd, einen Garten, eine Frau zulegen.

5) Zurecht legen, zuſammen legen; nur in einigen Fällen. Die Zimmerleute legen ein Gebäude zu, wenn ſie das Zimmerwerk auf der Erde ſo zurichten, daß es nachmahls ſogleich aufgerichtet werden kann. Siehe weiter unten, Zulage.

6) Bey den Markſcheidern iſt, einen Riß, einen Grubenzug zulegen, ihn auf das Papier in einen Riß bringen, welches vermittelſt des Zulege-Compaſſes oder Zulege-Inſtrumentes geſchieht.

2. Als ein Neutrum mit haben. Einem zulegen, ſeine Partey nehmen, ihn mit Worten vertheidigen; nur im gem. Leben.

Die Zulage. 1. Die Handlung des Zulegens; ohne Plural, und nur in einigen Fällen. Bey den Zimmerleuten iſt die Zulage die Zuſammenlegung und Verzimmerung des Zimmerwerkes auf der Erde, damit es ſogleich zuſammen gelegt werden kann.

2. Was zugelegt wird; mit dem Plural. Z. B. Was an jemandes Beſoldung zugeleget wird. Zulage bekommen, um Zulage anhalten. Bey den Fleiſchern werden die Stücke geringern Fleiſches, welche ſie dem beſſern zulegen und ſich gleich dieſem bezahlen laſſen, die Zulage genannt; in einigen Gegenden die Beyſtücke.

1. Legénde, (die) (der Ton auf der zweyten Sylbe,) die Lebens-Beſchreibung eines Heiligen, oder die Erzählung, welche die Römiſch-Katholiſchen von ihren Heiligen und andern Perſonen mittheilen, um das Anſehen ihrer Religion zu unterſtützen; aus dem mittlern Lat. Legenda, orum, ſo fern ſie an gewiſſen Tagen in den Kirchen öffentlich vorgeleſen wurden. Weil dieſe Lebens-Beſchreibungen ſehr häufig aus frommen Erdicht-

dichtungen beſtehen, ſo pflegt man im gemeinen Leben auch wohl ein jedes Mährchen, oder erdichtete Erzählung, was man nicht gern geradezu eine Lüge nennen will, eine Legende zu nennen.

Anfänglich war die Legende, ein in den alten römiſchen Kirchen übliches Buch, welches die Lectiones enthielt, die bey dem Gottesdienſte vorgeleſen wurden. Daher fing man an, die Leben der Heiligen und Märtyrer Legenden zu nennen, weil man aus ſolchen in den Metten und in den Speiſe-Sälen der Klöſter Capitel las.

Die Märtyrer-Tage waren anfangs nicht allgemeine Feſte der Chriſtenheit, ſondern jede Kirche feyerte das Gedächtniß ihrer eigenen Märtyrer, wie die von Smyrna ihrem h. Polycarpus, und Karthago ihrem h. Cyprian, ein Gedächtniß-Feſt begieng. Jede Kirche hielt daher ihre Jahrbücher, ihre Martyrologia, und hatte ihre Notarien, welche die Reden, den Lebenswandel und die Leiden der Märtyrer, um ſie der Vergeſſenheit zu entreißen, aufzeichnen mußten (*). Dieſe aufrichtigen Acten, die Lebens- und Leidens-Geſchichten der Märtyrer, wurden jedes Mahl an ihren Gedächtniß-Tagen, an welchen das Volk häufiger, als ſonſt, in der Verſammlung zu erſcheinen pflegte, zur Erbauung abgeleſen. Dies war nicht nur die Gewohnheit der Kirchen in Afrika, welche die karthaginenſiſche Kirchen-Verſammlung (**) billigte, und wobey, wenn der Aufſatz zu lang war, Auguſtin (***) der Gemeinde, welche ſonſt ſtehend alles

(*) *Valeſ.* de Martyrolog. Rom. *Tertullian.* de coron. mil. c. 13. *Cyprian.* Ep. 37. ad Clerum.

(**) Concil. Carthagin. III. c. 47.

(***) Homil. 26. in T. X. p. 476. ed. Baſil.

aufhören mußte, die Erlaubniß, sich niederzusetzen, gab; sondern Mabillon (*) führt unterschiedene Beyspiele aus dem *Alcimus Avitus*, *Caesarius Arelatensis* und *Ferreolus* an, woraus man ersehen kann, daß in den Kirchen Galliens eben diese Gewohnheit gewesen ist. Nur in der Kirche zu Rom allein hatte es Gelasius in einer Versammlung von 70 Bischöfen verbothen (**). Der Vorwand war, daß man oft die Verfasser dieser Acten nicht kennete, auch einige, wie das Leben eines gewissen Cyprians, des Julitus und des Georgius, von Ketzern aufgesetzt sey. Vermuthlich haben die Lebens-Geschichten der Märtyrer und Heiligen von dieser Gewohnheit, sie dem Volke vorzulesen, den Nahmen Legenden bekommen. Doch, als in den folgenden Zeiten die Mönche das Leben ihrer Heiligen mit den lächerlichsten und gröbsten Fabeln anfüllten, so verlor auch das Wort Legende seine ehemahlige gute Bedeutung, und man versteht, bereits erwähnter Maßen, jetzt nur erdichtete und lügenhafte Erzählungen darunter. Selbst vernünftige Schriftsteller der römischen Kirche (***) klagen mit Recht über die thörichten Fabeln der Legenden, die ein vernünftiger Mensch ohne Ekel nicht könne öffentlich in der Kirche ablesen hören. Von nehmlich thut sich *Pagi* über die Geschichte der Ursulen mit ihren 11000 Jungfrauen was zu gute, und führt an, daß das römische Martyrologium diese unglaubliche Zahl der Gefährtinnen der Ursulen weggelassen habe (†).

Von

(*) De Cant. Gallic. p. 403.

(**) *Gelas.* decret. ap. Crab. T. I, p. 992.

(***) *Papebroch.* comm. hiſt. chronol. p. 43. *Ant. Pagi* Critic. in Baron. Annal. ann. 302 et ann. 383.

(†) Doch hat *Herm. Crombach* ein ganzes Buch, Ursula vindicata, deyde abgeschmackte Fabel zu vertheidigen, zusammen geschmiert, womit auch der Jesuit *Alfordus*, sonst *Griffith*

Vom Urſprunge der Legenden berichtet Auguſtin Valerius, Cardinal und Biſchof von Verona, im 16ten Jahrhundert, in ſeiner geiſtlichen Redekunſt Folgendes: „Sonſt hatte man die Gewohnheit, die jungen „Mönche in lateiniſchen Ausarbeitungen zu üben, wozu „man ihnen zum Stoff das Märtyrerthum irgend eines „Heiligen gab, und ihnen die Freyheit ließ, die Tyrannen „ſowohl als die Heiligen auf eine ſolche Art redend einzu„führen, die ihnen am wahrſcheinlichſten vorkam, woraus „dann mehr zierliche und erdichtete als wahre Hiſtorien „der Heiligen entſtanden. Die ſinnreichſten und ſchönſten „dieſer Ausarbeitungen wurden beſonders gelegt, und „nach langen Zeiten fand man ſie unter den Manuſcripten „der Kloſter-Bibliotheken. Jezt war es ſchwer, das Er„dichtete von der darin enthaltenen wahren Geſchichte der „Heiligen zu unterſcheiden. Die Mönche, die ſich nur „üben wollten, hatten freylich nicht daran gedacht, daß „die Nachkommenſchaft von ihren Arbeiten Gebrauch ma„chen und dieſe Fictionen für wahr halten würde. Nach„her lieferte der griechiſche Schriftſteller, *Simon Metaphra„ſtes*, im 9ten Jahrh. zuerſt die Leben der Heiligen auf je„den Tag der Monathe des Jahres, worin aber Derſelbe, „wie *Bellarminius* anmerkt, ſelbſt vieles erdichtet hatte.“

Bayle hiſtor. krit. Wörterb. IV. S. 427, unter Auguſtin Valerius. A.

Die goldene Legende, iſt eine Sammlung der Leben der Heiligen, welche *Johannes de Voragine*, Vicarius generalis der Dominicaner und nachmahliger Erz-Biſchof zu Genua, der 1298 geſtorben iſt, zuſammen getragen hat. Die Kirche nahm ſie mit großem Beyfalle an, und ſie behielt dieſelbe 200 Jahr; aber ſie iſt wirklich mit ſo romanhaften Geſchichten angefüllt, daß die Anhänger der römiſchen Kirche ſich derſelben geſchämet haben.

Un-

Griffith genannt, in Annal. Eccleſ. Brit. T. I. ad ann. 453, wo er weitläuftig von der heil. Urſul und ihrem Heer Jungfrauen handelt, nicht völlig übereinſtimmet.

Unter den Lebens-Beſchreibungen der Heiligen, hat inſonderheit die Legende des Papſtes Gregorius VII., welche 1729 unter dem Titel: Officium ecclesiasticum, herauskam, das von denen, die ſich des römiſchen Breviarii bedienen, am Feſte des Papſtes und Bekenners Gregorius, am 25 May, gebeten werden ſoll, nicht nur in Deutſchland, ſondern vornehmlich in Frankreich, groſſes Aufſehen gemacht, wo einige Biſchöfe nachdrückliche Mandamens darwider herausgaben, und einige Parlamente ſolche zu laſſen verbothen.

Die römiſchen Breviaria ſind voll von Fabeln aus den Legenden, welche an den Tagen der Heiligen geleſen werden ſollen: und da der Legenden faſt der Anzahl der Tage im Jahre gleich kommen, ſo iſt kaum die Andachts-Uebung eines Tages von dergleichen Geſchichten frey. Indeſſen hat man mehrere Veränderungen in dieſer Materie vorgenommen, indem man unterſchiedene Legenden nach und nach weggelaſſen hat, daß ſolcher Gebrauch der Gottesdienſt der römiſchen Kirche gar viel mehr davon gereinigt iſt, als vormahls.

Auſſer dieſen geſchriebenen Legenden aber giebt es noch andere, welche man Traditiones Uebergebungen, nennt, worunter diejenigen Geſchichten zu verſtehen ſind, welche mündlich fortgepflanzet werden, und wenn jeder Redende in den römiſch-katholiſchen Kindern unterhalten wird. Ich will etwas davon beybringen.

In Rom verſchwärt ſich ein trunkener Geſell, den andern Morgen, den er ausſchlafen würde, zu communiciren. Es begegnet ihm ein Crucifix, in welches er mit ſeinem Degen ſtoßet, und es fängt an zu bluten. Der Thäter fällt auf die Knie, und bleibt in dieſer Stellung liegen, bis der Obergeiſtliche ihn aufgehen heißt.

Es

Zu Landsberg in Bayern zeigen die Franciscaner in ihrer Kirche über dem Altare ein Crucifix, welches, nach ihrem Vorgeben, ein Gesell mit seinem Speichel befleckte, welchen aber der Teufel sogleich durch die südliche Mauer mit sich hinweggeführt hat; und man sieht an dem Orte, wo sonst das Loch war, ein rundes Fenster.

In Aachen erblickt man in der Kirche U. F. an der südlichen Seite ein Par große eherne Thüren, wovon eine einen Riß hat, welchen die Legende folgendem Vorfalle zuschreibt. Als Karl der Große diese Kirche zu bauen anfing, kam der Teufel, und fragte ihn, was er machen wollte. Der Kaiser antwortete ihm: „er wolle ein Spiel„Haus aufführen," womit der Teufel sehr wohl zufrieden war und wieder fortging. Da aber der Kaiser einige Altäre errichten ließ, erkundigte sich der Teufel nochmahls, was seine Absicht dabey sey? Karl versetzte, sie sollten zu Spiel-Tischen dienen, wodurch der Teufel angereizt wurde, den Bau befördern zu helfen. In dieser Absicht schleppte er auf seinen Schultern ein Par große eherne Thüren herzu. Als ihm aber ein Crucifix in die Augen fiel, begab er sich auf die Flucht, und ließ die Thüren fallen; und dadurch bekam die eine den Riß, den man noch sieht.

Als zu Mailand ein Gefecht zwischen den Rechtgläubigen und den Arianern vorgefallen war, bat der dasige Bischof, der h. Ambrosius um die Offenbarung eines Mittels, wodurch er die Körper beyder Parteyen von einander unterscheiden könnte. Er wurde erhört, und fand die erstern alle mit in die Höhe gekehrten, und die leztern mit niederwärts gerichteten Angesichtern.

Zu St. Agatha, einer Stadt in Calabrien, zeigt man in einer Capelle ein Stück von einem Pfeiler in einem gläsernen Gehäuse, welcher gefunkelt haben soll, wenn der h. Paulus daselbst gepredigt hat. Er wurde von den Türken, die diesen Ort eroberten, zerbrochen, und man verwahrte dieses Stück so lange zu Messina, bis es hieher gebracht wurde. Die Jesuiten wollten es in ihr Collegium führen, aber viele Personen konnten es nicht von der Stelle bringen; nachdem man sich aber entschlossen hatte, dasselbe in diese Capelle zu setzen, reichten die Kräfte Eines Mannes zu.

In Malta erzählt man Folgendes. Die Türken bekamen drey Malteſer-Ritter gefangen, und ſtellten ſie dem Groß-Sultan vor, welcher ſich Mühe gab ſie von der chriſtlichen Religion abzuziehen, und dardurch ihre Pries ſter zu ihnen lockte, aber ſie blieben beſtandig. Die Tochter des Groß-Sultans ſahe ſie, und verliebte ſich in ſie. Sie bat ſich von ihrem Vater die Mühwaltung für ihre Bekehrung aus. Hierauf entdeckte ſie ihnen ihre Neigung; allein ſie unterrichteten ſie von ihrer Verbindlichkeit zur Keuſchheit, von der chriſtlichen Religion und ihrem Orden, und verſprachen ihr das eigentliche Bild der Jungfrau Maria. In dieſer Abſicht fingen ſie an, an einem Stücke Holz zu ſchnitzen; weil aber keiner von ihnen die Bildhauer-Kunſt verſtand, ſo baten ſie um Hülfe; und hierauf erſchien ihnen plötzlich ein Bild, welches der Jungfrau völlig ähnlich war. Dieſes Geſicht veranlaſſete die Prinzeſſinn, die chriſtliche Religion anzunehmen; und nachdem ſie ein Mittel zu entkommen gefunden hatte, ſo reiſete ſie mit den Rittern ab, und ging in ein Nonnen-Kloſter.

2. **Legende**, die Schrift oder Aufſchrift, welche man auf Münzen, Medaillen und Jettons ſetzet, und welche zur Erklärung und Erläuterung der Figur oder des Bildes beygeſetzt worden iſt.

Legenich, ſiehe Lechenich, oben, S. 580.

1. **Leger**, (der) Fämin. die **Legerinn**, eine Perſon, welche etwas legt, wo es doch in den Zuſammenſetzungen am häufigſten iſt.

Bey den Papier-Machern, iſt der **Leger**, ein Geſell, der die geſchöpften, geformten und gepreßten Bogen Papier, jeden beſonders, in die Hand nimmt, ſolchen auf den geneigten **Lege-Stuhl** (ſ. oben, S. 737, f.) leget, mit der hölzernen Schleppe ausſtrecht, jeden Bogen über den andern leget, und dieſe Arbeit ſo lange fortſetzt, bis 3 Rieß zuſammengelegt ſind, die dann ſtoßweiſe auf den Trocken-Boden gebracht, und zum Trocknen auf Leinen gehänget werden.

den. Siehe auch Lege-Bret, und Lege-Filz, oben, S. 735.

2. Leger, Legger, oder Waſſer-Legger, Holl. Leggers, Water-leggers; Dän. Læggers; Schwed. Vattenliggare; Engl. Large Water-Caſks; Fr. Boutes; Ital. Botti, Barrili d'acqua; Span. Barriles de agua; Port. Toneis da agua, in der Schifffahrt, große Tonnen, die unten im Raum liegen, und das friſche Waſſer für die Mannſchaft enthalten.

Leger-Wall, Lee-Küſte, Holl. Lagerwal; Dän. Lægerval; Schwed. Lägervall; Engl. Lee-ſhore; Fr. Terre ou Côte ſous le vent du vaiſſeau; Ital. Coſta di ſottovento; Span. und Port. Coſta de ſotavento, in der Schifffahrt, ein Ufer oder eine Küſte, deren Richtung, gegen die Richtung eines auf dieſelbe zu ſtehenden Windes, rechte Winkel, oder wegen einer Bugt der Küſte noch ſpitzigere Winkel macht.

Ein Schiff hat einen Leger-Wall, oder befindet ſich auf Leger-Wall. Holl. Een ſchip op Lagerwal; Dän. et Skib paa Lægerval; Schwed. et Skepp pä Lägervall; Engl. the Ship embayed on a Lee-ſhore with a hard wind; Fr. Vaiſſeau chargé en Côte; Ital. Nave alla Coſta di ſottovento; Span. Navio empenado en la Coſta; Port. Navio empenhado na Coſta de ſotavento, wenn es durch die Stärke des Windes oder Strohmes ſo nahe an einen Leger-Wall getrieben worden iſt, daß es Gefahr läuft, ſich durch Lavieren nicht wieder abarbeiten zu können.

Legerig, wird, bey dem Deichbaue, von einem weichen, ſchlammigen oder Kley- und mohrigen Grunde geſagt, worin die Pferde bey dem Anfahren der Deich-Erde in den Sturz-Karren (Wippen) keinen feſten Fuß haben, ſondern durch denſelben treten, ſtrau-

ſtraucheln und fallen, ohne ſich wieder heraus heben zu können.

Legge-Bank, (Lege-Bank) oder **Legge-Tiſch**, (Lege-Tiſch,) iſt ein in einigen vornehmen Handels-Städten, inſonderheit in Nieder-Sachſen, von der hohen Landes-Obrigkeit verordneter Tiſch oder Bank, worüber die verfertigten Stücke Leinwand ausgeſpannet, und ſowohl deren Länge als Breite nach, gemeſſen werden, um ſolchergeſtalt zu erkennen, ob ſie das gehörige Maß haben, oder für was Art von Leinwand dieſes oder jenes Stück zu halten und zu achten ſey, worauf ſodann dieſe Leinwand gezeichnet und geſtämpelt wird. Derjenige, der dieſe Meſſung und Zeichnung der Leinwand verrichtet, heißt der **Legge-Meiſter**. Die Stadt Hameln hat eine ſolche Legge-Bank, und eine eigene, im J. 1688, von dem Herzoge Ernſt Auguſt zu Braunſchweig-Lüneburg publicirte **Legge-Ordnung**. Das gedachter Stadt ertheilte Privilegium, eine öffentliche Legge-Bank zu errichten, und die Legge-Ordnung ſelbſt, lauten alſo:

Von Gottes Gnaden, Wir ERNST AUGUSTUS, Biſchof zu Osnabrück, Herzog zu Braunſchweig und Lüneburg, vor Uns, Unſere Erben und Nachkommen an der Regierung, urkunden hiermit und bekennen, daß Wir Unſere Stadt Hameln zu deren Aufnahm und inſonderheit zu Beförderung des Linnen-Handels mit einer Legge privilegiret und begnadet haben.

Thun daſſelbe auch hiermit und Kraft dieſes dergeſtalt und alſo, daß Schultheiſſe, Bürgemeiſter und Rath, eine Legge-Bank auf dem Rathhauſe oder an einem andern bequemen Ort in der Stadt anordnen, einen Legge-Meiſter und andere zum Linnen-Meſſen, Zeichnen und Packen benöthigte Leute beſtellen und verdingen, und alle dasjenige ſonſten thun, anordnen und zu Werke richten mögen, was Unſere hierbey ihnen zugeſtellte Legge-Ordnung mit ſich bringt, und ſonſten

zu

zu Beförderung des Linnen-Handels gereichet und izt beſagter Ordnung und Legge-Gerechtigkeit gemäß iſt. Urkundlich Unſere eigenhändige Unterſchrift und angehängten großen Inſiegels. So geſchehen und gegeben in Unſer Reſidenz-Stadt Hannover, d. 28 Sept. 1688.

Ernſt Auguſtus.

Unſers von Gottes Gnaden Ernſt Auguſti, Biſchofen zu Osnabrück, Herzogen zu Braunſchweig und Lüneburg Legge-Ordnung vor Unſer Stadt Hammeln.

Erſtlich, ſollen Schultheiſſen, Burgemeiſter und Rath, Unſerer Stadt Hammeln eine Legge-Bank oder Legge-Tiſch, auf Maße und Weiſe wie an andern Orten, wo dergleichen Linnen-Leggen ſeyn, gebräuchlich iſt, verfertigen laſſen, worüber das Linnen zu ziehen, und ſowohl die Länge als Breite nachzumeſſen.

2. Zu Meſſung des Linnens, wie auch zu Erkennung, was es vor Art Linnen ſey, und deſſen Zeichnung, ſollen von Schultheiſſen, Burgemeiſtern und Rath, und deren Ambts-Nachfolgern, ein Legge-Meiſter und zwey andere dazu tüchtige und des Werks verſtändige Leute beſtellet und in eydliche Pflicht genommen, auch nebſt dem, und

3. aus Mittel des Raths zwey Perſonen, ſo ſich auf das Linnen und den Linnen-Handel verſtehen, verordnet werden, welche die Aufſicht zu haben, auch wenn beym Meſſen, oder vor was Art Linwand dieſes oder jenes Stück zu halten und zu paſſiren ſey, und dergleichen mehr Streit oder Zweifel vorfället, ſolches zu ermeßigen und zu entſchuldigen, es wäre denn,

4. daß die Sache ſo beſchaffen, daß dabey mehrer Unterſuchung nöthig, welchen Falls zwar dieſelbe an die Juſtitz zu verweiſen, gleichwohl aber ſoll darinnen ohne einige Weitläuftigkeit und ordentlichen Proceſs, ſchleunigſt verfahren werden.

5. Des Legge-Meiſters und der beyden übrigen zu Meß- und Zeichnung des Linnen beſtellenden Leute Eyd ſou darauf vornemlich gerichtet ſeyn, daß ſie das Linnen recht meſſen, auch, wovor daſſelbige zu halten und zu paſſiren, nach ihren beſten Wiſſen und Gewiſſen zu erkennen, und die Zeichnung darnach unpartheyiſch thun, untaugliches Linnen aber, oder das ſeine gehörige Breite nicht hat, gar nicht zeichnen, im übrigen die Leute zur Ungebühr nicht aufhalten, von niemanden ein mehrers als verordnet iſt, weder fordern, noch auch, da es ihnen gleich gutwillig angeboten werden ſollte, nicht nehmen, einen jeden nach der Ordnung, wie er ſich angiebet, ohne Unterſcheid, er ſey Bürger oder Bauer, er bringe viel oder wenig zur Legge, abfertigen, und männiglichen glimpflich und wohl begegnen, damit alſo die Leute ſo viel mehr bewogen werden, ihr Linnen nach der Legge zu bringen.

6. Das Linnen und Drell, ſo auſſer Landes verfahren werden ſoll, iſt durch beeydigte Packer, zu Verhütung alles Unterſchleifes, und damit die Hammelſche Legge und von da kommendes Linnen in deſto beſſer Credit kommen möge, einzuballen und zu packen.

7. Wegen des Sortiments oder Art Linnen bleibet es zwar bey dem insgemein ſo genannten Ober- und Unterbande. Wann noch beſſer Linnen oder Drell als Oberband, oder auch geringer als Unterband zur Legge gebracht wird, und nicht zu einem von beyden izt gedachten Sorten gehört, ſo ſoll daſſelbe gleichfalls angenommen, gemeſſen und gezeichnet werden.

8. Es

8. Es ſoll aber die Zeichnung folgendergeſtalt geſchehen. Wenn nemlich das Linnen Oberbändig iſt, ſoll daſſelbe auf beyden Seiten mit einer Corde feſtgebunden, und die Zahl der Ellen nebſt dem Stadt-Wapen vor der Corde oder Binde, geſetzet werden. Wenn es aber vor Unterband æſtimiret wird, iſt die Zahl der Ellen, und das Stadt-Wapen hinter der Corde zu ſetzen. Iſt das Linnen aber beſſer als Oberbändig, ſoll daſſelbe an ſtatt des Stadt-Wapens mit einem Pferd gezeichnet, das ganz ſchlechte Linnen aber, ſo nicht vor unterbändiſch, im übrigen aber der Breite halber ſonſten nicht gar untauglich zu halten iſt, ſoll nur in der Mitte gebunden, und dabey die Ellen-Zahl, nebſt dem Stadt-Wapen geſetzet werden.

9. Wann eine Parthey Linnen oder Drell zur Legge gebracht wird, ſoll von 100 Ellen Linnen mehr nicht als 3, und vor 100 Ellen Drell 4 Mgr. gegeben werden. Da aber nur ein oder zwey Stück gebracht werden, iſt von 20 Ellen Linnen 6 Pf. und von Drell 7 Pf. zu geben.

10. Von dieſem Gelde ſollen die Legge-Meiſter und übrige Bediente beſoldet, auch übrige Legge-Koſten geſtanden werden, und führet davon der Legge-Meiſter die Rechnung, worauf deſſen Eyd in ſpecie mit zu richten.

11. Sollte ein Ueberfluß mit der Zeit davon zu erhoben ſeyn, ſo ſoll ſelbiger denen Stadt-Cammer-Intraden und dem Stadt-Credit Weſen zum beſten angewandt werden.

12. Damit auch dieſer Linnen-Handel ſo viel beſſer von ſtatten gehe, ſo verordnen, ſetzen und wollen Wir, daß, wenn ein Bürger Unſer Stadt Hammeln einem Leinweber in oder auſſerhalb der Stadt Geld auf Linnen oder Drell vorgeſchoſſen, oder Leinſaamen auf Credit gegeben, der Creditor nicht allein reſpective den näher Kauf des Linnen oder Drells, nach ſeinem rechten und billigen Werth, ſo lange nemlich daſſelbe einem andern Käufer nicht allbereit würklich abgefolget und tradiret iſt,

haben, ſondern ihm auch ſonſten, durch ſchleunige rechtliche Hülfe zu ſeinem Vorſchuß wieder verholfen werden ſoll.

13. Wir behalten uns darneben vor, dieſe Ordnung zu ändern, zu vermehren und zu erläutern. Signatum in Unſer Reſidenz-Stadt Hannover, den 28 Sept. Anno 1688.

Ernſt Auguſtus.

Auezug aus der Legge-Ordnung für die Stadt Göttingen, v. 18 März 1777.

Niemand ſoll inländiſches Leinen verkaufen oder kaufen, wenn es nicht mit dem Legge-Zeichen verſehen iſt. Alle flächſene Kauf-Leinen ſollen nur zu zweyerley Breiten, nähmlich vom Stuhl oder ungebleicht $1\frac{1}{16}$ und $1\frac{1}{16}$ Elle breit, gemächt werden. Die Länge ſoll allemahl $20\frac{1}{2}$, 41, $61\frac{1}{2}$, 82, $102\frac{1}{2}$ oder 123 Ellen halten, damit ein ſolches Stück, wenn es zur Legge gebracht wird, zu mehrerer Verkäuflichkeit, in Stücke von 20 Ellen getheilt, und auf jede ſolche Stiege, wegen des nachherigen Verluſtes in der Bleiche, eine halbe Elle zugegeben werden könne. Die Ellen, die ein Stück über die vorerwähnte Ellen-Zahl hält, werden auf der Legge abgeſchnitten, und dem Eigenthümer zurück gegeben. Auf der Legge wird jedes Stück mit dem landesherrlichen Wapen, und der Umſchrift: Göttingiſche Legge, gezeichnet. Die erſte und beſte Sorte erhält Nro. 1; dann folgen Nro. 2, 3, 4, 5. Was noch ſchlechter iſt, wird in der Mitte des Stückes mit Nro. 0, und das, was nicht $\frac{1}{4}$ oder $\frac{3}{4}$ E. breit iſt, noch auſſerdem mit S. B, das iſt, Schmal-Band, bedruckt. Die hedener Leinen ſollen ebenfalls nur zu zweyerley Breiten, nähmlich zu $1\frac{1}{16}$ und zu $1\frac{1}{16}$ Elle breit, gewebt werden. Die Länge aber bleibt der Willkür des Webers überlaſſen. Sie werden, nach ihrer Güte, von Nro. 1 bis Nro. 4 bezeichnet. Alle Weber ſollen die Weber-Kämme von angeſezten und beeidigten

igten Kamm-Machern kaufen. Auf der Legge wird jedes Stück, nachdem es geplandert ist, durch Hülfe eines besondern Werkzeuges ordentlich und dicht zusammen gerollet und benähet.

Legge-Ordnung für das Amt Ravensberg.

De dato Berlin, d. 20 Sept. 1791.

Wir Friedrich Wilhelm von Gottes Gnaden König von Preussen ꝛc. Thun kund und fügen hiermit zu wissen: Um bey der schon seit alten Zeiten in Unserer Grafschaft Ravensberg und zwar in dem Amte gleiches Nahmens vorhandenen Manufactur von sogenannten Löwend-Linnen einige sich eingeschlichene Mißbräuche abzustellen, und eine solche Ordnung dabey einzuführen, welche sowohl den Fabrikanten als Kaufleuten zum wahren Vortheil gereicht und bey Ausländern Zutrauen erwirbt, haben Wir für nöthig erachtet, die in der allgemeinen Legge-Ordnung für die Grafschaft Ravensberg vom 7ten May 1719. in Ansehung des Löwend-Linnens enthaltene Vorschriften näher zu bestimmen, und nachstehende besondere Legge-Ordnung für das Amt Ravensberg ausfertigen zu lassen. Es soll also

I.

bey der Verfertigung des Linnens Folgendes beobachtet werden:

Was bey Verfertigung des Linnens und in Ansehung der Weber-Kämme zu beobachten.

1. Diejenigen welche sich damit abgeben, müssen das Garn gehörig sortiren, und zu jedem Stücke ein gleiches Gespinnst nehmen, auch bey Strafe von 10 Rthlr. kein Garn mit Kalk oder Kreide weiß machen, oder sonst im heißen Backofen verdorbenes Garn zum Wirken des Löwend-Linnens brauchen.

Auch wird bey gleicher Strafe der Gebrauch des Heeden-Garns zur Schierung verbothen.

Schlechte Enden ſollen auf der Legge abgeſchnitten werden; jedoch ſteht dem Weber frey, ſolche zu behalten oder zu verkaufen.

2. Die Kamm-Macher ſollen vereidet werden, daß ſie keine Weber-Kämme unter 22 Gingen zu der vorſchriftsmäßigen Breite anfertigen, noch die zu 22 Gingen eingerichteten Weber-Kämme weiter ſtellen wollen, wenn ihnen ſolches auch von den Webern zugemuthet würde, um mit ſeinem Garne die vorſchriftsmäßige Breite mit 22 Gingen herauszubringen.

Bey den von einländiſchen vereideten Kamm-Machern verfertigten Weber-Kämmen bedarf es keiner beſondern Wroge. Es muß aber ein jeder Kamm-Macher ein eigenes beym Fabriken-Commiſſarius, oder bey der Legge-Kammer anzugebendes Zeichen einbrennen, damit man in dem Falle, wenn bey einem Weber-Kamm eine Unrichtigkeit verſpürt wird, ſogleich wiſſen kann, wer ſolchen verfertigt hat.

Die von unvereideten Kamm-Machern oder auſſer Landes verfertigten Weber-Kämme dürfen nicht eher gebraucht werden, bevor ſie nicht auf einer Legge-Kammer des Amts Ravensberg geeichet, und die ausländiſchen mit 2 Sgr. 4 Pf. pro Stück verſteuert ſind.

Sollten ſich bey denen von Zeit zu Zeit anzuſtellenden Unterſuchungen der Weber-Kämme welche finden, die nicht mit einem von einer Legge-Kammer oder einem vereideten Kamm-Macher eingebrannten Zeichen verſehen ſind, ſo ſollen ſolche confiſcirt, und denen ihren Weber, welche ſich unrichtiger Weber-Kämme bedienet haben, noch beſonders beſtrafet werden. Dagegen ſollen die Legge-Kammern die ächten vorhandenen Weber-Kämme nach beſondern Umſtänden mit dem Wroge-Zeichen verſehen.

3. Ein Stück Leinen-Linnen muß gerade 27 Ell, oder eine breyſeidene Elle, halten; es dürfen aber deren drey weniger ſeyn.

Die Schwerung muß nach Beſchaffenheit des Garns zu 12 und 13 Gingen, oder nach Verhältniß, geſchehen.

Da

Diejenigen Fabrikanten, welche Linnen, so dem osnabrückschen in der Schierung und Güte gleich ist, liefern, sollen von den Kaufleuten 2 bis 3 Pfennige auf jede Elle über den gewöhnlichen Preis erhalten. Obgleich in der alten Legge-Ordnung auf die falsche Schierung eine Strafe von 25 Goldgulden gesetzt ist, so wollen Wir doch solche hierdurch bey der ersten Contravention auf 5 Thaler für einen fehlenden ganzen Ging, und auf 2½ Rthlr. für einen halben Ging, bestimmen. Läßt sich aber ein Weber die falsche Schierung öfter zu Schulden kommen, so soll die Strafe verdoppelt, und nach Befinden noch mehr verhöhet werden.

4. Kein Stück Linnen soll über 105 Ellen lang seyn, und das Uebermaß auf der Legge abgeschnitten werden.

II.

Was den Verkauf des im Amte Ravensberg verfertigten Linnens betrifft, so soll

Vom Verkauf des Linnens.

1. kein Weber das Linnen gleich vom Weberstuhle an Vorkäufer oder an andere Fabrikanten, oder wer er sonst seyn mag, überlassen, sondern es muß ein jeder Weber, oder jeder Unterthan, welcher weben läßt, das Linnen nach einer von den drey Leggen des Amts bringen, daselbst leggen lassen, und den Legge-Impost entrichten, bey Strafe der Confiscation.

Derjenige Ein- oder Ausländer, welcher eines Vorkaufs des Linnens, ehe solches nach der Legge gebracht worden, überführt wird, soll eine Geldstrafe von 20 Rthlr. für jedes Stück erlegen, oder, wenn er nicht des Vermögens ist, die Geldstrafe zu entrichten, mit vierzehntägiger Gefängniß bey Wasser und Brod bestraft werden.

2. Der Weber ist schuldig, mit dem Linnen selbst zur Legge zu kommen, oder doch seine Frau oder denjenigen von seinen Hausgenossen, welche er zum Weben braucht, zur Legge zu schicken, damit ihm die Feh-

ler, welche beym Weben begangen seyn möchten, gezeigt werden können.

3. Jeder Unterthan, der Linnen webt, oder weben läßt, soll vom Fabriken-Commissarius mit einem Buche versehen werden, worin er die zur Legge gebrachten Stücke verzeichnen lassen muß.

4. Kein Weber oder Unterthan darf, bey Strafe von 5 Rthlr., sein Linnen unter fremden Nahmen, als z. B. auf den Nahmen seiner Mägde, Backhäuser, Leibzüchter, Heuersleute, u. s. w. zur Legge bringen und zeichnen lassen, damit sich nicht ein und der andere auf solche Art der Berichtigung der darauf genommenen Vorschüsse entziehen kann.

Sollte ein Unterthan, der sich von einem Kaufmanne Geld auf abzuliefernde Linnen hat vorschießen lassen, überführt werden, von einem andern Kaufmanne gleichfalls auf abzuliefernde Linnen Geld geborgt zu haben, bevor der erste Gläubiger befriedigt ist, so soll er eine Strafe von 10 Rthlr. entrichten, oder nur mit einer verhältnißmäßigen Leibesstrafe belegt werden.

Auch der Kaufmann, der wissentlich Linnen an sich kauft, welches auf einen fremden Nahmen zur Legge gebracht, oder schon an einen andern gegen einen Vorschuß versagt ist, soll eine Strafe von 10 Rthlr. entrichten.

5. Die Legge-Bedienten müssen bey den Webern ihres Bezirkes monathlich wenigstens ein Mahl Nachfrage halten, und nachsehen, wie viel Werke oder Stöcke ein jeder aufgenommen oder in der Arbeit hat, und wie weit er damit gekommen ist. Das davon zu haltende Verzeichniß sollen sie nach Ablauf jedes Monaths bey dem Fabriken-Commissarius abgeben.

III.

Da bisher das Löwend-Linnen des Amts Ravensberg auf den Leggen keinen festen Preis gehabt, sondern jedes Stück vom Kaufmanne nach einem willkürlichen Preise erhandelt worden ist: so haben sich die Legge-Bedienten um die Güte des Linnens nicht bekümmert, sondern deren Beurtheilung lediglich dem Kaufmanne überlassen. Künftig sollen sie aber, bey Vermeidung scharfer Ahndung, auf alle Mängel genau Acht haben, und diejenigen Stücke welche davon frey sind, nach Beschaffenheit der Güte, mit No. 1. 2. 3. und 4. zeichnen, wovon der auf auswärtigen Leggen und Handels-Plätzen übliche Preis auf eine auszuhängende Tafel angeschrieben werden soll. Und liegt dem Fabriken-Commissarius ob, von diesen Preisen Nachricht einzuziehen und solche den Legge-Officianten bekannt zu machen. Würdigung des Linnens nach 4 Classen.

Um die Weber noch mehr aufzumuntern, tüchtiges Linnen zu verfertigen, werden Wir für diejenigen, welche die ersten Stücke, und in der Folge die meisten Stücke von No. 1 und 2 zur Legge bringen, besondere Prämien aussetzen, und deshalb das Erforderliche besonders verfügen.

In Ansehung derjenigen Stücke Linnen, welche unter keine von den vier Classen gebracht werden können, bleibt es auf den bisherigen Fuß.

Wenn der Weber sein Linnen auf der Legge nicht zu einem annehmlichen Preise anbringen kann, steht ihm frey, solches ausser Landes zu verkaufen; jedoch muß er in solchem Falle doppelte Legge-Gebühren entrichten, wogegen ihm die Legge-Kammer einen Schein zur Ausfuhre zu ertheilen, und auf dem Stücke selbst das Ellen-Maß ganz genau zu bemerken schuldig ist.

IV.

Bestimmung gewisser Legge-Tage.

Um bey den Leggen eine Concurrenz von mehrern Käufern zuwege zu bringen, soll künftig die zu Versmold, 4 Tage in der Woche, die zu Halle 3 Tage, und die zu Borgholzhausen 2 Tage in der Woche offen seyn, und zwar von Ostern bis Michaelis von 7 Uhr Morgens bis 12 Uhr Mittags, und von 1 Uhr Nachmittags bis 6 Uhr Abends; von Michaelis bis Ostern aber von 8 Uhr Morgens bis 12 Uhr, und von 1 Uhr bis 4 Uhr Nachmittags.

V.

Bestimmung der Accise- und Legge-Gebühren.

Die Accise- und Legge-Gebühren sollen nicht erhöhet werden, sondern es bleibt bey dem bisherigen Impoſte von 2 Ggr. 8 Pf. für jedes Stück ohne Unterschied, welches bis 100 Ellen hält.

Ausserdem erhalten die Legge-Bedienten das hergebrachte Emolument von 8 Pfenn. für jedes Stück, wogegen sie den Kaufleuten in Binden und Packen des Linnens Hülfe leisten müssen.

VI.

Den Legge-Bedienten wird, bey Verlust der Bedienung und anderer empfindlicher Bestrafung, untersagt, von den Kaufleuten oder Webern Geschenke an Wein, Tobak, oder worin sie sonst bestehen mögen, zu nehmen. Vielmehr müssen sie sich bey der Messung sowohl als der Zeichnung, jederzeit unparteyisch bezeigen, und den Webern die etwa begangenen Fehler mit Glimpfe vorhalten, so wie auf der andern Seite die Kaufleute und Weber sich gleichfalls ordentlich betragen, den Vorgesetzten der Legge nicht widerreden, noch weniger schelten oder fluchen, keinen Tobak rauchen, noch Wein oder Branntwein trinken sollen, worauf der Fabriken-Commissarius mit zu sehen hat.

Kein Weber, oder wer sonst Linnen zur Legge bringt, darf solches beym Vermessen selbst streichen oder ankreiden, sondern dies ist die Obliegenheit der Legge-Bedienten.

VII. Uebri-

VII.

Wie es mit ausländischen Linnen zu halten.

Uebrigens bleibt den Linnen-Händlern frey, auswärtiges Linnen in Parteyen anzukaufen und weiter zu verſenden, ohne daß ſie ſolches zur Legge zu bringen oder etwas davon zu entrichten brauchen. Wäre aber den Linnen-Händlern daran gelegen, daß dergleichen Linnen als einländiſch mit No. 1. 2. 3. oder 4. gezeichnet wird, ſo müſſen die Legge-Bedienten ſolches im Beyſeyn des Fabriken-Commiſſarius auf das genaueſte unterſuchen, und ſich bey Verluſt ihres Dienſtes darunter keine Parteylichkeit zu Schulden kommen laſſen.

Wir befehlen alſo Unſerer Krieges- und Domainen-Kammer, Land- und Steuer-Räthen, nicht weniger den Beamten des Amts Ravensberg und daſigem Fabriken-Commiſſario, mit allem Ernſt über dieſe Legge-Ordnung zu halten, und dahin zu ſehen, daß die Contraventiones geſetzmäßig beſtraft werden.

Der Fabriken-Commiſſarius, oder die Legge-Kammer, ſoll von jeder Contravention ein Protokoll aufnehmen, und ſolches an den Steuer-Rath, dieſer aber an die Krieges- und Domainen-Kammer einſenden.

In wichtigen und erheblichen Fällen ſoll dem Amte oder einem Fiſcal die Unterſuchung aufgetragen, und von der Kammer-Juſtiz-Deputation das Erkenntniß abgefaſſet werden.

Urkundlich unter Unſerm beygedruckten Königlichen Inſiegel. Gegeben zu Berlin, den 20 Sept. 1791.

(L.S.)

Auf Sr. Königlichen Majeſtät allergnädigſten Special-Befehl.

v. Blumenthal. v. Heinitz. v. Mauſchwitz.

Leg-

Legger, Waſſer-Legger; ſiehe Leger 2, oben, S. 783.

Leghorn, ſiehe Livorno.

Legieren, Legierung; ſiehe Legiren.

Legion, aus dem Lat. Legio, eine gewiſſe Schaar römiſcher Soldaten zu bezeichnen, welche anfänglich nur aus 3000 Mann zu Fuße beſtand, bis ſie endlich nach und nach, und ſtufenweiſe, bis auf 6000 Mann ſtieg. Figürlich, auch oft ſo viel als eine große unbeſtimmte Menge.

Das lateiniſche Wort Legio, welches eigentlich eine beſtimmte Anzahl von Soldaten bey den Römern bedeutet, Matth. 26, 53. Marc. 5, 9 (1), kommt von legere her, welches bey den römiſchen Schriftſtellern oft an ſtatt eligere, wählen, gebraucht wird, indem die Römer, bey Errichtung einer Armee, gemein-

(1) In der Stelle, Matth. 26, 53: „Oder meineſt du, daß „ich nicht könnte meinen Vater bitten, daß er mir zu„ſchickte mehr denn zwölf Legionen Engel? ſieht Chriſtus vermuthlich auf die römiſche Miliz, und verſteht unter den zwölf Legionen, deren er hier gedenkt, ſo viele Legionen, als dazu gehörten, eine vollſtändige Armee auszumachen (*). Vermuthlich ſieht er damit auch auf die Zahl ſeiner Jünger. Petrus hatte dem Knechte des Hohenprieſters das Ohr abgehauen (Marc. 14, 47.), und die Jünger Chriſti befanden ſich damahls in großer Noth; daher ſagt Chriſtus, er könne gar wohl ſeinen Vater bitten, daß er ſeinen eilf Jüngern, und ihm ſelbſt als dem Zwölften, eine Legion zum Schutz ſchicken könnte, weil Chriſtus mit ſeinen damahligen Jüngern, auſſer dem Judas, der ſich von ihm getrennet hatte, eine Anzahl von zwölf Perſonen ausmachte.

Aus

(*) S. *Weſthovii* Obſervation. ad paſſion. Chriſti, p. 293.

VII.

Uebrigens bleibt den Linnen-Händlern frey, auswärtiges Linnen in Parteyen anzukaufen und weiter zu verſenden, ohne daß ſie ſolches zur Legge zu bringen oder etwas davon zu entrichten brauchen. Wäre aber den Linnen-Händlern daran gelegen, daß dergleichen Linnen als einländiſch mit No. 1. 2. 3. oder 4. gezeichnet wird, ſo müſſen die Legge-Bedienten ſolches im Beyſeyn deß Fabriken-Commiſſarius auf das genaueſte unterſuchen, und ſich bey Verluſt ihres Dienſtes darunter keine Parteylichkeit zu Schulden kommen laſſen.

Wie es mit ausländiſchen Linnen zu halten.

Wir befehlen alſo Unſerer Krieges- und Domainen-Kammer, Land- und Steuer-Räthen, nicht weniger den Beamten deß Amts Ravensberg und daſigem Fabriken-Commiſſario, mit allem Ernſt über dieſe Legge-Ordnung zu halten, und dahin zu ſehen, daß die Contraventiones geſetzmäßig beſtraft werden.

Der Fabriken-Commiſſarius, oder die Legge-Kammer, ſoll von jeder Contravention ein Protokoll aufnehmen, und ſolchen an den Steuer-Rath, dieſer aber an die Krieges- und Domainen-Kammer einſenden.

In wichtigen und erheblichen Fällen ſoll dem Amts oder einem Fiſcal die Unterſuchung aufgetragen, und von der Kammer-Juſtiz-Deputation das Erkenntniß abgefaſſet werden.

Urkundlich unter Unſerm beygedruckten Königlichen Inſiegel. Gegeben zu Berlin, den 20 Sept. 1791.

(L.S.)

Auf Sr. Königlichen Majeſtät allergnädigſten Special-Befehl.

v. Blumenthal. v. Heinitz. v. Manſchwitz.

Kett-

nipulus 2 Centurien; allein, nachdem die Legion z. B. 3000 Mann ſtark war, beſtand eine Centuria auch nur aus 50 Mann; war ſie aber 6000 Mann ſtark, ſo beſtand die Centurie aus 100 Mann, als woher ſie auch den Nahmen hat. Nach dem alſo die Legion ſtark oder ſchwach war, waren auch die Cohortes, Manipuli und Centurien ſchwach oder ſtark (8). Jede Centurie commandirte ihr Centurio, die ganze Legion aber bald nur der Primipilus, oder oberſte Hauptmann, bald aber auch ein Tribunus, oder Legatus (ſ. im I Th., S. 730, und 743), welchen doch ſonſt, wie unſern Stabs-Officieren oder Generalen, keine gewiſſe Truppen angewieſen waren. Um die Legionen von einander unterſcheiden zu können, nannte man ſie insgemein nach der Zeit, wie ſie errichtet worden, Prima, Secunda, Tertia, u. ſ. f., und das bis auf Trigeſima Septima, ſo viel unter dem Vespaſiano waren (9); doch bekamen ſie auch Nahmen von denen Ländern, wo ſie ſtanden, und von den durch ihre Beyhülfe beſiegten Nationen, z. B. Legio Germanica, Britannica, Parthica, Scythica, Gallica; theils von den Göttern, als: Legio Venerea, Apollinaris; theils von denjenigen, welche ſie angeworben und errichtet hatten, als: Auguſta, Claudia; theils endlich von einer oder der andern Begebenheit, und dem Ausgange einer Schlacht, als: fidelis, victrix, rapax, fulminatrix, u. ſ. f. (10). Siehe auch im I Th. S. 728, fgg.

Was die Legio fulminatrix betrifft, ſo bezieht ſich dieſes auf die gewöhnliche Erzählung eines Wunders, welches im Jahr 174 nach Chriſti Geburt mit einem Trupp chriſt-

(8) *Poeſchel.* ad *Polyb.* de Milit. Rom. c. 1, §. 9.

(9) *Dio*, L. 38.

(10) *Belus* Rom. reſtit. L. 4, c. 5.

meinigkich die beſten Leute auslaſen. Die Stärke einer ſolchen Legion bey den Römern wird ſehr verſchieden angegeben. Schon Romulus errichtete dieſelbe, und zwar machte er jede 3000 Mann Fußvolk und 300 Mann Cavallerie ſtark (2). Nachdem aber die Sabiner mit in die Stadt aufgenommen wurden, wurde jede Legion 6000 Mann Infanterie ſtark gemacht, und ihr 600 Mann Cavallerie zugegeben (3); welches aber Einige nicht glauben, ſondern meinen, daß, wenn ja einige Veränderung vorgegangen ſey, die Legion auf 4000 Mann geſetzt, und daher auch quadrata genannt worden ſey. Wenigſtens geſchahe dieſes von dem *Valerio Poplicola* (4). Allein, im J. 542, wurde ſie auf 5000 Mann zu Fuße, und 300 Reiter, eingerichtet (5), und im J. 583 auf 6000 Mann zu Fuße, wobey die 300 Reiter blieben (6). *Marius*, als er nach Afrika übergehen wollte, ſetzte ſie auf 6000 Mann zu Fuße, und 200 zu Pferde (7). Wofür es doch auch wieder bey 5000 Mann blieb, und alſo alle Aenderungen damit kaum anzumerken ſind. Indeſſen wurde ſie doch wieder in 60 Centurien, 30 Manipulos und 10 Cohortes eingetheilet, ſie mochte ſonſt ſo ſtark ſeyn, als ſie wollte. Es begriff alſo eine Cohors 3 Manipulos, und ein Manipulus

Aus der andern Stelle, Marc. 5, 9: „Und er fragte „ihn, wie heißeſt du? Und er antwortete und ſprach: „Legion heiße ich, denn unſer ſind viel,“ ſieht man offenbar, daß zu einer römiſchen Legion ſehr viele gehört haben (*).

(2) *Plutarch.* Rom. c. 9. (3) Eb. daſ. c. 15.

(4) *Dion. Halic.* L. 5, c. 4. *Liv.* L. 6, c. 22. L. 7, c. 25.

(5) *Liv.* L. 26, c. 28. (6) *Liv.* L. 43, c. 14.

(7) *Feſtus* ap. *Sigon.* de Ant. Jur. C. R. L. 1, c. 15.

(*) S. *Köcheri* Analecta ad Marc. V. 9, p. 567.

aber ſeine Stellung war doch auch ſo, daß die Römer nie anders, als durch einen Zufall, gerettet werden konnten. Der Feind hatte den Rücken frey, und Antoninus war eingeſchloſſen, ſo, daß ſeine Armee Hungersnoth litt, und beſonders durch die brennendſte Hitze und den gänzlichen Mangel an Waſſer in die äuſſerſte Noth kam. Ganz natürlich war es dann, daß alles gen Himmel um Rettung ſeufzte, die Heiden zu ihren Götzen, und die unter der Armee befindlichen Chriſten zu dem einigen wahren Gott. Plötzlich fiel ein ungemein ſtarker Regen, welcher von den Römern begierig aufgefangen wurde, und ſie ungemein erquickte. Gleich darauf entſtand auch ein fürchterliches Gewitter mit ſchrecklichen Schloßen. Unter währendem Gewitter glaubten die Marcomannen, daß es Zeit ſey, etwas zu unternehmen, und fielen die Römer in ihren trübſeligen Umſtänden an, wurden aber wider alle Erwartung glücklich geſchlagen; und der Hagel, welcher ſie am meiſten traf, half treulich dazu, ſie zu Grunde zu richten. Als die Schlacht gewonnen war, ſchrieb im römiſchen Heere, jede Religions-Partey den Regen, das Gewitter und den Sieg, ihrem Gebete zu. Die Heiden opferten ihren Göttern, und die Chriſten glaubten, daß der Gott, dem ſie jezt dankten, Glück und Sieg in ihre Hände gegeben hätte. Von der Zeit an lieſet man in den heidniſchen und chriſtlichen Schriftſtellern Nachrichten von dem Wunder der donnernden Legion; und Einige behaupten, daß der Kaiſer ſelbſt einer Anzahl chriſtlicher Soldaten dieſen Nahmen gegeben habe. So ſchreiben es *Apollinaris*, *Tertullianus* und *Euſebius*, und gleichwohl weis man ſchon von der Zeit des Auguſtus her eine Legion in Cappadocien, die den Nahmen der donnernden führt. Einige Geſchichtſchreiber haben es unwahrſcheinlich gefunden, daß bey dem Haſſe der Heiden gegen die Chriſten, und bey der Abneigung der Chriſten

zu

zu Kriegs-Dienſten, eine ſolche Schaar, als eine Legion ausmachte, in der heidniſchen Armee aus Chriſten beſtanden hätte. Man weis ja aber, daß die Kaiſer nach den Triumviraten nicht ſtets die Einrichtung der vorigen Zeiten beybehielten, und daß Legion, Cohorten ꝛc. von den Feldherren beſtimmet wurden, wie ſtark ſie ſeyn ſollten. Es mußte ja alſo eine Legion unter dem Antonin nicht gerade ſo ſtark ſeyn, als zu den Zeiten der Conſuls und des kriegeriſchen Dictators; daher iſt es ja wohl möglich, eine ſolche Anzahl Chriſten in der Armee zu finden, die, wie man es damahls rechnen wollte, eine Legion ausmachten, und die eben aus Haß zuſammengeſtellet worden waren, damit man deſto leichter ihr Verſehen rügen, oder dies und jenes auf ſie ſchieben könnte. Ueberdies war der Chriſten-Haß mehr unter den Procuratoren der vom Hofe entfernten Provinzen und unter dem Pöbel, als am Hofe des Antoninus; und ob er gleich zugab, daß die vierte Haupt-Verfolgung gegen die Chriſten erging, ſo ſcheint doch dieſes die Möglichkeit noch gar nicht aufzuheben, daß nicht eine chriſtliche Legion unter ſeiner Armee habe ſeyn können. Werden nicht in vielen römiſch-katholiſchen Ländern die Proteſtanten verfolget? und doch ſind ihrer mehr, denn eine Legion in der Armee, und genießen dort im Militair-Stande die Freyheit, die ſie im Civil-Stande aus allerley Urſachen entbehren.

Tertullianus gedenkt in ſeinem Apologetico, c. 5, eines Schreibens des Kaiſers, (und beym *Juſtinus Martyr* findet man es ſeiner Schutzſchrift beygedruckt,) an den Senat in Rom, in welchem er ſeinen Sieg, Regen und Donner-Wetter dem Gebete der Chriſten zugeſtehen ſoll. *Dio Caſſius* hingegen verſichert, ein ägyptiſcher Zauberer in dem Gefolge des Kaiſers, habe durch ſeine Künſte und Beſchwörungen das Wetter hervorgebracht. *Capitolinus, Themiſtius*

miſtius und *Claudianus* ſchrieben es dem Gebete des Kaiſers und ſeiner Soldaten zu, durch welches die Götter bewogen worden wären, ihnen Sieg gegen ihre übermächtigen Feinde zu geben. *Euſebius*, ein chriſtlicher Schriftſteller, ſagt aber Hiſt. eccl. L. 5, c. 5, ausdrücklich, daß bey der großen Gefahr des römiſchen Heeres, die Legion, welche Melitina hieß, und welche wegen ihres Glaubens bis auf ſeine Zeit geblieben ſey, ſich auf ihre Knie geworfen, und zu Gott ernſtlich um Hülfe gerufen hätte. Einige hundert Jahr nach allen dieſen Nachrichten vermehrte *Xiphilinus* den ſchon angeführten Bericht des *Dio Caſſius* in den Auszügen, die er aus dieſem Schriftſteller machte, und ſetzt ſogar hinzu, daß der Oberſte der Leib-Wache dem Kaiſer gemeldet hätte, die Chriſten könnten, wie man ſagte, alles ausrichten, und er habe eine chriſtliche Legion unter ſeinem Heere; darauf habe der Kaiſer ihnen befehlen laſſen, zu ihrem Gott um Hülfe zu rufen; die Chriſten wären glücklich erhört worden, und der Kaiſer habe ihnen, zu ewigem Andenken, den Nahmen Legio fulminatrix beygelegt. In Rom ſteht noch heut zu Tage die Ehren-Säule des M. Aurel. Antonin's, und die Geſchichte befindet ſich auf derſelben (*). Man ſieht nähmlich Soldaten, die ſich emſig bemühen, den fallenden Regen aufzufangen; aber nichts kommt vor, woraus man ſchließen könnte, daß dieſe Begebenheit den Chriſten oder einer chriſtlichen Legion zugeſchrieben worden wäre. Es läugnen nun wohl Clericus, Baumgarten und Moſheim, daß dieſe Begebenheit den Chriſten Vortheil verſchaffet habe; ja, Hr. Prof. Schröckh

(*) Man hat folgendes Werk davon: La Colonna di Marco Aurelio, ove è ſcolpita l'Hiſtoria della guerra e vittoria Marcomannica intagliata in acqua forte da *P. S. Bartoli*, e ſpiegata da *G. P. Bellori*. 78 Blätter in Noten-Format.

Schröckh sagt im 3 Th. seiner Kirchengeschichte, S. 151: „Hätte der Kaiser den Christen einen Antheil an diesem „Regen, Gewitter und Siege zugestanden, er würde sie zu„gleich für Erretter des Reichs erkannt haben, ihre so all„gemein bekannte und unläugbare Wohlthat müßte die „ausnehmendsten Wirkungen zu ihrem Vortheil gethan ha„ben, aber die Geschichte sagt von keiner einzigen etwas, „sie hat vielmehr ganz widrige aufbehalten.“

Daraus folgt aber nur so viel, daß die Heiden ihren Sieg nicht den Christen zugeschrieben haben, und daß man nach diesem Siege die Christen nicht glimpflicher behandelt habe, als zuvor. Wie oft aber läßt man einem Menschen nicht Gerechtigkeit wiederfahren, bloß weil man in hohem Grade wider ihn eingenommen ist, und eben so oft ist auch Undank der Welt Lohn. Alles was man etwan daraus mit Gewißheit folgern könnte, wäre, daß der Nahme Legio fulminatrix nicht ein Ehren-Prädicat des Kaisers selbst sey, sondern vielleicht ein Arrogat der Christen, oder ihrer Schriftsteller. Ist es ziemlich wahrscheinlich, daß in so großer Noth die ganze Armee um Errettung seufzte, warum kann nicht das Gebet der Christen, unter welchen es gewiß Gerechte gab, wirklich erhört worden seyn? denn des Gerechten Gebet vermag ja viel, wenn es ernstlich ist, und warum könnte denn nicht, ohne etwann aus Leichtgläubigkeit dieses anzunehmen, Regen, Wetter und Sieg eben so wohl eine Folge des Christen-Gebetes gewesen seyn, wie dort der Sieg Israels, wenn Moses seine Hände zum Herrn aufgehoben hielt. Ein wahrer Christ nimmt gewiß nicht Rücksicht auf die Religion seiner Obrigkeit, sondern er ist gleich gehorsam dem Gütigen und dem Wunderlichen, dem Herrn seines Glaubens und dem Fremden; denn er weis, jede Obrigkeit, die über ihn gesetzt ist, ist Gottes Ordnung. Er betet also ge-

wiß mit Inbrunſt für ſeine Vorgeſetzten, für das Wohl ſeines Landesherrn, in ſo weit es mit Gottes gutem gnädigen Willen übereinſtimmt. So haben gewiß auch die chriſtlichen Soldaten im Heer Antonin's, (wenn es nur wahrſcheinlich iſt, und dies dünkt mich, daß ſich unter denſelben ſolche befunden haben, weil die Gründe davon auf Zeugniſſen und Aeuſſerungen der Schriftſteller beruhen,) für das Wohl des Kaiſers gebetet; und warum ſoll der Herr, der Gott von Macht und Kraft, nicht auch auf ihr Gebet ihnen gleichſam ein Patent gegeben haben, aus welchem die Heiden, wenn ſie nicht vorſetzlich blind blieben, leſen konnten, daß die Chriſten ſein Volk wären, und daß ſelbſt die heidniſchen Verfolgungen ſeine Kirche nur deſto feſter gründen würden?

Ende des ſieben und ſechzigſten Theiles.

Nachricht für den Buchbinder.

Die Kupfer werden, nach der Ordnung der oben auf jeder Platte zur rechten Hand befindlichen Zahlen, hinten an das Buch, an ein Blatt Papier, damit ſie bequem herausgeſchlagen werden können, angekleiſtert.

Zusatz zu S. 692.

zwischen Leg und Leg-Penninge.

Leg, oder **Lege**, ein Bey- und Neben-Wort, leger, legſte, welches nur in einigen gemeinen Mund-Arten üblich iſt, wo es eigentlich niedrig bedeutet, in welchem Verſtande es vorzüglich im Niederdeutſchen vorkommt. Das Waſſer iſt leg, niedrig. Leges Waſſer iſt daſelbſt beſonders der niedrigſte Waſſerſtand bey der Ebbe. Leges Land, niedrig, tief gelegenes Land, im Gegenſatze des hohen. Das Leg-Mohr, ein niedriges Mohr-Land, im Gegenſatze des Hoch-Mohres. Figürlich wird es daſelbſt auch theils für kraftlos, unſchmackhaft gebraucht, leges Bier, ein leger Menſch, der keine Kräfte hat; theils für kränklich, leg ausſehen; theils für ſchlimm, böſe, wo auch Leger als ein Haupt-Wort für Noth, ſchlechte Umſtände üblich iſt, theils aber auch für verächtlich, niedrig, jemanden ſehr leg halten.

Im Däniſchen für niedrig lav, im Schwed. läg, im Holl. laeg, im Engl. low, im Isländ. lagr. Im Schwed. iſt Lagd ein niedriger Ort, im Holl. Leeghde. Die Nieder-Sachſen ſprechen es gemeiniglich mit einem geſchloſſenen oder ſcharfen, die gemeinen oberdeutſchen Mund-Arten aber mit einem offenen e aus. Es iſt das Stamm-Wort von dem Zeit-Worte legen. (ſ. S. 738, fgg.) In dem zuſammengeſetzten Donlege, abhängig, ſcheint lege mehr die Bedeutung des Zeit-Wortes zu haben, weil don gleichfalls tief bedeutet, gleichſam ſich niederwärts legend, d. i. neigend; ſo wie im Theuerdank in eben dieſem Verſtande, aber in anderer Betrachtung, anleg vorkommt, d. i. ſich aufwärts legend oder erſtreckend.

Das dahin iſt ein böſer weg
Stickel und gar wenig anleg.
Cap. 47.

Im Hochdeutſchen muß man beyde Richtungen durch abhängig ausdrucken, welches man in den Mund-Arten nicht nöthig hat.

Anmerk-

Anmerkung

wegen des dem gegenwärtigen Theile vorgesetzten Bildnisses.

Die allegorische Verzierung des gegenwärtigem Theile vorgesetzten Bildnisses des verehrungswürdigen Herrn Reichs-Grafen von Burghauß, bezieht sich auf zwey wichtige oekonomische Anstalten und Geräthschaften; nähmlich: die auf Dessen Veranlassung, wegen Einführung der Stall-Fütterung und Ersparung der Siede- und Häckſel-Schneider errichtete, durch Wasser getriebene Häckſel-Mühle, und den, zum Umackern des Getreides erfundenen sechs- und vier-scharigen Pflug, deren Beschreibung und Abbildung, nebst vorangeschickten Ergänzungen zum Art. Häckerling, (im XX Th. gegenwärtigen Werkes,) im J. 1793, auf 2 Bog. in groß Octav, nebst 2 Kupfer-Tafeln, bey meinem Herrn Verleger erschienen ist.

Verzeichniß derjenigen Bücher, so von der Jubilate-Meſſe 1794 bis dahin 1795. in dem Pauliſchen Bücher-Verlage zu Berlin herausgekommen und um beygeſetzte Preiſe zu haben ſind.

Baumgarten Cruſius. D. G. A. Schrift und Vernunft für denkende Chriſten. 1. 2. 3tes Bändchen. gr. 8. 1 thl. 20 gr.

Boltons, Jacob, Geſchichte der merkwürdigſten Pilze, mit 44 illuminirten Kupfern, 1ſter Theil, aus dem Engliſchen, mit Anmerkungen von D. C. C. Willdenow, gr. 8. 1795. 5 thl.

Borowski, G. H. Plan und Ankündigung einer privaten theoretiſchen und praktiſchen ökonomiſchen Lehranſtalt für Landwirthe der höheren Klaſſe, welche mit allerhöchſter Approbation und Beſtätigung Sr. Königl. Maj. des Königs von Preußen, zu Frankfurth an der Oder errichtet, und den 1ſten May 1795 eröffnet worden. gr. 8. 1795. 3 gr.

— — Abriß des praktiſchen Cameral- und Finanzweſens, nach den Grundſätzen der Landesverfaſſung und den Landesgeſetzen in Königl. Preußiſchen Staaten oder Preußiſchen Cameral- und Finanz-Praxis, 8. 1795. 1 thl. 16 gr.

Büffons Naturgeſchichte der vierfüßigen Thiere, 20ſter Band, mit 20 Kupfern, auf Druckpapier, gr. 8. Pränum. Preis, 12 gr. ord. 20 gr.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier, mit 20 ſchwarzen Kupfern, gr. 8. Pränum. Preis, 18 gr. ord. 1 thl. 4 gr.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier, mit 20 illumin. Kupfern, gr. 8. Pränum. Preis, 2 thl. ord. 2 thl. 20 gr.

Büffons Naturgeſchichte der Vögel, 22ſter Band, mit 44 Kupfern, auf Druckpapier, gr. 8. Pränum. Preis, 18 gr. ord. 1 thl. 4 gr.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier, mit 44 ſchwarzen Kupfern, gr. 8. Pränum. Preis, 1 thl. ord. 1 thl. 8 gr.

— — Daſſelbe Buch auf Schreibpapier, mit 44 illumin. Kupfern, gr. 8. Pränum. Preis, 3 thl. 12 gr. ord. 5 thl.

Allge-

Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten. 1ster Theil. Fortsetzungen, gr. 8. 1 thl. 12 gr.

Halle, J. C. fortgesetzte Magie, oder die Zauberkünste der Natur, 7ter Band, als des ganzen Werks 13te Band, mit 4 Kupfern, gr. 8. 2 thl.

Herbst, J. F. W. Naturgeschichte aller bekannten in- und ausländischen Insekten, als eine Fortsetzung der Büffonschen Naturgeschichte der Käfer, 6ter Band, mit 32 illuminirten 4to Kupfern, gr. 8. Pränum. Preis, 7 thl. 12 gr. ord. 11 thl. 20 gr.

Ideler, C. F. der Gartenfreund, ein Auszug aus des hrn. D. J. G. Krünitz ökonomisch-technologischen Encyklopädie, mit vielen Anmerkungen und 3½ Bogen Kupfer, gr. 8. 3 thlr. 12 gr.

Krünitz, D. J. G. ökonomisch-technologische Encyklopädie, oder allgemeines System der Staats-Stadt-Haus- und Landwirthschaft, in alphabetischer Ordnung, 63ster Band, mit ½ Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 1 thl. 6 gr. ord. 2 thl.

— — Desselben Buchs 64ster Band, mit 6 Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 2 thl 12 gr. ord. 3 thl. 20 gr.

— — Desselben Buchs 65ster Band, mit 5½ Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 2 thl. 8 gr. ord. 3 thl. 14 gr.

— — Desselben Buchs 66ster Band, mit 3½ Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 2 thl. ord. 3 thl.

— — Desselben Buchs 37ster Band, 2te Auflage, mit 1 Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 1 thl. 10 gr. ord. 2 thl. 4 gr.

— — Desselben Buchs 38ster Band, 2te Auflage, mit 3½ Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 1 thl. 21 gr. ord. 2 thlr. 21 gr.

— — Desselben Buchs 39ster Band, 2te Auflage, mit ¾ Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 1 thl. 8 gr. ord. 2 thl 2 gr.

— — Desselben Buchs 40ster Band, 2te Auflage, mit 7 Bogen Kupfer, gr. 8. Pränum. Preis, 2 thl. 17 gr. ord. 4 thl. 4 gr.

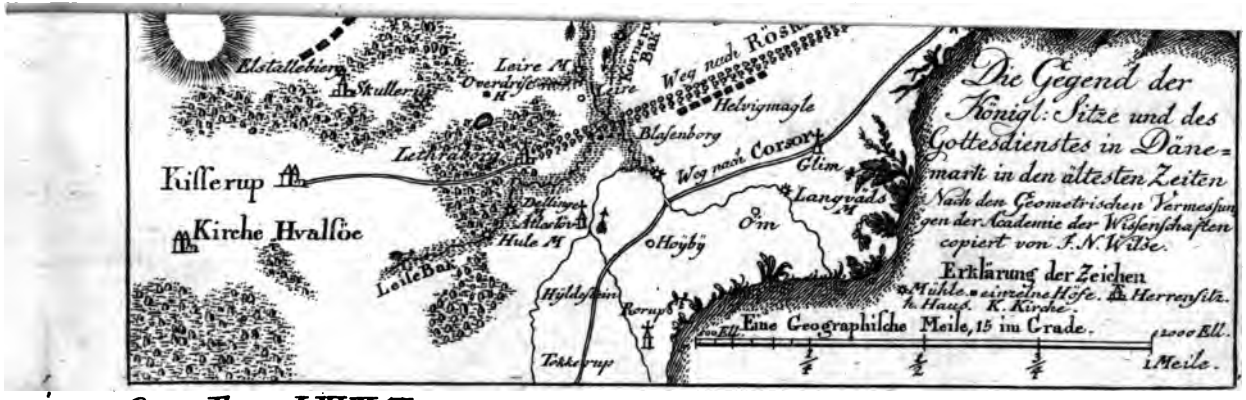
Lamotte, des Herrn Baron von, kameralistische und ökonomische Abhandlungen von sehr merkwürdigen und nützlichen Inhalts, 2ter Band, 2te Abtheilung, gr. 8. 12 gr.

132. 1

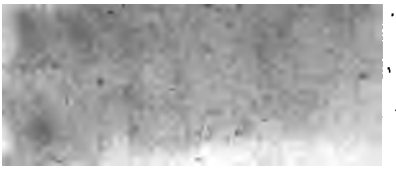
Gen. Tab. Line. LXIII Ile.

№ 3978. S. 561.

Cüstrin
Rhf. Ruth
Vorwerk
Mühle
Alt Lewin
Neu Barnim
CREIS
Friedland
Cüstrin
Alt Rosenthal



Oec. Enc. LXVII Th.



Stanford University Libraries
3 6105 014 898 964

AE
27
K8
V.67

STACK

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

SEP 2 5 1990